UNIV.OF
TORONTO
LIBRARY

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band XXVIII.

(Juli — August — September 1881.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

315295
2.5.35

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Capetown, J. H. Rose. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp K. Theobald. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Konstantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Lima, E. Riemeyer & Inghirami. — Lissabon, Edm. de Beaumont. — Liverpool, Charles Scholl. — London, R. Buchwald. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchh. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchh. — Neapel, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, H. Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Riemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. H. Manz. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.28

Inhalts-Verzeichniß

zum

achtundzwanzigsten Bande (Juli — September 1881).

		Seite
I.	E. v. Sydow, Was macht man auf Hohenstein? Novelle. II. (Schluß.)	1
II.	Ferdinand Cohn, Goethe als Botaniker	26
III.	Arthur Graf Seherr Thoß, Erinnerungen aus meinem Leben. II. (Schluß.)	57
IV.	† † †, Der Marquis Wielopolski und die russisch-polnischen Aussöhnungsversuche. II. (Schluß.)	81
V.	Berliner und Potsdamer Briefe eines preußischen Officiers aus dem Jahre 1848. III.	109
VI.	Adolf Goetticher, Rhodia. Ein neugriechisches Volksmärchen	129
VII.	Karl Frenzel, Die Berliner Theater	134
VIII.	Julius Rodenberg, Zur Erinnerung an Franz Dingelstedt	145
IX.	Erich Schmidt, Zum Jubiläum der Vossischen „Odyssee"	151
X.	R. Pischel, Fritze's Indisches Theater	153
XI.	H. Hettner, Zur chinesischen Literatur	155
XII.	Literarische Notizen	157
XIII.	Literarische Neuigkeiten	160
XIV.	Gustav zu Putlitz, Das Frölenhaus. Novelle. I.	163
XV.	A. Lammers, Wohlthätigkeit und Armenpflege	198
XVI.	E. Winkelmann, Deutschlands erster Inquisitor	220
XVII.	F. von Sarburg, Gino Capponi	235
XVIII.	Potsdamer und Berliner Briefe eines preußischen Officiers aus dem Jahre 1848. IV.	252
XIX.	Georg Gerland, Die Holländer und Engländer in Südafrika	268
XX.	von der Brüggen, Die Wandlung in Rußland	287
XXI.	Ferdinand Hiller, Ignaz Moscheles (1794—1870). Ein Erinnerungsblatt	302

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XXII.	F. Max Müller, Sprache und Sprachen	306
XXIII.	Von Nikolaus I. zu Alexander III.	309
XXIV.	Das Molière-Studium in Deutschland	311
XXV.	Otto Brahm, Neuere Novellen und Romane	314
XXVI.	Literarische Notizen	321
XXVII.	Literarische Neuigkeiten	325
XXVIII.	Gustav zu Putlitz, Das Frölenhaus. II. (Schluß.)	327
XXIX.	E. du Bois-Reymond, Die sieben Welträthsel	352
XXX.	Carl Bonstedt, Die Selbstverwaltung in Preußen	372
XXXI.	Arthur Milchhoefer, Heinrich Schliemann	392
XXXII.	Hermann v. François, Die Völkerschlacht bei Leipzig. Bericht eines Augenzeugen	417
XXXIII.	F. Heinr. Gefficken, Graf und Gräfin Circourt	438
XXXIV.	Erich Schmidt, Aus dem Liebesleben des Siegwartdichters	450
XXXV.	Frankreich vor den Wahlen	464
XXXVI.	B. A. F., Kunst und Kunstgeschichte	469
XXXVII.	Neue Bücher über Rußland	476
XXXVIII.	Zur historisch-politischen Literatur	483
XXXIX.	Literarische Notizen	485
XL.	Literarische Neuigkeiten	486

Was macht man auf Hohenstein?

Novelle

von

C. von Sydow.

(Schluß.)

Seit diesem Abend — er dachte nie darüber nach, warum? — vermied es Borodin, wie sonst, den Rückweg seiner Spaziergänge über Hohenstein zu legen. Sein Verkehr mit den Nachbarn beschränkte sich bald ganz auf die gegenseitigen Theeabende. Und auch an diesen war er — je länger, je auffälliger — nicht mehr der Alte. — Einige Zeit nach Weihnachten hatte er sein Buch vollendet; die Copie einem Verleger zugeschickt und das Original-Manuscript in die Hände des Kottwitz'schen Ehepaares gelegt. Und danach schien es, als fehle seinen Tagen der erwünschte Inhalt, denn eine ungleiche, manchmal vollständig in's Einsiedlerische gehende Stimmung bemächtigte sich seiner und seine schönen Züge nahmen unmerklich eine schmerzliche Schärfe an. — Anna behauptete zwar, er kranke durchaus nicht an der Sehnsucht nach einem unvollendeten Werke — höchstens an einem Stückchen seiner „ewigen Sehnsucht" — und auch das wollte sie nicht im Ernst gesagt haben; sie sei vielmehr einfach überzeugt, daß ihn die Nachwehen zu angestrengter Arbeit nervös machten; erst der Frühling würde das wieder bessern können. Ueberhaupt sei ja der lange Winter sensiblen Naturen nicht günstig; das sähe man auch an Lucie Kottwitz, welche noch weniger denn Borodin bei spärlicher Sonne gedeihen wolle, denn die rosigen Wangen des vorigen Jahres wären ihr in den letzten Monaten durchaus verloren gegangen, auch sänke sie jetzt wieder vollständig in jene Schweigsamkeit zurück, aus welcher ihre — das heißt Anna's — eigene Lustigkeit sie im Anfang ihrer Bekanntschaft so schnell herausgerissen habe.

Luciens verändertes Aussehen fiel auch noch Anderen, als Anna Borodin auf. Sie hatte ihren Mann gegen das Frühjahr mehrmals wegen häuslicher Besorgungen in die Garnisonstadt begleitet; und als Kottwitz bald darauf allein in die Stadt kam, mußte er es über sich ergehen lassen, fast von allen Bekannten auf die Veränderung seiner Frau angeredet zu werden. Er erwiderte diese Bemerkungen mit hastigem Achselzucken und suchte sie, als man sich zu

gemeinsamem Mittagsessen in's Casino begab, durch lärmende Heiterkeit und das mehrfache Knallen von Champagnerpfropfen, welche er auf seine Kosten springen ließ, zu übertönen. —

Wie Lucie zur Zeit über ihren Mann dachte, dürfte schwer zu sagen sein, denn scheinbar blieb das Verhältniß der beiden Gatten, die ja, was ihr Innerstes betraf, stets mehr neben- denn miteinander gelebt hatten, dasselbe wie früher. Nur wenn sich Kottwitz seiner Frau mit einem jetzt oft wieder an burschikose Rohheit grenzenden Humor nahte, zog sie sich bestimmter von ihm zurück als früher. Sie mochte das unbewußt thun; aber auch, wenn sie es gewußt hätte, würde ihr kaum vor sich selbst ein Vorwurf daraus erwachsen sein, denn der Gedanke, Kottwitz könne sie werth genug halten, um bei seiner bekannten Gleichgültigkeit gegen das Urtheil Anderer, durch sie verletzt zu werden, lag ihr allzu fern. Auch schien sie nicht zu bemerken, daß von ihres Mannes Seite eine gewisse Absichtlichkeit in dem Wiederaufnehmen seiner alten rüden Manieren lag. Sie erfüllte ihre äußeren Pflichten als Hausfrau und Gutsherrin mit einer gegen früher vielleicht noch gesteigerten peinlichen Genauigkeit, betrachtete alle Wünsche ihres Gatten in dieser Richtung wie Befehle und glich oft in ihrem Betragen einem unterwürfigen Kinde; im Uebrigen aber war sie von seltsamer Zerstreutheit und hatte etwas scheu Leidendes in ihrem Wesen.

So kam es, daß sich Kottwitz und Anna bei den Zusammenkünften auf Hohenstein und Rohwitz jetzt fast ausschließlich in die Kosten der Unterhaltung zu theilen hatten, was Kottwitz in der bereits angedeuteten Weise und Anna mit gewohnter Anmuth und Leichtigkeit that. — „Ich darf den Kopf nicht auch noch hängen lassen!" äußerte sie einmal gelegentlich gegen Lucie. „Der endlose Winter würde uns sonst Alle miteinander erdrücken! Ach, die Atmosphäre auf Rohwitz ist ohnedem schon manchmal zum Ersticken! — Gott weiß, was es ist! — Mein armer, armer Mann! — Wenn doch die Herausgabe erst sicher wäre! Er fürchtet immer, der Verleger wird im letzten Moment noch zurückziehen. Dies elende Buch nagt an seinem Leben. — Ach! ach! wenn Sie nicht wären und die Kinder und der feste Vorsatz, ‚mich nicht unterkriegen' zu lassen — ich weiß nicht, wie ich's machte! — Aber Eines weiß ich: nächsten Winter gehen wir von vorneherein alle Viere nach dem Süden! Ohne Sonne gibt es kein Leben! — Ihnen wird der Süden auch gut thun, Lucie! — O, Italien! Italien! — Nicht nach Rom — für Rom bin ich nicht reif; Rom ist zu ernst und drückend; südlicher müssen wir: Sorrento — Neapel — Sicilien! Was sagen Sie dazu?"

„Wie weit Sie mit Ihren Gedanken vorausfliegen. — Und jetzt wird es auch bei uns bald Frühling."

„Ja, so steht es im Kalender!"

„O nein, nicht nur im Kalender. Ich hatte neulich ganz vergessen, daß schon März ist; ich merkte es aber am Blau der See. — Sie können das nicht so wissen, denn Sie sind erst zu kurze Zeit hier."

„März — ist nicht im März Ihr Geburtstag, Lucie?"

„Nein — um die Zeit der ersten nordischen Veilchen — im April."

„Gott sei Dank, dann ist es schon wärmer! — Dann wird auch der Verleger geschrieben haben und wir können einmal wieder auf alte Weise heiter sein!"

— — — — — — — —

Der erwähnte Geburtstag war gekommen; aber die alte gemeinsame Heiterkeit, welche Anna ihm prophezeit hatte, mußte leider ausbleiben, da sich gerade für den Abend dieses Tages einige durchreisende Verwandte, welche man nicht bitten konnte, ihre Ankunft zu verschieben, bei Borodin's angesagt hatten.

Anna, die als nächste Angehörige namentlich bei diesem Besuche betheiligt war, hatte Lucien schon in aller Frühe gratulirt, da sie am Nachmittag den Verwandten bis zur vorletzten Dampfschifffstation entgegenfahren, dort das Schiff besteigen und mit ihnen gemeinsam die anderthalbstündige Strecke der Seefahrt zurücklegen wollte, welche ihnen noch bis zu dem kleinen, nahe bei Rohwitz gelegenen Hafen blieb, von dem aus Borodin versprochen hatte, sie mit seinem Fuhrwerk abzuholen.

Anna war, wie immer, von inniger Herzlichkeit, aber natürlich etwas eilig gewesen. Daher mochte es vielleicht kommen, daß die Erinnerung an ihren Morgenbesuch keine ganz befriedigende in Luciens Gemüth war und es heute noch stiller als sonst auf Hohenstein zuging.

Kottwitz war den ganzen Tag über bei Lucie im Hause gewesen und erst gegen Abend endlich auf ein Stündchen in die Wirthschaft hinausgegangen, was sie zu einem längeren Spaziergang in den Park benutzt hatte. Jetzt ordnete sie, zurückgekehrt, allerlei Blättchen und Halme und eine Fülle eben gepflückter Anemonen, welche noch einen eigenartig frischen, frühlingshaften Erdgeruch ausströmten, in einer selten schönen Krystallschale. Dieselbe war ein Geschenk ihres Mannes vom heutigen Morgen. Man hätte denken sollen, diese Wahl der Aufmerksamkeit hätte Luciens besonderes Wohlgefallen erregt, da sie so viel mehr ihrem Geschmack entsprach als frühere, in reichen Toilettengegenständen und modernen, pomphaften Albums bestehende Geschenke ihres Gatten; doch war dem nicht so. — Es lag nur eine ängstliche Unruhe in dem Blick der jungen Frau, welcher von Zeit zu Zeit über die Schale glitt; und sein Ausdruck war kein zufälliger, denn Luciens Empfindungen entsprachen ihm genau, während ihre Hand mit gedankenloser Behutsamkeit die zierlichen Anemonenstengel zwischen die grünen Blättchen schob, welche schon auf der Schale schwammen. — Es war ihr unmöglich, unbefangene Freude über das Geschenk da vor ihr zu empfinden, unmöglich, mit stiller Befriedigung an den Aufbau des Morgens zurückzudenken, der so verschieden von allen früheren gewesen war. Es hatte Nichts auf dem Tisch gestanden, als die edel geformte und zierlich geschliffene Krystallschale, zwei blühende Rosenstöcke und ein Doppelkranz brennender Kerzen; und Kottwitz hatte gesagt: „Bücher fehlen noch! — aber ich dachte, Du würdest sie Dir lieber selbst besorgen." — Wie kam das? und was sollte das? — Diese plötzliche Berücksichtigung ihres innersten Wesens war ihr unheimlich. Sie fühlte sich zu Rührung und Dankbarkeit gedrängt und konnte doch den Gedanken nicht los werden, daß diese Zartheit Kottwitz schlecht kleide. — Ihr und sein ganzes Leben nahm plötzlich eine verzerrte Gestalt in ihrer Seele an. — Diese unselige Zartheit war so .... lächerlich? — nein! so traurig — und — über-

flüssig. — Sie war ein Opfer, für das sie den Preis zahlen sollte; das empfand sie unbewußt, aber mit geheimem Grauen. — O, es war ein trauriger Tag, ihr Geburtstag! Und doch schien die Sonne so lachend in's Gemach wie an einem Frühlingstage des vergangenen Jahres, an den sie heute wiederholentlich zurückdenken mußte. Gerade wie damals glitten in diesem Augenblick die Strahlen an der Gardine vorüber durch's Fenster und fielen vergoldend über die Ecke des schwarzen Ebenholztisches. Und doch war es heute anders — die Nachtigallen sangen noch nicht — und kein erlösender Dritter nahte heute Abend, um zwischen sie und Kottwitz zu treten, denn Borodin's, welche an jenem Frühlingstage zum ersten Mal ihr Haus betreten hatten, kamen heute nicht. — Wie ein bleierner Druck legte sich ihr die Enttäuschung des Tages auf Seele und Glieder.

Auf diese Weise dauerte es lange, ehe sie das kleine Werk, das ihre Finger beschäftigte, vollendet hatte.

Jetzt eben war sie fertig geworden und hob die Schale empor, um sie auf einen Nebentisch zu tragen; da klopfte es hastig an die Thüre; und als sie — nicht sofort ihrer Verwunderung Herr werdend, mit dem „Herein" zögerte — wurde ohne Weiteres geöffnet und Borodin stand im Zimmer. Er hielt ein Veilchensträußchen in der herabfallenden Rechten; doch etwas nach rückwärts und noch halb von seiner Hand gedeckt. Einige Secunden zögerte er, dann aber trat er rasch auf sie zu. „Ich mußte Ihnen selbst gratuliren!" sagte er, während die Erregung sein seit dem Winter blasses Gesicht lebhaft färbte und er ihr die Veilchen reichte. — Sie hatte bis jetzt in sprachlosem Erstaunen starr vor ihm gestanden, denn sie glaubte ihn schon lange auf dem Wege zum Hafen; jetzt aber, als sie das Sträußchen nahm und ihre Finger dabei unvermuthet die seinen streiften, welche sich länger als nöthig — und, wie es schien, mit besonderer Innigkeit um die zarten Stiele schlossen, bebte sie zusammen; — dann schrie sie plötzlich entsetzt auf — und kniete gleich danach wie gelähmt am Boden — vor der zerbrochenen Krystallschale.

„O, mein Gott!" sagte sie nach einer Weile hastig athmend und sah zu ihm auf. — Ihre Blicke trafen sich — hielten sich — loderten ineinander — ein — zwei Secunden lang; — wer will sagen, welche unendlich kurze Zeit! denn Beide bebten wie tödtlich Getroffene vor einander zurück. — Ein Blitz der Enthüllung war zündend niedergefahren und hatte den Erdboden zwischen ihnen aufgerissen.

Sie bückte sich tief herab und wagte nicht mehr, den leidenschaftlichen Hülferuf ihres Blicks zu ihm emporzusenden. Und er stand regungslos wie eine steinerne Bildsäule vor ihr und starrte auf sie herab, die jetzt langsam die Scherben ihrer Krystallschale zusammenzusuchen begann. Es fiel ihm nicht im Entferntesten ein, daß er zu ihr niederknien und ihr helfen könnte; — er war buchstäblich gebannt. —

„Sie werden sich schneiden!" sagte er endlich, was sie nicht zu hören schien. „Lassen sie das!" begann er nach einer Weile heftiger, ohne daß sie es beachtete. „Soll ich klingeln?" fragte er dann nach abermaliger Pause gepreßt; und als sie weder „ja" noch „nein" antwortete, klingelte er. — Doch hatte er nicht stark

genug gezogen und Niemand kam. Sie aber wähnte plötzlich Schritte auf der Treppe zu hören und erhob sich, indem sie mit verstörten Zügen den Eingang im Auge hielt; auch überkam sie seltsamer Weise plötzlich die Idee, daß es ihr einen lächerlich hausbackenen Anstrich vor ihm geben könne, wenn sie so emsig die armseligen Scherben zusammensuche. — Ihn aber packte zum Abschied die Leidenschaft einen Moment mit überströmender Gewalt; sinnlos überschritt er den Abgrund, der zwischen ihnen gähnte, und trat dicht vor sie hin, mit Beben ihre Hand ergreifend. Schon hob er sie empor und beugte sich herab, um sie mit brennenden Lippen zu berühren, da ließ er sie plötzlich fahren. —

„Ich war gekommen, um Ihnen zu . . . gratuliren, gnädige Frau! — Verzeihung, gnädige Frau! — Ich war Schuld! — Vergessen Sie, wenn Sie können!" stammelte er mit verhaltener Gluth, daß Lucie das schwere, heimliche Stöhnen seiner Brust deutlich hören konnte.

„Vergessen Sie, wenn Sie können!" Wie Erzklang dröhnten die Worte in sie herab und zerschmetterten in ihrer Seele, was an Erinnerung, gegenwärtiger Schuld und dem unklaren Gedanken an eine öde Zukunft darin lebte. — Nein, sie würde nicht vergessen; nie, nie vergessen können, noch — wollen! — Ein paar Mal schritt sie langsam, mit gefalteten Händen durch's Zimmer, nachdem Borodin gegangen war; dann blieb sie plötzlich mit einem leisen, jauchzenden Schrei mitten im Raume stehen und starrte vor sich hin.

So stand sie noch, als Kottwitz zu ihr eintrat. Er kam so bald, nachdem Borodin hinausgegangen war, daß er ihm noch auf der Treppe begegnet sein mußte.

Als Lucie ihren Mann erkannte, trat sie einen Schritt zurück und richtete die Augen seltsam flammend auf sein Gesicht. Etwas wie ein unermeßlicher Stolz brannte siegreich aus ihren Blicken. Kottwitz faßte sich verwirrt an die Stirn: waren das die sanften, traurigen Augen seiner Frau? — Er mußte sie wieder und wieder ansehn; und auch sie verwandte kein Auge von ihm. Aber je länger sie ihn ansah, desto vernichtender wurde ihr leuchtender Blick. „Ich habe lange bei Dir gedarbt, aber — ich habe Ersatz gefunden!" sprach sie lautlos — und erbarmungslos zu ihm hinüber, während sich ihre Brust leidenschaftlich hob und senkte. Und doch sah sie unschuldig aus, wie ein Mädchen, das zum ersten Male die Seligkeit der Liebe gekostet hat. Es war eine Glorie um sie, und der Ort, da sie stand, erschien ihm heilig! —

Plötzlich, indem er sich gedankenlos umdrehte, um Etwas, das er von draußen mit hereingebracht hatte, aus der Hand zu legen, gewahrte er am Boden die zertrümmerte Schale. Er stutzte und erbleichte. „Was ist das?" fragte er nach einigen Secunden, am ganzen Leibe zitternd. — Da wich der triumphirende Ausdruck wie mit einem Schlage aus ihren Zügen. Bebend — gluthübergossen blickte sie zu Boden. „Ich habe sie zerbrochen!" stotterte sie. Dann that sie einige Schritte vorwärts und setzte sich mit abgewandtem Gesicht an's Fenster. Wol zwei Minuten lang herrschte Grabesstille; dann riß Kottwitz die Thüre auf und rief nach dem Diener. Als der Gerufene eintrat, berührte er kurz mit dem Fuße ausstoßend das Häufchen Scherben und sagte barsch: „Da, heb' das auf und trag's fort!" — „Daß sich die Hunde und das Federvieh nicht daran

schneiden!" setzte er gleich darauf mit ungewöhnlicher Milde hinzu, während seine Augen einen sinnlos gläsernen Schein annahmen. Der alte Bediente blickte seinen Herrn verwundert an: es verstand sich doch ganz von selbst, daß man Glassplitter nicht unter das Vieh warf! — Als der Mann das Zimmer verlassen hatte, griff Kottwitz schweigend nach seinem Hut und ging gleichfalls hinaus. —

Lucie hörte ihn die Treppe hinab und auf den Hof gehen. Dort ließ er sein Pferd satteln und, ohne zu ihr hinauf zu sehen, ritt er davon.

Und sie? — Der Boden wankte ihr unter den Füßen; die Wände des Zimmers reckten sich und drohten aus den Fugen zu stürzen. Von Zeit zu Zeit blickte sie nach dem Veilchenstrauß, um sich zu versichern, daß er noch da war und sie ihn noch immer in ihrer Hand hielt.

Endlich war er ganz welk zwischen ihren brennenden Fingern geworden; sie aber ließ nicht ab, sich über ihn herab zu beugen, die Lippen über ihm zu öffnen und den betäubenden Duft in ihre Seele zu saugen. Und dabei fiel ihr ein Lied ein, an das sie Jahre lang nicht gedacht hatte. Es stand in ihrem Pensionsalbum, von langweilig regelmäßigen Schriftzügen verewigt. Und mit dem hinzugefügten Schablonensatze: „Zur freundlichen Erinnerung an Deine treue Freundin ꝛc." war es ihr nie anders, als dumm und sinnlos vorgekommen, — heute war plötzlich der Fluch der Lächerlichkeit von ihm abgestreift und seine in ihr selbst lebendig gewordenen Verse hauchten aus schüchternen Worten verzehrende Gluth. Wieder und wieder warf sie das blonde Haupt in den Stuhl zurück und flüsterte, während die Dämmerung um sie her zum Abend ward und sich das Dunkel wie eine Vertraute um ihre Sinne legte, leise vor sich hin:

Verwelkte Veilchen — verwelktes Blatt —
Wer sagt, was ein Herz im Stillen hat!
Es weht durch des Zimmers enge Luft
Berauschend süßer Veilchenduft! — —

Es war ja kein Wort und kein Druck der Hand —
Ein einziger Blick nur — wie festgebannt —
Ein leises Flüstern — vernehmbar kaum —
Der Seele tiefster, geheimster Traum! —

Und wenn er entflog — und wenn er verschwand;
Ich kann ihn beschwören mit zitternder Hand:
Noch duften die Veilchen berauschend süß!
Noch weht es herüber vom Paradies! — —

Was sie niemals gewagt haben würde, sich, nachdem der erste Seligkeitsrausch erwiderter Liebe von ihr gewichen war, in eigenen Worten zu bekennen, das wiederholte sie bis in die Nacht hinein — bis Kottwitz von seinem Ritt zurückkehrte — bald laut, bald leise mit jenen süßen, seltsam verschleierten Versen, welche ihr alle Liebes- und Gewissensqual geheimnißvoll und leidenschaftlich übertönten.

— — — — — — — — — — —

Einige Tage später, nachdem die verwandten Gäste vor ungefähr einer Stunde Rohwitz verlassen hatten, trat Borodin gegen Abend in das Zimmer

seiner Frau, um sie, die noch nebenan bei den Kindern beschäftigt war, hier zu erwarten. Die straffe Anspannung, welche die jüngsten Tage von ihm gefordert hatten, war körperlich jäh in ihr Gegentheil umgeschlagen, denn, als er sich jetzt, schlaff zusammensinkend in einen Stuhl niederließ, erschien seine von Natur hohe und kräftige Gestalt buchstäblich im Handumdrehen um zehn Jahre gealtert, während seine Seele in fieberhafter Gluth aus den unheimlich weiten Augen brannte, die mit einem Ausdruck — halb des Entsetzens, halb krankhaft-sehnsüchtiger Ungeduld am Eingange des Gemaches hingen.

Als Anna zu ihm eintrat, erschrak sie sichtlich. „Nun sag' mir aber, was Dir fehlt, Fritz!" rief sie mit fliegendem Athem und eilte auf ihn zu, ihre Hand auf seine Schulter legend. „Du bist all' diese Tage nicht wohl gewesen. Ich dachte aber: nicht daran rühren sei das Beste, denn es sind gewiß wieder die alten Nerven! Bist Du böse, Fritz, daß ich Dich nicht gefragt habe? — — Dir fehlt doch nichts Ernstliches?" Und als er immer nicht antwortete, sondern sie nur mit dem gleichen, grauenhaft verzweifelten Ausdruck maß, wuchs ihre Besorgniß und sie preßte hastig eins ihrer Händchen gegen seine Stirn, um zu untersuchen, ob er fiebere; und erst, als er eine gewaltsam abwehrende Bewegung machte, ließ sie bestürzt von ihm los.

„Mach' mir meine Pflicht nicht so schwer!" bat er tonlos und bedeckte das Gesicht einen Augenblick mit den Händen.

Als er wieder aufsah, lag etwas Ehernes in seinen Zügen. „Anna!" sagte er mit harter Stimme, denn er mußte sich gegen die Zerknirschung seines Gewissens wappnen; „hörst Du mich auch? Anna?"

Sie hörte ihn wohl; sie stand zitternd vor ihm, wie ein gescheuchtes Waldthier. Er aber sprang plötzlich auf, gepeitscht von der Angst, daß ihm die Kraft erlahmen würde und er nicht ausreden könne, was doch gesagt werden mußte. „Anna," begann er nach kurzer Pause von Neuem und dies Mal beherrschte er sich nicht, dies Mal sah er ihr wild und leidenschaftlich in's Gesicht und flüsterte mit wilder, leidenschaftlicher Stimme: „Anna — mein Weib — ich bin Dir untreu geworden! — — Ich liebe Lucie Kottwitz!" —

So — er hatte gesprochen; und was würde sie antworten?

Doch sie antwortete ihm nicht; antwortete ihm mit keiner Silbe und mit keiner Miene, so daß er sich schaudernd abwandte und, als er sich wieder zu ihr kehrte, höhnisch rief: „Ich bin nicht verrückt! — Es ist so! — Ich sage die Wahrheit, und — — es gab einen Augenblick, wo es aller Kraft meiner Seele bedurfte, nicht zu ihren Füßen niederzusinken!" —

Und wunderbar: durch diesen letzten Zusatz seines Geständnisses zitterte trotz aller mißtönigen Verzweiflung ein Hauch der Seligkeit — ein Hauch jener Seligkeit, die selbst dem gefallenen Engel schuldiger Liebe noch als himmlisches Erbtheil anhaftet. — Er mochte es unwillkürlich selbst empfunden haben, denn er sank, von seinen Gefühlen übermannt, wieder in den Stuhl. „Habe Mitleid mit mir! Anna — Anna!" rief er flehend und streckte beide Hände nach ihr aus, wagte aber nicht mehr, zu ihr aufzublicken.

Sie hatte ihn noch immer nicht begriffen; sie stand noch regungslos vor ihm und sah ihn mit großen, erstaunten Augen an. Sie war nicht eitel, aber

sie wußte, wie schön, wie anmuthig und wie liebreizend sie war — und er — er hatte es ihr tausend und tausend Mal gesagt, gesagt in süßen Worten, in schmeichelnden Küssen — in liebevoll staunenden Blicken! — sie wußte, wie abgöttisch er sie alle diese Jahre hindurch geliebt hatte; kein Wunder, daß sie ihn heute nicht gleich begreifen konnte! — —

Und als sie ihn begriffen hatte, da schrie sie laut und jammervoll auf und — so sehr war sie gewöhnt, mit Allem, was sie bewegte, an ihres Gatten Herz zu fliegen, daß sie auch jetzt gegen ihn selbst bei niemand Anderem Schutz suchen wollte, als bei ihm: weit die Arme ausbreitend, war sie im Begriff, sich an Borodin's Brust zu stürzen. — Aber nein! sie besann sich, bebend schreckte sie vor ihm zurück und laut weinend, die Hände vor das Gesicht gepreßt, sank sie in die Knie. „O! — — O! was habe ich gethan?" rief sie mehrmals. Wie mit Messern schnitten ihre Worte durch Borodin's Herz. Er wollte aufspringen, sie schützend in seine Arme nehmen und den sündigen Traum, der ihn umklammert hatte, aus seinem Herzen reißen, wollte zurückkehren zu der Geliebten seiner Jugend. Aber weh' ihm! als er das Haupt hob und auf sein kniendes Weib blickte, sah er vor ihr eine Andere knien — in der ganzen Holdseligkeit und Verzweiflung ihrer unaussprechlichen Liebe zu ihm kniete die bebende Lucie am Boden. Gluthübergossen, hilfeflehend, mit dem einen einzigen Blick ihre ganze tiefe, große Seele in die seine überströmend lag sie da; und ihr hatte er die Hilfe versagt — wollte er sie hier gewähren? — Scheu klagten die zu Tode traurigen Augen der blonden Frau ihn an: „Ich habe Nichts, als Dich! Ich kenne Dich, wie Keine! Wir haben uns verstanden, wie nie sich Zweie auf dieser Erde verstehen konnten!" riefen sie ihm zu. Sie waren so still und thränenlos, diese dunkelblauen Augen — und doch hatte ihre aus „unermessener Tiefe" hervorquellende Sprache etwas unsäglich Leidenschaftliches. — „O Gott! erbarme Dich!" schrie er unwillkürlich mit krampfhaft zuckendem Gesicht.

„O Gott! erbarme Dich!" wiederholte die schluchzende Anna. Dann trat sie plötzlich zitternd an ihn heran. „Sage mir, wie das gekommen ist! Sage mir, was ich Dir gethan habe?!" rief sie in wildem Schmerz und sah ihn mit dunkel-flammenden Blicken an.

„Nicht das!" rief er von Mitleid mit ihr, die einst das Entzücken seines Lebens gewesen war, überwältigt.

„Sage mir, was ich Dir gethan habe!" wiederholte sie. „Sage mir meine Fehler! — Oder willst Du nicht, daß ich sie ablege, damit Du ein Recht hast, eine Andere zu lieben?"

Dieser Vorwurf empörte ihn. „Gut!" entgegnete er auffahrend, „Du willst es! Ich kann Dir keine Fehler nennen! — Du — Du .... wir verstehn uns nicht!" —

„O!" sagte sie, in sich zusammenschaudernd.

„Deine ewige Ausgelassenheit," fuhr er fort, „so hold ...."

„Nein! sage mir Nichts von ‚hold'!" rief sie gebieterisch.

„Sie macht mich nervös — ich konnte sie nicht mehr ertragen — und sie..." endigte er mit tonloser Stimme.

„O! keine Fehler! Ich selbst! ich selbst! ich! mein ganzes Wesen ist es!“ schrie sie. „Und sie ...“

„Du hast es gewollt! Du hast es gewollt!“ rief er, als er ihren Jammer hörte. „Anna — Anna! O mein Gott! Ich bin elender als Du! Wir wollen es tragen — die Zeit — Anna, sei ruhig! Hier hast Du meine Hand, daß ich ...“ seine Stimme stockte einen Moment und kalter Schweiß trat auf seine Stirn, „gestern zum letzten Male auf Hohenstein war!“

„O nein!“ sagte sie plötzlich kalt, „Du irrst Dich! Ich will dem Vergleich mit ihr nicht ausweichen!“

„Wie Du willst!“ antwortete er hohl, denn seine Stimme erstarb fast im Widerstreit der Gefühle.

„Wie Du willst!“ wiederholte sie.

— — — — — — — —

Und wirklich, schon am nächstfolgenden Abend gingen sie, einer bereits vor diesen Tagen getroffenen Verabredung gemäß, nach Hohenstein.

„Laß uns hierbleiben, Anna!“ bat er noch eine halbe Stunde vor ihrem Fortgehen liebevoll. „Nichts halb!“ antwortete sie zitternd; „konnte ich soviel ertragen, werde ich auch dies ertragen! — Und — Du bist ja ein Gentleman.“

Er biß sich auf die Lippen und erwiderte Nichts.

Mit straffer Höflichkeit, die trotz aller Hast einen dürftigen und mitleidigen Anstrich hatte, bot er ihr vor der Thüre den Arm; und voll glühender Empörung, ohne ihn anzublicken, legte sie die zögernde Hand hinein.

Daß es einst so anders gewesen war, verschärfte den eisigen Hauch, der jetzt zwischen ihnen wehte. Stumm und befangen schritten sie nebeneinander fort. Schon der bloße Hinweg war ein Martergang. Es bleibt ein Räthsel, wie sie ihn und die Idee, daß Hohenstein ihnen mit jedem Schritte näher rücke, ertrugen. Als sie dort ankamen, wurden sie zu ihrem eigenen Erstaunen von beiden Kottwitzens, wie immer, schon in der Entrée empfangen. Sie hatten wol unwillkürlich gemeint, es müsse heute Alles anders sein, als sonst.

Doch nicht die äußeren Umstände, nur die Gesichter der Wirthe waren nicht wie früher: Kottwitz zeigte heute — weil keines natürlich war — fast in jeder Minute ein anderes Gesicht, während er sonst als materieller Stimmungsmensch nur selten den Ausdruck rasch hinter einander zu wechseln pflegte, da die verschiedenartigen Außendinge an sich keinen eigenthümlichen Einfluß auf ihn ausübten, vielmehr in der einen Stunde sammt und sonders auf die leichte — in der anderen auf die schwere Achsel genommen wurden. Auch bemühte er sich, seine Gäste in der zuvorkommendsten Weise zu empfangen, hinter welcher nur Borodin's feinfühliges Ohr von Zeit zu Zeit das leise Zischen eines wilden Hohns zu vernehmen glaubte.

Und auf Luciens Antlitz war nicht mehr, wie früher, etwas Scheues und Unfertiges, aber auch nicht mehr, wie neulich nach ihrem letzten Zusammensein mit Borodin, etwas Stolzes und Sieghaftes, oder doch überschwänglich Beseligtes zu lesen. Durchsichtige Bläße und tiefste Demuth liehen ihren Zügen eine stille Verklärung. Die großen Augen, in welchen alle Liebesqual zusammengeschürt

loderte, schlug sie Anfangs beständig zu Boden. Ihre ganze Haltung und jede Bewegung ihres Körpers aber hatten etwas Bestimmteres, als vordem, und schienen zu sagen: „Ich fürchte mich nicht! Ich bin schuldlos! Es ist gekommen, ich weiß nicht wie; — und ich lasse nun Alles über mich ergehen.“ — Eine gewisse Energie vollständigster, ich möchte sagen unbewußter, halb traumhafter Hingabe an ihr Schicksal sprach aus ihr und gab ihr etwas wunderbar Rührendes und zugleich Erhabenes, das sie den ganzen Abend in ihrer stillen Art beibehielt. Nur, als sie bei der ersten Begrüßung Anna die Hand reichte, durchbebte sie ein plötzliches Gefühl brennender Schuld, und sie hätte vor dem beraubten jungen Weibe niederstürzen, den Saum ihres Kleides küssen und stammelnd um Vergebung bitten mögen. Aber — was hatte sie denn gethan? Hatte sie denn überhaupt etwas zu dem gethan, was nun unwiderruflich geschehen war? Und was war denn geschehen?

„Es war ja kein Wort und kein Druck der Hand,
Ein einziger Blick nur, wie festgebannt.
Ein leises Flüstern, vernehmbar kaum —
Der Seele tiefster, geheimster Traum!“

Anna gab auch in keiner Hinsicht Veranlassung zu irgend einer Beichte, wie sie Luciens Seele für den Augenblick würde erleichtert haben.

Heller als je ertönte ihr Lachen; und wer sie nicht genau kannte, würde keinen Augenblick gedacht haben, daß hier ein im Tiefsten gekränktes Weib, das noch vor wenigen Tagen mehr einem Kinde, als einer Frau glich, ihrer Nebenbuhlerin gegenüber stand. — Nur Borodin war auch hier der Sehende; aber was er sah, konnte ihn nicht zu Gewissenspein und Mitleid hinreißen; es erfüllte ihn im Gegentheil mit einer Art von Grauen und immer tiefer gehender Entfremdung, wenn er, ohne zu wollen, bemerkte, wie seine Frau fast den ganzen Abend voll bezaubernder Liebenswürdigkeit das sonst unbefangene Feuer ihrer schönen schwarz-braunen Augen in funkensprühende Gluth verwandelnd, auf Kottwitz eindrang, während sie ihn und Lucie mit gemachter Zufälligkeit überging. —

„Eine Coquette!“ würde der oberflächliche Beobachter gesagt — „ein armes Weib mit blutendem Herzen, das traurige Waffen zu seiner Rettung gewählt hat!“ — der unbefangen Tieferblickende gedacht haben!

„Meine Frau, die ich einst geliebt habe — und die sich bis zu einer solchen Rache erniedrigen kann!“ sprach Borodin bei sich selbst und verglich Anna mit Lucie, welche ihn durch keine Silbe, durch keinen Blick herausforderte — nur unbewußt und unwiderstehlich durch den sanften Schmelz ihrer Worte zu sich hinüberzog und wiederholentlich versuchte, das Gespräch allgemein zu machen, wozu es aber Anna und Kottwitz — beinahe hätte man denken können, auf eine geheime Verabredung hin — fast niemals kommen ließen.

Borodin hatte an diesem Abend Kottwitz gegenüber zum ersten Male ein entschiedenes Gefühl von Verachtung. In Allem, was derselbe that und sagte, erschien er ihm roh und widerwärtig; er konnte sogar mehrmals den Verdacht nicht unterdrücken, daß Kottwitz ein geheimer Trinker sei. — Und wenn er

dann auf Lucie blickte, oder sie sprechen hörte — und zu ihr sprechen mußte, drohten ihm Herz und Gehirn fast im Wahnsinn zu zerspringen.

— — — — — — — —

In der Frühe des folgenden Tages trat Borodin mit einem Zettel, den er soeben geschrieben hatte, auf seine Frau zu. „Sei so gut, und lies!" bat er.

„Wie feige!" murmelte sie und gab ihm mit zuckender Hand das Papier zurück. Es war das Concept der für verschiedene Zeitungen bestimmten Anzeige, daß Rohwitz zu verkaufen stehe. — —

„Du sollst Deinen Willen haben!" sagte er finster, aber ruhig, und schob vor ihren Augen den Zettel unter einen Briefbeschwerer auf seinem Schreibpult. „Da liegt er zu Deiner Verfügung," fuhr er fort, „vielleicht kommt ein Tag, da Du einsiehst, daß Du heute nicht recht thust an Dir — und mir! — Thu', was Du willst; aber in einem Punkte werde ich auch thun, was ich will: ich bin gestern zum letzten Male mit Dir auf Hohenstein gewesen."

Sie hielt sich mit der Hand gegen die Tischkante fest. „Aber allein wirst Du hingehen?" fragte sie.

„Ich weiß es nicht," war die dumpfe Antwort.

Und doch wußte er, daß es sein fester Vorsatz war, Hohenstein unter allen Umständen zu meiden — und daß er einen festen Vorsatz noch nie im Leben verletzt hatte; aber es wäre ihm in diesem Augenblick unmöglich gewesen, sich laut zu binden.

In der That jedoch blieb er sich selbst treu und betrat weder in der einen, noch in der anderen Weise wieder das Nachbargut. Um sich sein Vornehmen zu erleichtern, schrieb er ein Billetchen an Kottwitz, in welchem er ihn und seine Frau bat, zu entschuldigen, wenn er den Anstoß dazu gäbe, daß auf unbestimmte Zeit ihre regelmäßigen Abendzusammenkünfte eingestellt würden. Seine aufgeregten Nerven bedürften einer dringenden Schonung und verböten ihm augenblicklich jeden Verkehr.

Dies Billet wurde von Kottwitz seinem Inhalt nach stillschweigend anerkannt; und auch der Umgang der Frauen stockte fortan, doch verlor man auch hierüber weder Wort noch Zeile.

So kam es, daß die Zeit fortschritt, ohne daß man auf Hohenstein oder Rohwitz ihrer geachtet hätte. Der Frühling lachte aus Millionen Strahlen, leuchtete aus Millionen duftender Blüthen und sang aus der Brust der heimgekehrten Nachtigall, nur in den Herzen der Menschen, welche ihn den langen Winter hindurch so besonders herangesehnt hatten, konnte er nicht Wohnung machen.

Borodin fand höchstens noch am Meeresufer eine Stätte, da es ihn duldete; die Bücher, welche er des Morgens aufschlug, um darin zu studiren, starrten ihn an, als wären sie in Geheimschrift verfaßt; er las sie Seite um Seite — Silbe für Silbe, konnte aber keinen Sinn darin finden. Um selbst Etwas zu schaffen, das ihn über seine Person emporgehoben hätte, fehlte ihm nicht nur, wie wol stets die schöpferische Phantasie, sondern auch jene unbeirrte Schwungkraft des Geistes und Herzens, welcher er sein jüngstes Werk zu verdanken hatte,

dessen Herausgabe noch immer unzähligen Bedenklichkeiten des Verlegers unterworfen war, so daß auch nach dieser Seite hin alle Hoffnung vernichtet schien. Die Kinder, zu denen er oft heimlich schlich, denn Anna entzog sie dem Vater, wo sie nur konnte, waren ihm mit ihren unschuldigen Liebkosungen ein beständiger Vorwurf; — und die Leute, denen er draußen auf dem Hofe land- oder gartenwirthschaftliche Befehle ertheilte, meinten wiederholt, der Herr habe ihnen ja gestern gerade das Gegentheil geboten. Wo sollte er da bleiben, als am Ufer der See, der großen Menschenfreundin, deren blaue, schäumende Frühlingswogen allen niedergetretenen Schmerz, alle betäubte Sehnsucht mit starker Stimme erlösten — emporringen und sich austoben ließen, und mit den Urlauten göttlicher Klage begleiteten, welche die Ewigkeit des Erdenschmerzes, aber das Ende alles Einzelleides verkündeten und zuletzt nach stundenlangem Kampfe sein Herz doch zur Ruhe sangen, als schwebte ein tröstliches Wiegenlied aus alten Tagen über ihm.

Es ist kaum zu viel gesagt, daß Borodin in der Zeit seines Elendes buchstäblich zu Grunde gegangen wäre, wenn er nicht *diesen* Zufluchtsort gehabt hätte. Sie, die er mit jeder Faser seines Herzens suchte, wollte und durfte er in Wirklichkeit nicht mehr sehen, und doch sah er sie im Geiste unaufhörlich vor sich, hungernd und durstend nach *einem* Worte aus seinem Munde — auf ihn wartend Tag für Tag — Abend für Abend!

Und Anna trat ihm mit jedem Mal, da er zu ihr zurückkehrte, ferner. Hätte sie ihn sehen lassen, was sie litt, hätte er gewußt, wie es in seinem Hause aussah, wenn er fort war, er würde sich ihrer erbarmt haben! Aber er wußte es nicht; denn Stolz und eine plötzlich, gerade darum aber desto leidenschaftlicher erwachte Eitelkeit, die bisher ihrer warmherzigen und von Innen heraus lebhaften Natur fremd gewesen war, ließen sie einen eigenen Weg gehen, indem sie durch fortgesetzte Gleichgültigkeit ihre Reize unwiderstehlich zu machen und den Gatten am sichersten zu sich zurückzuführen wähnte. Sobald er heimkehrte, machte sie die geschäftige Hausfrau, fragte ihn nach Diesem und Jenem und hatte, wenn es schien, als wolle er in einer mitleidigen, oder reuevollen Regung zu ihr sprechen, stets eine praktische Auseinandersetzung in Bereitschaft, mit welcher sie ihm zuvorkam. Des Abends widmete sie sich, wie immer, den Kindern; nur daß sie dabei jetzt stets die Thüre des Schlafzimmers unter irgend einem Vorwande hinter sich verschloß. Stumm grollend, mit tief in die Hand herabgesenkter Stirne saß Borodin dann nebenan in seinem Zimmer und hörte auf ihre Stimme, die mit gewohnten Liedern das Jüngste in den Schlaf sang.

Ein voller Monat war in der beschriebenen Weise vergangen, als er eines Abends bei dieser Gelegenheit seiner bitteren und leidenschaftlichen Gefühle nicht mehr Herr werden konnte, und — eine ungelesene Zeitung auf den Knien — wie ein von Fieberphantasien Erschöpfter in den Stuhl zurücksank. War er denn in seinem eigenen Hause ein Verstoßener? Er wollte seiner Frau sagen, daß er das Leben hier nicht mehr ertragen könne, daß er fort wolle, um zu reisen, aber zuvor noch einmal nach Hohenstein gehen werde, um Lucie Lebewohl zu sagen, denn er wisse nicht, ob er je hierher zurückkehren würde — er fühle sich schlecht — verzweifelt schlecht und elend. Während er noch über diesem

Vorsatz brütete, verstummte nebenan das Wiegenlied und Anna trat ein. Da er nicht gleich zu ihr aufsah, hatte sie Muße, ihn, ohne an ihrer eigenen Verstellung zu arbeiten, einmal ganz rückhaltlos zu betrachten. Allmächtiger Gott! war das ihr Mann? Das Lampenlicht fiel hell und voll auf seine Züge und zeigte ihr mit grausamer Deutlichkeit ein verzweifeltes Antlitz. Ihr Fuß stockte und nur das emporwogende Blut des hämmernden Herzens erstickte den Schmerzensschrei ihrer Brust. Einige Minuten lang blieb sie noch regungslos stehen und sah ihn an, wie sie ihn noch nie — selbst in den Tagen ihrer heißesten Liebe nicht — angesehen hatte, dann wandte sie sich überwältigt ab und floh in das anstoßende Gemach zurück, wo sie unter heißen Thränen zu Boden sank.

Borodin mußte etwas von ihrem Blicke gefühlt haben, denn als sie gerade wieder in der Thüre verschwand, durch welche er sie eben erst hatte eintreten hören, sah er sich bestürzt nach ihr um; und eine kurze Weile danach erhob er sich unsicher und folgte ihr schleichend bis an die Schwelle. Hier hörte er wiederholt ein ringendes Aufschluchzen und war einen Augenblick im Begriff, zu ihr einzutreten. Aber er konnte und durfte nicht; seine und ihre Stunde war noch nicht gekommen, denn mit plötzlichem Grauen sprach er bei sich selbst: „Was will ich da drin? Und was hätte ich ihr zu sagen?“ worauf er, obgleich es schon spät war, seufzend Zimmer und Haus verließ und zur Verwunderung seiner Leute in so vorgerückter Feierabendstunde noch Anordnungen für die Arbeiten des folgenden Tages ertheilte.

— — — — — — — —

Aber unmerklich und leise wurde es doch anders von diesem Abend an.

Sie konnte sich nicht mehr bezwingen; ihr Eigensinn war gebrochen; Stolz und Eitelkeit verstummten; still und in sich gekehrt, mit großen traurigen Augen schlich sie an ihm vorüber zu ihren täglichen Geschäften; ihre einst so helle Stimme redete nur noch in weichen, thränenschweren Tönen.

„Wie ein Vögelchen, dem man die Flügel gebrochen hat und dessen frohe Liederbrust verstummt ist!“ mußte Borodin eines Tages denken, nachdem er sie Wochen lang schweigend beobachtet und den Vorsatz, zu reisen, nicht aufgegeben, aber nach und nach vollständig aus seinen Gedanken verloren hatte. Es war ihm rührend, wie sie ihm, ohne sich ausdrücklich zu nähern, wieder Gutes that: die Kinder manchmal zu ihm hereinschickte — außer der Zeit etwas Stärkendes, wie Wein oder dergleichen, im Zimmer stehen ließ, damit er es nehmen konnte, wenn er wollte — und was der stillen, wehmüthig-bescheidenen Aufmerksamkeiten mehr waren.

Und wenn alles Das gleich allmälig kam und er sich nach und nach auch an ihre äußere Veränderung unmerklich gewöhnte, konnte es doch nicht ausbleiben, daß er ab und zu in besonders erregten Augenblicken wahrnahm, wie bleich und schmal ihre Wangen, welche die Verstellung noch so lange mit fieberischer Röthe gefärbt hatte, jetzt wurden. Dann war es mehr als Rührung, was durch seine Seele ging. „Ich habe sie getödtet! Mein Weib ist gestorben!“ klagte er vor sich selbst, und eine tiefe Sehnsucht nach dem alten Kinderlachen seiner Frau, nach allen den tausend kleinen Reizen und Künsten, mit denen sie ihn sonst um-

geben hatte und — einem düsteren Schicksal zur Folge — ihm zuletzt lästig geworden war, erwachte unbewußt in seiner Brust. Aber wenn er sie in solchen Momenten liebevoll ansah, oder auf andere Weise das alte Leben aus ihr herauslocken wollte, glaubte sie, Mitleid spräche aus ihm — blickte ihn nur wehmüthig dankbar an und verstummte ganz.

So ward es in der Villa Rohwitz buchstäblich still und bang, wie in einem Hause, aus dessen Räumen die Hand des Todes ein geliebtes Wesen, das einst seine Seele war, entführt hat.

Aber, warum sprach er denn nicht zu Anna? Warum hatte er kein entscheidendes Wort der Liebe und Güte für sie?

Eben die Unmöglichkeit, ein solches zu ihr zu reden, marterte ihn. Obgleich sein Weib, die Mutter seiner Kinder, von Tag zu Tag wieder mehr in sein Leben hineinwuchs, brannte doch in seinem Herzen die durch alles Tiefste und Höchste geweihte Leidenschaft für Lucie fort. — Anna mußte erst sich selbst tödten, um ihn zu verstehen, während Lucie ihn vom ersten Augenblicke an aus innerster Sympathie ihres Wesens begriffen hatte — war es da ein Wunder, daß es ihn unwiderstehlich zu ihr zog? Anna hatte einen Schatz von Kräften in der jungen Brust, der ihr aus glücklichen Tagen geblieben war, da jede Stunde einem schillernden Blumenkelch, jeder fröhliche Genuß einer summenden Biene glich, die heiter in ihre Zellen sammelt! Anna hatte ihre Kinder, deren Lachen sie aufrichten und trösten, deren Unarten und Bedürfnisse sie zerstreuen mußten! — Lucie aber hatte Nichts — ihr war Niemand an die Seite gegeben, der ihr half, und Monate waren vergangen, seit er sie zuletzt gesehen hatte; war es da ein Wunder, wenn auch ihr bleiches Bild nicht aus seiner Seele weichen wollte und der Boden unter seinen Füßen brannte, so oft er des Abends, vom Strande zurückkehrend, an Hohenstein vorüber ging?

Was hätte er darum gegeben, nur ein einziges Mal hinaufgehen zu können! Doch er wußte, daß ein Blick dem anderen folgen, ein Wort das andere geben und er ein Verlorener sein würde, wenn er nicht standhaft bliebe. Darum ging er vorüber und blickte nur scheu zu den Fenstern der Bibliothek empor, in welcher Abend für Abend auf derselben Stelle des Tisches die Lampe brannte, deren voller Schein ab und zu plötzlich zerrissen wurde; — vielleicht durch die draußen vom Winde bewegten Zweige der alten Eschen, oder, wie der Spähende glaubte, durch den schwankenden Schatten einer wohlbekannten Gestalt. —

„Ist es möglich, daß das nämliche Herz, das nämliche Leben zwei Wesen gleichzeitig mit gleich starker Liebe umfaßt? mit jener Liebe des Mannes zum Weibe? mit jener geheimnißvollen, Leben und Seligkeit hingebenden und, wie wir glauben, den Tod überdauernden? Hat ein Mensch, der ein Mal liebt, nicht genug der Wonne und genug der Qual?“ fragte sich Borodin oft in wilder Verzweiflung.

Und eines Abends hatte ihn sein Doppelelend länger, als gewöhnlich, am Strande festgehalten. — War es möglich, liebte er sie Beide? hatte er sich wiederum gefragt. — Ja — und abermals ja — es war möglich! und nicht nur möglich — auch so selbstverständlich — so über alle Maßen natürlich! Liebte er nicht in der Einen das ewig Andere — das Ergänzende seines eigenen

Wesens? — und in der Anderen das ewig Gleiche — das sanft Verstärkende seiner selbst? — Warum hatte ihm Gott nicht ein Weib gegeben, die Beides in sich vereinigte? —

Gott? — Gab es denn einen persönlichen Gott? Hatte er denn Recht gehabt, als er behauptet, es gäbe ein ewiges Wesen, das da erbarmend mitfühlt die Sonderqual des Individuums? —

Er etwas behauptet! — Er ein philosophisches Buch geschrieben? Er, der Mann mit der zerrissenen Seele — mit den unklar wühlenden Gefühlen eines Jünglings! Das war eine Anmaßung gewesen, wie es kaum eine zweite gab! Er kam sich plötzlich vor, wie ein Schuljunge, der einen dummen Streich gemacht hat, während er sich vorprahlte, Wunder welche That auszuführen!

Alles, was geleistet zu haben er bisher gewähnt hatte, lag plötzlich, wie ein Trümmerhaufen vor seinem Geist. Athemlos starrte er in die nächtliche See, als suche er auch heute Hilfe und Frieden in der Erhabenheit der Natur. Aber schwarz und schwärzer rollten die Wogen heran. Unheimlich, wie das leere Nichts, wie das ewige unerbittliche Fatum wühlte es in der Tiefe; — glatt und klatschend mit gedankenlosem Lärm schlug es an's Ufer. — Ein Entsetzen packte die Brust des einsamen Mannes. „Es gibt keinen persönlichen Gott!" rief es zu ihm herauf und kein mild glänzender Stern, kein freundlicher Mondstrahl widersprach dem erbarmungslosen Wort; denn der Himmel lag schwer und düster auf der geheimnißvoll brandenden See. — Da raffte sich Borodin von der Düne, auf der er gelegen hatte, empor, schüttelte die Glieder, welche die feuchte Kühle des Sandes durchschauert hatte, und ging durch die finstere Nacht heim.

Und vielleicht noch bleicher, als die vielen vorhergehenden Tage, da er ähnlich zurückgekommen war, betrat er das Eßzimmer, in welchem Anna seiner wartete und sie nun schweigend und traurig, ein paar unwesentliche Worte wechselnd, ihr Mahl verzehrten.

Als es beendet war, konnte Anna nicht länger ihre mühsam behauptete Fassung bewahren. Die verhaltenen Thränen stiegen gewaltsam empor und traten ihr brennend in die kummervollen Augen, welche noch einen letzten Blick auf den finster vor sich hinbrütenden Borodin warfen, ehe sie leise das Zimmer verließ und bei den Kindern, welche sie schon schlafend glaubte, ihre natürliche Zuflucht suchte.

Aber wunderbarer Weise waren heute noch Beide wach, auch die kleine wilde Anna, welche sonst stets, todtmüde vom Tollen und Lachen des Tages, sowie man sie in ihr Bettchen gelegt hatte, einschlief. Verwundert blickte deshalb die Mutter der Kleinen in das rosige Gesicht, das, wenngleich noch nicht vom Schlaf bezwungen, doch schon traumhaft lächelnd aus den weißen Kissen hervorlugte. Auch die großen schwarzen Augen waren müde und blickten nicht mehr so schalkhaft blitzend, wie am Tage, sondern still und sanft mit einem rührenden Glanz in die Mutteraugen empor.

„Wie der Blick eines Engels!" murmelte die junge Frau. Und ein Engel mochte es in der That sein, der ihr beim fortgesetzten Anblick des Kindes plötzlich einen Gedanken in das Herz gab, den auszuführen, sie keinen Augenblick

zögerte. Hastig nahm sie die Kleine aus ihrem Bettchen empor und trug sie hinüber zu Borodin, der noch, wie vorhin, am Tische saß. Mit bebendem Herzen und wieder einmal purpurübergossen, wie so oft in früheren Tagen, betrat sie das Zimmer; und leise und zaghaft, mit angstvoll fragenden Blicken, ging sie auf ihn zu, der ihr still und zerstreut entgegensah. „Küß' ihm den Kummer von der Stirn!" flüsterte sie heimlich, als sie dicht neben ihm stand. „Küß' Deinen Vater, Anni!" — — Da berührten die Lippen der Kleinen, welche noch immer sanft und müde lächelte, in warm hingehauchtem Kuß die sorgenvolle Stirn des Vaters.

Langsam, als löse sich ein schwerer Traum von seiner Seele, hob er das Haupt, „Anna!" sagte er kaum hörbar. „Anna! — Ich — danke Dir!" und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust; aber gleichzeitig strömte breit und voll ein Schein der Verklärung, wie die sichere Verheißung neu hereinbrechender lichter Tage über seine Züge und er wollte ihre Hand an seine Lippen ziehen, während er verwirrt und sehnsüchtig zu ihrer holden Schönheit aufblickte. — „Laß mich jetzt!" bat sie bebend, „sie könnte sich erkälten!" und ging wieder, tief erröthend, wie sie gekommen war, ihr Antlitz über das Kind gebeugt, mit ihrer zarten Last davon. — —

„Verzeih' mir! O, verzeih' mir! — aber — ich konnte nicht anders!" sagte sie noch zitternd aber mit einem Anfluge ihrer alten Lebendigkeit, als sie wieder zurückkehrte und er ihr schon in der Thüre entgegentrat, um sie aufzusuchen.

„O, Anna! wie kannst Du so sprechen?" rief er athemlos, nahm ihr Händchen und hielt es fest in seinen beiden zitternden Händen.

„Ich wollte Dich noch um etwas bitten!" begann sie zögernd, als sie so standen. „Laß Dein Buch auf eigene Kosten drucken, Fritz!" — — Dann trat eine Pause von vielen Secunden ein.

„Wie kommst Du jetzt darauf?" fragte er endlich mit unsicherer Stimme.

„Weil es Dir — und mir eine Freude sein würde und der Verleger ja doch nicht Wort hält, wie es scheint!" erwiderte sie schüchtern. —

Wieder war es eine Weile still zwischen ihnen, bis er, tief ergriffen, ausrief: „Aber es frägt sich, Kind, ob es recht wäre, Dir und den Kindern das Geld zu entziehn!" — denn an etwas Anderes dachte er in diesem Augenblicke wirklich nicht; der tückische Gedanke, er sei nicht berufen gewesen, sein Buch zu schreiben, war von ihm gewichen, wie der Alp von der Brust weicht, wenn auf einmal eine sanfte Hand dem Dumpfträumenden über die Stirn fährt und eine freundliche Stimme ruft: „Wach' auf, Lieber!" —

„Was hilft uns das Geld, wenn unser Mann und Vater dahinsiecht, weil seinem Leben die Freude fehlt?" antwortete jetzt Anna schmerzlich auf Borodin's Einwand.

„Weil ihm die Freude fehlt? — O, Anna, mein Weib!"

„Fritz, Du bebst am ganzen Leibe — mein Gott, was ist aus Dir geworden? Komm, Du sollst Dich setzen!" rief sie hastig und ahnte nicht, daß ihr selber die Knie wankten, während sie weiter sprach.

„Und noch Eins," sagte sie leiser, als zuvor; „ich habe heute gesehen, daß

der — Zettel von damals noch unter dem Briefbeschwerer liegt; — darf ich ihn jetzt fortschicken? — Fritz! ich weiß, daß ich es darf! Du hast es mir versprochen! — Laß uns fort von hier! — O, Gott, Gott! laß uns fort!"

„Armes Kind — armes Kind!" murmelte er, „so weit ist es gekommen? — Mein Gott — ich hab' es gewußt . . . warum . . ?"

„Nein — es ist nicht um mich — ich möchte lieber sterben, als ihr weichen!" rief sie erbleichend und wandte das Gesicht von ihm ab. Aber ich kann — Dein Elend nicht mehr mit ansehen!"

„Mein Elend? — Geht es Dich denn noch etwas an?" fragte er in schmerzlichem Hohn, denn er konnte es plötzlich nicht mehr fassen, daß Alles das Wahrheit sei, was er soeben gehört hatte. — Einen Augenblick lang sah sie ihn ganz erstarrt an; dann rief sie Nichts, als seinen Namen und stürzte in seine Arme.

Und er zog sie fest an sich und küßte sie erst leise und zärtlich und dann immer glühender, wie ein Bräutigam, der die Geliebte zum ersten Male in seinen Armen hält — streichelte ihre schwarzen Locken und bettete ihr glühendes Köpfchen warm und sorgsam an seiner Brust. „Laß uns fort von hier!" flehte sie nach einer Weile wieder mit thränenerstickter Stimme, durch welche das neugeborene Glück hindurchzitterte, wie Morgensonnengluth durch schwer herabrieselndes Nebelgewölk.

„Wie Du willst!" antwortete er feierlich; — — — „obgleich es nun nicht mehr nöthig ist, daß wir gehen."

Hatte sie ihn recht verstanden? Das Glück berauschte ihr noch immer zagendes Herz. — Aber als sie ihm in die tiefen, warm leuchtenden Augen von ehemals schaute — da wußte sie, daß seine Worte nur einen Sinn haben konnten: Er gehörte wieder ihr!

Sie erschrak auch nicht, als er nach einer Pause ernst sagte: „Du hast dennoch Recht: wir wollen fort von hier!" und hastig an seinen Schreibtisch trat, um die dort verwahrte Verkaufsanzeige zur Abschrift auf seine Mappe zu legen.

Vielleicht hatte sie eine Ahnung von dem Gedanken, welcher ihn bestimmte. „Es ist besser um ihretwillen!" sprach er mit heißer — brüderlich liebevoller Fürsorge in seinem Herzen, während ein schweres Schuldgefühl — nicht mehr gegen Anna — aber gegen sie, die er jetzt vergessen wollte — und würde — seine Seele belastete. —

Als hätte er gewußt, daß sie jetzt wieder einsam, seiner harrend, oben am Fenster in der Bibliothek saß!

Kottwitz war fort. — Er war jetzt immer fort. — Obgleich er elend war und auch gelb, wie ein schwer Leberkranker aussah, saß er doch täglich Stunden lang in scharfem Trab zu Pferde — und, was vielleicht noch unzuträglicher für seinen Zustand war, aß und trank inzwischen rücksichtslos mit den Officieren im Casino.

Lucie aber merkte es kaum, wenn er ging, oder kam — wußte kaum, ob er daheim, oder auswärts war. — Sie wartete — und wartete. — — Wie ein ödes Gespinst lagen die Stunden — die Tage — und die Wochen dieses

Frühlings über ihrem Geist. — Sie hatte gewartet — und Nichts, als gewartet! —

Einmal mußte er doch kommen! —

Sie saß nicht den ganzen Tag über still; — nein, sie that Vielerlei; — aber sie that es ohne Seele und deshalb kam es ihr selber vor, als thäte sie Nichts.

Und wenn der Abend kam, rührte sie auch wirklich Nichts mehr an, sondern setzte sich an's Fenster und sah in den Hof hinunter, die Allee hinab, oder weiter hinüber auf's Feld, wo sie ihn in letzter Zeit oft hatte vorüber gehen sehen.

So saß sie auch heute. — Sie blickte mehrmals in das Zimmer zurück auf die Uhr: Acht! — da konnte er noch kommen! — — — — — Halb neun! — vielleicht hatte er sich verspätet! — — — — — Neun Uhr! — Neun! — Neun volle Schläge! —

Nun war es zu spät! — Sie faltete die Hände, wie in unterdrücktem Ringen über den Knien und brach endlich — nach Monaten zum ersten Male — in einen stillen, heißen Strom von Thränen aus. — Sie hatte ja keinen Blick — kein leises Flüstern von Seele zu Seele — keinen Raub an fremdem Glücke erbeten! — sie hatte ihn nur endlich einmal wiedersehen wollen!

Doch die Uhr ging vor; — die Uhr war immer vorgegangen! — Vielleicht kam er doch noch! — — — — —

Und vielleicht dachte er nicht einmal an sie; denn er hatte sein junges Weib im Arm und saß mit ihr im Zauberbann seiner schlummernden Kinder.

Die Betten der Kleinen standen unmittelbar neben einander und Leopold hatte sein Händchen hinübergestreckt und auf die Decke der kleinen Schwester gelegt, als suche er dort das ihre. —

„Sieh' einmal," flüsterte Anna, „wie er noch im Schlaf an sie denkt und zu ihr hinüberlangt!"

„Vielleicht hat er sie am Tage beleidigt und will ihr nun abbitten!" erwiderte Borodin ernst. „O, Anna — Anna! kannst Du mir vergeben? — — Vergib mir, Anna, mein Weib!" —

„So muß es einer Seele zu Muth sein, die nach harten Erdentagen in das Jenseits hinüberschwebt!" gab sie leise zur Antwort und blickte ihm tief selig in die jetzt leidenschaftlich flehenden Augen. —

„In das Jenseits?" — fragte er langsam und beinahe beschämt.

„Ja, es gibt ein Jenseits!" sagte sie nachdrücklich. —

„Anna?" — —

„Wundere Dich nicht!" stotterte sie im Flüsterton, „und frage mich nicht! — O, nein! frage mich nicht! — Aber ich glaube, ich habe die Wahrheit gefunden! — Glaubst Du mir? — glaubst Du mir, Fritz?" —

„Ja!"

— —

Es war Sommer geworden und die ersten heißen Tage hatten ihren Gluthhauch über die Erde geströmt. Auch in den Küstengegenden war die Sonne am Tage lästig und der Abend wurde von Allen als ersehnte Erholungszeit begrüßt.

„Kiek, de gnädige Fru geht ook noch'n bäten lustiren!" sagte eine Tagelöhnerfrau von Hohenstein zu ihrer „Schwestertochter" aus Rohwitz, welcher sie am Park vorüber noch ein Endchen das Geleite auf den Heimweg gab. —

„Jä — un de Herr spält baben up de Klewier! hürst Du woll, Tanten?" meinte die junge Dirne. „Ne! wat Juch Herr enmaol schön spälen kann! Aewers se het dat woll all oft hürt, dat se dor nix miehr nahfröcht!"

„Jä — wat weet ick dorvon Mariken!" sagte wieder die Frau. „Aewers ehr mach ja woll lieker wat dörch den Kopp gaohn! denn ürgend ne Grund mütt dah doch hebben, dat Juche Fru hüt Aobend mit eens weder an ehr schrift — un se ook furtsen weder 'n Bref mit Juchen Pierjung torü schickt het! — Jä — wat se woll förn Stried heh hebben! Dre Monden is de Pot reigen entwei wäst twüschen en — un nu sünd se mit eens weder dick, as dat schient!" —

„Jä — ick sech ook: wat se woll het hebben! — Na — uns geht dat jao ook nix wieder an!" philosophirte die junge Rohwitzerin etwas gedehnt weiter, denn es begegnete ihnen gerade der Hohensteiner Großknecht, auf den sie seit der letzten „Ohrenklatsch" ein Auge geworfen hatte, und ihre Gedanken nahmen plötzlich eine andere Richtung.

Unterdessen war Lucie immer tiefer in den Park, an dessen Rande die Frauen sie vorhin bemerkt hatten, hineingegangen. Sie blieb manchmal plötzlich stehen; — aber sie horchte nicht auf das abendliche Rauschen der Baumwipfel, noch auf das hastige, schüchterne Rieseln des Thaus. Selbst das Brausen der See, welches ein schärferer Lufthauch von Zeit zu Zeit in den Park heraufträg, hallte dumpf an ihr vorüber.

Immer wieder las sie bei dem grünen, matt dämmernden Zwielicht, das sie in den düsteren Laubgängen wirr umspann, den mehrere Seiten langen Brief von Anna, welchen sie in der Hand hielt.

Es war ein rührend zärtlicher Brief voll innigen Bedauerns darüber, daß sie das letzte viertel Jahr, ohne sich zu sehen, neben einander gelebt hätten. — Nun sei Rohwitz verkauft, hieß es dann weiter, und es sei ihr fast unmöglich, übermorgen von hier zu scheiden, (die Gutsabtretung sei schon in acht Tagen und Borodin würde nur einen Sachverständigen zu diesem Geschäft zurücklassen) ohne noch ein Mal auf Hohenstein gewesen zu sein. Doch unangemeldet wage sie nach dieser langen Pause nicht zu kommen; deshalb frage sie brieflich an, ob und wann es ihr und ihrem Manne morgen erlaubt sei, ein letztes Mal bei Lucie vorzusprechen. — Und etwas müsse sie noch schriftlich abmachen, war zum Schluß gesagt, denn das Herz würde ihr vor Kummer zerspringen, wenn sie es mündlich sollte: Lucie möchte ihr verzeihen, womit sie ihr jemals weh gethan hätte, möchte ihr und Borodin nicht zürnen, wenn sie nun gegangen wären; denn sie Beide hätten sie so lieb, so innig lieb, daß sie einen solchen Gedanken nicht ertragen könnten! — Und falls Lucie es doch besser fände, daß sie nicht persönlich von einander Abschied nähmen, wollten sie sich auch darein finden. — Aber nein! das könnte — das würde sie nicht wollen und von ihnen verlangen.

Es war ein rührender Brief und dazu ein eigenthümlich naiver; — ein

Brief, wie ihn eben nur Anna — die gute — die glückliche Anna schreiben konnte. Er berührte Alles — und nannte Nichts.

Er war so offen und warmherzig — so rücksichtslos — und doch wieder so zart! —

Lucie hatte sofort einige Zeilen geantwortet. Sie sollten kommen, wann sie wollten, hatte sie gesagt; wenn es ihnen recht wäre, noch heute Abend, da ihr Mann gerade zu Hause sei und sie nicht dafür stehen könne, daß man ihn morgen auch träfe. —

Vor ungefähr einer viertel Stunde hatte sie ihre Antwort abgesandt und nun heftete sich ihr Auge, wie gesagt, fort und fort von Neuem auf Anna's Brief — bald in gedankenloser Betäubung, bald mit kalter Ruhe und Klarheit des inneren Blicks, an welchem in greller Beleuchtung Scene um Scene vorüberzog, wie sich dieselben ihrer Idee nach im letzten viertel Jahr auf Rohwitz zugetragen haben mochten — während sie hier auf ihn gewartet hatte.

Und doch war es kein getretener Stolz, was zuletzt ihre hohe, überzarte Gestalt bei diesem Gedanken wanken und ihre Brust heftiger athmen machte.

Man ist nicht mehr stolz, wenn die letzte Erfüllung des Schicksals von Secunde zu Secunde näher rückt und uns wie der Tod selbst in das erstarrende Auge blickt. —

Aber man ist auch nicht traurig, wenn man vorher Nichts gethan hat, als gewartet. —

Man hatte auf das Leben gewartet und es kam nicht — nun kommt der Tod; Gott sei Dank! das Warten ist vorüber!

Mochte er denn kommen, der Tod des letzten Wiedersehens! — Zitternd preßt sie die schlanken, bläulich weißen Hände auf die Brust. Hastig und immer hastiger geht sie vorwärts und endlich wieder zurück. — Ob sie wol kommen? — Ob sie wol heute Abend noch kommen werden? Sie kann den Augenblick nicht erwarten, da sie ihn noch ein Mal sehen soll! —

Und plötzlich — sie ist dem Hause ganz nahe gekommen — sieht sie, durch die Büsche spähend, wie Beide, Borodin und Anna, unten im Eingang verschwinden. Da bebt sie einen Augenblick zurück. „O Gott, barmherziger Gott! warum liebe ich ihn mehr, als meine Seligkeit?“ klagt sie leise stöhnend und lehnt sich schwer gegen das unheimlich erklirrende Metallgitter des Hofes, von welchem der frostige Nachtthau glatt und leise niederrinnt, während von oben durch die geöffneten Fenster der Bibliothek noch immer ihres Mannes aufgeregte Klavierphantasien tönen. — Roh und lärmend reißen sie plötzlich an ihrer Seele. Verzweifelt und sehnsuchtsvoll will sie den dunklen Park, dessen wüste Schatten um ihre Sinne schwanken, verlassen, um ihn, den sie mehr liebt, als ihre Seligkeit, ein letztes Mal zu sehen. —

Da packt es sie, wie ein mitternächtiger Traum, dem sie, an allen Gliedern gelähmt, mit machtloser Seele ringend, Stand halten muß. „Dein Mann!“ ruft eine tiefe, lange verschollene Stimme aus der Luft herab, daß sie krampfhaft die Hände um die Gitterstäbe schlingt; — und „Du bleibst!“ hallt es gleich darauf nicht mehr über ihr, sondern so deutlich, als spräche man an ihrer Seite. — Und sie sieht den alten verstorbenen Geistlichen, der sie einst am Altare

mit Kottwitz zusammengegeben hat, hochaufgerichtet neben sich stehen. Langsam reckt er die Hand aus und faßt sie mit eisernem Griff an der Schulter. Dann blickt er ihr mit den Augen des jüngsten Gerichts aus morschen Zügen näher und näher in das schuldige Antlitz.

„Laß mich los!" fleht sie demüthig-leise, aber so deutlich, als rede sie zu einem leibhaftigen Wesen. „Ich will sehen, ob ich den Weg zu ihm finde!" — Aber er hält sie fest und fester. —

„Ich weiß, ich habe gesündigt!" fährt sie flüsternd fort; „vielleicht gab es etwas an seiner Seele zu pflegen!" und langsam, mit scheu erhobenen Blicken sinkt sie zu Boden. —

Da ist es, als kniee die dunkle Gestalt plötzlich auf sie herab und drücke sie mit überirdischer Gewalt an die Erde. — „Laß mich los! — laß mich los!" schreit sie fast athemlos. „O, ich will ja sehen, ob ich den Weg zu ihm finde! — aber jetzt — jetzt — nur jetzt laß mich los!" —

Und von ihr weicht die entsetzliche Macht; ihr Fuß ist frei und einige Augenblicke später steht sie mit blutlosen Wangen und weit geöffneten, überirdisch leuchtenden Augen vor Borodins und Kottwitz im Zimmer. Anna fällt ihr schluchzend in die Arme; — und Borodin spricht in kurzen, abgerissenen Worten bald zu Kottwitz, bald zu ihr. — Doch was er sprach, hat sie nicht gehört, denn sie lauschte nur dem Klange der lang entbehrten, zum letzten Mal auf dieser Erde für sie ertönenden Stimme. — Und als sie dann gingen — es war ihr unmöglich, sich später zu besinnen, wie lange sie geblieben waren — empfand sie mit betäubender Wonne, wie er ihre Hand ergriff, um sie noch ein Mal an seine Lippen zu führen. Doch da er sie im Kuß berührte, erbebte sie schmerzlich, denn sie mußte jenes Gluthhauches gedenken, der einst über ihrer Hand geschwebt hatte, als er sie, zurückschreckend vor seinen eigenen Gefühlen, ohne Kuß wieder fahren ließ. Wie anders, was ihr heut in stummer Sprache der Berührung rückhaltlos gegeben wurde! — Sie fühlte nur den milden Ausdruck abgeklärter Empfindung, nur den letzten Gruß eines um Verzeihung Flehenden, mit seinem Weibe auf ewig wieder Versöhnten! Aber es war nur ein secundenlanger Schmerz, den sie empfand, dann zog ein plötzliches Erwachen durch ihre Seele und sie lächelte, wie befriedigt, zu Anna hinüber, als könne ihr das Lächeln helfen, sich selbst zu besiegen. —

Dann aber erstarb das Lächeln auf ihren Lippen, schneller noch, als zuvor die schmerzliche Enttäuschung, denn sie hatte auch ihn voll in's Auge gefaßt und mit einem einzigen Blicke hatte sie gesehen, daß er nicht nur gegen sie — daß er überhaupt ein Anderer geworden war; der Jünglingsschimmer, welcher sonst über seinem Antlitz wie ein eigenartiger Lichtglanz gelegen hatte, war erloschen. — Die „ewige Sehnsucht" seines strahlenden Auges einer festen, männlichen Zuversicht gewichen. Nicht, daß er ärmer geworden wäre — aber welches Recht hatte sie ihn jetzt noch zu lieben! — Es war, als zerrisse etwas in ihrer Brust und als schwände der Boden unaufhaltsam unter ihren Füßen. Wie eine Bewußtlose erwiderte sie die Abschiedsküsse, welche ihr die bewegte Anna auf Mund und Wangen drückte; und als sie Alle hinausgegangen waren — auch Kottwitz, der seine Pflicht als Wirth noch bis zuletzt erfüllen wollte —

fror sie plötzlich ganz eigen und sagte laut vor sich hin: „Mein Gott, wie kalt!“ Dann trat sie langsam an's Fenster, das noch offen stand. —

Fort! — vorüber! — fort! — fort! — Fort für immer! — Und wenn es ein Jenseits gab, das Diesseits war verloren!

Sie lehnte sich an die Mauer und ließ die Arme am Körper herabfallen; sie fielen schwer herab, denn es war, als gäbe es keine Seele in ihnen, die sie gefällig hätte bewegen können; und doch wieder waren sie so leicht, so leicht, daß sie gar nichts mehr von ihnen spürte!

Ueberhaupt war es, als gehöre Nichts mehr zu ihr; nur eine einzige leere Empfindung noch; nur ein großes, eisiges Gefühl, das unaufhörlich durch das weite Weltall jagte, vorüber an den hastigen Wolken und den unzähligen Sternen, die sie flimmern sah, als ihre großen starren Augen jetzt hinauf in den klaren Himmel blickten.

Nach einer Weile ging die Thüre hinter ihr auf und es trat Jemand ein. Es war Kottwitz; sie kannte ihn genau am Schritt. Anfänglich blieb sie regungslos stehen; dann kehrte sie sich plötzlich nach ihm um. Sie blickte ihn an — und abermals an; und ihr wurde zu Muth als thäte sich ein letztes Thor der Rettung vor ihr auf, als schwanke sie nicht so wahnsinnig ziel- und planlos mehr durch das öde, einsame Weltall. Hilferufend rang ihr Herz dem Manne vor ihr entgegen — sie fragte nicht mehr, ob sie ihn liebte, ob sie ihn je verstanden hatte, oder er sie — er war ein Mensch — er war ihr Gatte! — und sie wollte ihm Alles sagen, ihm, dem Einzigen, dem sie es sagen konnte — und mußte! — Nur der Athem stockte ihr noch — nur das Herz hämmerte plötzlich so wild in ihrer Brust: einen Augenblick — einen Augenblick noch! —

Und was mochte er wollen? Er war immer näher an sie herangetreten und hatte sich zuletzt dicht vor sie hin auf einen kleinen Sessel am Fenster gesetzt, auf dem sie früher gerne in der Dämmerung zu ruhen pflegte, wenn er seitwärts am Flügel phantasirte.

„Guten Abend, Lucie!“ sagte er endlich flüsternd und fuhr sich mit der Hand über die erhitzte Stirn.

Und krampfhaft nach etwas greifend, faßte Lucie diese seine Hand und ließ dann die ihre, schwer aufathmend, langsam auf sein Haupt herabgleiten.

Es durchschauerte ihn mit plötzlicher Andacht. — Aber die Stille zwischen ihm und ihr wurde unerträglich. Sein Herz klopfte, wie noch nie. — Er mußte ihr zu Hilfe kommen; er fühlte es mit überwältigender Deutlichkeit — und er wollte! —

„Lucie,“ begann er bewegt; doch plötzlich schwindelte ihm und er wußte nicht mehr, was er sagte, obgleich er genau hörte, daß Jemand im Zimmer mit einer Stimme, die teuflische Aehnlichkeit mit der seinen — und zwar mit der seinen aus alten leichtfertigen Stunden — hatte, sagte: „Es ist ein ungemüthlicher Abend, Lucie! — Wir waren Beide ein wenig verliebt, Luceken!“ —

Dann ward es auf einmal wieder still; unheimlich still. — Allbarmherziges Schicksal, was hatte er gesagt?! —

Ein Gefühl der Erstarrung überfiel ihn; er riß die Augen weit auf und begann zu zittern.

Schwer und eisig, wie eine Todtenhand, sank etwas auf seinen Scheitel; und einige Secunden später war Lucie's Rechte von ihm genommen. — Mit fliegendem Athem starrte sie durch die Dunkelheit auf ihn herab. Jede Gleichgültigkeit — jede noch so armselige Dankbarkeit und milde Gewohnheit — jeder Vorsatz, den Weg zu ihm zu finden, waren von ihr gewichen. — „Nie!" rief es kalt durch ihre verzweifelnde Seele, während sich ihre Lippen krampfhaft fest schlossen. — Heute hatte sie zum letzten Male Borodin's Namen vor — diesem genannt! — Und wieder strömte all ihr Herz und all ihr Wesen Borodin's Bilde entgegen. Mochte er tausend Mal ein Anderer geworden sein, sie fühlte mit unbewußter Gewalt, daß dieser Andere doch nur aus ihm — aus seinem eigensten Selbst hatte hervor gehen können und von Ewigkeit her in ihm gelebt hatte; — und wie für sich selbst, so war und blieb er auch für sie der ewig Eine!

Noch einige Secunden und sie glitt an ihrem Gatten vorüber und verschwand ohne Laut aus dem Zimmer.

Einen Augenblick blieb Kottwitz wie gelähmt sitzen: Ihm war, als sänke wieder eine leise Hand auf sein Haupt — ein andächtiger Schauer wollte noch ein Mal seine Seele fassen. Aber die leise Hand erstarrte — Mitleid und Ohnmacht hatten sie auf sein Haupt gelegt — nicht Liebe! — Das Mitleid war zerrissen — die Ohnmacht in kalte Verzweiflung verwandelt — und die Liebe hatte ein Anderer mit sich genommen! —

Er wollte aufspringen und ihr nachstürzen; vielleicht, daß er noch einen Schatten ihrer Seele für sich retten konnte! — Aber die Kraft verließ ihn; — laut stöhnend brach er zusammen: O Gott! wie liebte er sein Weib! — sein Weib, dessen voller Werth seinem leidenschaftlichen Herzen erst aufgegangen war durch den Zauber, welchen sie auf einen Anderen ausübte. Und das war sein Fluch — und seine Schuld — wenn anders Schwäche Schuld ist. —

— — — — — — — —

Einige Monate später erhielt Lucie unter Kreuzband Borodin's nunmehr auf eigene Kosten gedruckte Streitschrift und las folgende, das Buch eröffnende Zeilen:

„Ihr, welcher dieses Werk naturgemäß gehört, weil sie ihm zuerst Anregung und tiefstes Verständniß entgegengebracht hat, sei es nun auch mit den Gefühlen innigster Dankbarkeit und Verehrung gewidmet. — Vielleicht wird es durch die Ungunst des Schicksals verhindert werden, den ihm bestimmten Weg durch die Herzen des deutschen Volkes zu gehen; sollte es diesen Weg aber finden, was der Verfasser jetzt noch in gläubigem Vertrauen auf sich und seine Mission hofft, legt er hiermit die größere Hälfte des Verdienstes, den sich das Buch, so Gott will, um die Gemüther der Nation erwerben wird, auf ihre Schultern. — Sie hat in diesem Falle geholfen, das Licht zu entzünden, damit es Anderen leuchte. Gibt es ein schöneres Loos? Ein Loos, für welches man williger das Opfer des eigenen Lebens und Herzens bringen könnte?

Der Verfasser."

Als Lucie diese Widmung gelesen hatte, stützte sie lange gedankenvoll das

Haupt. — Vielleicht erhielten diese Worte in Zukunft höheren Werth für sie; augenblicklich erschienen sie ihr noch arm und demüthigend! — Hätte er sie vollständig vergessen gehabt, es wäre ihr vielleicht weniger schmerzlich gewesen. Scheuen Schrittes trat sie an ihren Schreibtisch und holte dort aus einem verschlossenen Seitenfach einen kleinen, kaum noch zu erkennenden Veilchenstrauß.

„Berauschend süß" entstieg ihm der Duft einer kurzen, secundenlangen Vergangenheit; und eine brennende Thräne fiel langsam auf seine welken Blätter. — Endlich war es, als schmerze sie seine Berührung; mit geschlossenen Augen that sie ihn wieder von sich und kehrte dann zu dem eben erhaltenen Buche zurück. —

Sie kannte es ja Seite für Seite; doch, in Rückerinnerung versinkend, wollte sie es noch ein Mal, jetzt, da es gedruckt in *ihrem* Besitze war — denn das einst von Borodin geschenkte Manuscript hatte Kottwitz an sich genommen — mit ganzer Hingabe ihrer Seele durchdenken. — Als sie es aber aufschlug, um gleich heute damit zu beginnen und ihre Blicke auf die ersten Zeilen fielen, fühlte sie, daß sie noch nicht die Kraft besaß, sich auch nur in das erste Capitel dieses Werkes wieder zu versenken; denn in jedem Worte pulsirte das eigenthümlich persönliche Leben des Verfassers. — Leise, aber hastig machte sie das Buch zu und schob es von sich. — Und ebenso hastig, aber weniger leise fuhr in dem nämlichen Augenblick draußen der Herbstwind durch die alten sommermüden Baumwipfel und warf ihr durch das geöffnete Fenster zwei dürre, gelbe Blätter in das einsame Gemach. Regungslos blieben sie zu ihren Füßen liegen und sinnend blickte ihr Auge auf sie nieder. — „Ich finde nicht," sprach sie bei sich selbst, „daß jetzt die Zeit beginnt, da wir fremd werden in der Natur. — Den Herbst verstehe ich, wie keine andere Jahreszeit!"

Sie spann diesen Gedanken noch weiter aus, wurde aber jäh unterbrochen; denn draußen auf der Treppe ward es lebendig. Leise und behutsame, aber auch lautere Tritte von offenbar jugendlichen Geschöpfen und mehrfache plattdeutsch flüsternde Stimmchen tönten durcheinander. Sie erhob sich mit stillem Lächeln und ging den kleinen Tagelöhnermädchen, die jetzt jeden Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittag zu ihr in die Nähstunde kamen, bis an die Thüre entgegen, welche selbst zu öffnen die schüchternen Kinder noch immer nicht wagten. „Kommt nur!" sagte sie fast ebenso verlegen, wie die Kleinen, denen sie aufthat, während ein warmer Frühlingshauch plötzlich ihre gedankenschwere Seele streifte.

Und wohl ihr, daß die sittliche Kraft einer großen Leidenschaft ihr Herz der Liebe im weitesten Sinne des Worts geöffnet und sie so bald den freundlichen Weg geführt hatte, auf welchem wir sie in diesen Augenblicken stehen sahen! —

Durch ihren Mann erwuchsen ihr keinerlei Hindernisse auf ihm, obgleich Kottwitz recht gut wußte, wie scharf die Nachbarschaft den neuesten „Umgang" seiner Frau bespöttelte. — Ihm waren Geselligkeit und Nachbarn gleichgültiger denn je; und wenn er viel und häufig in der Garnisonstadt verkehrte, so that er es nur, weil er oft nichts Besseres zu thun wußte, um den Tag hinzubringen. Im Stillen aber hoffte er, vielleicht, ohne es sich selbst zu gestehen, daß irgend Etwas, irgend ein Ereigniß, irgend eine mitleidige Stunde kommen werde, um auch ihm das Herz seiner Frau zuzuführen.

Sie war wieder mild und freundlich gegen ihn, wie früher; ja sie bat ihn sogar ab und zu, ihr in der Dämmerstunde vorzuspielen, was er allemal mit eigenthümlicher Hast, wenn auch mit gleichgültigem Gesicht gewährte. Oft schien es, als habe sie wie an jenem unvergeßlichen Geburtstag ein deutliches Bewußtsein von dem, was ihm fehlte und was er wollte — aber sie erschrak dann wie damals. — Der Schatz ihrer Seele gehörte noch nicht wieder ihr; — sie konnte ihm nur von der eigenen Armuth abgeben. — Und so lebte er wie ein trotziger Bettler aus der spärlich mittheilenden Hand seiner selbst darbenden Gefährtin.

Möchten Gott und die Zeit ihm helfen, welche ja wunderbar mit einander zu arbeiten pflegen! Nicht nur der heftig brausende Sturm streut ja fruchttragenden Samen aus, sondern auch der leise Hauch der Luft, der unhörbar herüber und hinüber fährt. —

Und oft, wenn schon die Oede eines liebeleeren Daseins zu trauriger Gewohnheit ward, gleicht ein freundliches Wort, zu guter Stunde gesprochen, dem Senfkorn des alten Gleichnisses, welches das kleinste ist unter den Samen der Erde; und doch erwächst im Lauf der Tage aus ihm ein schattiger Baum, unter dessen Zweigen die Vögel des Himmels wohnen!

Vielleicht — doch, wer darf es sagen — grünt in Jahr und Tag auch auf Hohenstein ein solcher Baum und Vögel des Friedens und der Freude — meinetwegen nur die kleinen Tagelöhnermädchen des Dorfes — zwitschern in seinen Aesten! —

Goethe als Botaniker.

Von

Prof. Dr. **Ferdinand Cohn** in Breslau.

Große Männer gleichen jenen erhabenen Alpengipfeln, für welche wir erst in der Entfernung den richtigen Standpunkt gewinnen, wo sie hoch über alle Bergketten emporragen, während mitten im Hochgebirge selbst niedrige Nachbarn ihnen nahe zu kommen, zu Zeiten selbst sie zu verdecken scheinen. Diese Probe wahrer Größe hat Goethe bestanden; denn je weiter wir uns von seiner Zeit entfernen, desto einsamer leuchtet seine Erscheinung im Sonnenglanze unsterblichen Nachruhms, während die meisten seiner Zeitgenossen mehr und mehr von der Dämmerung der Vergessenheit verhüllt werden; viele unter ihnen leben nur darum in der Erinnerung der Nachwelt, weil sie einmal mit Goethe in Berührung kamen, und treten sofort in tiefen Schatten, sobald sie sich aus seinem Strahlenkreis entfernen. Verstummt sind die Stimmen beschränkter Mißgunst, welche Goethe's Bild in den Augen der Mitwelt und selbst noch eine Zeit nach seinem Tode zu verkleinern suchten; die Goethe-Denkmäler, welche in den letzten Jahrzehnten immer zahlreicher in den deutschen Hauptstädten errichtet wurden, sind Zeugen dafür, daß der gesammten Nation das Verständniß für ihren größten Dichter aufgegangen; dennoch ist es wol nur Wenigen zum vollen Bewußtsein gekommen, wie viel eigentlich das deutsche Volk Goethe verdanke. Ich spreche hier nicht von den Dichtungen, die nicht blos in der deutschen, sondern in der gesammten Weltliteratur unübertroffen dastehen; ist ja doch Goethe fast der einzige Dichter, der in demselben Maße, wie er die Jugend durch die leidenschaftliche Empfindung seiner Erstlingswerke begeistert, so auch das spätere Alter durch die Tiefe und Weisheit seiner reifen Schöpfungen sympathisch an sich fesselt. Aber, wie schon oft gesagt worden, Goethe war als Mensch noch größer, denn als Dichter. „Vous êtes un homme“, so hatte Napoleon I. den Dichter bei der Audienz zu Erfurt am 2. October 1808 begrüßt; und in der That, mit diesen drei Worten ist Alles gesagt. Ja, Goethe war ein Mensch in des Wortes vollster Bedeutung: edel, hilfreich und gut, bescheiden, hochherzig, frei von Neid und Selbstsucht, pflichtgetreu und unermüdlich in der Arbeit, freilich ein Mensch, so reich von der Natur ausgestattet an Körper und Geist, wie er nur

in Jahrhunderten einmal auf Erden erscheint. Aber indem Goethe diese wunderbare Begabung sein ganzes Leben hindurch in rastloser Arbeit harmonisch ausbildete, hat er seine Persönlichkeit zu dem vollendetsten Kunstwerk entwickelt, allen folgenden Geschlechtern zur Bewunderung und zum Vorbild.

In der Einleitung zu seiner großen Weltgeschichte sagt Leopold v. Ranke: „Von dem Besitze, welchen das Menschengeschlecht sich im Laufe der Jahrhunderte erworben hat, bilden einen Bestandtheil, so zu sagen das Juwel desselben, die unsterblichen Werke des Genius in Poesie und Literatur, in Wissenschaft und Kunst, die unter nationalen Bedingungen entstanden, doch das allgemein Menschliche repräsentiren." Aber gerade von diesem edelsten Besitze gilt vor Allem des Dichters Wort:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Goethe hat den von den vorangegangenen Generationen hinterlassenen Besitz nicht nur durch herrliche Kleinodien gemehrt, er war auch der Erste, der durch eine universale Bildung sich befähigte, diesen Besitz voll und ganz anzutreten. Durch den Zauber der Peitho, der dem Dichter mehr als jedem andern Menschen zu Gebote steht, hat er diesen Besitz seinem Volke zugleich begehrenswerth und zugänglich gemacht. Wenn Melanchthon als praeceptor Germaniae im Reformationszeitalter gepriesen wurde, so ist Goethe für unsere Zeit der Lehrer des deutschen Volkes, ja der gesammten modernen Culturwelt geworden.

In einem von Geibel's schönsten Gedichten erscheint Goethe als der junge Held, der das scheue Kind, die deutsche Muse, aus den welschen Taxushecken in die deutschen Eichenwälder führte. Aber Goethe war es auch, der die schönsten Blüthen, die in dem Weltgarten der Poesie sich entfaltet haben, in den deutschen Boden verpflanzte. Niemand vor Goethe hat die Gemüthstiefe hebräischer Psalmen und Propheten, die sonnige Klarheit hellenischer Epen und Dramen, das künstliche Filigrangeflecht persischer und arabischer Poeten, das gigantische Pathos Shakespeare's, die melodische Innigkeit des deutschen Volksliedes mit der gleichen feinsinnigen Empfänglichkeit verstanden und uns verständlich gemacht. Aber auch in den bildenden Künsten war er es, der vor Allen unserm Volke die Welt des Schönen nach allen Richtungen hin aufgeschlossen hat; wenn heutzutage die Geschichte der Kunst zu einem Bildungsmittel geworden ist, das in immer weitere Schichten des Volkes veredelnd eingreift und selbst der Jugend zugänglich gemacht wird, so ist dies im Wesentlichen eine Nachwirkung der von Goethe ausgegangenen Anregungen. War er es doch, der an hundert Stellen die unsterblichen Schönheiten der griechischen Plastik mit begeistertem Munde verkündigte und so das Werk vollendete, das Winckelmann und Lessing für die ästhetische Erziehung ihres Zeitalters begonnen hatten. Aber trotz seiner Vorliebe für die geistesverwandten Schöpfungen des classischen Alterthums war es doch auch wieder Goethe, der unserm Volke die Augen öffnete für die mystische Poesie gothischer Kunst, für welche der Sinn im Zeitalter des Roccoco völlig verloren gegangen war. Das Münster Erwin's von Steinbach und der Kölner Dom, den Goethe als Ruine geschaut und dessen Wiederherstellung er

freudig begrüßt, Lionardo's Abendmahl in Santa Maria delle Grazie, und Rafael's heilige Cäcilie, die Farbengluth der venetianischen Maler und die kühle Vornehmheit der Bauten Palladio's, die melancholische Poesie der holländischen Landschafter und die kindliche Einfalt der altdeutschen Meister, sie alle sind uns zuerst durch Goethe's Schriften vertraut und für unsere Bewunderung erschlossen worden.

Und nicht blos für die Schönheiten der Kunst, auch für die der Natur hat Goethe uns Auge und Seele geöffnet. Denn dieselbe Feinheit und Wahrheit, welche Goethe in der Beobachtung, dieselbe Frische und Lebhaftigkeit, welche er in der Schilderung des menschlichen Herzens entwickelt, zeigt er auch in der Beobachtung und Darstellung der menschlichen Natur; von allen Dichtern kommen ihm in Treue und Glanz der Naturschilderungen nur Homer, Dante und Shakespeare gleich. Goethe hat in einer seiner kunstgeschichtlichen Abhandlungen den großen Landschaftsmaler Ruysdael als Dichter behandelt, mit ebenso großem Rechte können wir den Dichter Goethe unter die ersten Landschaftsmaler rechnen, hatte er doch sein Auge jahrelang durch das Studium der alten Meister, wie durch eigene Versuche im Landschaftszeichnen geübt. Mit vollem Recht sagt A. v. Humboldt: „Welches südliche Volk sollte uns nicht den großen Meister der Dichtung beneiden, dessen Werke alle ein tiefes Gefühl der Natur durchdringt, in den Leiden des jungen Werther, wie in den Erinnerungen von Italien, in der Metamorphose der Gewächse, wie in seinen vermischten Schriften? Wer hat beredter seine Zeitgenossen angeregt, des Weltalls heilige Räthsel zu lösen, das Bündniß zu erneuern, das im Jugendalter der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit einem Band umschlang? Wer hat mehr hingezogen in das ihm geistig heimische Land,

Wo ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht?"

Wer endlich von den Tausenden, welche alljährlich den Staub der Stadt von sich schüttelnd, durch Reisen in der schönen Natur Erfrischung suchen, ist sich bewußt, daß auch hier Goethe unsern Wanderungen die Richtung gewiesen und die Ziele gesteckt hat? Bekanntlich ist die Sehnsucht, die uns so mächtig in Berge und Waldeinsamkeit zieht und vor Allem die von der Cultur nicht berührte romantische Landschaft der Hochgebirge aufsuchen läßt, eine ganz moderne Empfindung; den Menschen des Alterthums, des Mittelalters und der Renaissance galten Wälder und Gebirge als Orte des Schreckens, die man so schnell wie möglich zu verlassen suchte, und die Wenigen, welche in jenen Zeiten Reisen zum Vergnügen unternahmen, wollten nicht der Naturschönheiten sich erfreuen, sondern in großen Städten Zerstreuungen genießen, oder fremde Sitten und Gebräuche kennen lernen. Goethe war nicht nur einer der ersten deutschen Touristen im modernen Sinne, sondern er hat durch seine Reiseschilderungen auch am Meisten auf die Erweckung, Ausbildung und Verbreitung der Reiselust eingewirkt. Wenn wir in die rebenreichen Landschaften am Neckar, am Main und am Rhein, oder in die Waldgebirge des Harzes oder Thüringens pilgern, so folgen wir den Goethe'schen Spuren; in einer Zeit, wo selbst die nächsten Nachbarn dem Montblanc sich nicht zu nahen getrauten, wo selbst

Jean Jacques Rousseau, auf dessen frische Schilderungen vom Genfer See gewöhnlich die Erweckung des modernen Naturgefühls zurückgeführt wird, nie sich in das Hochgebirge gewagt hat, drang Goethe im November 1779 in das Thal von Chamonix, das damals noch fast ebenso unbesucht war, wie heute Spitzbergen, überstieg Montanvert und Col de Balme, die Furca und den Gotthard; und wenn heutzutage eine Schweizer Reise für jeden gebildeten Menschen zu einem Lebensbedürfniß geworden ist, so haben wir dies dem unwiderstehlichen Zauber der Goethe'schen Reiseberichte zu verdanken. Und daß die Meisten, die heute Italien bereisen, bewußt oder unbewußt der Sehnsucht Folge leisten, welche Goethe uns schon in der Jugend durch seine Briefe und durch Mignon's herrliches Lied geweckt hat, wer wollte das bezweifeln?

Aber vor Allem dadurch hat Goethe unserer Generation eine neue Welt erschlossen, weil er als der Erste erkannt hat, daß zu einer humanen Bildung — neben dem Studium der Literatur und Kunst, der Geschichte und der Philosophie — als unentbehrliche Ergänzung auch das Studium der Natur gehöre. Die Männer, welche vor Goethe sich mit Naturwissenschaft beschäftigten, waren entweder Fachgelehrte, die meist für ihren Beruf als Lehrer, Aerzte oder Apotheker gewisse Naturkenntnisse brauchten, oder Dilettanten, die am Sammeln von Naturcuriositäten Vergnügen fanden. Erst auf der Höhe seines Lebens, in der Blüthezeit seines Schaffens, wurde sich Goethe bewußt, daß ihm in der Harmonie seiner Bildung eine Lücke geblieben war, weil ihm die Natur fremd gegenüberstand; und mit einer Energie und Hingebung ohne Gleichen, die bis zu seinem letzten Augenblicke nicht nachließ, bestrebte er sich fortan, das gesammte Naturwissen seiner Zeit in sich aufzunehmen. Daß ein Mann von solch außerordentlicher Begabung, so ausgebildeten Sinnen, so schöpferischem Genius nicht dabei stehen blieb, das von Andern gesammelte Material im Gedächtniß aufzuspeichern, daß er bald auf allen Gebieten der Naturwissenschaften zu neuen Entdeckungen, zu allgemeinen Gesetzen gelangte, die den Vorgängern verborgen geblieben waren, daß er seine Kenntnisse zu einer originalen und großartigen Weltanschauung durcharbeitete, die eine neue Epoche unserer Naturwissenschaft herauf geführt hat, ist leicht begreiflich; nicht minder aber, daß die Bestrebungen, denen Goethe in der zweiten Hälfte seines Lebens seine besten Kräfte widmete, nicht blos bei den Zeitgenossen kein Verständniß und keine Anerkennung fanden, sondern bis auf den heutigen Tag noch keiner vollen Würdigung sich erfreut haben. Nur ein so universaler Geist wie Alexander v. Humboldt hätte Goethe's Verhältniß zu den Naturwissenschaften nach allen Seiten hin klar zu legen vermocht, heutzutage wäre höchstens ein Verein von Naturforschern, wie er sich einmal für die Biographie Alexanders v. Humboldt zusammenfand, im Stande, dem großen Meister gerecht zu werden.

In der That haben bereits die hervorragendsten Naturforscher unserer Zeit sich in die Aufgabe getheilt, über die ihnen am nächsten liegenden Richtungen der Goethe'schen Naturwissenschaft ihr Urtheil abzugeben; und es haben insbesondere Helmholtz die optischen, Virchow, O. Schmidt, Haeckel die vergleichend anatomischen Studien kritisch beleuchtet; Goethe's Forschungen auf dem Gebiete der Mineralogie und Geologie, der Meteorologie und Klimatologie erwarten

noch ihre Bearbeiter. Wenn ich selbst mir hier die Aufgabe gestellt habe, Goethe als Botaniker zu schildern, so ist es nicht, als wagte ich jenen Meistern der Forschung und Darstellung mich an die Seite zu stellen, sondern weil ich mich überzeugt habe, daß eins der interessantesten Gebiete der Goethe'schen Naturforschung, in welchem derselbe die größte Befriedigung fand und die anhaltendsten Wirkungen erreichte, selbst bei den Fachgenossen noch keine erschöpfende Würdigung gefunden hat. Freilich ist es kaum zulässig, eine einzelne Richtung in Goethe's Naturstudien zu verfolgen, ohne auch die übrigen in Betracht zu ziehen; am wenigsten ist dies bei den botanischen möglich, die erst durch die gleichsinnigen Forschungen über die Organisation und Entwickelung der Thiere ihre Ergänzung finden.

Goethe selbst hat eine ausführliche Geschichte seiner botanischen Studien gegeben, von liebenswürdigem Reiz der Darstellung und gerechter Anerkennung aller derer, von denen er Anregung oder Widerspruch erhalten hatte; vergleichen wir hiermit das fast unübersehbare Material, welches in Goethe's ausgebreiteter Correspondenz, sowie in seinen Gesprächen überliefert ist, so können wir Goethe's botanischen Entwickelungsgang so vollständig, wie kaum bei einem anderen Manne, Jahr für Jahr, ja fast Tag für Tag verfolgen. Mir selbst war es vergönnt außerdem noch ein ungedrucktes Manuscript zu benutzen, welches von Goethe's botanischem Famulus F. G. Dietrich abgefaßt und mir durch die Güte des verstorbenen Appellationsgerichtspräsidenten Belitz zur Verfügung gestellt wurde.

Erst im Mannesalter begann Goethe sich mit der Welt der Pflanzen wissenschaftlich zu beschäftigen. Er selbst erzählt uns, er habe als Frankfurter Stadtkind von dem, was äußere Natur heißt, keinen Begriff und von ihren sogenannten drei Reichen keine Kenntniß gehabt; höchstens hatte er Gelegenheit den Flor der Tulpen, Ranunkeln und Nelken in wohleingerichteten Ziergärten zu bewundern. Das änderte sich erst, als am 7. November 1775 der 26jährige Jüngling mit dem Apollokopf und dem Adlerauge in Weimar einzog. Mit wunderbarem Scharfblick prophezeite J. G. Zimmermann schon am 29. December des nämlichen Jahres in einem Briefe an Frau v. Stein von der Verbindung Goethe's mit Karl August „den Beginn eines goldenen Zeitalters, das in der Geschichte Epoche machen und für die Nachwelt die sogenannten großen Thaten der großen Höfe und der großen Nationen überstrahlen werde" [1]).

Botanik kann man nicht aus Büchern lernen, man muß die lebende Pflanzenwelt in freier Natur studiren. „In Weimar," schreibt Goethe, „beglückte mich der Gewinn, Staub und Stadtluft mit Land-, Wald- und Gartenatmosphäre zu vertauschen." Mochten ihn auch schon früher Naturprobleme interessirt haben, — wozu hätte sonst der junge Jurist in Leipzig und Straßburg vorzugsweise mit Medicinern verkehrt und Collegien über Chemie, Anatomie, Chirurgie gehört? — erst in Weimar wurde er durch seinen Beruf als Minister, ja als Chef des Weimarischen Cabinets, den er gewissenhaft auffaßte, zu ernstlicher Beschäftigung mit den Naturwissenschaften hingeführt. Wie ihn das Bestreben, den Wohlstand des armen Landes durch Bergbau zu fördern, zur

[1]) Goethe's Briefe an Friedrich v. Stein, p. 182.

Mineralogie trieb, so veranlaßten ihn seine Leitung der Forstverwaltung, seine Theilnahme an den Jagden in den ausgedehnten Revieren des Thüringer Waldes, die unter seiner Aufsicht schon 1778 in Angriff genommene Anlage des Parks zu Weimar in englischem Stile, die Natur der Bäume zu studiren. Eine reiche Quelle zur Beobachtung der Pflanzen gewährte ihm der Garten, den er als Geschenk seines Herzogs am 16. April 1776 in Besitz nimmt; es war ein Grundstück, wie es einst der jüngere Plinius für seinen Freund, den Geschichtsschreiber Suetonius gesucht: „ein rechter Gelehrtengarten, nahe genug der Stadt, um ihn leicht erreichen zu können, und doch entfernt genug, um dem Staub und Lärm zu entgehen; groß genug, um den Besitzer zu zerstreuen, doch zu klein, um ihn zu absorbiren, soviel Land als erforderlich, damit das Auge sich erquicke, der Geist sich ausruhe, soviel Wege, als für einen Spaziergang nöthig, und soviel Bäume, daß man sie mit Bequemlichkeit zählen kann."

Wenn man vom Schloß von Weimar kommend auf der hohen Sternbrücke die Ilm überschreitet, so gelangt man zu einem freien Platz, dem Stern, in dessen Nähe gegen den Abhang des Ilmthales der Goethe'sche Garten aufsteigt; unten erhebt sich das einfache Gartenhaus, dessen erstes Stockwerk von Schlingpflanzen, Geisblatt und gefüllter Waldrebe umrankt ist:

Uebermüthig sieht's nicht aus,
Hohes Dach und niedres Haus;
Allen, die daselbst verkehrt,
Ward ein guter Muth bescheert.
Grüner Bäume dichter Flor,
Selbstgepflanzter, wuchs davor;
Geistig ging zugleich alldort
Schaffen, Hegen, Wachsen fort.

schrieb Goethe 50 Jahr später (1827). Auf der Höhe des Berggartens befindet sich eine Laube, von Gesträuch und hohen schattenreichen Bäumen umgeben, mit Gartenmöbeln versehen, von der man eine anmuthige Aussicht genießt. Es ist dies eine geweihte Stätte, der Schauplatz edler Geselligkeit, zarter Freundschaft und schwärmerischer Liebe, aber auch ernster Sorge und schwerer Kämpfe, die Geburtsstätte herrlicher Dichtungen und tiefsinniger Forschungen. Auf diesen Bäumen ruht der schönste Liebessegen:

Sag' ich's euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenröthlich mich umtanzt ....
Wachset wie aus meinem Herzen,
Wachset in die Luft hinein;
Denn ich grub ja Freud' und Schmerzen
Unter eure Wurzeln ein!

Mit der naiven Freude eines kindlichen Gemüths genießt Goethe das Glück seines Besitzthums; am 17. März 1777 wird der Grundstein des Hauses gelegt, am 31. Mai schon sitzt er auf seinem Altan und „entschlummert draußen unter Blitz, Donner und Regen so herrlich, daß ihm das Bett fatal wird"; so oft er erwacht „um 12, 2, 4, jedesmal neue Herrlichkeit des Himmels um ihn." Schon im April sendet er an Charlotte v. Stein, an die sein ganzes Sinnen

und Denken gerichtet ist, die ersten Blumen — und die ersten Spargel, im Mai die ersten Rosen, im Juni die ersten Erdbeeren und so fort von Jahr zu Jahr. Treulich fühlt er von seinem Garten aus alle Veränderungen des Erdlebens mit; selbst bei Frost und Nacht findet er sein Revier unendlich schön, weilt bei der ersten Witterung von Frühlingsluft um seine Bäume, fühlt ihr Gedeihen vor, schreibt an die Thür seines Hauses: „Gebe uns der Himmel den Genuß davon und stäube allen Hof- und Aktenstaub von uns weg." Als er 1782 in sein vornehmes Stadthaus übersiedelt und ihm Jemand den Garten abkaufen will, geht er (31. Juli) noch einmal hinaus: „jede Rose sagte zu mir und Du willst mich weggeben? In dem Augenblick fühlte ich, daß ich diese Wohnung des Friedens nicht entbehren könne."

Während in solcher Weise Goethe mit frischem Genießen in das Weben der Natur sich einlebt, erwacht in ihm immer lebhafter der Drang, dieselbe durch wissenschaftliche Forschung zu beherrschen. Wenn er über Felder und Berge reitet, kommen ihm Gedanken über Entstehung und Bildung der Erdoberfläche, die er durch ernsthafte mineralogische Studien zu vertiefen sucht. Im Jahre 1784 wendet er sich zur Anatomie, mit der Knochenlehre beginnend; zuletzt um das Jahr 1785 kommen die Pflanzen an die Reihe; er wählt sich Linné als Führer in ihrem Reiche. Goethe selbst gesteht „nach Shakespeare und Spinoza ist auf mich die größte Wirkung von Linné ausgegangen."

Dieser große Mann, der erst sechs Jahr vorher aus der Welt geschieden war, beherrschte mit dem niederdrückenden Uebergewicht seiner Autorität die gesammte naturgeschichtliche Anschauung seiner Zeit. Hatte doch Linné die unendliche Welt der Thiere und Pflanzen gewissermaßen erobert, indem er uns lehrte in der verwirrenden Fülle der Einzelwesen uns zurecht zu finden, sie in ihrer Gesammtheit übersichtlich zu überschauen und jedem einzelnen Geschöpf seinen Platz anzuweisen; denn gleichwie der Geograph die Gestaltung der ungeheuren Erdoberfläche zur Anschauung bringt, indem er dieselbe in Welttheile, diese in Länder, die Länder in Provinzen und Kreise gliedert, deren Grenzen er mit scharfen Umrissen in seine Karten zeichnet, so hatte Linné das ungeheure Reich der Natur in Klassen, Ordnungen, Gattungen und Arten übersichtlich eingetheilt; die Aufgabe der beschreibenden Naturwissenschaft, vor Allem der Botanik, fand derselbe eben in der scharfen Abgrenzung der einzelnen Kreise seines Systems, die wieder auf eine genaue Betrachtung und Beschreibung, auf Zählen und Messen der Organe gegründet ward. Für diese Arbeit des Analysirens, Beschreibens und Ordnens schienen Linné die Pflanzen am geeignetsten, wenn sie getrocknet im Herbar lagen; daß sie eigentlich lebende Wesen seien, daß in ihrer Formengestaltung und Entwickelung allgemeine Gesetze zur Erscheinung gelangen, wurde von ihm kaum beobachtet. So mußte sich Goethe sofort in Widerspruch zu Linné setzen: „denn," sagt er, „indem ich sein scharfes geistreiches Absondern, seine treffenden, aber oft willkürlichen Gesetze in mich aufnahm, ging in meinem Innern ein Zwiespalt vor; das, was er mit Gewalt auseinanderzuhalten suchte, mußte nach dem innersten Bedürfniß meines Wesens zur Vereinigung anstreben."

In den Jahren 1785 und 1786 gibt sich Goethe der Botanik mit täglich wachsender Leidenschaft hin; mit wahrem Proselyteneifer sucht er seine ganze

Umgebung dafür zu interessiren. Unter seiner Anregung bildet sich der Herzog[1]) zum eifrigen Gartenliebhaber, allmälig zum kenntnißreichen Botaniker aus, der in den Gewächshäusern von Belvedere die größten Seltenheiten der ausländischen Flora, in seiner Bibliothek die kostbarsten Werke der botanischen Literatur versammelt und an allen Einzelheiten persönlichen Antheil nimmt. Herder und Knebel werden von Goethe als Vertraute in seine botanischen Grübeleien eingeweiht. Charlotte v. Stein, die angebetete, feinfühlende Gefährtin all' seines Dichtens und Trachtens muß sich, wenn gleich mit sichtlichem Widerstreben, auch für diese Studien begeistern; auch in der Botanik ist Eros sein Lehrmeister[2]). Schon 1777 hatte sie mit ihm den Buffon, im November 1784 den Spinoza und zwar lateinisch lesen müssen[3]), im Januar 1785 werden zwei Mikroskope angeschafft, eins für Goethe, eins für Charlotte, nun wird das ganze Jahr hindurch auf's Eifrigste gemeinsam mikroskopirt, vorzugsweise Infusorien beobachtet[4]). Auch die botanischen Studien werden mehr und mehr systematisch betrieben, im März 1785 werden Cocosnüsse secirt und Keimversuche mit allerhand Samen angestellt[5]). Schon am 8. April meldet Goethe an Merk „ich habe in der Botanik hübsche Entdeckungen und Combinationen gemacht", er beabsichtigt dieselben in einer kleinen Abhandlung für Knebel zu Papier zu bringen; am 14. April geht er nach Belvedere, um seine botanischen Augen und Sinne

---

[1]) Noch am 15. Dec. 1784 hatte Goethe an Knebel geschrieben, „wie der Herzog unterwegs vom Geiste der Naturlehre überfallen worden, wundert mich; es schienen seine Organe am Wenigsten vorbereitet, dieses Wehen zu vernehmen".

[2]) „Sie müssen mir zu Gefallen eine Erdfreundin werden, es ist gar zu schön; Sie haben sich schon mir zu Gefallen über Manches gefreut," hatte Goethe schon 1779 an Charlotte geschrieben. —

[3]) Ich bringe den Spinoza lateinisch mit, wo Alles viel deutlicher und schöner ist.
Goethe an Frau v. Stein, 4. Nov. 1784.

[4]) Mein Mikroskop ist aufgestellt, um die Versuche des Gleichen, genannt Rußworm, mit Frühlingseintritt nachzubeobachten und zu controlliren.
Goethe an Jacobi, 12. Januar 1785.

Vgl. Briefe an Fr. v. Stein, 2. März und 1. April 1785.

Herder's kommen und also erwarte ich meine Liebste auch. Wäre es hell Wetter, so lüd' ich Dich auf einige mikroskopische Beobachtungen hierher ein. 19. Jan. 1786.

Ich bitte Dich um Dein Mikroskop, um es mit dem meinigen zu verbinden und einige Beobachtungen zu machen, ich habe Infusorien von der schönsten Sorte. 16. März 1786.

Ich habe das größte Verlangen, Dich zu sehen, zumal, da ich Dir die köstlichsten Geschöpfe zu zeigen hatte; hätte ich nur meinen Vorsatz ausgeführt; ich wollte nach Hof schicken und Dich holen lassen; ich habe nun schon Thiere, die sich den Polypen nahen, fressende Infusionsthiere. Liebe mich. Goethe an Ch. v. Stein, 14. April 1786.

Am nämlichen Tage an Jacobi: „Wenn Dir mit Infusionsthierchen gedient wäre, könnte ich Dir einige Millionen verabfolgen lassen."

[5]) „Die Materie vom Samen habe ich durchgedacht, soweit meine Erfahrungen reichen."
Goethe an Knebel, 2. April 1785.

Goethe bittet Knebel, ihm von Jena die nöthige Literatur zu verschaffen: „Ich mag am Liebsten meine freien Augenblicke zu diesen Betrachtungen verwenden." Sonderbar, daß Goethe keine anderen Quellen weiß, als eine Epistola de generatione plantarum ex seminibus von Joseph de Aromaticis aus dem Jahre 1625, und Linné's Dissertatio de seminibus muscorum. Bei der Bearbeitung der „Metamorphose" 1790 benutzte Goethe bereits den 1789 erschienenen ersten Band von Jos. Gärtner's classischem Werk De fructibus et seminibus plantarum.

zu weiden." Am 15. Mai schreibt Goethe an Charlotte v. Stein, die inzwischen in's Karlsbad gereist ist: „Wie lesbar mir das Buch der Natur wird, kann ich Dir nicht ausdrücken; mein langes Buchstabiren hat mir geholfen, jetzt wirkt's auf einmal und meine stille Freude ist unaussprechlich."

Am 20. Juni begibt sich Goethe in Gesellschaft von Knebel auf die Reise, seiner Freundin nach Karlsbad nachzufolgen. Auf dem Burgweg bei Jena begegnen sie einem Studenten, der mit der Blechtrommel auf dem Rücken von einer botanischen Excursion heimkehrt; der 17jährige Jüngling, Friedrich Gottlieb Dietrich, ist der Abkömmling einer Familie von Kräutersammlern und Laboranten aus Ziegenhain, in der sich seit 150 Jahren die Kenntniß der einheimischen Flora von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hatte. Der junge Dietrich wird angehalten, er muß die Büchse öffnen, eine Pflanze nach der andern herausnehmen, lateinische und deutsche Namen, Klasse und Ordnung des Linné'schen Systems, auch wol Nutzen in Land- und Hauswirthschaft erläutern. Da er die Probe gut besteht, ladet ihn Goethe zu einem Spaziergang auf den benachbarten Hausberg ein. Auf dem Wege werden allerhand interessante Pflanzen gefunden; Federgras, Frauenschuh, Spinnen- und Fliegenorchis, das bleiche Vogelnest und noch manche von den beneidenswerthen Zierden der Jenenser Kalkberge. Nun wird Dietrich aufgefordert die Herren zu einer Reise durch das Fichtelgebirge und in das Karlsbad zu begleiten, hoch beglückt sagt er zu[1]). Schon Tags darauf macht sich die Gesellschaft auf den Weg; die Reise geht über Neustadt an der Orla; hier erkrankt Goethe, so daß Knebel aus Jena den Professor Loder kommen läßt; am nämlichen Tag schreibt er von seinem Krankenbett an Charlotte nach Karlsbad: „Mein Mikroskop bringe ich mit; es ist die beste Zeit die Tänze der Infusorien zu sehen; sie haben mir schon großes Vergnügen gemacht. Leb' wohl! Ach, wer die Sehnsucht kennt!" Erst nach sechs Tagen kann die Reise fortgesetzt werden, über Schleiz, Hof, Wunsiedel hinein in's Fichtelgebirge. Im Wagen erhält der junge Dietrich den Platz auf dem Rücksitz; so oft der Weg an einer kräuterreichen Wiese vorbeiführt, muß der Kutscher halten, der Student aussteigen, die merkwürdigsten, blühenden Pflanzen sammeln und den Herren im Wagen vorzeigen, dabei die Unterscheidungsmerkmale der Gattung und Art auseinandersetzen; Knebel nimmt die Exemplare ab, sie genauer zu betrachten; während der Zeit hält Goethe Linné's Systema vegetabilium in Händen, sucht darin die Art auf und vergleicht die Linné'sche Beschreibung.

Von Wunsiedel geht es hinauf in die Berge; Seeberg und Ochsenkopf werden bestiegen. In einer Schlucht zwischen Ochsenkopf und Schneeberg liegt eine sumpfige Wiese, die Seelohe; vom Felsen herabschauend erblickt hier Goethe einen purpurrothen Fleck, der von der Ferne seine Bewunderung erregt. Sofort steigen die Herren hinab: es ist ein Torfmoor, auf dem der Sonnenthau (Drosera rotundifolia und longifolia) mit seinen purpurnen Blattrosetten sich so massenhaft angesiedelt hat, daß alle andern Pflanzen verdrängt und das Moor wie mit einem Purpurteppich bedeckt erscheint. Goethe, der jede Pflanze, die ihm

[1]) Manuscript von Dietrich; vergl. Knebel: Literarischer Nachlaß III, p. 374—84.

begegnet, sorgfältig untersucht, findet kleine Insekten an den Blättern des Sonnenthau haftend; durch ihre Bewegungen gereizt legen sich die Purpurhaare der Blätter aneinander und richten sich nicht eher auf, bis das Insekt getödtet ist; es gelingt ihm sogar durch sanftes Berühren mit einer Bürste die Reizbarkeit der Drüsenhaare zu erregen[1]). So ist Goethe einer der ersten, der eine insektenfressende Pflanze beobachtete; sechs Jahre vorher hatte ein Bremer Arzt die wunderliche Thatsache entdeckt, doch erst ein Jahrhundert später gelang es Darwin, die Botaniker zugleich von der Richtigkeit und von der Bedeutsamkeit derselben zu überzeugen.

Wir können unsre Reisenden nicht weiter begleiten; nichts entgeht Goethe's Aufmerksamkeit, weder die wunderlichen Formen der Granitfelsen, noch die technische Bearbeitung der Erze, noch die seltenen Gebirgspflanzen; die Steine werden gesammelt, die Pflanzen in Herbarien eingelegt, Notizen gemacht, Landschaftsskizzen angefertigt. Beinahe hätte die Reise wieder eine unerwünschte Unterbrechung erlitten, als Goethe einen prächtigen Bärenlauch (Allium ursinum) mit der Zwiebel ausriß; der würzige Knoblauchgeruch war seiner reizbaren Natur so zuwider, daß er mit Mühe ein Unwohlsein überwand. In Karlsbad hatte sich um die Herzogin Louise eine hochinteressante Gesellschaft versammelt, Frau von Stein, Gräfin Bernstorff, Fürstin Lubomirska und Fürst Czartorinski, Graf Brühl und andere Cavaliere, Herder, Voigt, Bode; Goethe ist die Seele des Kreises. Schon mit Tagesanbruch muß Dietrich die Flora des Karlsbades durchsuchen und die im Gebirge gesammelten Pflanzen in großen Bündeln an den Brunnen bringen und laut ihre Namen ausrufen, bevor noch Goethe seine Anzahl Becher geleert hat. Alle Pflanzen werden sorgfältig eingelegt, die Namen zugeschrieben, bis sie sich im Gedächtniß eingeprägt, weniger gelang es mit dem Analysiren, denn „Trennen und Zählen" lag nicht in Goethe's Natur, zum Systematiker war er nicht geschaffen. Alle Mitgäste nahmen Theil an diesen Lectionen, die sich vorher dieser Wissenschaft befleißigt, ganz besonders, sie sahen ihre Kenntnisse auf das Anmuthigste angeregt und schlossen sich Goethe bei seinen botanischen Excursionen in die romantische Umgegend an, wo die prachtvollen und mannigfaltigen, blühenden Pflanzen an Ort und Stelle aufgesucht wurden, um dann in zierliche Sträußchen gebunden unter die Damen vertheilt zu werden[2]). In gedankenreichen Gesprächen entwickelte Goethe seinen schönen Zuhörerinnen die Elemente seiner Metamorphosenlehre, die allmälig immer klarer und bestimmter sich in seinem Geiste ausbildet. Als Knebel Mitte August abgereist ist, schreibt ihm Goethe: „Meine Hypothese freut mich immer mehr; es folgt gar leicht und gut Alles daraus, ich bin gewiß, daß man auf diesem Wege zu schönen Entdeckungen gelangen könne."

Nun läßt die Botanik ihm keine Ruhe mehr; im Herbst 1785 wagt er sich bereits in das Reich der Kryptogamen, studirt Moose und Schwämme, Flechten und Algen; im November schickt er von Ilmenau an Charlotte, vom aller-

[1]) Dietrich. Vergl. meinen Aufsatz: „Insectenfressende Pflanzen", Deutsche Rundschau, 1876, Band VII, S. 441 ff.

[2]) Dietrich gibt ein Verzeichniß der auf den Excursionen gesammelten Arten.

schönsten Moos das artigste und beste Stückchen; wahrscheinlich sind die Tellerchen eine Art Befruchtung; große eßbare Schwämme, fügt er hinzu, bring' ich getrocknet mit, Du siehst in welchen Classen der Vegetation ich hier lebe[1]). Ich habe Linné's botanische Philosophie[2]) bei mir, ich hoffe sie in dieser Einsamkeit endlich einmal in der Folge zu lesen, bisher habe ich immer nur so davon gekostet. Und am 9. November, „ich lese im Linné fort, ich muß wohl, ich habe kein andres Buch bei mir, es ist die beste Art ein Buch gewissenhaft zu lesen, die ich öfter praktiziren muß, da ich nicht leicht ein Buch auslese. Das ist nicht zum Lesen, sondern zur Recapitulation gemacht und that mir die trefflichsten Dienste, da ich über die meisten Punkte selbst gedacht habe."

Während des ganzen Winters 1786 wird das Botanisiren und Mikroskopiren fortgesetzt; im Januar 1786 fährt Goethe nach Belvedere, um mit dem Hofgärtner allerlei Botanica zu traktiren; am 6. Juni schreibt er an die Freundin: „Die Blumen haben mir wieder gar schöne Geschichten zu bemerken gegeben, bald wird es mir gar hell und licht über alles Lebendige." Und drei Tage später: „ich bin von tausend Vorstellungen getrieben, beglückt und gepeinigt; das Pflanzenreich rast wieder in meinem Gemüthe, ich kann es nicht einen Augenblick los werden, mache aber auch schöne Fortschritte. Es ist eine wunderbare Epoche, in der Du mir eben fehlst... Am meisten freut mich jetzt das Pflanzenwesen, das mich verfolgt und das ist's eben, wie mir die Sache zu eigen wird. Es zwingt sich mir Alles auf, ich sinne nicht darüber, es kommt mir Alles entgegen, und das ungeheure Reich simplifizirt sich mir in der Seele, so daß ich die schwerste Aufgabe gleich weglesen kann. Wenn ich nur Jemand den Blick und die Freude mittheilen könnte! es ist aber nicht möglich; und es ist kein Traum, keine Phantasie, es ist ein Gewahrwerden der Form, mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannigfaltige Leben hervorbringt. Hätte ich Zeit in dem kurzen Leben, so getraut ich mich, es auf alle Reiche der Natur, auf ihr ganzes Reich auszudehnen."

So gähren die Ideen in Goethe's Seele, aufregend und aufreibend, wie eine Liebesleidenschaft; aber auch sie sollen sich bald klären. Anfang Juli 1786 geht Goethe zum zweiten Mal nach dem Karlsbad, am 31. September verläßt er es und zieht „in die Berge", ohne Jemand von seinem Reiseziel zu sagen; es führte ihn über den Brenner nach dem Gardasee, Verona, Vicenza, Padua, Venedig, Rom. Es war eine Flucht, wie sie 4 Jahre vorher, wenn auch unter ganz anderen Verhältnissen, Schiller von der Karlsschule aus gewagt hatte; Goethe konnte der Sehnsucht nicht länger widerstehen Rom zu sehen; „es war von Jugend auf sein Tagesgedanke, Nachts sein Traum," wie die Frau Rath an Frau von Stein (7. Januar 1787) schreibt.

Nur Linné's genera plantarum werden mitgenommen; das Mikroskop, an dem eine Linse verloren gegangen, wird von Rom aus nach Weimar zurück-

[1]) Doch schreibt Goethe noch 1801 in den Annalen: „Sehr oft besuchte ich Prof. Hoffmann (in Göttingen) und wurde den Kryptogamen, die für mich immer eine unzugängliche Provinz gewesen, näher bekannt." Hier sah er colossale Farrnkräuter (wol Marattiaceen).

[2]) Philosophia botanica ist der Titel des Buchs, in welchem Linné seine allgemeine Theorie der Pflanzen darlegte (Stockholm, 1751).

geschickt. Im botanischen Garten von Padua am 27. September tritt dem nordischen Reisenden zuerst die Pflanzenherrlichkeit des Südens in überwältigender Pracht entgegen, zauberisch leuchtet ihm eine hohe breite Mauer mit feuerrothen Glocken der Bignonia radicans entgegen. Eine Fächerpalme, die erste, die er in freiem Lande erblickt, zieht seine ganze Aufmerksamkeit an sich, noch standen am Boden die ersten lanzenförmigen Blätter, nach oben nahm die Trennung allmälig zu, bis dann das Fächerartige in vollkommener Ausbildung zu sehen war. Zuletzt trat aus einer spathagleichen Scheide ein Zweiglein mit Blüthen hervor und erschien als ein seltsames mit dem vorangehenden Wachsthum in keinem Verhältniß stehendes Ereigniß, fremdartig und überraschend. Ich ließ mir vom Gärtner die Stufenfolge dieser Veränderungen sämmtlich abschneiden, belastete mich mit großen Pappen, um diesen Fund mit mir zu nehmen; sie liegen, wie ich sie damals mit mir genommen noch wohlbehalten vor mir und ich verehre sie als Fetische, die meine Aufmerksamkeit zu erregen und zu fesseln völlig geeignet, mir eine gedeihliche Folge meiner Bemühungen zuzusagen schienen." Die Palme, Chamaerops humilis, lebt noch heute als stattlicher Baum, der nur im Winter leicht überbaut wird, und überrascht mit ihren grünen Blattfächern und ihren gelben Blüthenrispen den deutschen Besucher als eine lebende Reliquie des großen Dichters; sie ist mit einer Inschrift versehen, die sie als Palma del Goethe bezeichnet und Goethe's Besuch im botanischen Garten gedenkt.

„Hier an dieser mir entgegentretenden Mannigfaltigkeit," schreibt Goethe von Padua an Frau von Stein, „wird mir der Gedanke immer lebendiger, daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus einer entwickeln kann. Hierdurch wird es möglich werden, Geschlechter und Arten wahrhaft zu bestimmen . . . Auf diesem Punkt bin ich in meiner botanischen Philosophie stecken geblieben und sehe noch nicht, wie ich mich entwirren will. Die Tiefe und Breite dieses Geschäfts scheint mir völlig gleich."

Aber die Gedanken wachsen noch an Breite und Tiefe, je weiter Goethe nach Süden kommt. Wir alle wissen, wie übermächtig Goethe in allen seinen Bestrebungen von Italien angezogen ward: Poesie, Kunst und Alterthum, Volksleben und Verkehr mit Freunden nahmen gleichzeitig ihn vollauf in Anspruch „ich habe in meinem Leben nicht operosere, mühsamer beschäftigte Tage zugebracht." Aber die Pflanzen haben es ihm angethan; in jedem Garten, auf jeder Lustfahrt sammelt er die bemerkten Pflanzen: eine gefüllte Nelke „aus der vier andere, ebenfalls gefüllte völlige Blumen — mit Stielen und Allem, so daß man jede besonders abbrechen könnte — hervorgewachsen", gibt ihm augenscheinliche Beweise für seine Ideen; sie wird sorgfältig gezeichnet, auch die Anatomie daran in den kleinsten Theilen[1]). In Rom macht Goethe allerhand Versuche; bei der Keimung des Opuntienkaktus bemerkt er mit Verwunderung, daß der Keimling ganz unschuldig die Kotyledonen in zwei zarten Blättchen enthüllt, sodann aber bei fernerem Wachsthum die künftige Unform entwickelt; bei der Pinie interessirt er sich für den zierlichen Stern der nadelförmigen Keimblätter und freut sich, daß eine seiner Keimpflanzen in dem Garten seiner Freundin Angelica Kauff-

[1]) Goethe an Knebel, 18. August 1778.

mann zum mächtigen Baum erwächst, „bis ein späterer Besitzer es wunderlich findet, auf seinem Blumenbeete eine Pinie ganz unörtlich hervorgewachsen zu sehen und sie sogleich verbannt.“ Glücklicher waren einige Dattelpalmen, die er aus Kernen herangezogen, um ihre Entwickelung zu beobachten; in einen Garten verpflanzt, schmücken sie noch heute als hundertjährige Goethepalmen in der Villa Malta einen der Hügel von Rom.

Die Freunde sind mit diesen botanischen Liebhaberinnen unzufrieden:

„Hingesunken alten Träumen
Buhlst mit Rosen, sprichst mit Bäumen
Statt der Mädchen, statt der Weisen,
Können dies nicht löblich preisen.“

Aber Goethe läßt sich nicht beirren und in Sicilien glaubt er sich zu völliger Klarheit gelangt; nach Rom zurückgekehrt schreibt er (18. August 1787) an Knebel: „Nach dem, was ich in Neapel und Sicilien gesehen, würde ich, wenn ich 10 Jahre jünger wäre, sehr versucht sein, eine Reise nach Indien zu machen, nicht um etwas Neues zu entdecken, sondern um das Entdeckte nach meiner Art anzusehen. Wie ich oft vorausgesagt, habe ich es gefunden, daß hier Alles aufgeschlossener, entwickelter ist. Was ich bei uns nur vermuthete und mit dem Mikroskop suchte, sehe ich hier mit bloßem Auge als eine zweifellose Gewißheit. Ich hoffe, du wirst dereinst an meiner Harmonia plantarum, wodurch das Linné'sche System auf's schönste erleuchtet und alle Streitigkeiten über die Form der Pflanzen aufgelöst, ja sogar alle Monstra erklärt werden, deine Freude haben.“ Und aus Frascati (3. 10. 1787). „Die Botanik übe ich auf Wegen und Stegen, ich werde immer sicherer, daß ich die allgemeine Formel gefunden habe, die auf alle Pflanzen anwendbar ist.“

Als Goethe im Frühjahr 1788 nach Weimar zurückgekehrt, ist er als Dichter gereift, seine ästhetische Bildung durch gründliche Kunststudien geläutert, sein Gesichtskreis durch Einleben in eine fremde Nationalität erweitert; aber auch in den Naturwissenschaften sind für ihn die Lehrjahre von Weimar und Karlsbad, die Wanderjahre von Italien vorüber, die Meisterjahre haben begonnen; er bringt nicht nur die vollendeten Manuscripte der Iphigenie, des Tasso, des Egmont, sondern auch den Entwurf der Pflanzenmetamorphose im Kopf ausgearbeitet zurück. Freilich ist er inzwischen in der Heimath fremd geworden; es ist eingetreten, was er schon in Rom erwartet: „Ich werde mit den Künsten und der Natur immer verwandter und mit der Nation immer fremder [1]).“ Rührend sind seine Klagen: „Aus Italien dem formenreichen war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgekehrt, heitern Himmel mit trübem zu vertauschen. Im Lauf von zwei vergangenen Jahren hatte ich ununterbrochen beobachtet, gesammelt, gedacht, jede meiner Anlagen auszubilden gesucht; der Natur glaubte ich abgemerkt zu haben, wie sie gesetzlich zu Werke geht, um lebendiges Gebild als Muster alles Künstlichen hervorzubringen . . .

Aber schmerzlich vermißte ich jede Theilnahme; die Freunde, statt mich zu trösten und wieder an sich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung, Niemand

[1]) An Knebel, 18. August 1787.

verstand meine Sprache." „Es ist mir hoher Ernst in allem, was die ewigen Verhältnisse der Natur betrifft," schreibt er am 28. Januar 1789 an Knebel mit mildem Vorwurf, „und meine Freunde sollten über die Art, wie ich meine Erkenntnisse manchmal mittheile, einigermaßen nachsichtig werden."

Wir wissen, wie ängstlich Goethe bei seinen Dichtungen verfuhr, wie oft er sie umarbeitete, wie er ihre Wirkung durch Vorlesen im Kreise erprobte, bevor er, oft erst nach jahrelangem Zögern, sie der Oeffentlichkeit übergab. So verfuhr er auch mit seinem botanischen Versuch, in welchem er sich die Aufgabe gestellt hatte, „die mannigfaltig besonderen Erscheinungen des herrlichen Weltgartens auf ein allgemeines einfaches Princip zurückzuführen." Nach der Rückkehr aus Italien vergingen noch zwei Jahre ununterbrochenen Studiums, Beobachtens und Durchsprechens mit Knebel, Herder, Batsch und andern Freunden, ehe er mit ihnen an's Licht zu treten wagte. Wohl konnte Goethe von sich sagen: „Nicht durch eine außerordentliche Gabe des Geistes, nicht durch momentane Inspiration, noch unvermuthet auf einmal, sondern durch folgerechtes Bemühen bin ich endlich zu so erfreulichen Resultaten gelangt; . . . . denn im Verfolg wissenschaftlichen Bestrebens ist es ebenso schädlich, ausschließlich der Erfahrung als unbedingt der Idee zu gehorchen."

Endlich im Frühjahr 1790 wird der „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären," abgeschlossen und gleichzeitig mit dem Faust der Publication übergeben. Der Erfolg war im höchsten Grade entmuthigend. Schon das mußte Goethe verletzen, daß Goeschen, der soeben die gesammelten Werke in Verlag genommen, den Druck der kleinen Schrift, die in der Originalausgabe von 1790 nur 86, in der vierzigbändigen Gesammtausgabe von 1840 nur 50 Octavseiten umfaßt, ablehnte, vermuthlich nicht, ohne darüber bei Sachverständigen Erkundigungen eingeholt zu haben, und daß Goethe sich genöthigt sah, den Verlag einer andern Firma C. W. Ettinger in Gotha zu überlassen. [1]) Die Fachgelehrten verhielten sich ablehnend zu der Arbeit eines außerhalb der Zunft stehenden Dilettanten, der es wagte, mit neuen Ideen das festgefügte Gebäude der Linné'schen Naturbetrachtung umzustürzen; die Freunde warnten den Dichter „die ewig blühenden Felder der Poesie mit Provinzialfloren, Gewächshäusern, botanischen Gärten, am wenigsten mit getrockneten Herbarien zu vertauschen." „In meine Art sich auszudrücken, wollte sich Niemand bequemen: es ist die größte Qual, nicht verstanden zu werden, wenn man nach großer Bemühung und Anstrengung sich endlich selbst und die Sache zu verstehen glaubt; es treibt zum Wahnsinn, den Irrthum immer wiederholen zu hören, aus dem man sich mit Mühe gerettet hat."

Vielleicht wäre Goethe minder ungeduldig gewesen, wenn er sich erinnert hätte, daß jede neue Lehre eine Incubationszeit durchmachen muß, wo sie scheinbar wirkungslos bleibt, im Verborgenen aber immer weiter um sich greift, bis

[1]) Goethe wundert sich mit Recht darüber, da doch Goeschen „im schlimmsten Falle durch ein so geringes Opfer von sechs Bogen Manuscript einen fruchtbaren, frisch wieder auftretenden, zuverlässigen, genügsamen Autor sich erhalten hatte". Die Ettinger'sche Ausgabe der Metamorphose ist — wol eines der ersten Beispiele, wie Goethe selbst hervorhebt — mit lateinischen Lettern gedruckt.

sie dann mit einem Male sich offen der Gemüther bemächtigt und als anerkannte Wahrheit von der Wissenschaft aufgenommen wird.

Allen diesen Enttäuschungen zum Trotz dachte Goethe daran, einen zweiten Theil der Metamorphose herauszugeben, welcher die Beweisstücke für seine neue Lehre bringen sollte; Herbarien wurden gesammelt, Merkwürdigkeiten in Spiritus verwahrt, Zeichnungen verfertigt, Kupfer gestochen — das Alles sollte der Fortsetzung der Arbeit dienen. Goethe beabsichtigte, seinen Aufenthalt in Schlesien dazu zu benutzen; am 9. Juli 1790 schreibt er an Knebel: „der Herzog hat mich nach Schlesien berufen, sollte ich irgendwo lange Stunden haben, so schreibe ich das zweite Stück über die Metamorphose der Pflanzen und den Versuch über die Gestalt der Thiere." Doch scheint Goethe während seines Aufenthaltes zu Breslau vom 10. August bis 19. September 1790, der blos durch kurze Reisen ins Gebirge und in das oberschlesische Bergrevier unterbrochen wurde, nur zu letzterem Zeit gefunden zu haben; wenigstens bemerkt er in den Annalen zum Jahre 1790: „In Breslau, wo ein soldatischer Hof und zugleich der Adel einer der schönsten Provinzen des Königreichs glänzten, wo man die schönsten Regimenter ununterbrochen marschiren und manövriren sah, beschäftigte mich unaufhörlich, so wunderbar es klingen mag, die vergleichende Anatomie [1]), weshalb mitten in der bewegtesten Welt ich als Einsiedler in mir abgeschlossen lebte. Ich war überzeugt, ein allgemeiner, durch Metamorphose entstandener Typus gehe durch die sämmtlichen organisirten Geschöpfe durch. Hierauf waren alle meine Arbeiten auch in Breslau gerichtet; die Aufgabe war jedoch so groß, daß sie in meinem zerstreuten Leben nicht gelöst werden konnte."

Desto eifriger wurden in Weimar und Jena die botanischen Forschungen fortgesetzt. Fast um dieselbe Zeit, wo Goethe den mechanischen Aufbau der Linné'schen Systematik durch eine einheitliche gedankenmäßige Auffassung der gesammten organischen Welt zu verdrängen suchte, war in Frankreich eine Revolution geglückt, welche noch nach einer andern Richtung hin die despotische Herrschaft Linné's brach. In dem Garten der Pompadour zu Trianon bei Versailles waren die ersten Vorläufer dieser Umwälzung an's Licht getreten: Jean Jacques Rousseau hatte mit eindringlicher Beredtsamkeit dahin gewirkt, daß an Stelle der von Linné eingeführten gekünstelten Klassenunterschiede die Ordnung der Natur auch im Reiche der Pflanzen zur Herrschaft gelange; das Jahr 1789 brachte den neuen Ideen den Sieg, als Antoine Laurent de Jussieu durch seine natürliche Methode der Pflanzenfamilien das Linné'sche System stürzte. Goethe zögerte nicht lange, die neue Ordnung in seinen Berggarten zu Weimar aufzunehmen; schon im Jahre 1796 ließ er die einheimischen und ausländischen Gewächse nach Familien in Gruppen zusammenpflanzen, in denen die Gattungen wie in Jussieu's Werke aufeinander folgten. Wenn dann die Irideen, Liliaceen, Leguminosen, Ranunculaceen, Syngenesisten, Campanulaceen ihre Blumen entfalteten, freute sich Goethe, seine Gäste zwischen den Beeten umher

[1]) In all' dem Gewühl habe ich angefangen, eine Abhandlung über die Bildung der Thiere zu schreiben, und damit ich nicht gar zu abstract werde, eine komische Oper zu dichten. (Goethe an Friedr. von Stein, Landshut in Schlesien, 31. August 1790.)

zu führen und ihnen belehrende Unterhaltung darzubieten, die er durch Zeichnungen und bildliche Darstellungen zu beleben suchte[1]).

Vorzugsweise war es nun die Physiologie der Pflanzen, die ihn interessirte, und die er — nächst Alexander von Humboldt wohl der erste unter den deutschen Naturforschern — durch Experimente zu fördern suchte. Angeregt durch seine Studien über die Farbenlehre beginnt er, die Wirkung des Lichtes auf die Pflanzen zu untersuchen; im Sommer 1796 läßt er gefärbte Glastafeln anfertigen, rothe, gelbe, blaue, violette, jede einzeln in einen besonderen Rahmen gesetzt und auf Holzkästchen gelegt, deren Falzen die Rahmen umfaßten. In diese zur Hälfte mit Erde gefüllten Kästchen wurden Samen der verschiedensten Blumen gesät, deren Keime sich bei guter Pflege entwickelten. Goethe hob fast jeden Tag die Glastafeln auf, um sich augenscheinlich zu überzeugen, ob die Farbe der Gläser auf die Pflanzen Einfluß habe[2]). Sodann untersuchte Goethe, wie sich Pflanzen ganz ohne Licht entwickeln. In einem leeren Gewächshaus läßt er 20—30 verschiedene Blumensamen in die Erde aussäen und sodann das Haus durch Läden verfinstern. Herder, der Goethe besuchte, meint, ohne Licht würden die Keime sich überhaupt nicht entwickeln können: Goethe aber besteht auf der ununterbrochenen Fortsetzung der Versuche, geht ein- bis zweimal wöchentlich hinaus, um die Läden öffnen zu lassen; er findet, daß die Samen allerdings gekeimt, daß aber die Blättchen klein und weiß geblieben sind; endlich im Juli läßt er die Läden fortnehmen, worauf die bis dahin weißen Blätter sich wieder fröhlich mit der natürlichen grünen Farbe schmückten[3]). In dem 51. Kapitel der Farbenlehre sind die Beziehungen der Pflanzen zum Lichte von Goethe zusammengefaßt: „das Licht, indem es auf die Farben der Pflanzen wirkt, wirkt zugleich auf die Form; die Pflanzen, die im Finstern wachsen, entwickeln die Stengelglieder länger als billig; keine Seitenzweige werden erzeugt; die Metamorphose der Pflanzen findet nicht statt. Das Licht versetzt sie sogleich in thätigen Zustand, die Pflanze erscheint grün und der Gang der Metamorphose bis zur Begattung geht unaufhaltsam fort“ [4]).

In einer klaren Juninacht desselben Jahres geht Goethe mit Knebel im Garten auf und ab und beobachtet auf den Blumen des rothen Mohns ein flammenähnliches Aufblitzen, wie es einst Linné's Tochter wahrgenommen haben wollte. Goethe stellt fest, daß es sich dabei nicht um ein wirkliches Leuchten, sondern nur um eine subjective Farbenerscheinung handelt.

Unabläßig ist Goethe bemüht, Nachträge zu seiner Metamorphosenlehre, neue Beispiele des Bildens, Umbildens und Verbildens der Pflanzenorgane zu

---

[1]) Dietrich. Batsch hatte fast gleichzeitig das natürliche System im Garten von Jena eingeführt.

[2]) Manuscript von Dietrich. Ich habe nicht auffinden können, welche Ergebnisse die Untersuchung Goethe's geliefert und ob es ihm bereits geglückt sei, die so wesentlich verschiedene Einwirkung des verschiedenfarbigen Lichts auf die Entwickelung der Pflanzen wahrzunehmen.

[3]) Dietrich. Goethe bezeichnet diese Erscheinung als Abbleichen, Abweißen; üblicher ist der schon von Bonnet (dem Einzigen, der vor Goethe ähnliche Versuche gemacht hatte) gebrauchte Ausdruck „Etioliren“.

[4]) In den grünen Blättern unterscheidet Goethe einen gelben und einen blauen Farbstoff, von denen der erstere der beständigere ist.

sammeln; mit Eifer verfolgt er alle älteren und neueren literarischen Erscheinungen, die sich auf dieses Forschungsgebiet beziehen, wie denn überhaupt eine gewissenhafte und kritische Bearbeitung der Literatur und historischen Entwickelung alle naturwissenschaftlichen Arbeiten Goethe's auszeichnet. Besonders fördert ihn hier sein amtliches Verhältniß zur Universität Jena, das sich von Jahr zu Jahr inniger knüpft; denn Goethe war ein Universitäts-Curator, wie es keinen zweiten gegeben, unter dessen wohlwollender, intelligenter und geschäftskundiger Leitung die ihm anvertraute Hochschule bei den bescheidensten Mitteln eine Blüthe ohne Gleichen erlebte und durch Zusammenwirken der bedeutendsten Lehrer sich zum Centralpunkte wissenschaftlichen Lebens für ganz Deutschland erhob. Für die naturwissenschaftlichen Fächer sorgte Goethe mit sachkundiger, in's Einzelne eingehender Theilnahme durch Gründung von Bibliotheken, Instituten und Sammlungen; die letzteren persönlich unter Mitwirkung vorzüglicher Fachmänner zu ordnen und vermehrt aufzustellen, ist ihm eine eben so angenehme als lehrreiche Beschäftigung, durch die er sich für den Mangel an Kunstleben zu entschädigen sucht. Schon 1785 in Karlsbad hatte er mit Dietrich über den Plan eines neuen „botanischen Instituts" in Jena verhandelt; doch erst 1794 wird der Anfang dazu gemacht, indem ein Theil des Fürstengartens zu einem botanischen eingerichtet, mit Gewächshäusern versehen und unter die Leitung von Batsch gestellt wird[1]). Goethe selbst bewohnt bei seinen häufigen und langen Aufenthalten in Jena das Gartenhaus, dessen einfache Zimmereinrichtung der Besucher noch heute nicht ohne Rührung betrachtet. Jede Gelegenheit wird benutzt, den Garten zu bereichern und zu erweitern, und als Goethe 1817 bei einer Revision der akademischen Anstalten gar manches für Bildung und Umbildung der Pflanzen Merkwürdiges vorfindet, „wird ein eigenes botanisches Museum eingerichtet und darin sowohl bedeutende Sammlungen getrockneter Pflanzen, Anfänge in Zusammenstellung von Sämereien, nicht weniger Beispiele dessen, was sich auf Holzbildung bezieht, angelegt und in Verbindung gebracht, Monstrositäten aber von besonderer Wichtigkeit in einer großen Reihenfolge aufgestellt"[2]).

In Jena war es auch, wo sich die Beziehungen zwischen Goethe und A. von Humboldt anknüpften, der mit seinem Bruder Wilhelm kurz vor Antritt seiner großen amerikanischen Reise sich längere Zeit daselbst aufhielt. Am 28. März 1797 schreibt Goethe an Knebel: „Die Gegenwart des jungen Humboldt (er war damals 28 Jahre alt), die allein hinreicht, eine ganze Lebens-

[1]) Bis dahin hatte die Universität Jena nur einen medicinisch-botanischen Garten, der jedoch völlig vernachlässigt war. Vergl. Schleiden, Geschichte der Botanik in Jena, Leipzig 1859, und Hallier, der Großherzogl. Sächsisch botanische Garten zu Jena. Leipzig, 1864. Die Bezeichnung „Botanisches Institut im Fürstengarten zu Jena" auch in einem Briefe Goethe's an Schelver, 13. Mai 1803, Goethe-Jahrbuch II, p. 253.

[2]) Annalen 1817. Nach Schleiden's Bericht sind diese Sammlungen später größtentheils zu Grunde gegangen und zerstreut worden, weil sich Niemand fand, der auch nur zu ihrer Erhaltung die Hand bieten mochte. So wenig Verständniß hatte jene Zeit für die Schöpfung Goethe's. Jedenfalls haben die botanischen Institute, die botanischen Museen, die wir als akademische Anstalten der neuesten Zeit zu betrachten gewohnt sind, in Goethe ihren Begründer zu verehren.

epoche auszufüllen, bringt Alles in Bewegung, was nur chemisch, physikalisch und physiologisch interessant sein kann. . . . Meine naturhistorischen Arbeiten sind durch Humboldt's Gegenwart aus dem Winterschlaf geweckt" [1]).

Aber auch A. von Humboldt gesteht nach der Rückkehr von seiner Reise in einem Briefe an Carl von Wolzogen: „Ueberall war ich von dem Gefühl durchdrungen, wie ich durch die Jenenser Verhältnisse und durch Goethe's Naturansichten gehoben, gewissermaßen mit neuen Organen ausgestattet worden war." In der That waren beide Männer geistesverwandt; beiden war gemein, wie Bruhns so schön hervorhebt: „das Heimischsein auf allen Gebieten der Naturforschung, die Universalität des Wissens, vor Allem die Erkenntniß von der Einheit der Natur als eines kosmischen Ganzen." In dankbarer Erinnerung dedicirte A. von Humboldt im Jahre 1807 die erste bedeutendste Frucht seiner Reise, die „Ideen zur Geographie der Pflanzen" seinem großen Lehrer Goethe; das sinnige Dedicationsblatt ist von Thorwaldsen entworfen [2]). Goethe fühlte sich durch diese Ideen so mächtig angeregt, daß er noch im nämlichen Jahr öffentliche Vorlesungen über Pflanzengeographie hielt, und da das zu dem Humboldt'schen Werke gehörige Erläuterungstableau nicht rechtzeitig in Weimar ankam, entwarf Goethe selbst eine ideale Berglandschaft, welche rechts auf der Sonnenseite tropische, links im Schatten europäische Vegetation zeigte; auch Schneelinien und Höhenangaben wurden beigefügt.

Jahre lang hatte sich Goethe mit der Hoffnung getragen, die Gesammtheit seiner Forschungen aus dem Gebiete der Thier- und Pflanzenwelt zu einem einheitlichen Werke zu verarbeiten; endlich 1817 entschloß er sich dieselben als „Entwurf, ja als fragmentarische Sammlung" an's Licht treten zu lassen. Sie führt den Titel: „Zur Morphologie"; der botanische Theil enthält außer der auf's neue abgedruckten Metamorphose, ihrer Vor- und Nachgeschichte, eine Anzahl kleinerer Abhandlungen, die größtentheils in Jena im Jahre 1807 bald nach der verhängnißvollen Schlacht niedergeschrieben sind [3]). Schon der Titel des Buches war bahnbrechend; er bezeichnet die Schöpfung einer neuen Wissenschaft, der Morphologie [4]), der Lehre von den Gestaltungen,

---

[1]) Noch viel später bemerkt Goethe: „Was persönlicher Gedankenaustausch fördert, empfinde ich, wenn Männer wie A. v. Humboldt hier durchkommen und ich mich in dem, was ich suche und was mir zu wissen nöthig ist, in einem Tage weiter bringe, als ich sonst auf meinem einsamen Wege in Jahren nicht erreicht hätte." Eckermann II, 161. Die Divergenz der geologischen Anschauungen konnte keine dauernde Entfremdung der beiden Männer bewirken, wenn sich Goethe auch manchmal recht derb und scharf gegen den orthodoxen Plutoniker aussprach. Die Geschichte der Geologie hat übrigens Goethe Recht gegeben; der Humboldt'sche Standpunkt wird gegenwärtig von Niemand mehr getheilt.

[2]) „Es sollte andeuten, daß es auch der Poesie wol gelingen könne, den Schleier der Natur aufzuheben; und wenn Er es zugesteht, wer wird es leugnen." Goethe, Morphologie 121.

[3]) Ein zweiter Band ist 1823 erschienen.

[4]) Es hat sich in dem wissenschaftlichen Menschen zu allen Zeiten ein Trieb hervorgethan, die lebendigen Bildungen als solche zu erkennen, ihre äußeren sichtbaren greiflichen Theile zu erfassen, sie als Andeutungen des Innern aufzunehmen und so das Ganze in der Anschauung zu beherrschen .....

Man findet im Gange der Wissenschaft .... mehrere Versuche, eine Lehre zu gründen und

den Bildungen des Lebens; sie hat sich zu einem der interessantesten Gebiete der Naturforschung fortentwickelt und ist insbesondere an ihrer Geburtsstätte in Jena bis zum heutigen Tage mit glänzendem Erfolge ausgebaut worden.

Unter der Gestalt einer Pflanze, wie unter der eines Thieres, dürfen wir uns nicht eine fixirte Form, etwas ruhendes, fest bestehendes denken, die Gestalt schwankt vielmehr in steter Bewegung, Bildung und Umbildung, in unaufhaltsamer Entwickelung. Die Morphologie verfolgt durch Vergleichung ein jedes Organ in den mannichfaltigen Bildungen, die es in den verschiedenen Organismen, in den verschiedenen Entwickelungszuständen des nämlichen Organismus, nicht minder in den oft seltsamen Verhüllungen unregelmäßiger oder krankhafter Zustände anzunehmen vermag.

Auf den ersten Blick scheint es, als erzeuge die Pflanze bei ihrer Entwickelung ununterbrochen neue Organe, jedes von den übrigen durchaus verschieden, erst die Keimblätter, dann das grüne Laub, dann die Blüthen mit ihrem so wunderbar zusammengesetzten Bau, zuletzt die Früchte mit den Samen. In Wirklichkeit aber ist der Bauplan der Pflanze unendlich einfach; die Pflanze entwickelt am Stengel immer ein und das nämliche Organ, das Blatt, welches sie tausendfältig wiederholt, der Anlage nach immer das Gleiche, bei der Entwickelung aber in mannichfaltiger Weise ausgestaltet.

Wenn bei der Keimung die Samenschale von dem schwellenden Leben im Innern gesprengt wird, stellt sich sofort ein Unterschied dar von oben und unten; die Wurzel, deren Wirkung nach der Erde hingeht, gehört der Finsterniß und Feuchtigkeit an; der Stengel strebt gegen den Himmel, das Licht und die Luft empor. An jedem Knoten des Stengels ruht ein Blatt; am Grunde jedes Blattes bildet sich ein Auge oder eine Knospe: das ist die wesentliche Grundform der Pflanze, Anderes vermag sie nie und nirgends zu schaffen. So lange die Pflanze im lebendigen Wachsthum begriffen ist, streckt sie Knoten über Knoten und bildet ihre Laubblätter, erst dick und plump wie in den Kotyledonen, dann aber in stufenweisem Fortschritt immer größer, vollkommener, gekerbt, eingeschnitten, oft selbst zusammengesetzt aus. Wenn die Pflanze dann in ihre zweite Lebensepoche, die Fortpflanzung, eintritt, dann entfaltet sich der Wunderbau der Blüthe, scheinbar als etwas Neues, ganz verschieden von dem Früheren; sehen wir aber genau zu, so finden wir wieder nichts als Blätter, die statt wie sonst nach einander (successive) und in einiger Entfernung von einander sich zu bilden, in engem Verein um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt sich versammeln und für das ewige Werk der Fortpflanzung durch zwei Geschlechter stufenweise sich umbilden oder metamorphosiren. Eine größere Zahl von Blättern, welche in der Regel die grüne Laubnatur, wenn auch in zusammengezogener Gestalt, bewahren, rückt so nahe an einander, daß sie oft sich unter einander verbinden; sie bilden den Kelch der Blüthe. Ein zweiter Blattkreis, verbreitert zugleich und veredelt, oft mit lichten Farben

---

auszubilden, welche wir die Morphologie nennen möchten .... Der Deutsche hat für den Complex des Daseins eines wirklichen Wesens das Wort Gestalt (Morphe).

Goethe, Morphologie I.

geschmückt, stellt die Krone dar; ein dritter, höchst zusammengezogen und auf's höchste verfeinert, entwickelt sich zu den Staubwerkzeugen; ein vierter, unten ausgedehnt gleich dem Kelch, oben gleich den Staubfäden, bildet die Fruchtknoten mit den Griffeln; in der Frucht erreichen die Blätter ihre letzte und höchste Ausdehnung; denn ihre Gehäuse lassen sich in allen Uebergängen als zusammengeschlagene, mit den Rändern verwachsene Blätter erkennen, auch da, wo die Natur durch saftige oder holzartige Entwickelung die Blattähnlichkeit uns aus den Augen rückt. Endlich die Samen sind Knospen, welche sich an den Fruchtblättern in der nämlichen Weise entwickeln, wie die Augen an den Laubblättern; die Samenhüllen sind aus innig verwachsenen Blättern in höchster Zusammenziehung hervorgegangen. Die aus den Samenknospen hervorsprießenden Keimpflanzen stehen in der Erde, während die aus den Augen sich entwickelnden Seitenzweige auf der Mutterpflanze stehen; das ist der einzige Unterschied zwischen Same und Knospe. Eine zusammengesetzte Blume entsteht, wenn gleichsam auf einem unendlichen Stengel alle Augen zu Blüthen in der möglichsten Nähe zusammengedrängt sich entwickeln; sie ist jener römischen Nelke vergleichbar, wo aus der Hauptblume mehrere vollkommene Blumen herausschossen. In sechs Schritten wechselnder Ausdehnung und Concentration vollendet die Pflanze unaufhaltsam in regelmäßiger Metamorphose[1]) die Umwandlung der Blattgestalt, um mit unwiderstehlichem Trieb die Blume zu bilden und zu den Werken der Liebe zu rüsten; tritt sie eine oder einige Stufen zurück, so bildet sie in rückschreitender Metamorphose unkräftige, unserem Auge freilich oft wohlgefällige Gestaltungen, wie die gefüllten Rosen und andere verbildete Blumen unserer Gärten beweisen.

Wie wir gesehen, ist die Goethe'sche Metamorphosenlehre etwas ungemein Einfaches, fast so einfach, wie der Satz, daß die Erde sich um die Sonne dreht und doch wissen wir, wie viele Jahrtausende aufopfernden Forschens vergehen mußten, wie viele Kämpfe, wie viel Märtyrer es gekostet hat, ehe dieser einfache Satz als Wahrheit erkannt und anerkannt wurde. Auch die Goethe'sche Lehre von der Einheit aller Pflanzengestaltung ist so völlig in Fleisch und Blut der Wissenschaft übergegangen, daß wir sie bereits als selbstverständlich hinnehmen und darüber leicht vergessen, daß der Mann, der sie zuerst in die wissenschaftliche Welt einzuführen wagte, Jahre lang mit der Nichtachtung oder dem Widerspruch der Fachgelehrten zu kämpfen hatte. Um Goethe's Bedeutung zu würdigen, darf die Kritik nicht von dem Standpunkt der Morphologie ausgehen, der heut durch stetige Fortentwickelung der Metamorphosenlehre erreicht ist, wo es leicht ist, in Goethe's Dar-

[1]) Goethe braucht hier das seltsame Bild: „Wie auf einer geistigen Leiter emporsteigend". Daß die Gebilde der rückschreitenden Metamorphose nicht regellose Mißbildungen, Monstrositäten oder Naturspiele, sondern nur außergewöhnliche, abnorme, zum Theil durch zufällige äußere Ursachen herbeigeführte Bildungsabweichungen seien, welche das allgemeine Bildungsgesetz nicht aufheben, sondern im Gegentheil in der Ausnahme klarer erkennen lassen, ist ein besonders fruchtbringender Gedanke Goethe's gewesen; mit Recht betont derselbe, daß bei der Vergleichung der Familien sich Mißbildungen und Bildungen berühren; „wer könnte uns verargen, wenn wir die Orchideen monströse Liliaceen nennen wollten?" (36. Band. 133.)

stellung Unklares, selbst Irrthümliches nachzuweisen; sie muß zurückgreifen bis zu Goethe's Vorgängern und Zeitgenossen, die mit wenig Ausnahmen in mechanischer, geisttödtender Behandlung der Pflanzenkunde erstarrt waren, oder in die phantastischen Hirngespinnste der Naturphilosophie sich verirrt hatten; auf diesem dunklen Grunde erscheint die unbefangene gesunde Naturbeobachtung und die einheitliche Gesammtanschauung Goethe's als eine Schöpfung von echt wissenschaftlichem Geiste und unabsehbarer Wirkung. Vor Allem dürfen wir nicht vergessen, daß Goethe gegen die Autorität Linné's anzukämpfen hatte, der über den Aufbau der Pflanze in Blätter und Blüthen die eben so wunderliche als unfruchtbare Hypothese der Prolepsis ausgesponnen hatte, welche gleichwohl die Gemüther der Zeitgenossen gefangen hielt. Verhehlen dürfen wir freilich nicht, daß Goethe einen Vorläufer hatte, der 30 Jahre vor ihm die Idee der Entwickelung und der Metamorphose ausgesprochen, ja sie in noch klarerer, noch strenger wissenschaftlicher Gestalt ausgearbeitet hatte, als unser Dichter. Um die nämliche Zeit, wo Friedrich der Große die Augen der Welt auf Schlesien gerichtet hielt, wo Gotthold Ephraim Lessing in Breslau seinen Genius zur Reife entwickelte und das erste deutsche Lustspiel schuf, lebte gleichzeitig in dieser Stadt still und unbeachtet ein ebenbürtiger Geist, Caspar Friedrich Wolff, der eben von Berlin kommend, in Halle auf Grund seiner lateinischen Dissertation Theoria generationis zum Dr. med. promovirt worden war[1]). Niemals hat ein 26jähriger Forscher durch seine erste Schrift eine so epochemachende That vollzogen, als Wolff durch seine Doctordissertation[2]), worin derselbe zum ersten Male die Entwickelungsgeschichte der lebenden Wesen, der Thiere sowol wie der Pflanzen, mit Hilfe des Mikroskops bis in ihre ersten Anfänge aus dem Ei zurückverfolgt und in ihrem weiteren Verlauf bis zur Ausbildung der vollkommenen Gestalt Schritt für Schritt beobachtet, und insbesondere die Einheit aller Blatt und Blüthenorgane aus ihrer Entwickelung nachgewiesen hatte[3]). Aber die Forschungen von Caspar Friedrich Wolff waren ein Menschenalter lang nicht blos Goethe'n, sondern überhaupt den Botanikern seines Zeitalters un-

---

[1]) Wolff war in Breslau in den Jahren 1761 bis 1763 als Feldarzt am Feldlazareth angestellt, hatte jedoch, vom Lazarethdienst befreit, nur Vorlesungen über Anatomie zu halten, und zwar mit solchem Erfolge, daß daran nicht blos die jungen Feldwundärzte, sondern auch bald alle Feld- und Stadtärzte Theil nahmen.

[2]) Vergl. A. Kirchhoff. Die Idee der Pflanzenmetamorphose bei Wolff und bei Goethe. Berlin, 1857.

[3]) Bei der Entwickelung der Pflanzen nahm Caspar Friedrich Wolff unter dem Mikroskop wahr, daß die Blätter als Anfangsgebilde einer Axe, als kleine Hügelchen um einen Vegetationspunkt hervorsprossen, daß sämmtliche Theile der Blüthe und Frucht genau in der nämlichen Weise entstehen, wie die Blätter, daß sie von diesen in ihrer ersten Entwickelung nicht zu unterscheiden sind, und erst in ihrer späteren Ausbildung sich zu verschiedenen Organen ausgestalten. Indem so Caspar Friedrich Wolff durch die unmittelbare Beobachtung der Entwickelungsgeschichte den augenscheinlichen Beweis für die Einheit sämmtlicher Blatt- und Blüthentheile lieferte, welche Goethe nur durch Vergleichung der fertigen Formen erschloß, ging er auch dadurch über Goethe hinaus, daß er die Blätter und die Axe selbst wieder als zusammengesetzte, die Zellen aber und die Gefäße als die einfachen Organe der Pflanze erkannte, während Goethe im Vertrauen auf die herrschenden Theorien seiner Zeit, über den anatomischen Bau der Gewächse unklare und unrichtige Vorstellungen hegte.

bekannt und daher für den Fortschritt ihrer Wissenschaft wirkungslos geblieben; wie hätte auch die lateinische Doctordissertation eines in Deutschland fast verschollenen Militärarztes, der seit 1768 in Petersburg als Professor der Anatomie und Physiologie in einer Art geistigen Exils lebte, auf die deutschen Botaniker Eindruck machen sollen?[1]) Erst als Goethe die Idee der Metamorphose in „mühseliger, qualvoller Nachforschung" selbständig von Neuem erfaßt und sie als Glied einer allgemeinen morphologischen Naturanschauung durchgearbeitet hatte, gelangte dieselbe, wenn auch erst langsam, zur Assimilirung und dadurch zu ihrer bahnbrechenden Wirkung. Denn die Bedeutung eines Mannes in der Geschichte der Wissenschaft beruht nicht allein auf der Originalität seiner Ideen, sondern auch darin, daß dieselben fruchtbar werden und zu weiterem Ausbau Anregung geben. Auch Columbus wird gepriesen als der Entdecker der neuen Welt, obwol schon vor ihm isländische Seefahrer deren Boden betraten, obwol er selbst nur die Küsten des Festlandes berührte, dessen Durchforschung erst seinen Nachfolgern gelang. Mit demselben Recht ist auch Goethe der Columbus der Morphologie, der dieser Wissenschaft nicht blos Namen und Begriff, Ziel und Richtung gegeben, sondern ihr auch durch die von ihm ausgebildete vergleichende Methode die unverrückbaren Grundlagen unterbreitet hat.

Als Goethe'n am letzten Ziel seiner italienischen Reise in Sicilien die Identität aller Pflanzentheile immer vollkommener einleuchtete, kam er auf den Gedanken, daß sämmtliche Pflanzen sich auf eine Urpflanze zurückführen lassen müßten. „Wie wüßten wir sonst, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze ist, wenn sie nicht alle nach einem Muster gebildet wären", wenn nicht in allen die gemeinsamen Züge einer Urpflanze unverkennbar wären, trotz der mannichfaltigsten Umwandlungen, die dieselben in den einzelnen Gewächsen verhüllen? Aber wie läßt es sich erklären, daß diese Familienzüge des Urahnen sich in der Reihe der Generationen so mannichfach verändert haben? „Das Wechselhafte der Pflanzengestalten, gibt Goethe zur Antwort, hat in mir mehr und mehr die Vorstellung erweckt, die uns umgebenden Pflanzenformen seien nicht ursprünglich determinirt und festgestellt, ihnen sei vielmehr bei einer eigensinnigen generischen und specifischen Hartnäckigkeit, eine glückliche Mobilität und Biegsamkeit verliehen, um in so viele Bedingungen, die über den Erdkreis auf sie einwirken, sich zu fügen, hiernach bilden und umbilden zu können. Hier kommen die Verschiedenheiten des Bodens in Betracht; reichlich genährt durch Feuchte der Thäler, verkümmert durch Trockne der Höhen, geschützt vor Frost und Hitze in jedem Maße, oder beiden unausweichbar bloßgestellt, kann das Geschlecht sich zur Art, die Art zur Varietät, diese wieder durch andere Bedingungen in's Unendliche sich verändern, ... die allerentferntesten jedoch haben eine aus-

[1]) Erst durch Goethe haben die Botaniker von Wolff's Forschungen über Entwickelung der Pflanzen Kenntniß erhalten, ihm verdanken wir nicht blos die ausführliche Darstellung seiner Lehre, sondern auch die einzigen Nachrichten über sein Leben (Morphologie 1817. I. 80). Die ausführlicheren biographischen Mittheilungen von Mursinna, einem früheren Amanuensis von Wolff (Morphologie I. 252) scheinen übersehen zu sein.

gesprochene Verwandtschaft, sie lassen sich ohne Zwang unter einander vergleichen."

Indem Goethe die unzähligen Gestalten der Gewächse, „die tausendfältige Mischung in dem verwirrenden Blumengewühl" nicht als etwas Ursprüngliches, von Anbeginn unveränderlich Geschaffenes ansah, wie das Linné gethan, sondern als Abwandlungen einer und derselben Ur- und Stammpflanze, hervorgegangen durch Anpassung an die äußeren Lebensbedingungen, stellte er sich auf den Standpunkt, den Darwin's Buch über den Ursprung der Arten zum herrschenden in der modernen Naturwissenschaft gemacht hat[1]). Freilich war Goethe durch diese Gedankenreihe seiner Zeit so weit vorausgeeilt, daß seinen Freunden das Suchen nach der Urpflanze als etwas Gespenstiges erschien, das ihre Bedenken, wo nicht gar ihren Spott herausforderte. Mag nun auch Goethe's Urpflanze ein Schemen gewesen sein, so hat sie doch eine, wie bekannt, thatsächliche Wirkung ausgeübt, für die ihr das deutsche Volk nicht dankbar genug sein kann[2]). Denn als im Frühjahr 1794 Goethe und Schiller, die sich bis dahin kalt, ja feindselig gegenüber gestanden waren, zufällig gleichzeitig eine Sitzung der naturforschenden Gesellschaft in Jena verlassen und über Auffassung der Naturwissenschaften ein Gespräch angeknüpft hatten, setzte Goethe lebhaft seine Metamorphosenlehre auseinander und begleitete im Eifer des Disputs Schiller in seine Wohnung, wo er mit ein paar Federstrichen ein symbolisches Bild seiner Urpflanze entwarf. Hierauf schüttelte freilich Schiller den Kopf: „das sei keine Erfahrung, das sei eine Idee" und Goethe erwiderte verstimmt: „dann könne er Ideen mit Augen sehen." Gleichwol war das Eis gebrochen und aus jenem Gespräch über die Urpflege entwickelte sich rasch das Freundschaftsbündniß zwischen Schiller und Goethe, das in der Rietschel'schen Doppelstatue vor dem Theater in Weimar seine monumentale Verkörperung gefunden, in der deutschen Literatur aber Spuren hinterlassen hat, die das Erz noch überdauern werden.

So viel ich weiß, ist uns keine Abbildung der Urpflanze erhalten, wie sie sich in Goethe's Vorstellung gestaltet hatte; dennoch können wir ohne Weiteres behaupten, daß Goethe nicht das Richtige getroffen haben kann, da er bei allen seinen Betrachtungen immer nur von den höheren Gewächsen, den Mono- und Dikotyledonen, ausging, die niederen Pflanzen aber, welche als die einfacheren ohne Zweifel dem Ausgangspunkt aller Pflanzengestaltung am nächsten stehen, nicht mit berücksichtigte, auch wol nicht berücksichtigen konnte, da die wesent-

---

[1]) Schon Helmholtz hat in einem Nachtrag zu dem zweiten Abdruck seiner Abhandlung über Goethe's Stellung zu den Naturwissenschaften auf das Verhältniß Goethe's zu Darwin hingewiesen. Den Kernpunkt der Darwin'schen Lehre, daß die äußeren Lebensbedingungen erst im Laufe vieler Generationen durch natürliche Auslese die Umwandlung der Arten herbeiführen, finde ich bei Goethe noch nicht ausgesprochen. Ob vielleicht Thiere und Pflanzen aus einer und derselben Urform hervorgehen, da sie in ihrem unvollkommensten Zustande als „starrer, beweglicher oder halbbeweglicher Lebenspunkt" kaum zu unterscheiden sind, ob nicht diese ersten Anfänge nach beiden Seiten determinabel, durch Licht zu Pflanzen, durch Finsterniß zum Thiere hinüber zu führen sind, getraut sich Goethe nicht zu entscheiden, ob es gleich hierüber an Bemerkungen und Analogien nicht fehlt.

[2]) Annalen 1794. Morphologie, p. 93. Düntzer, der die Genauigkeit des Goethe'schen Berichtes in Frage stellt, verlegt das Gespräch in etwas frühere Zeit. Goethe-Jahrbuch II. 168.

lichen Thatsachen ihrer Organisation und Entwickelung erst viele Jahre später enthüllt worden sind. Um so mehr müssen wir den Genius eines Mannes bewundern, der 70 Jahre vor Darwin, einsam und im Widerspruch mit seinem ganzen Zeitalter, den großen Gedanken der Descendenzlehre, die Ableitung der gesammten Pflanzenwelt von einer Urpflanze, zu fassen gewagt hat.

Auch nach dem Erscheinen der Morphologie bewahrt Goethe bis zur letzten Stunde lebendige Theilnahme für Alles, was auf das Gebiet der Botanik sich bezieht. Hatte Goethe nach eigenem Geständniß die schönsten Augenblicke seines Lebens genossen, als er der Metamorphose der Pflanzen nachforschte, so erfreute er sich jetzt herzlich der in immer weitere Kreise sich verbreitenden Anerkennung seiner Ideen. „Mir ist," schreibt er 1817, „ein erwünschtes Loos gefallen. Jünglinge gelangten auf den Weg, dessen ich mich erfreue, theils veranlaßt durch meine Vorübung, theils auf der Bahn, wie sie der Zeitgeist eröffnet. Stockung und Hemmniß sind nunmehr kaum zu befürchten; eher vielleicht Voreil und Uebertreiben, als Krebsgang und Stillstand. In so guten Tagen, die ich dankbar genieße, erinnert man sich kaum jener beschränkten Zeit, wo meinen ersten Bestrebungen Niemand zu Hilfe kam." (Morphologie p. 124.)

Aber auch Goethe selbst läßt nicht ab, Alles, was ihm Bemerkenswerthes im Leben und Gestaltung der Pflanzen auffällt, aufzuzeichnen und in gewohnter Weise unter allgemeine Gesichtspunkte zu ordnen. So sammelt Goethe eine Menge curioser Beobachtungen unter die Capitel Verstäubung, Verdunstung, Vertropfung. Unter letzteren versteht er, was wir heute gasförmige und flüssige Abscheidung nennen würden: Reif oder Duft der Pflaumen; Oel-, Harz-, Zucker-, Gummisecrete; die ätherische Ausscheidung des Diptams, die, wenn man die richtige Zeit trifft, in lebhafter Flamme auflodert. Unter Verstäubung faßt er eine Anzahl Dinge zusammen, die freilich nicht zu einander gehören, die indessen vor nicht gar zu langer Zeit selbst von den Fachmännern als verwandte Erscheinungen betrachtet wurden: das Ausstäuben des Kieferpollen, der gleich kleinen Luftballons, vom Winde fortgetragen und als Schwefelregen bei Gewitter niedergeschlagen wird; das Semen Lycopodii, das in flammenden Dunst aufgeht; den Maisbrand, den Kornbrand; den Samenstaub der Hutpilze, der, auf Papier gesammelt, einen Abdruck des Huts gibt; den „Geruch der Berberize, der Weizenfelder unfruchtbar macht, und sich schließlich auf den Blättern selbst zu Staubpilzen verdichtet, die sich kelch- und kronenartig gestalten und das herrlichste Kryptogam darstellen". Hieher rechnet Goethe auch die von ihm zuerst gemachte Beobachtung, daß Fliegen im Herbst erstarren, nach dem Absterben aber 4—5 Tage hindurch weißen Staub um sich sprühen, der $^1/_2$ Zoll weit nach jeder Seite gewaltsam ausgestoßen wird. Im Jahr 1826 bemerkt er dagegen an einer im Wasser ertränkten Fliege, daß sich um den entseelten Körper statt des weißen Staubes ein zusammenhängender fädiger Nimbus gebildet hatte. „Man mag so gern," schreibt er an Hr. G. Nees von Esenbeck[1]), den er um die nähere Untersuchung bittet, „das Leben aus dem Tode betrachten, und zwar nicht von

[1]) Goethe an Nees von Esenbeck, 27. September 1826.

der Nachtseite, sondern von der ewigen Tagseite her, wo der Tod vom Leben verschlungen wird [1])."

Bis in seine letzten Tage sucht Goethe sich durch eine ausgebreitete Correspondenz über alle neue Erscheinungen aus dem Gebiete der Botanik auf dem Laufenden zu erhalten; staunenswerth ist das Interesse, mit welchem der von allen Seiten in Anspruch genommene Mann sich über die verschiedensten Fragen bis in das Kleinste zu belehren sucht. Noch 1828 rühmt Goethe sich, er habe die zwei Bände der Organographie végétale von A. P. de Candolle mit stetiger Aufmerksamkeit durchgelesen — die ihn näher interessirenden Capitel mehrmals — und die 60 Tafeln mit dem Text verglichen [2]). Insbesondere der Briefwechsel mit Nees von Esenbeck, der allmälig Goethe's botanischer Beirath wird, zeugt ebenso für die Vielseitigkeit, wie für die Scharfsichtigkeit, die Goethe sich bis in's höchste Alter bewahrte, er handelt: über morphologische Merkwürdigkeiten, Monstrositäten aller Art, über das System der Algen und Pilze, das Leuchten der Rhizomorphen, die Pietra fungaja, die Flora von Brasilien und die Palmen von Martius, die Rafflesia von Sumatra und andere parasitische Gewächse. Goethe begrüßt noch mit Bewunderung die Untersuchungen von Al. Braun über die Ordnung der Schuppen in den Tannenzapfen und von Robert Brown über die Befruchtung der Orchideen und Asclepiadeen, mit denen eine neue Epoche der botanischen Morphologie und Entwickelungsgeschichte anhebt.

Mit herzlicher Freude, ja Rührung vernimmt Goethe, daß Nees von Esenbeck einem der edelsten Bäume des brasilianischen Urwalds nach Botanikersitte den Namen Goethea [3]) gegeben, „weil es dem Botaniker wohl thut, die Häupter und Förderer seiner Wissenschaft unter frischen Pflanzen symbolisch anzureden und gleichsam grünend und blühend vor sich zu sehen" [4]). Leb-

[1]) Wir wissen jetzt, daß es sich bei allen diesen Erscheinungen nicht um ein Verstäuben von Thier- und Pflanzenkörpern, sondern um Pilze handelt, die sich im Innern derselben entwickeln, zuletzt die Oberhaut durchbohrend, ihre staubfeinen Keimkörner oder Sporen in die Luft ausstreuen. Wir wissen ferner, daß diese Pilze einzig und allein aus solchen Sporen entstehen, die in der Regel in feine Schläuche auskeimen; indem diese in's Innere der befallenen Pflanze oder der Fliege eindringen, entwickeln sie sich dort auf Kosten ihrer Gewebe weiter. Doch hat man noch vor wenig Jahren an die Möglichkeit geglaubt, daß derartige Pilze aus krankhafter Veränderung der Gewebe oder Säfte des befallenen Thier- oder Pflanzenkörpers hervorgehen könnten, was der Goethe'schen Auffassung von der Verstäubung nahe kommen würde. Goethe's Beobachtung über das Verstäuben der Fliegen habe ich zuerst im Jahre 1853 wissenschaftlich in's Klare stellen und auf die Entwickelung eines parasitischen Pilzes zurückführen können, dem ich den Namen Empusa gegeben habe. Damals hielt ich selbst es noch für nicht unmöglich, daß die Keime dieses Pilzes aus den Säften der Fliege entstehen können, was ich freilich bald als unrichtig erkannte. Brefeld hat das Eindringen der Keimschläuche durch die Haut in's Innere der Fliegen direct beobachtet. Das strahlige Auswachsen der im Wasser befindlichen Fliege wurde schon von Meyen und Nees auf einen Schimmel, Achlya prolifera, zurückgeführt.

[2]) Goethe an Soret 10. Juli 1828.

[3]) Goethea cauliflora und semperflorens. Der Baum hat immergrüne lorbeerartige Blätter und prachtvolle Malvaceenblüthen.

[4]) Nees an Goethe, 14. Juli 1822 und 5. April 1823. „Die schöne Auslegung, die Sie der zugeeigneten Pflanze gegeben, erhöht den Werth der Gabe," bemerkt Goethe in seinem Dankschreiben an Nees, 24. April 1823.

haft beschäftigt ihn in den letzten Jahren[1]) eine französische Uebersetzung seiner botanischen Abhandlungen, die er gemeinsam mit dem Genfer Freunde Friedrich Jakob Soret in Angriff nimmt und bei der jede Phase sorgsam erwogen wird, „um nicht bei jener überall völlige Klarheit in Gedanken und Ausdruck fordernden Nation in den Verdacht mystischer Träumereien zu gerathen“ [2]).

Doch mehr und mehr fühlt er sich gemahnt, „am Ufer des botanischen Oceans zu bleiben und den Schiffern, Schwimmern und Tauchern von Geburt und Uebung die so ehren- als gefahrvolle Fahrt zu überlassen“; er vergleicht sich dem müden Wanderer, der still genügsam am Wege ausruht und die rüstig vorschreitende Jugend an sich weiter ziehen läßt, an die er in früherer Zeit sich gar zu gern angeschlossen hätte [3]).

Nur noch einmal in seinen letzten Lebenstagen erwacht seine Theilnahme an der Botanik mit dem alten Feuer, und in Briefen und aphoristischen Aufsätzen entwickelt er ein neues Gesetz, das er in der Gestaltung der Pflanzen erkannt zu haben glaubt [4]). „In zwei Haupttendenzen oder, wenn man will, in zwei lebendigen Systemen, vollendet sich wachsend das Leben der Pflanze; das eine ist die Verticaltendenz, das andere die Spiraltendenz. Keine kann von der anderen abgesondert gedacht werden, weil immer eine durch die andere lebendig wirkt. Die Verticaltendenz äußert sich schon in den ersten Anfängen des Keims; sie ist es, wodurch die Pflanze in der Erde wurzelt und zugleich sich in die Höhe hebt; sie manifestirt sich, zugleich solidescirend, in der stracken, starr aufgerichteten Bildung des Holzes; sie ist es, die unaufhaltsam von Knoten zu Knoten, in die Höhe oder sonst sich fortschiebt und so, indem sie Leben nach Leben fördert und steigert, die Continuität des Ganzen hervorbringt; sie spricht sich daher als Axe aus, ebenso in der Gestaltung der Laubblätter als in der Blüthe.“

Die Spiraltendenz dagegen, die als das eigentlich producirende Lebensprincip anzusehen ist, ist vorzugsweise auf die Peripherie angewiesen; denn die Blätter, die aus der Axe erzeugt werden, bilden sich in spiraligen Umläufen und zeigen eine schraubenförmige Anordnung, entsprechend der Reihenfolge ihrer Entstehung. Sie ist erkennbar an den Kolben der Aroideen wie an den Schuppen der Tannenzapfen, an der Stellung der Knospen bei den verbänderten Eschenzweigen wie bei der Kartoffel, an den Blattnarben der fossilen Stämme der flora subterranea; bei Schlingpflanzen und Ranken wird die Verticaltendenz von der Spiraltendenz überwältigt, die sich schon bei den Keimpflanzen geltend macht; aber selbst in vertical aufsteigenden Stämmen von Birken, Kiefern, Roßkastanien, Weißdorn ist eine gedrehte Richtung der Holzfasern erkennbar. Die Spiraltendenz wird in Bau und Bewegung der mikroskopischen Oscillarien, in den Spiralgefäßen, in den schraubenförmigen Blattkronen des Pandanus, in den spiraligen Blüthen-

[1]) 1828 bis 1831.

[2]) Goethe an Soret, p. 221.

[3]) Goethe an Johannes Müller, 21. Februar 1826.

[4]) In der französischen Ausgabe der Metamorphose, die er 1831 mit Soret publicirt, sind die meisten gewagten Vergleichungen der deutschen Bearbeitung weggelassen, und ist Alles zu einem einheitlichen Ganzen verarbeitet.

stielen der Vallisneria, in der Einrollung der Farnknospen, in der Drehung der Aehre von Opkrys spiralis, in den hygroskopischen Grannen des Storchschnabels (Erodium gruinum), selbst in den schraubenförmigen Krümmungen abgelöster Rindenstreifen verfolgt, welche Dutrochet vitale Incurvation genannt hatte.

Wie sehr Goethe von der Ausarbeitung dieses Gedankens erfüllt war, beweist sein letzter Brief, den er am 15. März 1832 an seinen edlen Freund, den Grafen Caspar Sternberg richtete: „Das Studium der Spiralität läßt mich nicht los. Die große Schwierigkeit, jenes Zusammenwirken der in Eins verbundenen und verschlungenen Verticalität und Spiralität der Anschauung lebendig zu erhalten, drängte mich zu einem Gleichniß . . . Man stelle sich eine Winde vor, die um eine Stange von unten an sich fortschlängelnd in die Höhe steigt und sich fest anschließend ihrem lebendigen Wachsthum folgt; nur muß man sich Winde und Stange beide gleich lebendig denken, aus einer Wurzel aufsteigend, beide sich wechselweise hervorbringend und so unaufhaltsam vorschreitend . . . . . Freilich paßt dieses Gleichniß nicht ganz, denn im Anfang müßte die Schlingpflanze sich um den sich erhebenden Stamm in kaum merklichem Kreise herumwinden; je mehr sie sich aber der oberen Spitze näherte, desto schneller müßte die Schneckenlinie sich drehen, um endlich in einem Kreise auf einen Discus sich zu versammeln, dem Tanze ähnlich, wo man sich in der Jugend gar oft Brust an Brust, Herz an Herz mit den liebenswürdigsten Kindern selbst wider Willen gedrückt sah. Verzeih diese Anthropomorphismen."

So schrieb Goethe in seinem 83. Jahre, sieben Tage vor seinem Tode. Hätte Goethe nur noch Darwin erlebt! er, der sein Leben lang unerschrocken den lichten Tag der Wahrheit gesucht, den er mit vorahnender Sehergabe vorausschaute, doch oft nur im dunklen Drange sich des rechten Weges bewußt blieb, wie würde er sich des Mannes erfreut haben, der durch streng inductive Methode klare und überzeugende Beweise für seine Ideen zu finden wußte und der insbesondere erst in den letzten Tagen auf experimentalem Wege den Nachweis gegeben hat, daß in der That alle Pflanzenorgane in einer steten Kreis- oder Schraubenbewegung begriffen sind und in unaufhaltsamem Wachsthum Umläufe machen, für welche der Wirbel der Tanzfiguren das beste Bild gewähren möchte. —

Wir können diese Betrachtungen über den Botaniker Goethe nicht beschließen, ohne wenigstens mit einem Worte daran zu erinnern, wie oft auch der Dichter Goethe aus seiner Vertrautheit mit den Pflanzen Stoff zu Bildern und Gedanken entnommen, die uns in so manchem seiner Lieder anmuthen. Selbst nachdem Goethe gelernt hatte, die Welt der Pflanzen mit dem Auge des Naturforschers anzuschauen, findet er darin ein neues Element zu poetischem Schaffen. Er selbst erinnert denen gegenüber, welche die Geistesarbeit des Naturforschers mit der des Dichters für unverträglich halten, „daß Wissenschaft sich aus Poesie entwickelt, und daß nach einem Umschwung der Zeiten beide wieder friedlich zu beiderseitigem Vortheil auf höherer Stelle gar wol sich begegnen könnten". In diesem Sinne hat er 1797 die Metamorphose der Pflanzen in der reizvollen Elegie dargestellt, welche „wohlwollende Freundinnen, die ihn schon früher den einsamen Gebirgen, der Betrachtung starrer Felsen gern entzogen hätten und

auch mit seiner abstracten Gärtnerei keineswegs zufrieden waren, zur Theilnahme locken und vor Allem der eigentlich Geliebten, die das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen, willkommen sein sollte". Schon Knebel stellte dieses Lehrgedicht den classischen Vorbildern des Empedokles, Lucretius und Virgilius an die Seite [1]).

Die sinnigste Symbolik in Verbindung mit treuer Naturbeobachtung entfaltete Goethe in jenem Spätfrühling, jenem Johannistriebe der Liebe und Poesie, den er im Verkehr mit Marianne von Willemer im Hochsommer 1815 durchlebte. Zwei Bäume des Heidelberger Schloßgartens, den er Mitte September mit Marianne besuchte, waren es vor Allem, die ihm zu herrlichen Liedern Stoff gaben. Das eine gilt den edlen Kastanien des Neckarthals:

An vollen Büschelzweigen,
Geliebte, sieh nur hin:
Laß dir die Früchte zeigen
Umschalet stachlig grün.

Sie hängen längst geballet,
Still, unbekannt mit sich;
Ein Ast, der schaukelnd wallet,
Wiegt sie geduldiglich.

Doch immer reift von innen
Und schwillt der braune Kern;
Er möchte Luft gewinnen
Und säh' die Sonne gern.

Die Schale platzt und nieder
Macht er sich freudig los;
So fallen meine Lieder
Gehäuft in deinen Schoß.

Der andere Baum ist ein Gingko (Gingko biloba, Salisburia adiantifolia), ein Nadelholz von wunderlich fremdartigem Aussehen, da es statt der Nadeln Büschel lang gestielter, oben in eine fächerartige, tief eingeschnittene Spreite verbreiterter Laubblätter trägt: der letzte Ueberrest eines uralten, im Aussterben begriffenen Pflanzengeschlechtes, das einst die ganze Erde vom Nordpol bis zum Wendekreis bewohnte, heutigen Tages aber sich nur in Japan erhalten hat, von wo es seit etwa 200 Jahren in die Gärten Europa's verpflanzt wurde. Goethe erblickt in den zweispaltigen Blättern des Gingko das Symbol zweier in Freundschaft innig verwachsener Seelen; einen Zweig, den er an Marianne sendet, begleitet er mit der schönen Deutung:

Dieses Baum's Blatt, der von Osten
Meinem Garten anvertraut,
Gibt geheimen Sinn zu kosten,
Wie's den Wissenden erbaut:

Ist es ein lebendig Wesen,
Das sich in sich selbst getrennt?
Sind es zwei, die sich erlesen,
Daß man sie als Eines kennt?

[1]) Knebel an Goethe, 18. Juli 1798.

Solche Frage zu erwidern
Fand ich wol den rechten Sinn;
Fühlst du nicht in meinen Liedern,
Daß ich eins und doppelt bin?

Ein ganz besonderer Liebling Goethe's wurde eine sonst kaum von Jemand beachtete Pflanze aus der Familie der Fettgewächse, das im tropischen Asien einheimische Sproßblatt (Bryophyllum calycinum). Goethe hatte beobachtet, daß die fleischigen gekerbten Blätter sich im Alter zu zweigartigen Fiederblättern entwickeln und aus den Kerben zarte klare Tropfen hervordringen lassen, die bei jungen Pflanzen nach eingetretener Wärme verdunsten, bei älteren zu gummiartigem Wesen gerinnen; mit Staunen nimmt er dann wahr, wie ältere Blätter in der Luft hängend aus ihren Kerben frische Pflänzchen hervorbringen, welche sich ablösen und selbständig sich fortentwickeln; „dieses unermüdliche Sprossen und sich Verjüngen, dieses immerfort wachsende Lebende" wird in des Dichters Seele zum „Bild und Gleichniß des Wesens, von dem wir uns kein Bild machen sollen"; er glaubt, das „Alles in Einem und aus Einem" mit den Augen zu schauen [1]). Als Sulpice Boisserée ihn im Juni 1826 in Weimar besuchte, schenkt er ihm ein paar Blätter der „pantheistischen Pflanze, das lebendigste Bild der Morphologie" [2]), die dann auf Goethe's Wunsch der edlen Freundin Marianne von Willemer zur Pflege überlassen werden; Goethe gibt hierzu am 12. November die launige Anweisung:

Was erst still gekeimt in Sachsen
Soll am Maine freudig wachsen!
Frisch auf guten Grund gelegt:
Merke, wie es Wurzel schlägt!
Dann der Pflänzlein frische Menge
Steigt in lustigem Gedränge;
Mäßig warm, und mäßig feucht —
Ist, was ihnen heilsam däucht.
Wenn du's gut mit ihnen meinst,
Blühen sie dir wol dereinst.

Schon am 26. November kann Marianne über die Erfolge ihrer Pflanzencultur in der Gerbermühle Günstiges berichten:

Jene Blätter, die in Sachsen
Still gekeimt durch deine Hand,
Auf der Mühle hoch gewachsen,
Drängen sich um Luft und Sand ....

Doch scheinen sie sich nicht lange erhalten zu haben; denn am 19. April 1830 schickt Goethe neue Blätter an Marianne mit der sinnigen Widmung:

Wie aus einem Blatt unzählig
Frische Lebenskeime sprießen,
Mögst in einer Liebe selig
Tausendfaches Glück genießen.

Auch Boisserée erbittet sich im Juni 1830 von München aus einige neue

[1]) Goethe an Nees, 24. März 1826. Ebenso an Boisserée, 27. Juni 1826.

[2]) Schon am 26. August 1820 schreibt Nees an Goethe: „Möchten Sie bei dem durch Sie empfohlenen Bryophyllum meiner gedenken, die Pflanze ist glücklich, sie bekommt eine Geschichte ..."

Blätter, da das aus früherer Gabe herstammende Gewächs zu Grunde gegangen sei; er erhält auch am 23. Juni von Goethe eine frische Sendung, aber aus dem botanischen Garten, mit der Bemerkung: „Eigene Pflanzen habe ich so schön von unten herauf gezogen, daß ich es nicht über's Herz bringen kann, ein Blatt abzubrechen [1])."

Die Einheit des Goethe'schen Genius macht es begreiflich, daß alle Ausstrahlungen desselben gleich den verschieden gefärbten Aetherwellen des Sonnenlichtes, aus demselben Mittelpunkt hervorleuchten, nicht neben einander herlaufen, sondern sich gegenseitig durchdringen. Daß insbesondere der Naturforscher Goethe nur aus dessen dichterischer und künstlerischer Natur verstanden werden kann, hat Helmholtz mit unübertrefflicher Meisterschaft dargelegt. Alfred Dove hat ausgeführt, welchen Einfluß auf die Goethe'sche Naturforschung seine Philosophie geübt hat [2]). Wir hätten vielleicht sagen sollen: seine Religion; denn Goethe's Philosophie war nicht sowol ein in klarer Gedankenreihe consequent durchgearbeitetes System, sie war hervorgegangen aus dem ethischen Bedürfniß eines tief und warm empfindenden Gemüths. Der große Heide, wie sie ihn nannten, der gegen alles Confessionelle kühl, ja ablehnend sich verhielt, war doch eine tief religiöse Natur, der selbst mystische Strebungen nicht fremd waren. Seinen Gott hatte er durch Spinoza kennen gelernt, das Alleine, das unendliche ewige Sein, ohne das nichts bestehen noch gedacht werden kann, das zugleich Geist und Materie, denkend und ausgedehnt ist. Daher ist ihm die Natur nicht eine Schöpfung Gottes, sondern die Gottheit selbst, insofern sie in Zeit und Raum angeschaut wird; die Einzeldinge sind nur vergängliche Gleichnisse, wandelbare Gestaltungen zugleich und Gedanken der ewigen Gottheit.

Goethe erkennt ganz im Sinne Spinoza's als Aufgabe der Naturforschung, die Einzeldinge unter dem Gesichtspunkte des Ewigen, sub specie aeternitatis, anzuschauen. Das unerschrockene Forschen nach der Wahrheit, die von Vernunft beseelte Gottesliebe, amor intellectualis Dei, ist es, die Goethe's ganzes Denken und Empfinden durchdringt, die ihm bis zum letzten Augenblick Heiterkeit der Seele, Trost und Ergebung, Hoffnung, Glückseligkeit gewährt. Alle naturwissenschaftlichen Abhandlungen Goethe's sind durchweht von diesem Gefühl der Pietät gegenüber dem geheimnißvollen Urgrund aller Dinge; „es ist das höchste Glück des Menschen," sagt er, „das Erforschbare erforscht zu haben und das Unerforschte in Ehrfurcht zu verehren."

Bei der letzten Umarbeitung seiner morphologischen Studien auf dem Gebiete der Botanik zieht Goethe zum Schluß die Summe seiner Forschungen in einem, vom Herbst 1831 datirten „freundlichen Zuruf".

„Eine mir in diesen Tagen wiederholt sich zudrängende Freude kann ich nicht verbergen. Ich fühle mich mit nahen und fernen, ernsten thätigen Forschern glücklich im Einklang. Sie gestehen und behaupten: man solle ein Unerforschliches voraussetzen und zugeben, alsdann aber dem Forscher selbst keine Grenzlinie ziehen. Muß ich mich denn nicht selbst zugeben und voraussetzen, ohne

---

[1]) Goethe's Briefwechsel mit Marianne von Willemer, herausgegeben von Creizenach, p. 259.
[2]) Im neuen Reich 1874, I. 821.

jemals zu wissen, wie es wirklich mit mir beschaffen sei, studire ich mich nicht immerfort, ohne mich jemals zu begreifen, mich und andere? und doch kommt man fröhlich immer weiter und weiter!

So auch mit der Welt. Es liege die Welt anfang- und endlos vor uns, unbegrenzt sei die Ferne, undurchdringlich die Nähe; es sei so; aber wie tief der Menschengeist in seine und ihre Geheimnisse zu dringen vermöchte, werde nie bestimmt noch abgeschlossen."

Ist es nicht, wenn wir diesen Ausdruck hoffnungsreicher Freudigkeit lesen, als hörten wir den greisen Faust, wie er mit Befriedigung auf sein Tagewerk zurückblickt:

Zum Augenblicke möcht' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön,
Es wird die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn!
Im Vorgefühl von jenem hohen Glück,
Genieß' ich jetzt den letzten Augenblick.

Wenige Monate, nachdem Goethe jene Worte als Vermächtniß geschrieben, war der Stern niedergegangen, der so lange freundlich über Deutschland geleuchtet hatte. Das Licht aber, das er ausstrahlt, wird fortwirken herzerfreuend und veredelnd, so lange die deutsche Sprache verstanden wird.

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

Arthur Graf Seherr Thosz.

(Schluß.)

In Aachen brauchte ich die Schwefelbäder, und begab mich im August, in Gesellschaft der Herren Adolf von Steffens und Heinrich Cocqueril nach Ostende. Ich ward hier zwei russischen Damen, der Fürstin Gortschakoff und der Gräfin Rüdiger vorgestellt, deren Gatten den Feldzug in Ungarn als hohe Generale mitgemacht hatten. Unnöthig zu sagen, daß beide Damen die Gefühle zu Gunsten Ungarns theilten, die in der russischen Armee verbreitet waren. Sie erzählten mir als Thatsache, daß bei der im Rückzug aus Ungarn begriffenen russischen Armee, wegen der Hinrichtung der ungarischen Generale ein solcher Sturm des Unwillens unter den Officieren ausbrach, daß achtzig derselben nach Sibirien deportirt wurden!

Im November (1850) traf ich in Brüssel mit meinem lieben Freunde, dem Obersten Josef von Kárzonyi zusammen; wir gingen bald darauf nach Paris, wo wir fast drei Jahre lang porte à porte im selben Hause wohnten.

Paris war oder wurde allmälig der Sammelplatz für einen großen Theil der ungarischen Emigration. Ich nenne hier Einige der Namen: die Grafen Ladislaus Teleky und Julius Andrássy, General Klapka, Graf Casimir Batthyányi, Graf Ladislaus Csáky, Oberst Nicolaus Kiß de Nemeskér, die Grafen Paul Ezterházy und Anton Zichy, Alexander Teleky, Gorove, Bitto, Daniel Iranyi, Bartholomeus Szémere, Graf Kálmann Schmidegg, Paul von Almássy, Bischof César Mednyánszki, der alte Boethy, Friedrich Szarvády, General Czecz, Pongrácz u. A. m. — Laczy Teleky war schon während der Kriegszeit als ungarischer Gesandter nach Paris gekommen. Er erfreute sich einer großen persönlichen Achtung bei der französischen Regierung, der gegenüber er nunmehr der Vertreter oder Chef der Emigration war. Nur auf seine Empfehlung, beziehungsweise Bürgschaft, erhielten die ankommenden Emigranten von wenig bekannten Namen die erforderlichen Permis-de-séjour ausgefertigt, einzelne Bevorzugte auch Reisepässe. Ich erhielt durch Vermittelung Teleky's und des

Prinzen Napoleon, meinen ersten, auf Jahresdauer lautenden Paß im Jahre 1853, der bis 1867 stets erneuert wurde.

Teleky war eine originelle Erscheinung. Er hatte einen scharfen, lebhaften Geist, ein sehr verbindliches Wesen, und viel diplomatisches Talent. Dabei war er Ehrenmann „vom Scheitel bis zur Zehe". Sehr eitel, war er leicht beleidigt; das geringste Wort, das ihm mißfiel, konnte ihn zu einer Herausforderung veranlassen. Schlimme Streiche spielte ihm zuweilen seine Zerstreutheit; einmal ging er in Genf, statt mit dem Spazierstock, mit einer Feuerzange aus, und bemerkte den Irrthum erst an dem Lachen eines ihm begegnenden Bekannten. Ein wie bedeutender Mann er gleichwol war, davon zeugt die hervorragende Rolle, die er später als Chef der Opposition auf dem Reichstage spielte. — An Jahren viel jünger als Teleky, ihn aber an Selbstbewußtsein der Ziele, ich möchte sagen an sittlichem Ernst überragend, war Gyula Andrássy. Ein ruhiger Denker, seinen Gleichmuth nie verlierend, entwickelte er schon früh das Talent seine Gegner mit Witzen zu schlagen. Ich hatte ihn seit dem Sommer 1848 nicht gesehen, wo er damals, nur 21 Jahre alt, als Obergespann des Zempliner Comitates einer stürmischen Ständesitzung mit bewundernswerther Ruhe präsidirte. Andrássy war nur den Frauen gegenüber eitel, deren Herzen ihm seine schwarzen Locken leicht gewannen. Er war der Einzige in der Emigration, der mit Ausdauer sich ernsten Studien hingab, besonders seiner Lieblingswissenschaft, der Strategie. Ihn eines Tages in seinen Büchern vertieft findend, prophezeihete ich ihm, er würde noch einmal Minister oder General; er ist *Beides* seither geworden. Eines Tages trat Andrássy zu mir in's Zimmer, die Wiener Zeitung in der Hand, und unaufhörlich lachend. Auf meine wiederholte Frage, was es denn in der amtlichen Wiener Zeitung so Komisches gäbe, reichte er mir das Blatt mit den Worten: „Da, lies mein Todesurtheil, es ist so gut motivirt, daß ich mir einst kein schöneres Epitaph auf meinen Grabstein wünschen kann." In der That, die Motive des Urtheils, die, wenn ich mich gut erinnere, hauptsächlich aus Andrássy's diplomatischem Wirken in Konstantinopel geschöpft, waren vom ungarischen Standpunkt aus ein glänzendes Lob für seine Leistungen, und über die „in effigie *vollzogene* Execution" konnte er in Paris wol lachen! Eine schöne männliche Erscheinung war Casimir Batthyányi. Er war ungarischer Minister des Aeußern gewesen, oder, wie die Spötter sagten: ministre des affaires qui lui étaient étrangères. Er besaß ein Einkommen von jährlich 400,000 Gulden, das ihm Oesterreich confiscirte; er war auch der nächste Erbe seines Bruders, des Fürsten gleichen Namens. Das Schicksal versagte ihm die Genugthuung, die Wiederherstellung der Gesetzlichkeit und Unabhängigkeit des Vaterlandes, für das er so große Opfer gebracht hatte, zu erleben; er starb im Exil in fast dürftigen Verhältnissen. — Szémere war Minister des Innern unter Kossuth; von den Ministern der Einzige, der republikanischen Tendenzen zustrebte. Mit gutem Verstand begabt, hatte er doch wenig Freunde, wegen seiner Neigung zur Intrigue. — Paul Ezterházy, ein Bruder des spätern österreichischen Ministers Grafen Moritz, war von Hause sehr reich. Er war Oberst in Komorn, und durch die Kapitulation der Festung straffrei. Ueber ihn läßt sich kaum viel Anderes sagen, als daß er ein vornehmer Mann und redlicher Patriot

war. Paul besuchte oft England, und war in der hohen Gesellschaft von London sehr bekannt. Die österreichische Regierung bemühte sich während und nach dem Kriege durch ihre Diplomaten den Glauben im Ausland zu verbreiten, daß die ungarische Revolution nur das Werk einer kleinen demokratischen Partei war, von der sich alle besseren Elemente der Nation fern hielten. Der Fuchs Palmerston, der genau die Sachlage kannte und sich über diese, der Wahrheit in's Gesicht schlagenden Versicherungen des österreichischen Gesandten ärgerte, beschloß diesem einen Streich zu spielen. Er lud ihn und den ihm befreundeten russischen Gesandten zu einem Diner, zu dem auch Graf Paul geladen war. Als der österreichische Gesandte diesen erblickte, war er indignirt über den ihm angethanen Affront, und erklärte dem Lord Palmerston, an dem Diner nicht theilnehmen zu können. Palmerston that sehr überrascht, und frug, ob denn Graf Ezterházy auch ein rother Rebell sei? Er, Palmerston, kenne Ezterházy seit vielen Jahren als einen conservativen und royalistisch gesinnten Mann, und könne er nicht begreifen, wie der ein Rebell sein solle. Der Gesandte möge diese Begegnung nur sich selbst zuschreiben. Wenn er nicht zum Diner bleiben wolle, so bedaure er — Palmerston — das sehr, könne es aber nicht ändern. Der Gesandte verließ den Saal.

Durch Teleky wurde ich bei Victor Hugo und Emanuel Arago eingeführt. Bei Beiden fanden wöchentliche Empfangsabende statt, die das rendez-vous der politischen Gesellschaft waren. Man begegnete dort den Koryphäen der republikanischen Partei, den Männern der Wissenschaft, der Kunst und der Literatur. Ein kleiner Unterschied war indessen doch bemerkbar. In den Soiréen bei Arago wurden vorzugsweise Fragen der Politik oder der Wissenschaften erörtert, während die Unterhaltung im Hause des Poeten mehr schöngeistiger Natur war. Ein interessanter aber viel kleinerer Cirkel war der bei Madame Hortense Cornu. Durch Geist, Charakter und Liebenswürdigkeit gleich ausgezeichnet, stand sie in hohem Ansehen, und mußte man es als eine Gunst betrachten, in ihrem Kreise aufgenommen zu sein. Sie war eine Milchschwester Louis Napoleon's, war mit ihm innig befreundet, und die Mitarbeiterin an seinen literarischen Werken gewesen. Dies Freundschaftsverhältniß erfuhr eine plötzliche Aenderung durch den Staatsstreich. Jede Verbindung mit Louis Napoleon abbrechend, nannte sie ihn nur noch einen Eidbrüchigen, einen Elenden; alle Versuche des Prinz-Präsidenten und Kaisers, die von ihm hochgeschätzte Frau zu versöhnen, blieben erfolglos. Ich war einmal Zeuge eines solchen Versuches, den der Bekannte Herr Mocquart im Auftrage des Kaisers machte, ohne sich durch meine Gegenwart beirren zu lassen. „Je n'ai plus rien de commun avec ce parjure, ne m'en parlez plus“ erhielt er zur Antwort, und entfernte sich schweigend.

Es ist unerklärlich, daß die republikanische Partei sich von dem Staatsstreich so überraschen ließ, obwol die Vorbereitungen dafür dem Auge des objectiven Beobachters schon seit lange sichtbar waren. Während der letzten Wochen vor Ausführung desselben sprach man in den Salons mehr oder weniger laut von einer solchen Eventualität, doch schien sie Niemand au sérieux zu nehmen. Um 9 Uhr des Morgens, am 2. December 1851, trat ein Bekannter vor mein Bett, der französische Capitaine Zgliniczki, und weckte mich mit der Nachricht von der

Vollziehung des Staatsstreiches. Thiers, Arago, Hugo und alle die Anderen waren arretirt, das Kammergebäude und alle strategisch wichtigen Punkte der Stadt mit Truppen besetzt. Ich war schnell angekleidet. Wir gingen die Boulevards entlang nach der Madelainekirche zu, und über die rue royale nach der place de la Concorde. Die Straßen waren gänzlich menschenleer, nur Militärposten waren von Distance zu Distance aufgestellt. In der rue royale sahen wir den Prinz-Präsidenten in Begleitung von Fleury und noch einem andern Officier langsamen Schrittes reiten. Wir befanden uns auf dem Trottoir, in gleicher Höhe mit den Reitern, als aus einem gegenüberliegenden Fenster ein Schuß ertönte, und eine augenscheinlich dem Prinzen bestimmte Kugel vor unseren Füßen auf dem Trottoir einschlug. Louis Napoleon wandte kein Auge, nur seine zwei Begleiter blickten nach den Fenstern hinauf. Auf der place de la Concorde drehte ich mit Zgliniczki um, und richteten wir unsere Schritte nach dem Hotel d'Espagne, in der rue Taitbout belegen, wo damals die Gräfin Cséky, die Mutter von Laczy Cséky logirte, und — wenn ich mich recht erinnere — auch Gräfin Andrássy, die Mutter von Gyula.

Der 2. und der 3. December gingen ohne besondere uns bemerkbar werdende Vorgänge vorüber. An einigen Straßenecken war eine Proclamation angeschlagen, welche Louis Napoleon für vogelfrei erklärte. Die Boulevards waren mit Menschen dicht gefüllt. In der Menge hörte man öftere Ausrufe der Entrüstung oder Drohung. Ein Heer von Polizisten war längs der Boulevards aufgestellt, die Polizei mahnte fortwährend nicht stehen zu bleiben, und verhaftete die sich Widersetzenden, die zu lauten Schreier. Besonders des Abends wurde das Gedränge stärker, die Conflicte häufiger. Am 4. December Vormittags befand ich mich wieder im Hotel d'Espagne, das wegen seiner Lage dicht neben Tortoni ein günstiger Beobachtungspunkt war. Andrássy proponirte mir einen Gang auf die Boulevards. Neben Tortoni waren Truppen aufgestellt, die Circulation gehemmt. Wir machten einen Umweg und debouchirten durch die rue Druot auf die Boulevards, die dort ganz menschenleer waren; nur neben Tortoni und neben der passage Jouffroy standen starke Militärabtheilungen. Uns der passage de l'Opéra nähernd, gewahrten wir zwei elegant gekleidete Herren auf dem Trottoir, sich ruhig miteinander unterhaltend. Ein Cavallerieofficier ritt an die zwei Gentlemen heran und befahl ihnen, sich zu entfernen; sie protestirten gegen diese „Willkür", worauf der Officier den einen Herrn mit dem Säbel über das Gesicht schlug, so daß dasselbe sofort mit Blut überdeckt war. Nicht geneigt uns einer ähnlichen Brutalität auszusetzen, lenkten wir unsere Schritte nach der entgegengesetzten Seite, nach der passage Jouffroy zu. Einzelne Schüsse fielen da oder dort, wahrscheinlich von betrunkenen Soldaten herrührend, denn sämmtliche Truppen befanden sich in angeheitertem Zustande. Die Schüsse wurden aber immer häufiger, die Kugeln kamen uns immer näher, so daß wir es gerathen fanden, den Rückweg einzuschlagen. Bald darauf hörte man Kanonendonner und Gewehrfeuer in der Richtung des Boulevard Montmartre. Der Kampf gegen das Volk hatte begonnen, sein Ausgang ist bekannt.

Im Frühjahr 1853 verließ ich Paris. Ein hartnäckiges Augenleiden, dessen Heilung Sichel und Démarre fruchtlos versucht hatten, und finanzielle Rücksichten,

veranlaßten mich nach Berlin zu gehen, wo mich Professor Gräfe in die Cur nahm. Diesmal kam ich nach Berlin nicht als ein wegen mangelnder Legitimationspapiere verdächtiges Individuum, sondern versehen mit einem französischen Paß, der mir Schutz und Protection versprach; eine Zusicherung, die, wie mir der französische Gesandte Marquis de Moustier ausdrücklich versicherte, eventuell kein leeres Wort sein würde.

Durch ein Empfehlungsschreiben, das Herr Emanuel Arago so gütig war mir an Alexander v. Humboldt mitzugeben, ward mir die Ehre zu Theil, den berühmten Verfasser des Kosmos kennen zu lernen, und zuweilen eine viertel Stunde mit ihm zu plaudern, oder vielmehr ihm zuzuhören. Viel und gern verkehrte ich mit Varnhagen von Ense, nur dem Verkehr mit seiner Nichte Ludmilla Assing vermochte ich, aufrichtig gesagt, keinen Geschmack abzugewinnen. Von den Häusern der großen Gesellschaft besuchte ich häufig nur die des Kriegsministers Herrn v. Bonin, des Marquis de Moustier, des Lord Loftus, und des Grafen Launay, doch war ich auch auf einigen Soiréen bei Herrn v. Manteuffel, damaligem Ministerpräsidenten, und bei Herrn von Hinckeldey, dem Polizeipräsidenten, der später in dem Duell mit Lieutenant v. Rochow erschossen wurde. Es konnte nicht fehlen, daß ich dem österreichischen Gesandten, Grafen Ernst Ezterházy, häufig in der Gesellschaft begegnete, ihm aus denselben Gründen ein Dorn im Auge war, wie Graf Paul Ezterházy dem österreichischen Gesandten in London. So geschah es einmal auf einem Balle bei Lord Loftus, daß der Gesandte unfreiwilliger Zuhörer einer Unterhaltung zwischen dem Prinzen Wilhelm von B. und mir wurde, die ihm kaum angenehm in die Ohren klingen konnte. Der Prinz erzählte mir, daß er eben von einer Reise nach Léva in Ungarn zurückgekehrt sei, wo ihm sein als Husarenrittmeister dort stationirter Bruder alles bestätigt habe, was ich früher über die Zustände in Ungarn gesagt, was aber damals ihm, dem Prinzen, als übertrieben und unwahrscheinlich erschienen wäre. „Erklären Sie mir aber," fügte der Prinz hinzu, der bei dem großen Gedränge ebensowenig wie ich die Gegenwart Ernst Ezterházy's bemerkt hatte, „erklären Sie mir, wie kommt es, daß dennoch Träger großer ungarischer Namen dem österreichischen Regime dienen?" Ich gab mit gewohntem Freimuth die richtige Antwort, als der Prinz mich ganz erschrocken am Arm faßte: „Um Gottes willen still! da steht ja Ezterházy dicht neben uns, er muß jedes Wort gehört haben." „Desto besser," entgegnete ich, und wir wechselten das Gesprächsthema. Oesterreich beantragte wirklich meine Ausweisung aus Berlin; ich hatte jedoch nicht nöthig den französischen Schutz anzurufen, denn Herr v. Manteuffel wies selbst dies Ansinnen zurück. Man sah damals in Berlin schon klarer in Bezug auf Ungarn, und hatte außerdem „Olmütz" im Magen.

Während zweier Sommer brauchte ich die Cur in Homburg, zwei andere Sommer brachte ich bei Verwandten auf dem Lande zu. Im Jahre 1855 machte ich eine Reise nach Kopenhagen, zum Besuche eines Freundes, des Baron Adolf Steffens, der dort als preußischer Geschäftsträger fungirte. Aus der Zeit meines Aufenthaltes in Deutschland will ich noch eines Curiosums gedenken. Nicht in eigener Sache, sondern für einen Anderen eintretend, hatte ich im Frühjahr 1854 ein Duell mit einer hochgestellten Persönlichkeit. Ich erhielt

einen Schuß in die rechte Hüfte. Die Kugel hatte Rock, Hose und Hemde durchlöchert, war aber nicht in den Leib gedrungen, sondern fand sich in der Tasche meines Beinkleides vor. Professor Langenbeck legte mir auf dem Kampfplatz den Verband an und untersagte die Fortsetzung des Kampfes. Da die Wunde nicht heilen wollte, ließ ich acht Tage später den Professor zu mir bitten. Hier erfuhr ich zu meiner Ueberraschung, daß meine Verwundung einen ganz absonderlichen Fall constituire, den Langenbeck als einen der merkwürdigsten, als einen solchen, der vielleicht in hunderttausend Fällen nicht wieder vorkommt, in seinen Annalen verzeichnet hat. Der Professor erklärte dies in folgender Weise: „Wie aus der Rundung des durch die Kugel in Kleidung und Hemd geschlagenen Loches hervorgeht, ist die Kugel ungefähr eine Spanne weit in den Körper eingedrungen gewesen, und dann durch die Widerstandskraft des sich genau an diesem Punkte concentrirenden Muskelsystems wieder zurückgeworfen worden. Einen Centimeter höher, tiefer oder seitwärts, oder einen Schritt näher, so war der Tod unausweichlich.“ Ohne eitel zu sein, ist es mir doch eine Genugthuung die medicinisch-chirurgischen Annalen des berühmten Professors um einen interessanten Fall bereichert zu haben.

Es folgen nun einige vergleichsweise ruhige Jahre, von 1857—1861, die ich mit meiner Frau in Genf verlebte, wo wir mit den Familien Revilliod, Saussure, James Fazy, Simon, Karl Vogt, Bovy-Lisberg u. A. verkehrten. Auch Klapka, Teleky, Almássy kamen zeitweise hin. Wir machten eine Reise nach England und fixirten uns im Frühjahr 1862 in Paris.

Von meinen näheren Bekannten aus den Kreisen der Emigration residirte damals nur Einer noch in Paris, der Oberst Nicolaus Kiß de Nemeskér. Er hatte eine in jeder Beziehung ausgezeichnete Dame aus der großen Pariser Gesellschaft geheirathet, und nahm schon damals in letzterer eine sehr geachtete Stellung ein. Ich hatte mich von activer Betheiligung an der Politik bisher fern gehalten. Meine politische Thätigkeit hatte sich darauf beschränkt, daß ich 1859 einige Broschüren und Zeitungsartikel gegen Oesterreich schrieb. Von dem Stande der Dinge in Ungarn, von unsern Aussichten oder Nichtaussichten auf Hilfe durch fremde Regierungen war ich nichtsdestoweniger immer ziemlich gut unterrichtet, kannte z. B. auch die Abmachungen von Plombières, zwischen Kaiser Napoleon und Cavour, lange Zeit früher, ehe man in den Cabinetten Europa's Näheres darüber wußte. Durch Kiß zuerst erfuhr ich von den auffälligen Alluren des preußischen Gesandten Herrn v. Bismarck, der in kleinerem Cirkel seiner Oesterreich feindlichen Gesinnung unverhohlen Ausdruck gab. Noch kürzlich hatte er, nach einem Diner bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn Thouvenel, einem Verwandten der Frau von Kiß, sich in Gegenwart einiger Personen geäußert, es wäre seine Mission, Neu-Oesterreich zu zerstören, die Schmach von Olmütz auszuwetzen, den dünnen Leib Preußens umfangreicher zu machen. Aus anderen Quellen wußten wir, daß der König von Preußen ihm schon einmal die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten angetragen hatte, daß aber Bismarck den Posten ablehnte, weil der König ihm nicht „freie Hand gegen Oesterreich“ hatte gewähren wollen. Hier also eröffneten sich für uns Aussichten, wenn auch vorläufig noch sehr entfernt scheinende. Es war

schon seit 1850 immer meine Ansicht gewesen, — Andrássy erinnert sich dessen vielleicht noch, obwol er mich damals verlachte — daß Ungarn weder durch Frankreich noch durch Italien seine gesetzliche Freiheit wiedererlangen werde, sondern nur durch Preußen, wenn dieses einmal zur Erkenntniß seiner nationalen Aufgabe in Deutschland käme, und sich mächtig genug zeige, um sie durchzuführen.

Der kaum gehoffte Fall schien plötzlich in naher Aussicht zu stehen. Das Ministerium Hohenzollern hatte demissionirt, Bismarck war nach Berlin berufen und vom Könige zum Ministerpräsidenten ernannt worden. Wenige Tage darauf sollte er nach Paris kommen, um dem Kaiser Napoleon sein Abberufungsschreiben zu übergeben. Der Moment zum Handeln war gekommen. — Ich durfte annehmen, daß Herr v. Bismarck wisse, wer ich sei. Sechs Jahre früher, während einer kurzen Anwesenheit von mir in einigen gesellschaftlichen Kreisen zu Frankfurt a. M., war mit mir ein ganz ähnlicher Fall eingetreten, wie der mit Paul Ezterházy in London. Der österreichische Bundestagsgesandte hatte verlangt, daß ich mich ihm vorstellen lasse; ich hatte dies geweigert, nicht aus Ueberhebung oder Leidenschaftlichkeit, sondern einfach darum, weil ich mich und ihn nicht in eine falsche Stellung bringen wollte. Statt mich einfach zu ignoriren, hatte Se. Erlaucht erklärt, in keiner Gesellschaft erscheinen zu wollen, zu der ich geladen wäre. Die Dinge kamen so weit, daß der französische Gesandte Graf von Montessuis beim Kaiser Napoleon anfragte, ob er meine Einladung aufrecht halten solle oder nicht, und mir die bejahende Antwort selbst überbrachte. Natürlich erstatteten sämmtliche Gesandte über diese Vorfälle Berichte an ihre Höfe. Bismarck war zu jener Zeit von Frankfurt abwesend, mußte aber wol bei seiner Rückkehr von den Dingen unterrichtet worden sein, schon durch seine Gemahlin, der ich präsentirt worden war. Genug, ich konnte vermuthen, daß mein Name und meine Stellung dem Herrn v. Bismarck nicht ganz unbekannt sei. Ich richtete also ein Schreiben an ihn, worin ich sagte, wenn es wahr sei, was man von ihm erzähle, daß er ein Feind von Oesterreich sei, dieses mit Krieg überziehen wolle, wenn ferner er nicht blos ein preußischer Felix Schwarzenberg, sondern ein deutscher Cavour zu sein gedenke, dann könne er auf die redliche und nützliche Mitwirkung Ungarns rechnen. Für diesen Fall stelle ich mich ihm zur Verfügung, behufs Einleitung der weiteren Schritte mit den maßgebenden Personen unter meinen Landsleuten. Diesen Brief gab ich am Tage vor der Rückkehr Bismarck's im Gesandtschaftshôtel ab.

Am zweiten Tage nach der Abgabe des Briefes wurde ich früh 5 Uhr aus dem Schlafe geweckt, durch einen Leibjäger, der sich sehr ängstlich vergewisserte, ob ich auch wirklich Derjenige wäre, den er suche. Er sagte mir dann, daß der preußische Ministerpräsident mich ersuchen lasse um 8 Uhr früh bei ihm zu erscheinen. Zur bestimmten Stunde trat ich bei Herrn v. Bismarck ein, der damals am ersten Anfange seiner glänzenden aber mühevollen Laufbahn stand. Der Minister entschuldigte sich vorerst, mich im Schlafrock zu empfangen, er sei jedoch erst um 4 Uhr früh von dem Feste zurückgekehrt, zu dem ihn Kaiser Napoleon nach St. Cloud geladen hatte. Er bedaure auch, daß er mich zu so früher Stunde habe zu sich bitten müssen, doch er sei durch die zärtliche Für-

sorge Metternich's (des österreichischen Botschafters) von Spionen umgeben, wünschte aber, daß ich von diesen nicht bemerkt würde. Herr v. Bismarck ließ sich nun von mir die Zustände Ungarns und die hervorragendsten Persönlichkeiten der Emigration und des Landes schildern. Auf seine Frage, auf welche Art wir zu so genauer Kenntniß der Verhältnisse sowol bei Hofe als in der Administration und im Heere kämen, setzte ich ihm auseinander, daß sich dies einerseits daraus erkläre, daß ein großer Theil unserer Emigrirten den obersten Classen der Gesellschaft angehörte, die sowol bei Hofe wie auch im Heere Verwandte und gute Freunde hätten, und andererseits daraus, daß die patriotisch gesinnten Männer im Lande jede Gelegenheit benutzten, um uns von den dortigen Vorgängen auf dem Laufenden zu erhalten. Bismarck kam nun zu dem Punkt, der uns zusammengeführt hatte. „Ihre Voraussetzungen sind richtig. Ich habe mir zum Ziele gesetzt, die Schmach von Olmütz zu rächen, dieses Oesterreich niederzuwerfen, das uns auf das Unwürdigste behandelt, uns zu seinem Vasallen erniedrigen möchte. Ich will Preußen aufrichten, ihm die Stellung in Deutschland schaffen, die ihm als rein deutschem Staate gebührt. Ich verkenne nicht den Werth, den die Hilfe Ungarns für uns haben kann, und ich weiß, daß die Ungarn nicht Revolutionäre sind in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes. Uebrigens hat ja schon der große Fritz mit unzufriedenen ungarischen Magnaten wegen eines Bündnisses unterhandelt. Wenn wir siegen, so wird auch Ungarn frei werden. Verlassen Sie sich darauf."

Ich erlaubte mir die Frage, wie er sich die Neutralität Frankreichs werde sichern können, welches jedenfalls Gebietsabtretungen verlangen werde. „Darüber habe ich keine Sorge mehr," antwortete Bismarck mit seiner Offenheit, die seither ihm so gute Früchte getragen hat. „Ich habe heute Nacht zwei Stunden mit dem Kaiser conferirt und die Zusage unbedingter Neutralität von ihm erhalten. Er sprach mir allerdings von einer kleinen Grenzberichtigung, wie er es nannte; er wollte das Saarbrückner Kohlenbecken haben. Ich erklärte ihm aber rund heraus, daß wir nicht ein einziges Dorf hergeben, denn wenn ich es selbst wollte, so würde mein König nie darein willigen. Darauf gab der Kaiser die Zusage. Er hält uns aber für schwach, oder überschätzt die Oesterreicher; er warnte mich mehrere Male. Als er mich trotz seiner Warnung guten Muthes sah, sagte er: „Thun Sie, was Sie nicht lassen können." — Herr v. Bismarck forderte mich nun auf, ihm von Zeit zu Zeit Berichte über den Gang der Dinge und über die Verhältnisse in Ungarn einzusenden, doch möchten dieselben so verfaßt sein, daß er sie dem Könige vorlegen könne. Aber *wie* sollte ich ihm die Berichte auf sichere Weise zukommen lassen, so daß sie vor indiscreten Blicken bewahrt blieben? „Halt, jetzt weiß ich," rief Bismarck, „hier ist ein braver durchaus verläßlicher Mann, unser Consul Dr. Bamberg, den werde ich Ihnen schicken. Er thut seine Depeschen in einen eigenen Sack, der erst in Berlin geöffnet wird." Damit war die Unterredung zu Ende, ich aber — ich war plötzlich, und zum ersten Male im Leben, zum Conspirator geworden.

Ich beeilte mich, meine politischen Freunde von dem Inhalt dieser Unterredung in Kenntniß zu setzen. Die gewünschten Situationsberichte sandte ich an Herrn v. Bismarck während ungefähr eines Jahres ein, wo ich dann durch

äußere Umstände daran verhindert wurde. Ich mußte nämlich wegen einer schweren Krankheit meiner Frau dieselbe im Herbst 1863 nach Nizza führen und den Winter daselbst zubringen. Im Frühjahr 1864 begaben wir uns nach Bern in der Schweiz. Anfang Juni forderte mich General Klapka auf, eine Mission nach Bukarest, zum Fürsten Couza, zu übernehmen. Ein Angriff auf Oesterreich wurde in Italien vorbereitet. Garibaldi sammelte seine Schaaren, die Regierung lieh dem Plane ihre geheime Unterstützung, Kaiser Napoleon wußte darum. Meine Aufgabe sollte sein, vom Fürsten von Rumänien die Herausgabe jener 30,000 Gewehre zu erwirken, welche Kaiser Napoleon uns im Jahre 1859 für den von Rumänien aus geplanten Angriff überlassen hatte. Große Vorsicht war geboten, um nicht zu frühe die Aufmerksamkeit der österreichischen Regierung zu erwecken. Dem Charakter Couza's war wenig zu trauen; man hielt ihn sogar für fähig zum Verräther an unserer Sache zu werden. Meine Mission sollte deshalb durch den Anschein eines finanziellen Geschäftes verdeckt werden. Ich erhielt zu diesem Zweck, durch die Vermittlung von James Fazy, dem Präsidenten der Republik Genf, von dem Crédit foncier de France eine Vollmacht zur Negocirung eines Staatsanlehens mit Rumänien.

Das gegen Oesterreich beabsichtigte Unternehmen hatte nach meiner Meinung gar keine Aussicht auf Erfolg. Ich bin auch der Ueberzeugung, daß die Connivenz der italienischen Regierung keine andere Ursache hatte, als das Bedürfniß sich mit der Actionspartei nicht zu verfeinden. Vor der Gefahr österreichischer Eroberungen in Italien hielt man sich durch den Umstand gesichert, daß Frankreich diese nicht gestatten könne. Dagegen zog man aus dem Unternehmen, für welches man keine Verantwortung übernahm, den indirecten Vortheil, Oesterreich nicht zur Ruhe kommen zu lassen, seine zerrütteten Finanzen noch tiefer zu erschüttern.

Ich trat die Reise Ende Juni an. Meine Frau bis München begleitend, von wo sie nach Ungarn zu meiner alten Mutter und zu meinen Kindern reiste, begab ich mich über Paris nach Marseille und schiffte mich auf einem großen Dampfer der messagéries impériales nach Constantinopel ein. Die Ueberfahrt war wunderbar schön. Der Dampfer legte zwei Mal an, einmal in Messina, dann im Pyräus. Hier benutzte ich den dreistündigen Aufenthalt zu einer Rundfahrt durch Athen, bestieg die Akropolis und weidete mich an dem herrlichen Ausblick, den man von dort auf das Meer und auf die es im Halbkreis umziehenden Hügelketten hat. In Constantinopel angekommen, war mein erster Ausgang der zum französischen Botschafter, demselben Marquis de Moustier, mit dem ich schon von Berlin her bekannt war. Er war so artig, mir sogleich eine Einladung zu dem großen Feste zu verschaffen, das am selben Abend beim Großvezier Ali Pascha in seiner Sommerwohnung in Bebek zu Ehren der Geburtstagsfeier des Sultans stattfand. Mit Dank nahm ich auch sein Anerbieten an, ihn in dem großen, mit zwölf Ruderern bemannten Gesandtschaftskahne zum Feste zu begleiten.

Die Wasserfahrt nach dem eine Stunde weit entfernten Bebek war feenhaft schön. Die vier Städte Stambul, Pera, Skutari und Galatha, welche zusammen Constantinopel bilden und in malerischer Lage die Hügel der beiden

Bosporusufer krönen, waren glänzend beleuchtet; die zahllosen Schiffe waren beflaggt und ebenfalls hell erleuchtet, einige von ihnen ließen auch Raketen aufsteigen; hunderte von Kähnen, mit Gästen oder mit Neugierigen gefüllt, durchkreuzten den Wasserspiegel. Es war ein Anblick wie aus dem Märchen von Tausend und Einer Nacht. Dieser Glanz wurde noch überboten durch die orientalische Pracht des Festes selbst. Hunderttausende von Flammen und Lampen in verschiedensten Farben und Formen verbreiteten hier wahre Tageshelle im Garten und in den weiten, mit allem Luxus ausgestatteten Wohnräumen. Das prächtigste Schaustück war das große schwer goldene Zelt des Sultans, unter welchem die Erfrischungen im Garten gereicht wurden. Dies Zelt soll von Sultan Soliman herstammen und mehrere Millionen Goldwerth haben. Den besten Reiz jedoch verliehen dem Feste die schönen schlanken griechischen Frauen, die sich in großer Zahl und ungenirt umherbewegten. Alles was Constantinopel an nicht-mahomedanischen weiblichen Schönheiten besaß, war zu dem Feste erschienen. Die kohlschwarzen Augen und Haare der Griechinnen contrastirten wunderbar mit der zarten Rosafarbe ihres Busens und dem fast durchsichtigen Weiß ihrer leichten Ballroben. Dem Großvezier wurde ich durch Moustier vorgestellt und lernte eine andere interessante Persönlichkeit in Omer Pascha, dem bekannten Feldherrn, kennen.

Mein Aufenthalt in Constantinopel war von kurzer Dauer. Nach sechs Tagen bestieg ich einen französischen Dampfer, der mich durch das schwarze Meer nach Galatz führte. In Galatz hatte ich Depeschen an den italienischen Consul und Briefe für andere Personen abzugeben. Welch trauriger, schmutziger Ort, dieses Galatz! Die Weiterreise auf der Donau bis Gyurgiewo war nur auf einem österreichischen Dampfer möglich. Der Consul warnte mich davor, denn wenn der Capitän Verdacht schöpfe, sei meine Verhaftung gewiß. Der Landweg war aber sehr langwierig und beschwerlich; ich wählte den Dampfer mit dem Entschluß, im Falle der Noth in die Donau zu springen, was bei der ungeheuren Breite des Stromes mein Leben nicht gerettet hätte, wol aber meine Papiere. Auf dem Dampfer befand sich der Harem des Paschas von Rustschuk, der schon von Constantinopel aus mitgekommen war. Die Frau des Paschas, etwa 25 bis 26 Jahre alt, war eine Circassierin von großer Schönheit. Ich kam ungefährdet in Gyurgiewo und in Bukarest an.

Der italienische Generalconsul in Bukarest, Cavaliere Strambio, ein Lebemann voll Witz und Verstand und glühender Patriot, war von meiner Ankunft durch seine Regierung schon avertirt. In zuvorkommendster Weise stellte er mir seinen Rath und Dienste zur Verfügung, die mir beide von großem Werthe waren.

Der Ausführung meines Auftrages hatte sich inzwischen ein ganz unerwartetes Hinderniß entgegengestellt. Vierundzwanzig Stunden vor meiner Ankunft war ein Ungar verhaftet worden, dessen saisirte Papiere eine Conspiration mit Mazzini nachwiesen und unter Anderen auch einen Brief an Couza enthielten, worin dieser mit dem Tode bedroht wurde, wenn er sich der Action gegen Oesterreich nicht anschlösse. Unter solchen Umständen war wenig Aussicht für mich, bei Couza eine günstige Aufnahme zu finden; ich mußte

fürchten, daß er einen geheimen Zusammenhang zwischen mir und jenem Individuum vermuthe. Es war mir überdies bekannt, daß von der Stunde meiner Ankunft an zwei Detectives mit meiner Ueberwachung beauftragt waren. Ich telegraphirte — natürlich chiffrirt, durch Vermittelung von Strambio — meinen Auftraggebern, daß mir der Moment zur Ausführung des politischen Theiles meiner Mission nicht günstig scheine und ich um neue Verhaltungsmaßregeln bäte. In der Antwort wurde meine Ansicht gebilligt, mir aber aufgegeben, bis auf weitere Ordre in Bukarest zu bleiben. Ich trat nun mit dem Ministerpräsidenten, Herrn Kogolniceano, in Unterhandlung wegen des projectirten Staatsanlehens.

Das gesellige Leben, die Sitten in Bukarest waren in jener Zeit, und sind vielleicht noch, ein eigenthümliches Gemisch von französischer Cultur mit orientalischen Gewohnheiten. Wenn ich ein Sittenbild von dort entwerfen wollte, so hätte ich des Stoffes genug für ein ganzes Buch. Ich war mit dem gewesenen Caimakam, dem alten Fürsten Cantakuzen, näher befreundet worden. Er galt bei allen Parteien als eine der achtbarsten und ehrenwerthesten Persönlichkeiten des Landes. Oft bei ihm zum Diner geladen, pflegte er nach der Mahlzeit eine Spazierfahrt mit mir nach der Chaussée, dem Bukarester Bois de Boulogne, zu unternehmen, wobei er über die zu Wagen oder zu Pferde vorbeipassirende Gesellschaft interessante Glossen machte.

Fünf lange Wochen waren vergangen, bis ich die Abberufungsordre bekam. Der projectirte Angriff auf Oesterreich war für dies Jahr aufgegeben. Ich schrieb an Kogolniceano, ich wolle Rumänien nicht verlassen, ohne dem Fürsten meine Aufwartung gemacht zu haben, und bäte ihn, mir eine Audienz zu verschaffen. Kogolniceano brachte mir die Nachricht, der Fürst, der damals in dem Landschloß neben Bukarest wohnte, erwarte mich um 4 Uhr.

Der Empfang war äußerst liebenswürdig. Couza zeigte sich zu meinem Erstaunen von Allem sehr genau unterrichtet, auch davon, daß ich aus politischen Gründen, nicht aber des Anlehens wegen nach Bukarest gekommen wäre. Er setzte gleich hinzu, er kenne meine Stellung in der Emigration und wisse, daß ich wie meine politischen Freunde nichts mit jener Partei gemein hätten, die ihre Pläne mit Gift und Dolch verfolgt. Er sprach dann über die Schwierigkeit seiner Stellung zwischen Rußland, Oesterreich und Frankreich, die ihn nöthige, fortwährend, sowol nach Außen wie im Innern, eine politique de jeu de bascule zu verfolgen. Er gab mir die wärmsten Versicherungen seiner Gefühle für Ungarn und trug mir Grüße an Klapka auf.

Trotz aller Freundschaftsversicherungen spielte mir Couza doch einen Streich, noch vor meiner Abreise. Es lag in seiner Natur, keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, um sein jeu de bascule in Anwendung zu bringen. Es wäre zu lang, den Zwischenfall zu erzählen, der zu einem längeren Notenwechsel zwischen den Großmächten geführt hat. Nur sei erwähnt, daß mir die Genugthuung einer Revanche wurde. Am Vorabend meiner Abreise machten mir nämlich die Brüder Rosetti und noch ein dritter Gentleman vertraulich die Mittheilung, daß man Couza sofort beseitigen würde, wenn man nicht fürchtete, damit Frankreichs Protection einzubüßen. Ich wurde gebeten, dieserhalb die

Stimmung der maßgebenden Kreise in Paris zu sondiren. Die Gelegenheit dafür fand sich, als ich bei meiner Rückkehr in die Lage kam, dem französischen Minister des Aeußeren, Herrn Drouyn de L'huys, einen persönlichen Bericht über Couza und die politischen Verhältnisse in Rumänien zu erstatten. Der Minister ermächtigte mich, die Herren zu benachrichtigen, „daß Frankreich gar keinen Werth auf die Person von Couza lege, mit dem unzufrieden zu sein es mehrere Gründe habe". Ein Jahr darauf war Couza in der That entthront.

Beim Rückweg nach Constantinopel benutzte ich die Eisenbahn von Kustendsche nach Varna. Ich hielt mich in Constantinopel diesmal nur zwei Tage auf, um Geld zu erheben; Graf C., heute ein hochgestellter Diplomat, brachte mir die 2000 Frcs., die ich nachverlangt hatte, an Bord des Dampfschiffes, das mich nach Europa zurückführte. Bei dieser Gelegenheit halte ich es nicht für überflüssig, zu erwähnen, daß meine Orientreise die einzige war, für welche ich jemals Geld empfing, und zwar 10,000 Frcs. Die Kosten aller anderen Reisen, die ich vorher oder nachher im Interesse der vaterländischen Sache machte, habe ich sämmtlich aus eigener Tasche bestritten.

Mein Weg führte mich nach Turin; ich verließ in Messina den Marseiller Dampfer, ging für einige Tage nach Neapel und Pompeji und dann über Livorno nach der Residenz des Re gentiluomo. Meine Berichterstattung an Herrn V. V. erforderte nicht lange Zeit. Ich verließ Turin, um in Genf den General Klapka zu treffen und mit ihm nach Paris zu gehen.

Im November 1864 hatte ich die große Freude, meine gesammte Familie wiederzusehen; ein Käufer hatte sich für mein Besitzthum im Zempliner Comitat gefunden, was mir gestattete, die Meinen nun bei mir zu haben. Ich etablirte dieselben in der Südschweiz, erst in Bellevue, später in dem lieblichen Bex. Mich riefen geschäftliche Beziehungen im nächsten Jahre 1865 häufig nach Paris und Brüssel.

Während einer meiner Anwesenheiten in Paris wurde mir das Vergnügen, den Dr. Bamberg wiederzusehen, der mich im Auftrage von Bismarck aufforderte, diesem wieder Situationsberichte über Ungarn einzusenden. Die Conflictsperiode in Preußen stand zu jener Zeit in voller Blüthe. Bismarck arbeitete mit Dampf an der Durchführung der Armeereorganisation und trat dem widerstrebenden Landtage mit einer Schroffheit entgegen, die nichts zu rechtfertigen schien. Ich weigerte mich, weitere Beziehungen zu ihm zu pflegen. Ich war kurzsichtig, ich gestehe es, war kurzsichtig mit Millionen Anderen zugleich. Gerade die Conflictsperiode — die schwerste Zeit vielleicht seines Lebens — ist eben darum sein höchster Ruhm. In ihr bekundete Bismarck mehr denn je die Stärke seiner Ueberzeugungen, die Kraft seines moralischen Muthes und seiner Ausdauer. Gleich einem Stück Eisen zwischen zwei Mühlsteinen stand er aufrecht zwischen dem Könige, bei dem man ihn als Revolutionär verdächtigte, und dem Parlamente, in welchem er nur Ausdrücken des Hasses und der Mißachtung begegnete. Man hat Bismarck oft mit Cavour verglichen. Dieser Vergleich kann nur insoweit gelten, als es sich um die gleichen patriotischen Ziele handelt, die beide verfolgten, und um das Genie, mit welchem beide an der Erreichung ihrer Ziele arbeiteten. Die Schwierigkeiten aber, welche Bismarck zu überwinden hatte,

stehen außer jedem Vergleich. Cavour war getragen von der öffentlichen Meinung, von dem unbedingten Vertrauen seines Königs und des Parlamentes. Bismarck dagegen entbehrte dieser mächtigen Hebel, mußte die hohen Ziele, die er erstrebte, Jahre lang tief in seiner Brust verschließen, seine Kraft im Kampfe mit Unpopularität und Mißtrauen aufreiben!

Das Jahr 1866 war angebrochen, und mit ihm der Morgenschein jener neuen Gestaltung in der politischen Lage Oesterreichs, durch welche die Monarchie auf natürliche Grundlage gestellt wurde, und damit ihre Lebensfähigkeit und Machtfülle wiedergewann. Die Cession von Venedig und die Ausscheidung aus dem deutschen Bunde waren für die Habsburg-Lothringische Monarchie von derselben Bedeutung, wie für den menschlichen Körper die Ausscheidung von Krebsgeschwüren.

Der Entschluß Bismarck's, in diesem Jahre den großen Coup zu führen, war uns seit dem Frühjahr bekannt. Die Vorbereitungen wurden im Stillen getroffen; General Klapka ward mehrere Mal zu Conferenzen nach Berlin berufen, endlich ward auch die Errichtung einer ungarischen Legion autorisirt, deren Organisator Graf Theodor Csáky war. Man hat dem Herrn von Bismarck in Preußen schwere Vorwürfe wegen dieser „revolutionären" Maßregel gemacht. Gewiß sehr mit Unrecht! Diejenigen, die ihn tadeln, erinnern sich weder der eigenen preußischen Geschichte, noch tragen sie der ungeheuren Verantwortung Rechnung, welche Bismarck, durch den von ihm allein provocirten Krieg, dem Könige und dem Vaterlande gegenüber auf sich nahm. Warum sollte Bismarck wählerischer in seinen Mitteln sein, als der Begründer der preußischen Macht, als Friedrich der Große? War nicht Friedrich selbst ein Rebell gegen Kaiser und Reich gewesen? Von Kaiser und Reich in Bann und Acht erklärt worden? Hatte nicht auch er mit unzufriedenen Ungarn unterhandelt? Ungarische Ueberläufer in seine Armee aufgenommen? In dieser Hinsicht war also ein Präcedenz von hoher Autorität vorhanden.

Bei Ausbruch des Krieges befand ich mich, durch Geschäfte zurückgehalten, noch in Paris; meine Abreise zur Legion war für den 5. Juli festgesetzt. Als ich am Vormittag dieses Tages ausging, hatte ganz Paris geflaggt wegen der Cession Venedigs an Napoleon III. Ich begab mich nach dem Palais royal, mich beim Prinzen Napoleon zu verabschieden. Der Prinz war eben vom Kaiser gekommen und in sehr erregter Stimmung. „Gut, daß Sie kommen," rief er, „Sie müssen uns einen Gefallen thun." Der Prinz bat mich, direct nach dem Hauptquartier des Königs von Preußen zu gehen, Bismarck vor einem voreiligen Frieden oder Waffenstillstand zu warnen; Oesterreich sei im Unglück geschmeidig, im Glücke rachsüchtig und grausam; werde es nicht gänzlich niedergeworfen, so werde es schwere Vergeltung seiner Zeit üben, wenn ihm das Glück der Waffen günstig ist. Oesterreich habe schon vor Ausbruch des Krieges nach Paris bekannt gegeben, daß Schlesien sein Siegespreis sein werde, und daß alle seine deutschen Bundesgenossen — es waren ihrer nicht wenige! — Länderentschädigungen aus dem Leibe Preußens erhalten müßten. Während einer halben Stunde bemühte sich der Prinz darzuthun, daß er weniger im eigenen Namen, als in Kenntniß der intimen Wünsche des Kaisers handle, welcher in Folge der übernommenen

Vermittlerrolle officiell zum Frieden rathen müsse. Bismarck möge sich erinnern, daß der Kaiser sich früher in Italien schon zwei Male des Prinzen zu solch' confidentieller Politik bedient habe. — Die Hauptpunkte des Auftrages in ein kleines rothes Carnet notirend, welches mir später zum Retter in ernster Gefahr wurde, verließ ich den Prinzen, eilte auf die preußische Gesandtschaft, um einen Paß nach Berlin zu erbitten (den ich durch den Botschafter Grafen Goltz auch gleich ausgefolgt erhielt), und reiste am 5. Juli Nachmittags 5 Uhr ab.

Der Weg war ein weiter und beschwerlicher. Auf der dreitägigen Fahrt von Paris nach Pardubitz in Böhmen fand ich nur zweimal Zeit und Gelegenheit, etwas Warmes zu genießen, ein Cotelett in Minden, und drei Eier, die mir ein preußischer Hauptmann freundlichst gab, in Gitschin. Unterwegs hatte ich an das auswärtige Amt die Bitte telegraphirt, mir zur Weiterreise einen Paß vom Kriegsministerium zu erwirken. Am 6. Juli Abends 10 Uhr in Berlin angekommen, übergab mir Herr Lothar Bucher den verlangten Paß und chiffrirte ein Telegramm an Herrn von Bismarck, worin ich diesem den Zweck meiner Reise angab. Ich hatte darauf gerechnet, auf dem schlesischen Bahnhofe noch Zeit zu einem Imbiß zu finden, ich kam jedoch so knapp zu dem um 11 Uhr abgehenden Zuge zurecht, daß mir nicht ein Augenblick Zeit blieb, meinem knurrenden Magen Befriedigung zu gewähren. In Görlitz am Morgen des 7. Juli angekommen, dankte ich es der Intervention eines als Courier reisenden Feldjägers, einen Platz in dem abgehenden Postwagen zu erhalten. Abends, in Gitschin, gab es eine Viertelstunde Zeit; im Gasthof war gar nichts Eßbares zu haben, doch half mir, wie gesagt, der artige Hauptmann. Am frühen Morgen des 8. Juli fuhren wir durch Sadowa und über das noch vielfach mit Leichen bedeckte Schlachtfeld; einige Stunden später trafen wir in Pardubitz ein.

Ich gestehe, daß mir der Gang zu Bismarck einige Beklemmung verursachte. Er stand jetzt in voller Glorie da, und ich hatte nicht lange vorher jede weitere Beziehung zu ihm abgelehnt! Wenn er sich dessen erinnerte, so konnte ich auf einen recht unfreundlichen Empfang gefaßt sein. Ich tröstete mich damit, daß er zu hoch stehe, um Rancune zu üben. Meine Vermuthung war richtig. Bismarck war in seiner Behausung nicht anwesend, er war zum Könige gegangen. Auf dem Platze vor dem einstöckigen Gebäude, in welchem der König logirte, waren eine Menge Generale versammelt. Von der Reise ermüdet, setzte ich mich nicht weit davon auf einen Stein nieder, um Bismarck zu erwarten. Der Oberst von Stiehle trat an mich heran, mich nach meinem Namen und Begehr fragend. Die Herren waren offenbar begierig, Etwas aus Paris zu hören, denn gleich darauf wurde ich dem Prinzen Carl von Preußen und den anderen Generalen vorgestellt, die sich sehr über die Pariser Bevölkerung amusirten, die ihre Häuser beflaggt hatte, ohne daß französische Waffen einen Sieg erfochten hätten. Da erschien Bismarck mit dem Kronprinzen. Von allen Seiten ehrerbietig begrüßt, schritt die hohe Gestalt des in bescheidene Majorsuniform gekleideten Herrn von Bismarck wie Gott Jupiter einher, links und rechts die Grüße erwidernd. Allmälig hatte Se. Excellenz sich auch meiner Wenigkeit genähert und mich aufgefordert, ihm nach seiner Wohnung zu folgen.

Kaum hatte ich meine Mittheilung beendet, als Bismarck zum Könige zurückeilte, um zu verhindern, daß der Feldmarschall-Lieutenant Gablentz, der wegen Abschluß eines Waffenstillstandes zum zweiten Male nach dem königlichen Hauptquartier gekommen war, vom Könige empfangen werde. Nach einer Viertelstunde zurückgekehrt, bot mir Bismarck freundlich einen Stuhl. „So, jetzt wollen wir eine Cigarre rauchen," sagte er, mir ein Kistchen Havanna reichend; „Sie haben mich auch für einen Junker, einen Reactionär gehalten. Der Schein trügt. Um meine Zwecke zu erreichen, mußte ich diese Rolle spielen. Beim Könige wurde ich von allen Seiten als verkappter Demokrat verdächtigt. Ich konnte sein volles Vertrauen nur gewinnen, indem ich zeigte, daß ich auch vor der Kammer nicht zurückschrecke, um die Armee-Reorganisation durchzuführen, ohne welche der Krieg unmöglich, und selbst die Sicherheit des Staates gefährdet war. Dieser Kampf kostet mich jedoch meine Nerven, meine Lebenskraft! Aber besiegt habe ich Alle! Alle!" rief er in prächtigem Zorn, mit der Hand heftig auf den Tisch schlagend, und nannte drei Namen, die ihm besonders viel Aergerniß scheinen bereitet zu haben. Zwei Siegestelegramme aus Mitteldeutschland kamen innerhalb zehn Minuten an. Ich erlaubte mir die Frage, welches nun das Loos der süddeutschen Länder sein werde? „Diese Ultramontanen können wir nicht brauchen," erwiderte der Gewaltige; „auch dürfen wir nicht mehr schlucken, als wir verdauen können, denn wir wollen nicht in den Fehler von Piemont verfallen, das sich durch die Annexion von Neapel mehr geschwächt als gestärkt hat." Ich wagte noch die kühne Frage, was mit Böhmen geschehen werde? „Nun, was wir haben, das behalten wir", war die Antwort. Zum Glück für Oesterreich und die Herren Czechen kam dieser momentane Gedanke nicht zur Realisirung.

In Berlin trat ich als Major in die ungarische Legion. Mein ungarisches Patent war vom preußischen Kriegsminister im Namen des Königs bestätigt. Während meines Aufenthaltes in Berlin kam ich mit den Subaltern-Officieren der Legion in fast gar keine Berührung. Ich erwähne dies ausdrücklich, weil einige Jahre später ein Buch erschien — ich glaube, es heißt „von Custozza nach (?)", — in welchem sich der mir unbekannte Verfasser den schlechten Scherz erlaubt, mir eine mehrere Seiten lange Tischrede in den Mund zu legen, die ich bei einem Banquet dieser Officiere zu Gunsten des Prinzen Friedrich Karl als künftigen Königs von Ungarn gehalten haben soll. Ich bekräftige mit meinem Ehrenwort, daß an der ganzen Geschichte keine Silbe wahr ist. Ich habe überhaupt gar keinem Banquet beigewohnt. Dagegen that sich wieder ein „Zufall" kund, wie er so oft in meinem Leben eine Rolle spielte. Ich besaß zwei rothe Carnets von gleicher Größe, das eine für Privatnotizen, das andere für politische Aufzeichnungen bestimmt. In dem letzteren war der Auftrag des Prinzen Napoleon und die Pardubitzer Unterredung mit Bismarck notirt. Vor dem Ausmarsch der Legion ließ ich einen Theil meiner Sachen in Berlin zurück. In der Eile des Einpackens vergriff ich mich, und nahm das Carnet politischen Inhalts mit mir, statt des anderen. Diese Verwechselung wurde mir später nützlich.

General Klapka übernahm das Commando über die nur 2400 Mann zäh-

lende, in Schillersdorf in Oesterreich-Schlesien stationirte Legion. Indessen war am 2. August ein Waffenstillstand zwischen Preußen und Oesterreich abgeschlossen worden. Klapka berief eines Morgens den Kriegsrath, bestehend aus den Stabsofficieren der Legion und zwei Nichtsoldaten. Er legte ihm die Frage vor, ob es der Ehre Ungarns angemessen sei, daß wir uns hier, wie in Italien, nur als eine Art Vogelscheuche sollten brauchen lassen, ohne es zum wirklichen Kampfe zu bringen; er proponire, daß wir, ohne den Waffenstillstand zu berücksichtigen, nach Ungarn einmarschiren. Oberst Komáromy und der eine Nichtsoldat waren dafür; der Letztere plaidirte sogar sehr warm für den Einmarsch. Wir Andern stimmten sämmtlich gegen den Vorschlag, unser Votum damit motivirend, daß wir Alle schon genug Beweise von Muth gegeben hätten, um eine Verdächtigung nicht fürchten zu müssen, daß es aber ein Verbrechen am Lande wäre, wenn wir durch unsern Einmarsch dort Aufstände hervorriefen, ohne sie mit der nöthigen Macht unterstützen zu können. Der Vorschlag wurde also abgelehnt. Gleichwol ließ General Klapka ein paar Stunden darauf Alarm blasen, und der Marsch wurde angetreten. Ueber die Ursachen, welche Klapka bestimmten, sich über den Beschluß des Kriegsrathes hinwegzusetzen, mag eine spätere Zeit einmal Aufschluß geben.

Für den mit diesen Ursachen nicht Vertrauten war der Einmarsch eine Donquixotiade. Wir wußten, daß bei 10,000 Mann österreichischer Truppen aller Waffengattungen uns binnen wenigen Tagen gegenüber gestellt werden konnten. Wir hatten keine Kanone, und für die Infanteriegewehre nur 60 Patronen pro Mann! — Beim ersten Nachtquartier ergab sich zu unser Aller Heiterkeit, daß jener Nichtsoldat, der als Civilcommissär in Ungarn fungiren sollte und so warm für den Einmarsch plaidirt hatte, unterwegs umgedreht und dem weniger dornigen Weg nach Paris gefolgt war. Am zweiten Tage überschritten wir die ungarische Grenze, wo wir auf die ersten Uhlanen stießen. Von allen Seiten kamen uns Nachrichten zu, daß österreichische Truppen uns in Eilmärschen entgegen kämen. Der eine Zweck unseres Zuges nach Ungarn war indessen erreicht: wir hatten die ungarische Fahne auf dem Boden des Vaterlandes entfaltet. Dies konnte für den Moment genügen. Wir marschirten am nächsten Tage durch einige ungarische Dörfer, in denen sich uns zwanzig ungarische Slovaken als Freiwillige anschlossen, und traten den Rückzug an. Am 7. August in der kleinen mährischen Stadt Rosenau angelangt, glaubten wir uns hinter der Demarcationslinie zu befinden, über deren zweite inzwischen erfolgte Verlegung wir ohne Kenntniß waren. Klapka wählte mich aus, um dem General Stollberg, den wir mit seinem Corps in der Nähe glaubten, von dem Eintreffen der Legion in Rosenau Meldung zu machen. Es war ein unheilvoller Weg, den ich antrat.

In einem offenen Wagen, mit zwei guten Pferden bespannt, fuhr ich Nachmittags 4 Uhr über Frankstadt hinaus. Das Verhängniß, d. h. unsere Unkenntniß von der Demarcationslinie, wollte, daß ich mitten in Feindes Land hineinfuhr. Nach kaum einer halben Stunde sah ich mich von österreichischen Uhlanen verfolgt. Ich ließ den Kutscher, dem ich nicht traute, absteigen, nahm selbst die Zügel und fuhr im Carrière weiter, in der Meinung, bald auf preu-

ßische Truppen stoßen zu müssen. Am Fuße des hohen Berges, von dem ich herabfuhr, rieselte ein Bach, an dem ein Dorf lag, in welchem sich zwei Wege kreuzten. Die nördliche Richtung einschlagend, fiel ein Haufe Bauern den Pferden in die Zügel; fast gleichzeitig hatten mich auch einige Uhlanen erreicht. Ich stieg vom Wagen, dem einen Uhlanen meinen Säbel überreichend, da an Widerstand nicht zu denken war. Nichtsdestoweniger stachen zwei von den Uhlanen mit den Lanzen wiederholt nach mir; sie hätten mich niedergestoßen, wäre ich nicht in den vorerwähnten Bach gesprungen, wohin mir nachzufolgen sie wegen der hohen Ufer zögerten. Wenige Augenblicke darauf kamen noch zehn oder zwölf Uhlanen unter Führung eines Wachtmeisters angesprengt, welcher der Verfolgung Einhalt gebot. Ich trat auf die Straße heraus. Zwei Bauernkerle faßten mich unsanft bei den Armen; der in vollem Galopp ankommende Officier befahl ihnen mich loszulassen, doch bedurfte es einiger flacher Säbelhiebe, ehe sie dem Gebote folgten. Die Bauern waren so fanatisch, daß sie mit Steinen nach uns warfen, als der Officier sich mit mir in den Wagen setzte. Der Officier benahm sich in ritterlicher Weise; er bat sich meine Papiere aus, frug mich um meinen Namen und nannte mir den seinen: Oberstlieutenant Graf Mittrowsky. (Er besuchte mich einige Wochen später im Gefängniß; vor einigen Jahren fiel er in einem Duell in Galizien.) Wir begegneten unmittelbar darauf dem Rittmeister, einem Rheinpreußen von Geburt. Mittrowsky erhielt den Auftrag, mich nach Teschen zu führen.

Es ist wol unnöthig zu sagen, daß ich auf Alles gefaßt war, was nun kommen müsse. Kein Gott könne hier helfen, davon war ich fest überzeugt. Man hatte mich schon 1849 oder 1850 mit einem Acharnement verfolgt, als wäre ich ein Nihilist; was konnte ich *jetzt* erwarten, wo ich die Uniform der verhaßten ungarischen Legion trug! Ich hatte nur *einen* Wunsch: *den*, daß was einmal geschehen müsse, *schnell* geschehe. — Kurz vor Mitternacht kamen wir im Teschener Schlosse an. Mittrowsky ließ mich in ein Zimmer treten, wo die Adjutanten des dort commandirenden Generals Breischach schliefen. Der Eine, wenn ich nicht irre, Hauptmann Bordolo, erhob sich aus dem Bette und ging mit Mittrowsky zum General hinüber. Zwei Soldaten mit aufgepflanztem Bajonnet wurden neben mich gestellt. Man trug mir nicht einmal einen Stuhl an. Es dauerte lange Zeit, ehe Bordolo zurückkam. Wie ich später erfuhr, war während dieser Zeit der gesammte Inhalt meines rothen Carnets nach Wien telegraphirt worden. Bordolo sagte mir beim Eintritt: „Sie werden jetzt in's Stockhaus gebracht; bereiten Sie sich vor, Morgen früh werden Sie erschossen." „Meinetwegen," gab ich zur Antwort; „wenigstens habe ich die Genugthuung, daß mein Tod Oesterreich eine Provinz kosten wird." „Sie glauben wol, Preußen wird wegen Ihrer den Krieg wieder anfangen?" frug Bordolo. „Nein, aber *herausgehen* wird es nicht von da, wo es ist," gab ich zurück. Ich sprach diese Worte mit innigster Ueberzeugung, denn ich hielt es aus mehreren Gründen für gewiß, daß Bismarck, falls ihm ein guter Vorwand gegeben würde, Willens sei, davon geeigneten Gebrauch zu machen. Bordolo schien durch meine Bemerkung frappirt, denn er ging sogleich wieder zu Breischach hinüber. Ich wurde nach dem Militär-Stockhause abgeführt, mein Geld, Uhr und Ringe

wurden mir abgenommen; das Local, welches man mir zuwies, war ein elendes kleines Loch mit einer Bretterpritsche ohne Stroh. General Breischach kannte offenbar nicht den bei civilisirten Nationen geltenden Grundsatz, daß man in der guten Behandlung des gefangenen Feindes sich selbst ehrt. Die Fatigue und die Aufregungen des Tages machten, daß ich auch auf diesem harten Lager bald fest einschlief.

Am Morgen weckte mich das Gerassel der Thürschlösser, die geöffnet wurden. Ein Officier trat mit zwei Soldaten ein und rief mich nach dem Zimmer des Profoßen. Dort erklärte er mir, daß er mich nach Krakau führe, zu diesem Zweck einen Postwagen gemiethet und aus meinem Gelde bezahlt habe; im Uebrigen erkläre er mir, daß ich ihm auf Fragen nur mit Ja und Nein antworten, mit den Soldaten aber kein Wort sprechen dürfe, sonst — er zog einen Revolver aus der Tasche und hielt ihn mir dicht unter die Nase. Mich überraschte diese Brutalität so wenig, daß ich blos den Blick verächtlich abwandte, aber kein Wort erwiderte. In der viersitzigen Postkalesche wurde mir ein Platz im Fond angewiesen; der Officier setzte sich mir gegenüber, um, wie er an einen der Soldaten unter abermaliger Vorzeigung des Revolvers sagte, mich „besser unter der Hand zu haben". Einige fast unglaublich klingende Facta ähnlicher Art, die sich während der ersten Stunden der Fahrt zutrugen, übergehe ich mit Stillschweigen, da ich dem Officier, der vielleicht noch in der Armee dient, und dessen Benehmen, zu seiner Ehre sei es gesagt, sich nach einigen Stunden gänzlich änderte, nicht schaden will. Aus guten Quellen erfuhr ich seither den Zusammenhang der Vorgänge. Breischach hatte erst die Absicht gehabt, mich sofort aburtheilen und erschießen zu lassen, so wie mir Bordolo es anzeigte. Der Inhalt meines Carnets, der mich nicht blos als einfachen Major, sondern auch als Träger einer wichtigen diplomatischen Mission erscheinen ließ, machte ihn unschlüssig; als darauf Bordolo ihm meine Worte hinterbrachte, daß meine Hinrichtung Oesterreich eine Provinz kosten könne, erschreckte er vor dieser Eventualität, die ihn leicht um seine Stellung bringen konnte. So beschloß er in kluger Vorsicht, sich die Genugthuung meiner unmittelbaren Erschießung zu versagen. Er hätte mich gern nach Olmütz geschickt, weil dessen Commandant Jablonski ein besonders energischer Mann wäre, aber Olmütz war von den Preußen umschwärmt, die mich hätten befreien können. Ich wurde also nach Krakau instradirt. Damit war aber nicht genug gethan. Zur Transportirung wurde ein Officier erwählt, der neun Jahre lang als Artillerie-Unterofficier gedient hatte, und vor einigen Tagen erst zum Lieutenant in der Infanterie ernannt worden war. Diesem ward der Auftrag „einen Rebellen", der überdies noch ein „Jude" sei, nach Krakau zu transportiren. Es wurde ihm die Vollmacht ertheilt, den „Rebellen" bei dem geringsten auflehnenden Worte niederzuschießen.

Am 9. August trafen wir in der Citadelle von Krakau ein. Der Profoß wies mir ein Zimmer an, dasselbe, welches im Jahre 1863 der bekannte Polenführer Langievics inne gehabt hatte. Vor die verschlossene Thüre ward eine Schildwache gestellt, die mich durch ein Guckloch Tag und Nacht zu beobachten hatte. Truppencommandant in Krakau war der Feldmarschall-Lieutenant von Krzizsowski, ein ehrenwerther Soldat, nicht aber ein blutdürstiger Scharfrichter.

Ich wurde in den nächsten Tagen mehreren kriegsgerichtlichen Verhören unterzogen, in denen ich mich darauf beschränkte gegen die kriegsrechtliche Behandlung zu protestiren. Im Uebrigen hatte ich mich nicht zu beklagen; die Behandlung war hier eine anständige. Am meisten schmerzte mich, daß mir nicht gestattet war meiner Familie zu schreiben. Mit dem Profoßen, Feldwebel Pomezny, einem braven, gemüthlichen Mann, stand ich auf gutem Fuße. Am 13. August trat er Morgens 6 Uhr, drei Stunden vor der gewöhnlichen Zeit, in das Zimmer und sagte mir mit sehr ernstem Gesicht, ich müsse um 8 Uhr — also zu ganz ungewöhnlicher Zeit — vor dem Kriegsgericht erscheinen. Der sonst immer freundliche Mann gab mir auf keine Frage Antwort. „Gott sei Dank, wenn die Quälerei heute ein Ende nimmt," sprach ich zu ihm, als er mich verließ. Es schlug 8 Uhr, 9 Uhr, 10 Uhr, es kam Niemand! Endlich, um 12 Uhr, kamen vier Soldaten, mich abzuholen. Es wurden mir vor dem versammelten Kriegsgericht einige Fragen gethan und darauf wurde ich wieder zurückgeführt. Das war der peinlichste Tag, den ich dort verbracht. Natürlich sah ich jeden Augenblick der Abholung zur Execution entgegen. Es wurde Nachmittag, wurde Abend, Niemand kam. Ich konnte mir dies Räthsel nicht erklären, und meinte nun, die Vollstreckung des Urtheils sei auf den nächsten Tag verschoben. Auch dieser ging vorüber und mein Freund Pomezny machte wieder ein heiteres Gesicht. Dennoch vermochte ich nicht mir Illusionen zu machen; sie waren unmöglich, wenn ich mit kaltem Blute die Sachlage überdachte. So vergingen fünf lange Tage. Am 18. August wurde ich geholt, „zur Publicirung des Urtheils". Die Stunde war also, nach meiner Meinung, gekommen! Das Kriegsgericht war versammelt; brennende Kerzen standen neben einem Crucifix. Major Blumenbach und die übrigen Mitglieder des Kriegsgerichts waren in voller Gala, der Hauptmann Auditor Herr Juvanz setzte seinen mit wallenden grünen Federn geschmückten Dreimaster auf den Kopf, und ich trat mit verschränkten Armen in die Mitte des Zimmers. Der Auditor verlas das Urtheil, dahin lautend, daß ich eingestandenermaßen die Waffen gegen das kaiserliche Haus geführt, mich damit des Hochverrathes schuldig gemacht, und dafür meiner Titel verlustig erklärt und zum Tode durch den Strang verurtheilt, aber im Gnadenwege zu — 16 Jahren schweren Kerkers begnadigt sei. Ich traute kaum meinen Ohren! Wie? Man führte mich nicht zum Tode? Was war geschehen, was dieses Wunder bewirkt hatte? Ich stand vor einem neuen Räthsel. Der Auditor, ein hochehrenwerther Mann, der mir schon bei den Verhören sich sichtlich freundlich erwiesen hatte, sprach einige artige Worte mit mir und ich wurde in meine Zelle zurückgeführt. Jetzt war ich nicht im Zweifel, daß ich auch bald frei werden würde, denn es war nicht denkbar, daß bei dem Friedensschlusse nicht eine gegenseitige Amnestie ausgesprochen werden sollte. Indessen stand mir noch eine kleine Ueberraschung bevor. Am Nachmittage trat der Profoß mit einem Schlosser bei mir ein, welch Letzterer mir eine schwere Kette an die Füße schmiedete. Ich ließ dies getrost geschehen, denn es konnte wol nicht auf lange sein! Ich erfuhr jetzt, daß kurz nach mir zwei andere Officiere der Legion gefangen worden seien, die jungen Grafen Tibor und Pista Károlyi, die man nach Wien geführt hatte.

Die Ketten trug ich länger, als ich gedacht hatte. Aus den Zeitungen, die man mir jetzt gestattete zu lesen, ersah ich, daß der Friede am 22. August zu Prag geschlossen und die Amnestie darin ausgesprochen war. Am 11. September wurden die in Krakau befindlichen 16 kriegsgefangenen preußischen Soldaten nach der Heimath befördert, nicht aber ich. Ein neues Räthsel! Da ging am 16. September meine Thüre plötzlich auf, Herr Juvanz las mir ein Telegramm aus Wien vor, wonach ich augenblicklich nach der Grenze zu senden sei, und der Platzhauptmann legte mir mein noch übriges Geld und meine Uhr auf den Tisch. Am nächsten Tage erreichte ich die preußische Grenze.

Ich war einer Menge Gefahren wunderbar entgangen. Zum Verständniß des Ganzen muß ich erzählen, was sich anderswo in Bezug auf mich zugetragen hatte. Klapka hatte durch eine Husarenpatrouille die Meldung erhalten, daß ich gefangen sei, und diese Meldung am 9. August nach Berlin angezeigt. Am 11. ließ Bismarck den Grafen Csáky rufen und sagte ihm, er habe nachgedacht, wie er mich vor einem Racheacte schützen könne. Wenn er drohe, zehn österreichische Stabsofficiere als Repressalie für mich erschießen zu lassen, so nütze dies gar Nichts, denn man wisse in Wien genau, daß Preußen einer solchen Barbarei nicht fähig sei. „Nun haben wir aber zehn wegen gemeiner Verbrechen verhaftete Trautenauer Bürger in unserer Gewalt; mit diesen liegt der Fall anders. Oesterreich wird es glauben, wenn ich mit ihrer Hinrichtung drohe; es kann sich nicht der Reprobation der ganzen Welt aussetzen, zehn treue Bürger zu opfern, um an einem Ungarn Rache zu nehmen. Ich habe heute ein Telegramm an unsern Gesandten nach Prag gerichtet, worin ich mein Ehrenwort gebe, die zehn Trautenauer sofort erschießen zu lassen, wenn man dem Seherr Thosz an den Kragen geht, und ich beauftragte den Gesandten, sich den Empfang dieser meiner Erklärung durch die österreichische Regierung schriftlich bestätigen zu lassen." Diese Idee war ingeniös, würdig des großen Geistes, von dem sie ausging; es ist nur staunenswerth wie Herr von Bismarck inmitten seiner schweren politischen Staatssorgen die Zeit fand, darauf zu kommen. Durch das gegebene Ehrenwort ließ Bismarck keinen Zweifel an dem Ernst seiner Drohung, und durch das Verlangen der schriftlichen Empfangsbestätigung, gab er deutlich seine Absicht kund, Oesterreich eventuell an den Pranger der öffentlichen Meinung Europa's zu stellen. Trotz alledem war es sehr nahe daran, hing es nur von der Gewissenhaftigkeit eines Beamten ab, daß ich, und folglich auch die braven Trautenauer, nicht dem Rachebedürfniß gewisser Persönlichkeiten zum Opfer fiel. Die zehn ehrenwerthen Bürger, mit ihrem Bürgermeister an der Spitze, wissen wahrscheinlich heute noch nicht, wie nahe unsere Schicksale mit einander verknüpft waren. — Wenn ich richtig informirt bin, und ich glaube es zu sein, so wurde am nächsten Tage, 12. August, in Wien darüber deliberirt, ob auf diese Drohung Rücksicht zu nehmen sei, oder nicht. Die Erwägung, daß das von Bismarck gegebene Ehrenwort keinen Zweifel an der Ausführung der Drohung lasse und daß im Falle einer Veröffentlichung der Sache der Eindruck in Europa ein deplorabler sein würde, entschied für die Affirmative. Eine sehr einflußreiche, mir besonders abholde Persönlichkeit vermochte jedoch den Kriegsminister Ritter von Frank, der Vorsehung und dem

officiellen Beschluß in den Arm zu greifen. Factum ist, daß am 12. August spät Abends ein Telegramm aus Wien in Krakau anlangte, mit dem Auftrage mich sofort vor ein Kriegsgericht zu stellen, und „das Urtheil zu vollziehen", d. h. soviel, als den Delinquenten zum Tode zu verurtheilen und sogleich zu executiren. Das Kriegsgericht trat am 13. früh 8 Uhr zusammen, und es war anzunehmen, daß bis 10 oder 11 Uhr Vormittags Alles vorüber sein würde. Der Wille der Vorsehung war jedoch stärker, als die kleinen Mittel kleiner Menschen. Die Bringung des Urtheils ward durch die Gewissenhaftigkeit des Auditors um einige Stunden verzögert. Da bei meiner Gefangennehmung kein Blut geflossen war, konnte ich gesetzlich nicht zum Tode, sondern nur zu Kerkerstrafe verurtheilt werden. Der rechtschaffene Juvanz weigerte sich die Todesstrafe zu beantragen. Doch der Befehl aus Wien war zu deutlich, die rechtlichen Bedenken hätten oder hatten weichen müssen. Indessen war in Krakau ein zweites Telegramm eingetroffen mit der Ordre, das kriegsgerichtliche Verfahren zu suspendiren. Dieses zweite Telegramm war wahrscheinlich dazu bestimmt, der Welt die Unschuld der Regierung an meinem Tode, und an dem der Trautenauer zu beweisen. Die Ehrenhaftigkeit des Herrn Juvanz hatte diesen Beweis unnöthig gemacht; nicht nur ich, sondern auch seine zehn böhmischen Landsleute waren durch ihn gerettet. An demselben 13. August und den folgenden Tagen verbreitete der Telegraph durch ganz Europa die Nachricht von meiner Hinrichtung. Der Telegraphist in Krakau, welcher das erste Wiener Telegramm copirt hatte und die Bedeutung der Formel „das Urtheil zu vollziehen" kannte, erzählte nämlich beim Frühstück dem Correspondenten des Troppauer Blattes „Silesia", daß ich heute hingerichtet werden würde; der Correspondent hatte nichts Eiligeres zu thun, als diese Mittheilung seinem Blatte als schon vollbrachte Thatsache zu melden; so fand die falsche Nachricht Verbreitung. — Meine Nichtauslieferung am 11. September hatte zur Folge gehabt, daß das preußische Kriegsministerium die Rücksendung der österreichischen Gefangenen einstellte. Erst nach dieser deutlichen Mahnung entschloß man sich in Wien, auch meine Wenigkeit freizugeben.

Ich begab mich über Berlin nach der Schweiz zu meiner Familie. Man hatte diesen glücklicher Weise jene Zeitungsblätter verborgen, welche die Nachricht von meiner Hinrichtung, und auch Nekrologe über mich brachten. Dieser Schrecken war ihr erspart geblieben.

Im nächsten Frühjahr 1867 kam in Ungarn das große Werk der Aussöhnung zwischen Krone und Nation zu Stande, Gesetz und Recht traten wieder in Kraft. Das Ziel, für das wir Alle gekämpft und gelitten, es war erreicht! — Im Monat Juli kehrte ich nach Ungarn zurück, nicht ohne an der Grenze Oesterreichs, in Salzburg, auf von Wien aus bereitete Schwierigkeiten zu stoßen, zu deren Behebung das energische Einschreiten Andrássy's erforderlich war. Bei meinem Wiedersehn mit diesem that er eine Aeußerung, die ich hier wiedergebe; sie ist charakteristisch für seine Person, und für die in Ungarn geltenden Anschauungen. „Bis jetzt hatte ich Etwas vor Dir voraus," sagte er, als von meinen Krakauer Erlebnissen die Rede war, „jetzt aber sind wir gleich." Ich bemerkte, daß mir der Rede dunkler Sinn nicht verständlich sei, denn er sei erster

Minister der Krone, und ich ein einfacher Privater. „Ach, das meine ich nicht," replicirte Andrássy. „Man ist heute Minister und ist es morgen vielleicht nicht; ich meine," und dabei machte er eine bezeichnende Handbewegung um den Hals, „ich meine das Baandel!" Gewiß! eine Nation, bei der der Patriotismus ihrer Söhne so warm und so allgemein ist, daß selbst bis in die höchsten Classen der Gesellschaft hinauf ein Jeder es für eine „Ehre" erachtet, sich in der Vertheidigung des Vaterlandes ein Todesurtheil zugezogen zu haben, eine solche Nation ist stark, auch wenn sie nicht zahlreich ist.

Ich schließe meine Aufzeichnungen mit der Erzählung einer kurzen Episode, in welcher mir die Ehre zu Theil ward, die ersten Beziehungen zwischen Andrássy und Bismarck einzuleiten und die Genugthuung, damit ein Friedenswerk zwischen Berlin und Wien-Pest zu fördern. Geschäftliche Angelegenheiten riefen mich in den letzten Tagen des Monat December 1868 nach Berlin. Ueberzeugt davon, daß man in Wien noch immer Mißtrauen gegen mich hege, forderte ich Andrássy auf, dem Grafen Beust Mittheilung von meiner Reise zu machen, damit er, falls es ihm beliebe, meine Schritte in Berlin überwachen lassen könne. Andrássy, immer correct in seiner Denk- und Handlungsweise, wies diese Zumuthung rund ab; er sagte, er kenne mich gut genug, um zu wissen, daß ich einer Illoyalität nicht fähig sei, und dies sei hinreichend; um das Mißtrauen in Wien brauche ich mich nicht zu kümmern. „Du kannst, im Gegentheil, uns einen Dienst dort erweisen," fuhr er fort. „Der Zeitungskrieg, der zwischen den Deutschen und den österreichisch-ungarischen Blättern schon eine längere Zeit währt, verbittert hier und drüben die Stimmung und kann schließlich schlimme Consequenzen herbeiführen. Es wäre wünschenswerth demselben ein Ende zu machen. Zugleich treiben sich, wie Du weißt, eine Anzahl preußischer Agenten im Lande herum, welche zum Unfrieden mit Oesterreich provociren. Wenn ich nach den Gründen dieser preußischen Agitation suche, so kann ich nur vermuthen, daß Preußen die Mainlinie überschreiten und deshalb die beiden Staaten unserer Monarchie entzweien will, um von dieser Seite keinem Hemmniß zu begegnen. Die im Prager Frieden festgestellte Mainlinie kann uns gleichgiltig sein; sie ist nicht das Werk von Oesterreich, sondern das von Frankreich. Solltest Du in Berlin Gelegenheit haben, maßgebende Persönlichkeiten zu sprechen — denn mir verbietet meine Stellung den directen Verkehr mit dem Auslande — so kannst Du sagen, daß so lange ich auf dem Platze stehe, wo ich bin, wir Preußen an der Ueberschreitung der Mainlinie nicht hindern werden. Sage aber auch, daß man sich keine unnütze Mühe geben möge, Ungarn gegen die Dynastie aufzuwiegeln; denn für solche Agitation sei kein Platz mehr in Ungarn. Seit der Krönung des Königs gibt es kein Dutzend Menschen bei uns, die solchen Insinuationen Gehör schenken möchten."

Das Geschäft, welches mich nach Berlin geführt hatte, war in 48 Stunden beendet. Ich begab mich nun in das Auswärtige Amt, um dem mir schon von früher her bekannten Herrn von Keudell, dem Vertrauten von Bismarck, einen Besuch zu machen. Unter dem Vorwande, dem Grafen Bismarck meinen Dank für seine 1866 für mich geübte Intervention aussprechen zu wollen, bat ich Herrn von Keudell, mir eine Audienz zu erwirken. Als er mir erklärte, daß

ihm dies wegen der sehr nervösen Stimmung des Kanzlers schwer sei, entledigte ich mich ihm gegenüber meiner Aufgabe mit der Bitte, von meinen Mittheilungen den geeigneten Gebrauch zu machen. Keudell kam aus dem Staunen gar nicht heraus. „Wie ist es möglich," rief er, „daß die ungarische Regierung so schlecht unterrichtet ist, daß sie glauben kann, wir hätten diese Agenten nach Ungarn geschickt! Ich selbst verwalte die geheimen Fonds und ich gebe Ihnen mein Wort, daß nicht ein einziger Thaler auf solchen Zweck verwendet worden ist. Wenn es sich übrigens um solche Dinge handelt, wird Graf Bismarck Sie gewiß empfangen." Ich verabschiedete mich mit der Bemerkung, daß ich drei Tage abwarten werde, ob der Kanzler mich empfangen wolle.

Am 2. Januar des neuen Jahres 1869 war ich Abends 8 Uhr ganz reisefertig, als Herr von Keudell kam, um mich zu Bismark zu führen. Der Graf war allein in seinem kleinen Arbeitscabinet. „Na, Sie waren nahe daran! es freut mich, Sie gerettet zu sehen", sprach er zu mir, hieß mich auf einem Sopha Platz nehmen, rückte einen Fauteuil davor und begann eine Rede, die mit wenigen Unterbrechungen anderthalb Stunden währte. Der Kanzler drückte erst, ebenso wie drei Tage früher Keudell, seine Verwunderung darüber aus, daß man in Pest nicht besser unterrichtet sei, von wem die vermeintliche preußische Agitation ausgehe; dann fuhr er fort: „Sagen Sie dem Grafen Andrássy, daß ich ihm unter Ehrenwort 1000 Ducaten für jeden Agenten zahle, der sich als von mir geschickt erweist. Ich habe nicht nur selbst keine agents provocateurs nach Ungarn geschickt, sondern ich habe sogar der rumänischen Regierung mit der sofortigen Abberufung unseres Gesandten gedroht, wenn nicht binnen vierzehn Tagen die rumänische Agitation in Ungarn aufhöre. Auf Ihren Einwurf, daß die Gegenwart preußischer agents provocateurs in Ungarn eine Thatsache sei, kann ich nur erwidern, daß es für Jedermann leicht ist, einige preußische Individuen zu miethen, ihnen preußische Thaler in die Hand zu drücken und sie für preußische Agenten gelten zu lassen. Ihre Frage, wer diese Agenten sende und besolde, will ich nicht beantworten. Man soll die Kerls einfangen und man wird darauf kommen, wer sie geschickt hat. Preußen hat gar kein Interesse daran, Zwietracht zwischen Ungarn und Oesterreich zu stiften. An die Ueberschreitung der Mainlinie denken wir nicht im Entferntesten. Wir haben alles Interesse daran, daß die österreichisch-ungarische Monarchie erstarke, in enge Freundschaft zu uns trete. Die Aufrichtigkeit dieses Wunsches begründet sich eben in der jetzigen Umgestaltung Oesterreich-Ungarns. Die dualistische Gestaltung der Monarchie bringt es mit sich, daß wir von dieser Seite eine Aggression wenig zu fürchten haben; denn wer immer in Zukunft auf meinem Platze steht, müßte sehr ungeschickt sein, wenn er sie nicht abzuwenden wüßte. Dagegen ist Oesterreich-Ungarn uns als Bundesgenosse von großem Werthe. Man hat uns in Wien das Jahr 1866 noch nicht vergessen. Das wird sich geben, sobald man erkannt haben wird, welche Kraft Oesterreich-Ungarn aus einer innigen Verbindung mit uns schöpfen kann. Indessen hört Beust nicht auf, gegen uns zu intriguiren, sowol in Paris, wie bei den süddeutschen Höfen. (Hier folgten eine Menge Details über das Wirken Metternich's in Paris.) Mit Frankreich werden wir Krieg bekommen, da es uns Sadowa nicht verzeiht,

als wäre es eine französische Niederlage. Je später es zum Kriege kommt, desto besser für uns; aber er kommt sicher. Wir werden siegen, ja wol, wir werden siegen, denn unsere Soldaten sind ebenso gut wie die französischen und unsere Generale sind besser. Eine längere Periode wird dann eintreten, während welcher wir gegen Frankreich auf der Hut sein müssen. Vielleicht wird es noch eines zweiten Krieges bedürfen, um Frankreich zu beweisen, daß wir ihm ebenbürtig sind. Sind die Franzosen erst zu dieser Erkenntniß gekommen, so ist kein Grund vorhanden, warum nicht Franzosen und Deutsche gute Nachbarschaft halten sollten. Der wahre Feind für das civilisirte Europa kann dann Rußland werden; wenn dieses sein Eisenbahnnetz ausgebaut, seine Armee reorganisirt hat, kann es mit zwei Millionen Soldaten marschiren. Dann muß sich Europa coalisiren, um dieser Macht zu widerstehen." Nach diesem Blick in die Zukunft, der sich für einen Theil schon prophetisch erwiesen hat, kam der Kanzler auf die Ränke zurück, die in Wien gegen Preußen geschmiedet würden. Ich versicherte ihm, daß Andrássy seinen ganzen Einfluß aufbieten werde, um den bezeichneten Intriguen ein Ende zu machen, fügte aber die Bitte hinzu, der Kanzler wolle den officiösen Federkrieg einstellen lassen, welcher der aufrichtigen Annäherung zwischen Oesterreich und Preußen hinderlich sei. Graf Bismarck erwiderte, daß es nicht die deutschen Zeitungen wären, die den Streit angefangen hätten. „Gleichviel," entgegnete ich, „Sie sind der Stärkere und in Wien klingt noch das Gefühl der erlittenen Niederlage nach. Tragen Sie diesem Gefühle Rechnung und geben Sie einen Beweis Ihrer Aufrichtigkeit, indem Sie, der Erste, die Hand zum Frieden reichen." Nach einigem Nachdenken willigte der Kanzler ein; die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" brachte wenige Tage darauf die Erklärung, daß sie den Federkrieg einstelle, neue Provocationen unbeantwortet lassen werde.

Ehe ich den Grafen Bismarck verließ, bat ich ihn nochmals, mir eine Andeutung zu machen, wer nach seinem Wissen oder Meinung der Entsender jener Aufwiegler sei und wer ein Interesse daran haben könne, sie als „preußische" Agenten passiren zu lassen. Der Kanzler zögerte erst, gab aber dann meinem Andringen nach. Die Lösung des Räthsels war eine Monstruosität! Das ist Alles, was ich darüber zu sagen vermag.

Ich schließe meine Lebenserinnerungen mit der Bemerkung, daß ich nicht glaube, durch deren Wiedergabe mich schwerer Indiscretion gegen diejenigen Persönlichkeiten schuldig gemacht zu haben, denen ich zeitweilig näher stand. In den hohen Regionen ist das Erzählte längst bekannt; seine Veröffentlichung stört Niemandes archimedische Kreise.

Der Marquis Wielopolski und die russisch-polnischen Aussöhnungsversuche.

3.[1])

Der zweite Band des Lisicki'schen Buches[2]) über den „Marquis Wielopolski, sein Leben und seine Zeit" zerfällt in zwei Hälften. Die erste Hälfte setzt sich aus drei Capiteln zusammen und hat die Zeiten des Uebergangs vom alten zum neuen russischen Régime und der Vorbereitung des Marquis auf seine Amtsthätigkeit zum Gegenstande, während die 110 Seiten umfassenden beiden Schlußcapitel die Geschichte dieser Amtsthätigkeit und der letzten Lebensjahre ihres Trägers erzählen.

Ueber den in die Zeiten der Wielopolski'schen Verwaltung fallenden und für diese entscheidenden polnisch-litthauischen Aufstand von 1863 sind während des vorigen Jahres so zahlreiche und so ausführliche Berichte publicirt worden (wir nennen beispielsweise die in der Rundschau zum Abdruck gekommenen, später in das Buch „Berlin und Petersburg" aufgenommenen Uebersetzungen der Berg'schen Darstellung, und des Major Knorr vortreffliche „Polnische Aufstände"), daß Herr Lisicki über denselben nur wenig beizubringen vermocht hat: das Hauptinteresse bieten darum die Eingangscapitel dar, welche der Verfasser in richtigem Verständniß seiner Aufgabe besonders reichlich ausgestattet hat. Deutlicher wie durch diese Abschnitte seines Buches geschehen, hat überhaupt nicht nachgewiesen werden können, daß die während der Jahre 1856 bis 1862 Polen gegenüber beobachtete Politik der Regierung Kaiser Alexander's II. ein Gewebe von Inconsequenzen, inneren Widersprüchen und Mißgriffen gewesen ist, und daß dieser Regierung mindestens die Hälfte der Verantwortung für den im Januar 1863 ausgebrochenen letzten polnischen Aufstand — diese Hauptquelle *aller* über Russen und Polen hereingebrochenen schweren Verlegenheiten der Neuzeit — anzusehen ist.

Die ausführliche Geschichte, welche der zweite Band des Lisicki'schen Werkes erzählt, läßt sich in zwei kurze Sätze zusammenfassen: 1) So lange ein Ausgleich zwischen Russen und Polen um einen erschwingbaren Preis zu haben war, vermochte die St. Petersburger Regierung sich zu einem solchen nicht zu ent-

[1]) Man vergl. „Deutsche Rundschau", Aprilheft, S. 39 ff.

[2]) Die französische Ausgabe erschien nicht, wie im Aprilheft irrthümlich angegeben, im Verlage von Braumüller, sondern bei Faesy & Frick in Wien.

schließen. 2) Als es zu spät geworden und durch russische Mitschuld dahin gekommen war, daß die Warschauer Revolutionspartei die Masse des polnischen Volkes beherrschte, machte man demselben Anerbietungen, die, wenige Jahre früher geboten, eine Aussöhnung herbeigeführt hätten, im Augenblick des Angebots aber bereits vollständig aussichtslos waren. — Versuchen wir es, diese Sätze im Einzelnen nachzuweisen.

Das Todesjahr des Kaisers Nikolaus war zugleich das Jahr des Falles von Sewastopol und der tödtlichen Erkrankung des seitherigen Beherrschers von Congreßpolen, des Feldmarschalls Fürsten Paskewitsch († 1. Februar 1856) gewesen. Die Grundlagen des Pariser Friedensvertrages waren bereits festgestellt worden, — gelegentlich der diesem Vertrage vorausgegangenen Verhandlungen hatte der russische Bevollmächtigte Fürst Orlow die zu Gunsten Polens erhobenen Vorstellungen Lord Clarendon's mit der gelegentlichen Bemerkung beantwortet, „sein Monarch beabsichtige, den Polen von sich aus alles Das zu geben, wovon die Rede gewesen" — als der vierundsiebzigjährige „Vater-Commandeur" (diesen Beinamen hatte der Feldmarschall vom Kaiser Nikolaus erhalten) seinem Monarchen in's Grab folgte. Das Ableben der beiden Männer, welche der polnischen Geschichte des letzten Vierteljahrhunderts das Siegel aufgedrückt hatten, — der dem Kaiser Alexander II. vorausgehende Ruf der Milde und Humanität, — die Enttäuschung über Napoleon's, die polnische Sache ignorirendes Verhalten auf dem Pariser Congreß, — die Freude über Orlow's unerwartete Aeußerung, — diese Umstände, verbunden mit dem günstigen Eindruck, den Paskewitsch's Nachfolger in der Statthalterschaft, Fürst Gortschakow machte, trugen dazu bei, die zunächst in Betracht kommenden Kreise der polnischen Gesellschaft mit noch nicht dagewesener Empfänglichkeit für die geringsten Zeichen russischen Entgegenkommens zu erfüllen. Als Alexander II. im Mai 1856 nach Warschau kam, ließ der polnische Adel ihm trotz des peinlichen Eindrucks, den das bekannte „point de réveries" machte, einen außerordentlich loyalen Empfang zu Theil werden. Trotz der Bescheidenheit der in den Adreßentwürfen Jezierski's[1]) und

[1]) Graf Jezierski bekleidete im J. 1856 das Amt eines Adelsmarschalls des Gouvernements Lublin und galt für den dem Kaiser Nikolaus genehmsten vornehmen Polen seiner Zeit. Er hatte im J. 1831 zu Druzki-Lubecki gehalten und war mit diesem nach St. Petersburg gekommen, um den Versuch eines Ausgleichs zwischen dem Kaiser und der (ersten) Warschauer provisorischen Regierung zu unternehmen; sein in Sewastopol gefallener Sohn und der Graf Sigesmund Wielopolski waren die einzigen dem hohen polnischen Adel angehörigen freiwilligen Combattanten des Krimmfeldzuges, welche auf russischer Seite standen. Auf die Anregung Jezierski's hatte der Publicist Schédo Ferroti (Baron Theodor Fircks) eine Adresse ausgearbeitet, welche die folgenden Wünsche aussprach: Erlaubniß zur Rückkehr der Ausgewanderten, Begnadigung der nach Sibirien Deportirten, Wiedereinführung der polnischen Sprache in die Oberverwaltung, Wiederherstellung der Universität Warschau und eines polnischen Staatsraths, endlich Verwirklichung der in dem „Organischen Statut" von 1831 freiwillig versprochenen Kreis- und Provinzial-Vertretungen. Wesentlich auf diese Punkte war der Wielopolski'sche Gegenentwurf gerichtet, nur daß dieser von bestimmt formulirten Wünschen absah und auf die Vermehrung und Verbesserung der höheren Unterrichtsanstalten besonderes Gewicht legte.

Um diesen geringen Preis wäre damals die von Alexander II. so sehnlich gewünschte russisch-polnische Aussöhnung zu haben gewesen! — Daß derselbe nicht gezahlt wurde, schrieb man vor-

Wielopolski's enthaltenen Wünsche, wurde von der Ueberreichung dieser Actenstücke ohne Weiteres Abstand genommen, als Gortschakow dasselbe für „inopportun" erklärte und als er den Wunsch aussprach, es möge dem Monarchen die Initiative ungeschmälert für die zu ergreifenden Reformmaßregeln überlassen werden. — Eine Reihe solcher Maßregeln wurde in der That ergriffen, nachdem der Monarch von den Ufern der Weichsel an diejenigen der Newa zurückgekehrt war: der Charakter der Halbheit war diesen Entschließungen aber in so peinlicher Weise aufgedrückt, daß von einer befriedigenden Wirkung derselben schlechterdings nicht die Rede sein, und daß dieselben höchstens als appetitreizende Mittel angesehen werden konnten. Von der Amnestie vom 27. Mai waren diejenigen Emigranten ausgeschlossen, deren Rückkehr und Unterwerfung unter das russische Scepter allein von Werth gewesen wäre, nämlich Czartorisky und die übrigen Führer der aristokratischen Emigration; die Heimgekehrten blieben für die nächsten drei Jahre von der Uebernahme öffentlicher Aemter ausgeschlossen; statt der sehnlich gewünschten Warschauer Universität wurde eine medicinische Akademie bewilligt, die von vornherein dazu bestimmt schien, eine Pflanzschule des Materialismus und ein Sammelplatz des revolutionären Proletariats zu werden, — die Stelle der übrigen Facultäten sollten einzelnen Gymnasien angehängte „Curse für Rechtswissenschaft und Philosophie", die Stelle aller übrigen Zugeständnisse massenhaft bewilligte Pässe zur Reise in's Ausland, vertreten! — Dieselbe Halbheit und Lahmheit bewies die Regierung in den bereits früher angeknüpften Verhandlungen wegen allendlicher Ausführung des im J. 1847 abgeschlossenen, aber stets auf dem Papiere gebliebenen Concordats mit der römischen Curie. Die zur Regelung dieser Angelegenheit niedergesetzte Commission war ein getreues Miniatur-Abbild des Systems, an welchem die Regierung Alexander's II. schließlich gescheitert ist, des Bestrebens nämlich, einander ausschließende Gegensätze zu vereinigen, einen bestimmten löblichen Zweck und zugleich dessen Gegentheil anzustreben. Neben den an der Ausführung des Concordats lebhaft interessirten Polen Hube und Turkull, und den der Sache desselben relativ günstigen Ministern Nesselrode und Lanskoi saßen der Strafrichter der unirten Kirche Bludow, der im Kampf gegen die Curie ergraute ehemalige Gesandte Butenjew und die beiden Kisselew. Nach sechsmonatlichem Hin- und Herverhandeln erhielt der Statthalter Fürst Gortschakow im Mai 1856 den Auftrag, das Concordat zu publiciren und die Domcapitel zur Vornahme von Bischofswahlen einzuladen: weil der Warschauer Curator Muchanow diese Anordnung für bedenklich erklärte, wurde der „psychologische" Augenblick für die Publication derselben verpaßt, und nachdem diese Publication endlich (im November) dennoch zur Ausführung gekommen war, der Inhalt des Concordats in seinem wichtigsten Punkt vollständig ignorirt. Die Bestimmung über das religiöse Bekenntniß in gemischten Ehen geborener Kinder und über die Eröffnung eines geistlichen Seminars kamen gar

nehmlich dem Einfluß des Curators des Warschauer Lehrbezirks, Paul Muchanow, zu, der wegen seines vieljährigen Aufenthalts in Warschau und seiner Verschwägerung mit dem Grafen Mostowski eine gewisse Rolle spielte, als Reactionär alten Schlages indessen Nichts von der Wiederherstellung der Universität Warschau wissen wollte und den Kaiser mit besonderem Nachdruck vor den neu-polnischen Bildungsbestrebungen gewarnt haben soll.

nicht in Ausführung — von den fünf erledigten Bischofssitzen des Landes blieben zwei (diejenigen von Augustowo und von Chelna) unbesetzt, die Ernennung der Suffraganbischöfe von Warschau und von Lowicz ließ zwei volle Jahre auf sich warten, und die dem Clerus verheißene Unabhängigkeit in Sachen der Lehre erwies sich als so völlig leere Phrase, daß Herr Muchanow seine gegen die Abhaltung „dogmatisch-confessioneller" Predigten und gegen die Begünstigung von Temperenzbestrebungen erlassenen Verbote ihrem ganzen Umfange nach aufrechterhalten konnte.

Nachdem auf solche Weise der günstigste Zeitpunkt für die Verwirklichung der von der Regierung betheuerten Reformabsichten verpaßt und die Geduld auch der vertrauensvollsten und loyalsten Schichten der polnischen Bevölkerung auf die gehörige Probe gestellt worden war, entschloß man sich zu einem Zugeständniß, das entweder gar Nichts bedeutete, oder hoch bedenklich war. Auf den Rath des neben dem schwachen, an Krankheit und Alter dahinschwindenden Statthalters zum Tonangeber gewordenen Geheimraths Muchanow, — der von einer gesetzlichen, die Rechte der polnischen Unterthanen erweiternden Aenderung der bestehenden Zustände Nichts wissen wollte, arbiträre und jeder Zeit widerrufliche Zugeständnisse dagegen für unbedenklich hielt — auf den Rath Muchanow's wurde die Zulassung der landwirthschaftlichen Gesellschaft ausgesprochen.

Diese Gesellschaft und ihr Begründer, der Graf Andreas Zamoisky, haben in der neueren Geschichte Polens und in dem Leben Wielopolski's eine so wichtige Rolle gespielt, daß geboten erscheint, einen Augenblick bei ihnen zu verweilen.

Während der drei auf den ersten polnischen Aufstand folgenden Jahrzehnte war der interimistische Minister des Innern von 1831 und spätere Gesandte der Revolutionsregierung in Wien, Graf Andreas Zamoisky — ein Neffe Adam Czartorisky's und Bruder des an der Revolution wesentlich betheiligten Generals Stanislaus Z. — anerkannter Maßen der erste Mann des Landes, das Oberhaupt aller loyalen, d. h. unabhängig denkenden und an revolutionären Umtrieben nicht direct betheiligten polnischen großen Herren gewesen. — Tadelloser Patriotismus, Unsträflichkeit des Privatlebens, hohe Bildung, fürstliches Vermögen und humaner Sinn hatten dem Grafen unzweifelhafte Anrechte auf die Vertrauensstellung erworben, die er seinen Landsleuten gegenüber einnahm und welche die Regierung gelten lassen mußte. Zamoisky hatte in Edinburgh studirt, in den dreißiger Jahren den Ruf eines etwas schwerfälligen, aber einsichtigen und unermüdlich fleißigen Beamten erworben, während des Revolutionsjahres weder seines Vermögens noch seines Lebens geschont, — nach seiner Amnestirung die Loyalität gegen die Regierung niemals verletzt und zugleich aus seiner wahren Meinung nie ein Hehl gemacht. Sein politisches Glaubensbekenntniß war dasjenige eines liberalen Aristokraten der alten Schule, ihm galt die Verfassung von 1815 als noch immer zu Recht bestehend, jede Anerkennung der bestehenden Einrichtung für Verrath, jede Entgegennahme von „Zugeständnissen" für sträfliche Durchlöcherung des Rechtsbodens, — die Besserung der wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes für das einzige, vor Wiederherstellung des „Landesrechts" anzustrebende Ziel. Als Landwirth und Administrator zeichnete er sich

ebenso durch hohe Bildung, wie durch gänzlichen Mangel an praktischem Geschick aus. Mit Leib und Seele Verehrer brittischer Art und eifriger Nachahmer brittischer Vorbilder ließ er englische Zuchtpferde nach Polen kommen, um das Blut der einheimischen Racen zu bessern; da die mit ungeheuren Kosten eingeführten Thiere zu der einheimischen Pferdegattung nicht paßten, gingen seine Gestüte zu Grunde, ohne irgend welchen Nutzen gebracht zu haben. Das nämliche Ende nahmen Zamoisky's der Hebung des Wasserverkehrs gewidmeten patriotischen Unternehmungen; er wollte die Weichsel zu einem zweiten Clyde machen, gründete eine polnische Flußschifffahrts-Gesellschaft, ließ in Schottland Dampfer bauen und setzte dieselben in Betrieb ohne sich mit den Tiefgangverhältnissen des Flusses bekannt gemacht zu haben, an dessen Ufern er sein halbes Leben verbracht hatte, — ein Experiment, das er mit gänzlicher Zerrüttung seines ungeheuren Vermögens bezahlen mußte. — Was ein Mann solchen Schlages als Politiker werth war, braucht nicht gesagt zu werden, und ebenso wenig wird es einer Erklärung dafür bedürfen, daß der edle, dabei stattliche und liebenswürdige, höchst beredte und fürstlich freigebige Herr der Abgott seiner Landsleute, der fast unbeschränkte Tonangeber des gebildeten Adels, der polnische Patriot κατ' ἐξοχήν war. Es genügte, daß die neueröffnete landwirthschaftliche Gesellschaft Zamoisky's Schöpfung war, daß sie von ihm patronisirt und geleitet wurde, und daß die von ihm herausgegebenen „Annalen der Landwirthschaft" das Organ derselben bildeten, damit Alles, was auf patriotischen guten Namen Anspruch erhob, dem Vereine beitrat, der sich netzartig über das gesammte Königreich ausbreitete, von einem sechzehngliederigen Central-Comité regiert wurde und in zahlreiche Provinzial- und Kreisabtheilungen zerfiel. Da Abschaffung der Frohne und Reform der Agrareinrichtungen bereits damals auf der Tagesordnung der Regierung und im Mittelpunkte aller Interessen standen, so machte sich's gleichsam von selbst, daß der Verein sich unmittelbar nach seiner Begründung in einen politischen Clubb verwandelte, wie ein förmliches „Vorparlament" auftrat und die künftige agrarische Organisation als eine zu seiner Competenz gehörige Angelegenheit berieth, ohne daß der alsbald aus einem Anführer in einen angeführten verwandelte „Graf" das verhindern konnte und verhindern wollte.

Wielopolski beging den schweren, für einen Mann seiner Vergangenheit geradezu unverzeihlichen Fehler, der landwirthschaftlichen Gesellschaft nicht beizutreten. Bei der älteren Generation wegen bloß halber und im Grunde halb unfreiwilligen Theilnahme an der Revolution nicht zum Besten angeschrieben, von den demokratischen Anhängern Obryk's auf das Boshafteste verleumdet und angefeindet, dem jüngeren Geschlecht als Vater eines russischen Combattanten des Krimmfeldzuges verdächtig, wegen seiner schweigsamen Zurückhaltung, seiner Ungeselligkeit und Wirthschaftlichkeit den eigenen Gesinnungsgenossen vielfach unbequem und unverständlich, bedurfte der Marquis mehr als irgend ein anderer politisch in Betracht kommender polnischer Magnat der Auffrischung seiner Popularität. Genauer, wie sonst irgend Jemand, mußte er wissen, daß es in dem Polen des 19. Jahrhunderts für einen Mann seines Schlages nur einen Weg zur Macht gebe, — den des Einverständnisses mit dem zu selbst-

ständiger politischer Action unfähigen, aber wegen seines Einflusses und seiner Vertrauensstellung unentbehrlichen Zamoisky. — Daß ihm das Talent, die Herzen zu gewinnen und Andere zu sich herüberzuziehen versagt sei, hat Wielopolski nie deutlicher bewiesen, als in seinem Verhältniß zu dem hochherzigen, aber eitlen und im Grunde beschränkten Grafen. Mit diesem auf den richtigen Fuß zu kommen und Zamoisky durch Zuweisung einer scheinbaren Führerrolle zum ersten und entschiedensten seiner Anhänger zu machen, hätte für einen Mann von Wielopolki's geistiger Ueberlegenheit ein Kleines sein müssen. Statt zu thun, was einfachste Lebensklugheit und eigenes Interesse geboten und die „landwirthschaftliche Gesellschaft" zur Leiter seines künftigen Berufs und zur Thür in die Gemeinschaft mit Zamoisky zu machen, hielt Wielopolski sich von dieser Vereinigung zurück. Statt der an ihn ergangenen Einladung zur Theilnahme an der constituirenden Versammlung ohne Weiteres zu entsprechen, sandte er seinen mit einem Entschuldigungsbrief ausgerüsteten ältesten Sohn als „seinen Stellvertreter" nach Warschau. Zamoisky's, der in diesem Vorschlage eine Verletzung seiner Würde und einen neuen Beleg für den „maßlosen Ehrgeiz und Stolz" des Mannes sah, in welchem er seinen Nebenbuhler ahnte, lehnte die vorgeschlagene Stellvertretung ab, — Wielopolski, der bis dahin Mitarbeiter der unter seiner Beihülfe von Zamoisky begründeten „Annalen der Landwirthschaft" gewesen war, ließ seinen Namen aus der Liste der Correspondenten dieses Blattes streichen und stand fortan mit dem für ihn wichtigsten Manne des Landes auf wenn nicht feindlichem, so doch gereiztem Fuße; er hatte sich die Gelegenheit, im richtigen Zeitpunkt, in der richtigen Begleitung und an der richtigen Stelle vor seine Landsleute zu treten, für immer entgehen lassen.

Von all' den zahlreichen Fehlern, die Wielopolski während seiner öffentlichen Laufbahn begangen hat, ist dieser der schwerste, der folgenreichste und der für ihn und seine Art bezeichnendste gewesen. Was immer sein Biograph an entschuldigenden Momenten beizubringen sucht, — für eine so arge Versündigung gegen das eigene Interesse und gegen den Geist des Landes, in welchem er wirken wollte, giebt es nicht nur keine Entschuldigung, sondern auch keine mildernden Umstände. Unabhängigkeit von der Masse der Menschen und ihrer Meinung ist eine für den Staatsmann unentbehrliche Eigenschaft, — Neigung zur Verachtung dieser Meinung das nächstliegende aller Ergebnisse öffentlichen Wirkens — absichtlich zur Schau getragene Geringschätzung des Volksurtheils dagegen eine unverzeihliche Thorheit. Dieser Thorheit hatte Wielopolski sich schuldig gemacht, als er dem Vereine fern blieb, von dem das Polen von 1857 seine Wiedergeburt erwartete und in welchem thatsächlich die besten Kräfte des Königreichs vereinigt waren. Von Stunde an gehörte es in der unabhängigen polnischen Presse zum guten Ton, auf den einzigen, der „landwirthschaftlichen Gesellschaft" fern gebliebenen großen Grundbesitzer Polens und auf dessen angebliches Programm und seine große politischen Ansprüche zu sticheln und dadurch zu der Unpopularität den Grund zu legen, an welcher der eifrigste Pole seiner Zeit schließlich scheiterte[1]).

[1]) In das Jahr der Begründung der „Landwirthsch. Gesellsch." fällt der Beginn des (zugleich vor den Gerichten und vor der öffentlichen Meinung) ausgetragenen Processes über die

Trotz der Erregung, welche die Begründung der landwirthschaftlichen Gesellschaft (1858) in gewissen Classen des polnischen Adels hervorgerufen hatte und trotz der bereits damals begonnenen agitatorischen Thätigkeit der Pariser Emigranten (die in den 1855 begründeten, 1861 eingegangenen „Polnischen Nachrichten" ein mit vielem Geschick geleitetes Organ besaß) blieb die Ruhe Polens während der fünf ersten Jahre der Regierung Alexander's II. ungestört, die Hoffnung zahlreicher polnischer Patrioten auf eine Aussöhnung mit der Regierung lebendig. Vor Allem waren es die Milde, um nicht zu sagen Schwäche des gegen die Paskewitsch'sche Wirthschaft scharf contrastirenden Gortschakow'schen Regimentes und die liberale Haltung Alexander's II. in den inner-russischen Fragen, welche die zunehmende Ungeduld der Bevölkerung beschwichtigten und die endliche Verwirklichung der verheißenen Reformen als bloße Frage der Zeit erscheinen ließen. Mit jedem Jahr, das man ungenutzt verstreichen ließ, wurde die Stimmung indessen unruhiger und nervöser und gewannen selbst innerhalb der „landwirthschaftlichen Gesellschaft" die Einbläsereien der Emigranten an Einfluß. In den breiteren gesellschaftlichen Schichten war namentlich zu Folge der der Warschauer periodischen Presse gewährten größeren Bewegung noch ein gewisser Optimismus vorherrschend, als tiefer blickende Beobachter bereits zu fürchten begannen, es werde der richtige Zeitpunkt verpaßt und auch dieses Mal der Radicalismus in die Lage gebracht werden, der Regierung den Boden zu entziehen, der Jahr aus und Jahr ein der Aussaat reformatischer Einrichtungen vergeblich geharrt hatte. Selbst Wielopolski's begann sich ein gewisser Pessimismus zu bemächtigen. Im Jahre 1859 soll er einem hoffnungsvollen Freunde, der bei dem Anblick der ersten Bilder Matejko's davon gesprochen hatte, daß in diesen Kunstwerken neue Belege für die ungebrochene Kraft des polnischen Volksthums vorlägen, die Frage gethan haben: „Hast Du nie davon gehört, daß auch den Todten Haare und Nägel noch eine Weile wachsen?" Gerade die Einsamkeit, in welcher der Marquis lebte, befähigte ihn zu nüchterner und unbefangener Beobachtung des öffentlichen Geistes, dessen Anforderungen an die Zukunft in demselben Maße wuchsen, in welchem die Zustände der Gegenwart sich unbefriedigender gestalteten und die Verhandlungen der „landwirthschaftlichen Gesellschaft" an Einfluß gewannen.

Die Wendung zu Ungunsten des erwarteten Aussöhnungswerkes, die Wielopolski schon früher wahrnehmen zu können glaubte, begann sich seit der Mitte des Jahres 1860 auch äußerlich zu manifestiren. Mitte Juni des gedachten Jahres fand nach dreißig Jahren lautloser Stille die erste öffentliche Demonstration in den Gassen Warschau's statt: an der Beerdigung der Wittwe eines Revolutionshelden von 1831, der achtzigjährigen Generalin Sowinski nahmen die hauptstädtischen Massen zu einer Procession Veranlassung, bei welcher ein patriotisches Lied gesungen und die Grabstätte eines ehemaligen Censors demolirt wurde. Drei Monate später fand in der polnischen Hauptstadt eine zweite, sehr viel bedenklichere Demonstration statt;

---

von Constantin Swidzinski hinterlassene Bibliothek von Chroberz, in welchem die gesammte Warschauer Presse auf der Seite der Gegner Wielopolski's stand. (Vgl. den ersten dieser Artikel, Aprilheft 1881, p. 44.)

als die Monarchen der drei Theilungsmächte ihre durch die italienischen Ereignisse veranlaßte October-Zusammenkunft hielten, wurde bei ihrem Einzuge auf den Gassen gepfiffen und geschrieen, die im königl. Theater angesagte Gala-Vorstellung unmöglich gemacht, einer Anzahl vornehmer Damen, die zur Cour fuhren, der Anzug mit Koth beworfen, — kurz die Unzufriedenheit der Bevölkerung mit einer Offenheit zur Schau getragen, welche gegen das loyale Verhalten von 1856 in peinlichster Weise contrastirte. — Wenige Wochen darauf kehrte der Jahrestag der „glorreichen" Erhebung von 1830 (der neunundzwanzigste November) zum dreißigsten Male wieder und abermals war ganz Warschau auf den Beinen, vor der Kirche des Karmeliter-Klosters der Leszno-Straße sammelten sich Tausende von Menschen, welche eine Illumination veranstalteten und religiös-patriotische Hymnen sangen. Der Eindruck, den diese unerhörte Kundgebung machte, war um so größer, als man zu wissen glaubte, daß dieselbe spontan entstanden sei und daß die Führer der Demagogenpartei die Hand *nicht* im Spiel gehabt hätten: schade nur, daß diese Leute gerade aus der am 29. Nov. gemachten Erfahrung den Schluß zogen, daß ihre Zeit nunmehr gekommen sei und daß die von ihnen gewünschte Erhebung nicht besser, als durch Wiederholungen der beiden Spectakelstücke von 1860 vorbereitet werden könne. Von Monat zu Monat wurde die Zahl der aus dem Auslande nach Warschau übergesiedelten Demagogen von Profession größer, die Haltung der Bevölkerung unruhiger, die Ungeduld der an der Aussöhnungs-Hoffnung festhaltenden conservativen Adelspartei unbezähmbarer. Im Februar 1861 trat die landwirthschaftliche Gesellschaft zu ihrer alljährlichen Generalversammlung zusammen, welche (ohne irgend welchen ihr ertheilten Auftrag) über die „Lösung der Agrarfrage" *Beschlüsse* fassen sollte. Innerhalb dieser Vereinigung hatte eine liberale, über das Programm Zamoisky's hinausgehende Partei die Oberhand gewonnen und Resolutionen gefaßt, deren gute Absicht nur durch den Dilettantismus ihres materiellen Inhalts (durch eine — nirgend näher definirte — Finanz-Operation sollten die Bauern zu Besitzern des von ihnen bearbeiteten Grund und Bodens gemacht und die Herren entschädigt werden) übertroffen wurde: die Zumuthung „an die Spitze" der in der Vorbereitung begriffenen Bewegung zu treten, hatte die Gesellschaft abgelehnt, daß eine solche Zumuthung überhaupt möglich gewesen war, mußte aber bereits als ein höchst bedenkliches Zeichen der Zeit, insbesondere als Symptom dafür angesehen werden, daß die bloß „landwirthschaftliche" Phase der Gesellschaft vorüber sei.

Unter dem Eindruck dieser Wendung entschloß eine Anzahl conservativer Polen sich, einen directen Versuch zur Anknüpfung mit der Regierung anzustellen und dieselbe auf den wachsenden Ernst der Lage aufmerksam zu machen. Wielopolski, der seit Jahr und Tag in ländlicher Abgeschiedenheit gelebt hatte, ließ sich auf das Andrängen seiner Freunde bereit finden nach Warschau zu kommen, wo mehrere Führer des galizischen Adels eingetroffen waren, um ihn mit ihrem Einfluß zu unterstützen. Er entwarf eine an den Kaiser gerichtete Adresse, welche als Programm seiner gesammten Politik angesehen werden kann. Nach einer beredten Schilderung der Bedrohlichkeit der Lage und der bedenklichen Folgen, welche das vierjährige Harren auf

die Erfüllung der 1856 gegebenen Reformversprechungen hervorgerufen hatten, hieß es zum Schluß dieses im Uebrigen streng loyal gehaltenen Actenstückes wie folgt:

„In Demuth bitten wir Ew. Majestät, Allergnädigst die Einrichtungen wiederherzustellen, welche uns durch Kaiser Alexander I. zugesichert wurden.

„Was die Vergangenheit und die Geschichte der letzten dreißig Jahre anbelangt, so bitten wir, daß Ew. Majestät geruhen mögen, in Ihrer Großmuth nur unseres alten Ruhmes und unserer Leiden zu gedenken und in Ihrer Gerechtigkeit die Interessen Ihres Reichs abzuwägen, dem das Königreich Polen durch seine Verfassung und durch die Rechte und Bedürfnisse der polnischen Nation verbunden ist."

„Möge die göttliche Vorsehung Ew. Majestät zum Lohn für die Beendung unserer Leiden eine lange und ruhmvolle Regierung schenken."

So einfach dieses Programm sich auf den ersten Blick ausnahm, zu so ernsten Bedenken gab es namentlich vom polnischen Standpunkte aus Veranlassung. Nach Meinung derjenigen Patrioten, die auf dem „wahrhaft nationalen Standpunkt" zu stehen glaubten, konnte die von Alexander I. octroyirte Verfassung von 1815 für eine correcte Rechtsgrundlage nicht gelten und schmeckte es bereits nach „Verrath" von einer durch Verfassung, Recht und Bedürfniß bedingten Zugehörigkeit Polens zu Rußland zu reden. Auf die völlige Unabhängigkeit des Vaterlandes und auf die Grenzen von 1772 hatten die umsichtigeren Conservativen allerdings längst verzichtet, — ein stillschweigender Verzicht auf Litthauen und Samogitien galt aber auch vielen von ihnen für eine moralische Unmöglichkeit. Erst seit der Vereinigung mit dem Erbe der Jagellonen, erst seit der Polonisirung und Katholicirung Litthauens war die „Königliche Republik" zu einer Großmacht, zur Führerin des Katholicismus im östlichen Europa geworden. Litthauen aufgeben, hieß nach dieser Doctrin die ruhmreichsten Blätter polnischer Geschichte aus dem Buche der Vergangenheit reißen, auf eine nach Jahrhunderten zählende Cultur-Mission des ljechischen Stammes verzichten und Hunderttausende von Stammes- und Glaubensgenossen ihren erbittertesten Feinden preisgeben. Der Verzicht auf die Grenzen von 1772 ließ sich mit der Unmöglichkeit motiviren mit den drei wichtigsten Staaten des Nordostens gleichzeitig Krieg anzufangen, — der Verzicht auf Litthauen war dagegen unmöglich geworden, nachdem selbst Kaiser Alexander I. (der Urheber der von Wielopolski angerufenen Verfassung) einer Vereinigung dieser Provinzen mit dem Königreiche in Aussicht genommen und damit das gute Recht des Polenthums auf dieselben anerkannt hatte[1]). Wenn man um Rußlands willen

[1]) In einem vom 15. Januar 1813 datirten Schreiben Alexander's I. an Georg Adam Czartorisky hatte dieser Monarch darauf hingewiesen, daß Litthauen, Podolien und Wolhynien den Kaiser von Rußland zum Beherrscher haben müßten, indessen angedeutet, daß es nicht unmöglich sein werde, diese Provinzen als polnische dem russischen Reiche zuzufügen. (v. Bernhardi, Gesch. Rußlands Bd. II, Abth. 2, S. 732, und Bd. I, S. 10.) Aehnlich sprach Alexander sich am 12. Nov. 1815 in Warschau aus. (Vgl. v. Bernhardi, Bd. III, S. 15 und 17.) Einen interessanten Versuch, diese Versprechungen umzudeuten, enthält das Memorial vom Juni 1863, welches in dem Buche „Von Nikolaus I. zu Alexander III." abgedruckt ist (vgl. a. a. O. p. 301 ff.).

auf die volle Unabhängigkeit und auf die alten Grenzen der Republik verzichtete, so sollte sich gleichsam von selbst verstehen, daß Rußland dieses Opfer des polnischen Patriotismus dadurch ausglich, daß es den seinem Scepter unterworfenen litthauischen und westrussischen Ländern ihren polnischen Charakter ließ und daß es dieselben dadurch zu Mitgliedern zwischen den beiden ausgesöhnten slavischen Stämmen machte [1]).

Die Meinungsverschiedenheit über diesen Punkt bildete die Grenze, durch welche Wielopolski sich von der Mehrzahl seiner Landsleute trennte. Wie wir wissen (vgl. den ersten dieser Aufsätze, Aprilheft von 1881 p. 53) hatte der Marquis bereits im Jahre 1831 die Nothwendigkeit eines Verzichtes auf Litthauen anerkannt: Die seitdem vollzogenen Ereignisse hatten ihn davon überzeugt, daß dieser Verzicht die Grundbedingung jeder Verständigung mit der russischen Regierung, das A und das O jedes lebensfähigen Programms sei. Ihm, der den Friedensschluß zwischen Russen und Polen nicht nur als Mittel zum Zweck sondern als Selbstzweck und als einzige mögliche Formel für die Wiederherstellung des polnischen Stammes ansah, — ihm galt für ausgemacht, daß das materielle Uebergewicht des russischen über das polnische Element den Verzicht auf ein Land gebieterisch fordere, das trotz seiner polnischen Vergangenheit zu Dreiviertheilen von Nicht-Polen bewohnt war und dessen Behauptung von der großen russischen Nation als Ehrensache angesehen wurde. Um den Preis der Rettung Polens wollte er Polens unhaltbar gewordenen Positionen in Litthauen, Weißrußland und der Ukraine vollständig aufgeben; er glaubte das im Namen des slavischen Gedankens thun zu dürfen und, im Namen des Nationalitätsprincips thun zu müssen, nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß die bloße Namensnennung dieser Provinzen ganz Rußland zum Gegner seines damals von ziemlich zahlreichen Russen gebilligten Programms machen werde. In dem Kampf um das Erbe der Jagellonen war Polen unterlegen, in diesem Kampf hatte es seine besten Kräfte verzehrt, durch diesen Kampf die Feindschaft Rußlands herausgefordert und zu seinem eigenen Verderben den Grund gelegt: es blieb Nichts übrig, als den Schiedsspruch der Geschichte anzuerkennen und sich den ein Mal unwiederruflich gewordenen Thatsachen unterzuordnen. In der Stille mag auch Wielopolski gehofft haben, die geistige Ueberlegenheit des Polenthums werde diese Grenzländer vor dem Geschick vollständiger Russification bewahren und Litthauen werde in ähnlicher Weise ein polnisches Land bleiben, wie Thracien und Macedonien auch nach der römischen Eroberung griechisch geblieben waren (das Verhältniß zwischen Griechen und Römern schwebte ihm als Vorbild künftiger polnisch-russischer Beziehungen vor) — als Politiker wollte er von polnischen Ansprüchen auf außerhalb des Königreichs belegene Theile des russischen Reichs Nichts wissen, sondern vollständigen und unbedingten Verzicht auf dieselben leisten.

---

[1]) Höchst zutreffend bemerkt Wladislaw Mickewicz in seiner „Histoire populaire de Pologne", viele dem Programm Wielopolski's zuneigenden conservativen Großgrundbesitzer hätten sich von dem Marquis zurückgezogen, „weil sie nicht als Mitschuldige der von ihm concedirten Trennung der Geschicke Polens von denjenigen der litthauischen und russinischen Länder erscheinen wollten" (Vgl. a. a. O. p. 582 ff.)

„Das Land wird uns auf diesen Weg nicht folgen," gaben die conservativen Glieder der landwirthschaftlichen Gesellschaft zur Antwort, an welche Wielopolski's Schwager, der als Führer der liberalen Agrarpartei ziemlich einflußreiche Graf Thomas Potocki sich wandte, um ihnen im Februar 1861 das Programm des Marquis vorzulegen. „Das Land *darf* uns auf diesen Weg nicht folgen," fügten die vorgeschrittenen Elemente hinzu, als sie in das Geheimniß der Sache gezogen wurden. Vergebens suchten die aus Krakau herbeigeeilten galizischen Parteiführer zu Gunsten Wielopolski's zu interveniren — schließlich mußten auch sie die Bedenklichkeit eines Verzichtes auf Litthauen einräumen und unverrichteter Sache abziehen.

Darauf hatte man in den Kreisen der Demagogen nur gewartet, um mit einem Plane hervorzutreten, der in der Stille längst gefaßt worden war und der auf nichts Geringeres, als auf die Compromittirung und Heranziehung der landwirthschaftlichen Gesellschaft zur Sache der Bewegung abzielte. Am 25. Februar, dem dreißigsten Jahrestage der ruhmreichen Schlacht von Grochowo hielt die Gesellschaft ihre Schlußsitzung im statthalterlichen Schlosse. Hierher strömte eine Menge wild erregter Menschen, die den Tag über Gottesdienste und Processionen zum Gedächtniß der Gefallenen gehalten hatten, in unwiderstehlichem Andrange — vergebens versuchten die vor dem Schloß aufgestellten Truppen der Menge Einhalt zu thun, — es kam zu Thätlichkeiten und just als die Gesellschaft ihre letzten Resolutionen zu fassen im Begriff war, ließ General Zabolocki die Truppen Feuer geben und klangen das Geschrei der Massen und das Aechzen der Sterbenden zu den Fenstern des Berathungszimmers hinauf. Ein aus mehreren Wunden blutender junger Mensch stürzte in den Saal, — „indessen wir berathen, mordet man die Unsrigen", tönte es aus hundert Kehlen und noch bevor der Präsident Zamoisky die Sitzung geschlossen, stürmte Alles die Treppe hinab auf die Gasse: ein an der Thür des Palais postirter „Unbekannter" aber bürstete jedem der an ihm vorübereilenden Mitglieder der Gesellschaft einen „Trauerrand" an den Kastorhut, um auf solche Weise die Epoche der berühmten, Jahre lang fortdauernden polnischen Landestrauer zu eröffnen.

Während der folgenden Stunden und Tage vollzogen sich die in solchen Fällen üblichen Ereignisse mit strenger Regelmäßigkeit: verschiedene „Satisfaction fordernde" Deputationen stürmten in die Gemächer des rathlosen Statthalters, der Anfangs in Nichts willigen wollte und schließlich Alles, was man verlangte zugab, — d. h. die Truppen und die Polizeimannschaften zurückzog, die Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit einer aus Bürgern und Studirenden bestehenden Wache übertrug und selbst der feierlichen Beerdigung der fünf, natürlich „unschuldigen" Opfer der Katastrophe kein Hinderniß in den Weg legte. Thomas Potocki machte einen letzten Versuch die Führer der landwirthschaftlichen Gesellschaft zu einer Annahme der Wielopolski'schen Adresse zu bestimmen, vermochte aber nicht einmal die vollständige Vorlesung derselben durchzusetzen. Zamoisky's Ausspruch: „Wir haben kein Recht, Etwas zu fordern und *bitten* wollen wir nicht" gab den Ausschlag, verhinderte übrigens nicht, daß eine andere, völlig allgemein gehaltene Adresse angenommen wurde, welcher

ihre Urheber als besonderen Vorzug nachrühmten, daß sie um Nichts speciell bitte, sondern „Alles mit einem Male fordere". — Zwei Tage darauf (Tags vor der Beerdigung der „Opfer") kehrte Wielopolski in seine Landeinsamkeit nach Chroberz zurück. Selbstverständlich hatte er die nach Verwerfung seiner Vorlage beschlossene Adresse nicht unterzeichnet, ebenso selbstverständlich aber war, daß man ihm aus dem Fehlen seines Namens unter diesem Actenstück einen schweren Vorwurf machte.

Die Geschichte der folgenden Ereignisse ist bald erzählt. Durch seine unzeitige Nachgiebigkeit hatte der unglückliche Statthalter sich so vollständig um alle Autorität gebracht, daß die von ihm geleitete Regierung ihre Functionen einzustellen drohte. Wie auf Commando nahmen sämmtliche Adelsmarschälle und verschiedene höhere Beamte polnischer Nationalität den Abschied, — von allen Seiten, selbst aus dem fernen Kiew regnete es Vertrauensadressen an Zamoisky und an den von diesem geleiteten Ausschuß der landwirthschaftlichen Gesellschaft, die sich als Herrin der Lage zu fühlen begann, für die oben erwähnte Adresse nach Tausenden zählenden Unterschriften sammelte und dem rathlosen Fürsten Gortschakow das Versprechen abpreßte, dieses angeblich von den „besten" Männern des Landes gebilligte, nur von Wielopolski nicht unterzeichnete Actenstück Sr. Majestät zu überreichen. Noch beherrschten die von Zamoisky geführten „Weißen" (die Aristokraten) die Lage, — unter dem Eindruck allgemeiner Entmuthigung der Behörden und der wachsenden Frechheit des demonstrirenden Straßenpöbels begannen die „Rothen" aber bereits von dem Terrain Besitz zu nehmen. Alle Welt wußte, daß wenn es in der bisherigen Weise auch nur vier Wochen weiter gehe, die Demagogie gewonnenes Spiel, die Zamoisky'sche Partei das Nachsehen haben werde.

Acht Tage waren seit dem verhängnißvollen 25. Februar 1861 vergangen, als der Generalprocureur des Warschauer Senatsdepartements Enoch, im Cabinet des Statthalters erschien, und demselben ein Memorial über die Lage des Landes und über die noch übrig gebliebenen Mittel zur Rettung desselben überreichte. Enoch bezeichnete die Errichtung einer Hochschule, eine gewisse Theilnahme der Bevölkerung an der Verwaltung, Schutz des polnischen bürgerlichen Rechts und der katholischen Kirche gegen Regierungseingriffe als dringendste Concessionen an die öffentliche Meinung. Nach kurzer Ueberlegung beschloß Gortschakow diese Forderungen zu den seinigen zu machen; am Abend des 2. März sandte er den Staatssecretär Karnicki mit ausführlichen Instructionen nach Petersburg, am Morgen des 3. beschloß er, Herrn Muchanow seiner Stellung zu entheben und noch vor Eingang der Entscheidung des Kaisers mit dem Verfasser der „Lettre d'un gentilhomme polonais au Pce Metternich" wegen Uebernahme der Direction des Unterrichts- und Cultusdepartements in Verhandlung zu treten.

Bereits am 6. März war Wielopolski zur Stelle: als Bedingungen für die Uebernahme des ihm angebotenen Amtes bezeichnete er u. A.: Herstellung eines polnischen Unterrichtsministeriums, Begründung einer Hochschule, eines höchsten Tribunals und eines Staatsraths, Emancipation der Juden, Selbstständigkeit der (seit dem Jahre 1848 unter die Petersburger Generaldirection gestellten) Verwaltung der öffentlichen Wege und Bauten, Aufhebung der Com-

mission zur Verschmelzung des polnischen mit dem russischen bürgerlichen Recht, Errichtung eines Senats für das Königreich und ständischer Vertretungen für die Provinzen desselben, endlich die Aufhebung der landwirthschaftlichen Gesellschaft, an deren Stelle provinziale Vereine treten sollten. — Auf die Stellung, welche Gortschakow zu den einzelnen Punkten dieses Programms einnahm und auf die über dieselben gepflogenen Verhandlungen, lassen wir uns nicht ein: genug, daß am 25. März ein Telegramm des russischen Reichskanzlers an den Warschauer Statthalter einging und daß Wielopolski auf Grund desselben die Leitung der Unterrichts- und Cultusangelegenheiten, einen Sitz in dem neu errichteten polnischen Staatsrath und die Vorbereitung zweier Gesetzentwürfe betreffend die Judenemancipation und betreffend die Agrarreform am 27. März 1861 übernahm. Das entscheidende Telegramm hatte über folgende vom Kaiser gefaßte Entschließungen berichtet.

Es werden bewilligt:

„Die Niedersetzung eines Staatsraths, der das Recht erhält, sich durch Notable, hohe Beamte und katholische Geistliche zu verstärken, Petitionen und Klagen zu untersuchen.

Errichtung einer selbständigen Cultus- und Unterrichtsverwaltung, deren Chef Mitglied des Staatsraths ist.

Allgemeine Schulreform im Princip.

Begründung von Hochschulen (hautes écoles) und namentlich einer Rechtsschule.

Begründung von Provinzial- und Kreisräthen."

Bereits bei Gelegenheit der ersten mit Wielopolski angeknüpften Verhandlungen hatte der Statthalter gegen die von diesem vorgeschlagene Auflösung der landwirthschaftlichen Gesellschaft lebhaft protestirt und dieselbe für unannehmbar, weil mit der öffentlichen Ruhe unvereinbar erklärt. Als der Marquis in die Geschäfte eintrat, war diese von dem St. Petersburger Telegramm unberührt gelassene Frage offen geblieben: ein in diese Zwischenzeit gefallener Vorgang aber hatte Gortschakow's Stellung zur Sache wesentlich verändert. Die landwirthschaftliche Gesellschaft hatte ihre auf die Zukunft des Landvolks bezüglichen, von Niemand geprüften, geschweige denn bestätigten Resolutionen durch Vermittelung ihrer zahlreichen correspondirenden Mitglieder und einer Anzahl ergebener Geistlicher den Bauern feierlich publiciren lassen, die Regierung dabei vollständig ignorirt und auf solche Weise eine bodenlose, unter den gegebenen Umständen doppelt gefährliche Erregung der Gemüther hervorgerufen. Das gab den Ausschlag: bereits in einer am 2. April dem Klerus gehaltenen feierlichen Ansprache kündigte Wielopolski an, daß er „keine Regierung neben der Regierung Sr. Majestät" dulden werde und drei Tage später (am 5. April 1861) wurde auf Grund eines vom Staatsrathe gefaßten, von dem Statthalter bestätigten Beschlusses die landwirthschaftliche Gesellschaft „wegen ihrer statutenwidrigen und mit der Lage des Landes unvereinbaren Haltung" für aufgelöst erklärt.

Die Folgen dieser Maßregel ließen nicht lange auf sich warten. Mit den Pöbelscenen, welche während des 6. und 7. April die Straßen Warschau's bewegten, wurde man nach verhältnißmäßig kurzem Kampfe fertig, — die Oppo-

sition der von Zamoisky geführten Adelspartei gegen die neue Verwaltung aber wurde seit dem 5. April zu einer unübersteiglichen Schwierigkeit; die „landwirthschaftliche Gesellschaft" bestand als wohlorganisirte „Partei der Weißen" thatsächlich fort, nur daß sie ihres privaten Charakters wegen uncontrollirbar geworden war. Vergebens suchte Wielopolski seinen Gegner und Rivalen dadurch zu entwaffnen, daß er diesen selbst und sämmtliche Mitglieder des Ausschusses der aufgelösten Gesellschaft in das Behufs Vorbereitung der Agrarreform gebildete Comité berief und daß Zamoisky außerdem ein Platz im Staatsrath angeboten wurde. Der Graf lehnte alle ihm gemachten Anerbietungen verächtlich ab und haftete dadurch den neuen Institutionen und dem Urheber derselben ein Odium an, das sich nicht mehr überwinden ließ [1]). Hinter dem von dem Führer des Adels gegebenen Beispiel glaubte nunmehr auch die Geistlichkeit nicht zurückbleiben zu dürfen. In seiner Antrittsrede hatte Wielopolski auf die Nothwendigkeit streng gesetzlicher Haltung der Geistlichkeit und ausgedehnter Toleranz derselben gegen die übrigen seiner Fürsorge unterstellten kirchlichen Verbände hingewiesen, in einer vom 22. April datirten Circularanweisung an die Bischöfe, vor dem Absingen revolutionärer Hymnen in den Kirchen gewarnt. Gegen diese ersten Kundgebungen des neuen Directors der Cultusverwaltung glaubte der Klerus Warschau's feierlich protestiren zu müssen; der Erzbischof Fialkowski übergab dem Marquis ein (wenig später in entstellter Form von dem Krakauer Czas publicirtes) Actenstück, welches den der Geistlichkeit ertheilten Rath, sich der Toleranz zu befleißigen und die Gesetze zu beobachten, als gegenstandslos und beleidigend zurückwies, — die Publication des Circularbefehls wegen der Absingung revolutionärer Hymnen wurde von mehreren der hervorragendsten Kirchenfürsten ohne Weiteres verweigert. — Der von den beiden maßgebenden Ständen angeschlagene Ton wurde alsbald von dem gesammten Lande, insbesondere von der Presse und von der Jugend desselben nachgeahmt, die zu Wielopolski's Bemühungen für die Wiederherstellung der Warschauer Hochschule die Achsel zuckte, mit beständig zunehmendem Eifer an Demonstrationen und Processionen Theil nahm und die von den Rothen ausgegebenen Schlagworte gedankenlos nachsprach. Daß der Marquis ein paar ihm besonders feindlichen Organen der polnischen Presse des Auslandes den Postdebit entziehen ließ, gereichten seiner Sache zu ungleich größerem Schaden als derjenigen dieser Blätter und sorgte für das beständige Wachsthum seiner Unpopularität. In demselben Maß, in welchem diese zunahm, gingen Ansehen und Autorität der

[1]) Höchst bezeichnend für die Unverwüstlichkeit der russischen büreaukratischen Gewöhnung an Willkür und Ungesetzlichkeit ist die Thatsache, daß der im Uebrigen milde und wohlmeinende Statthalter unter dem ersten Eindruck der von Zamoisky ausgesprochenen Ablehnung, im Kreise seiner Vertrauten die Absicht äußerte, den Grafen seiner Widerspenstigkeit wegen nach Wjätka schicken zu lassen. Diese Aeußerung machte alsbald die Runde durch Warschau, während Niemand davon Act nahm, daß Wielopolski die Unzulässigkeit dieser „mésure arbitraire" in einem ausführlichen, vom 22. April datirten Memorial nachgewiesen und den Statthalter nicht nur zum Verzicht auf seine thörichte Absicht, sondern zu dem Entschluß bestimmt hatte, Zamoisky bei passender Gelegenheit die Vicepräsidentschaft des Staatsraths anzubieten. — Das Wielopolski'sche Memorial ist in dem Lisicki'schen Buche wörtlich mitgetheilt. (Vgl. a. a. O. Bd. II, p. 182—184.)

von dem hoffnungslos dahinsiechenden Gortschakow repräsentirten Regierung zurück: schon um die Mitte des Maimonats (1861) ließ eine vollständige Paralysirung derselben sich absehen.

So lagen die Dinge, als Gortschakow am 30. Mai (kurz vor Abschluß der von Wielopolski in Angriff genommenen legislativen Arbeiten) verstarb und Warschau durch die Nachricht überrascht wurde, Se. Majestät habe geruht, keinen geringeren als ihren Kriegsminister, den General Suchazonnet in Gnaden zum Statthalter des Königreichs zu ernennen. Ueber die Bedeutung dieser Maßregel war man in Warschau, wo der General mehrere Jahre lang als Artilleriechef gewaltet hatte, keinen Augenblick im Zweifel: man hatte den unfähigen alten Polterer aus dem Kriegsministerium entfernen wollen und ihn nach Warschau geschickt, weil die Stellung eines kaiserlichen Statthalters die einzige war, welche einem Manne seines Ranges mit einigem Anstande angeboten werden konnte. Daß diese Stellung zur Zeit die schwierigste, wichtigste und verantwortlichste war, die es überhaupt geben konnte, war in dem Vaterlande bureaukratischer Gedankenlosigkeit und Frivolität übersehen worden! — Was daran fehlte, die Warschauer Verwirrung zu einer vollständigen zu machen, die von Wielopolski angebahnten Verständigungsversuche zu ersticken und das Land an die Radicalen auszuliefern, schien der alte „Sesostris" (so hieß Suchazonnet in der Warschauer Gesellschaft) so rasch wie möglich fertig bringen zu wollen. Er verbrachte seine Zeit damit, Leute, die vor ihm den Hut nicht zogen, „gesetzlich verbotene" Bärte oder nationale Schnürröcke trugen, verhaften zu lassen, — die regelmäßigen Gerichte des Landes durch Militärcommissionen zu ersetzen, polizeiliche Contraventionen wie Staatsverbrechen zu behandeln, sich in Censurangelegenheiten zu mischen, deren Entscheidung allein dem Marquis zustand, und die in Warschau garnisonirenden Truppen durch tagelange Cantonnements auf offener Gasse in Verzweifelung zu bringen. — Nachdem Wielopolski vergebliche Versuche gemacht hatte, den Alten zur Raison zu bringen und auf eine Prüfung seiner längst der Erledigung harrenden Gesetzentwürfe betreffend die Cultusverwaltung, das Unterrichtswesen und die Judenemancipation hinzuwirken, erbat er am 26. Juli den Abschied und sandte er seinen ältesten Sohn nach St. Petersburg, um auf eine beschleunigte Gewährung derselben hinzuwirken.

Dieses drastische Mittel wirkte: Suchazonnet wurde der Statthalterschaft, die er kaum drei Monate lang inne gehabt, enthoben, zu seinem Nachfolger ein als polenfreundlich bekannter General katholischen Bekenntnisses, Graf Lambert ernannt und Wielopolski in aller Form ersucht, seine Functionen weiterzuführen.

Lambert war ein wohlmeinender, gebildeter und liebenswürdiger Herr, dessen Erscheinen in Warschau den günstigsten Eindruck machte: Schade nur, daß der Graf von den Eigenschaften, deren es zur Bewältigung der ihm zugefallenen, durch das Verhalten seines Vorgängers doppelt schwierig gewordenen Aufgabe bedurfte, keine einzige besaß. Von dem Wesen einer bürgerlichen Verwaltung hatte er ebenso wenig eine Vorstellung wie von der Beschaffenheit und Natur des Landes, dessen Bürger er mit ihrer Regierung versöhnen sollte. Man kannte ihn als schwach und haltungslos, und hatte ihm aus diesem Grunde in der Person des General Gerstenzweig einen Adlatus beizugeben für nothwendig gehalten; endlich

war der neue Statthalter in so hohem Grade brustkrank, daß er keiner Art von ernsthafter Beschäftigung gewachsen zu sein schien[1]). Sein Regiment dauerte wenig länger als zwei Monate und war eigentlich nur durch zwei Vorgänge denkwürdig: durch die in Veranlassung der Vorgänge von Horodlo erfolgte Verkündigung des Belagerungszustandes im gesammten Königreich (14. October) und durch die Schließung sämmtlicher Kirchen der Hauptstadt, welche der Administrator der Warschauer Diöcese am 15. October aussprach, als die zum Schauplatz einer Kosziuskofeier gewordene Bernhardiner Kirche militärisch besetzt worden war. Am Abend des nämlichen Tages erschoß sich General Gerstenzweig, nachdem er mit dem Statthalter eine heftige Auseinandersetzung gehabt hatte und wurde dieser von einem Blutsturz niedergeworfen[2]). Eine Verwirrung, wie sie noch nicht dagewesen, ergriff alle Schichten der Bevölkerung. Während der kranke Statthalter den Klerus abwechselnd durch Drohungen und durch Bitten zur Wiedereröffnung der Kirchen zu bestimmen suchte, erklärten fast alle angeseheneren Mitglieder des Staatsraths und zahlreiche Bezirksräthe, daß sie ihre, durch den Belagerungszustand ohnehin gegenstandslos gewordenen Functionen niederlegen und die Stadt verlassen wollten, aus welcher Sicherheit und Vernunft für immer geschwunden zu sein schienen; am 23. October nahm auch Lambert den Abschied, nachdem er Wielopolski beschworen hatte, sein Amt als Chef des Cultus- und Unterrichtswesens, die ad interim übernommenen Verwaltungen der Justiz und der inneren Angelegenheiten und die Vicepräsidentschaft im Staatsrath „aus Hingebung gegen den Monarchen und das Land" wenigstens bis auf Weiteres fortzuführen.

Der Marquis konnte sich dieser peinlichen Pflicht nicht entziehen, so lange der abermals von ihm erbetene Abschied nicht bewilligt worden war — dauernd weiter zu fungiren, hielt er für unmöglich. In Mitten der vorschreitenden Insurrection und der Zersetzung aller staatlichen und gesellschaftlichen Organisation hatte er an der Hoffnung festgehalten, seine in Gemäßheit der kaiserlichen Entschließung vom 27. März ausgearbeiteten Gesetzentwürfe angenommen zu sehen und mit Hilfe dieser das Vertrauen seiner Landsleute wieder zu gewinnen. Da Lambert ihm beim Abschied gesagt hatte, daß ein neuer Statthalter noch nicht gefunden sei und daß der auf der Rückreise aus Deutschland in Warschau eingetroffene Suchazonnet die Functionen eines solchen wenigstens interimistisch übernehmen werde, sah er auch diese Hoffnung schwinden: er bestand darum auf seinem Entlassungsgesuch, indem er hinzufügte, daß sein ferneres Verbleiben im Amte höchstens unter der Bedingung einer vollständigen Trennung der militärischen von der bürgerlichen Verwaltung des Landes möglich sein würde. — Noch bevor eine Antwort erfolgt war, gerieth er mit Suchazonnet in einen Conflict, der zu einem vollständigen und öffentlichen Bruch führte. Der Statthalter nahm an der Thatsache, daß Wielopolski die Skizzen seiner Gesetzentwürfe

[1]) In den Petersburger Salons wurde erzählt, der sarkastische Marquis habe den „lieutenant du royaume" — une excellente femme pour un lieutenant aux gardes genannt. Lisicki berichtet, daß W. den unschlüssigen Grafen gewöhnlich „seinen Hamlet" genannt habe.

[2]) Ob (wie vielfach behauptet worden) zwischen Lambert und Gerstenzweig ein Duell stattgefunden, ist nie aufgeklärt worden.

in seinem amtlichen Organ veröffentlicht hatte, zu der Erklärung Veranlassung, daß er dieses Blatt von sich aus censiren und die Wielopolski'sche Publication officiell dementiren lassen werde. Gleichzeitig ging ein Courier des Statthalters nach St. Petersburg ab, um eine Anklage gegen den „rebellischen" Marquis an den Kaiser zu befördern und wurde dem Sohne Wielopolski's, den der Vater zur Vertheidigung seiner Sache an den Hof senden wollte, die Abreise aus Warschau untersagt. Auf seine Eigenschaft als kaiserlicher Kammerherr pochend, reiste Sigesmund Wielopolski dennoch ab, — der Marquis aber beschränkte sich auf die Erfüllung seiner nächsten Obliegenheiten, indem er den Sitzungen des Staatsraths fern blieb.

Während der folgenden Tage genoß Wielopolski zum ersten Male in seinem Leben einer gewissen Popularität: die Kunde von seinem Bruch mit dem verhaßten Statthalter hatte auf die Warschauer Bevölkerung einen außerordentlich günstigen Eindruck gemacht. Am 1. November (1861) traf eine Depesche ein, die ihn nach Petersburg berief, ohne daß die Absicht dieser Berufung näher bezeichnet worden war. Zwei Tage später eilte er der Hauptstadt des Nordens in Begleitung seines zweiten Sohnes entgegen — die Mitnahme zweier seiner vertrautesten Beamten war ihm von Suchazonnet verweigert worden. Einem Freunde aber, der ihn vor freiwilligem Betreten der Höhle des Löwen gewarnt, hatte der Marquis in deutscher Sprache die spöttische Antwort gegeben:

„Wo solch' ein Köpfchen keinen Ausgang sieht
Stellt es sich gleich das Ende vor."

4.

Wielopolski war nie in seinem Leben in St. Petersburg gewesen, — ohne irgend welche Verbindung mit den leitenden Kreisen dieser Stadt, — ohne Kenntniß der russischen Hof- und Amtsverhältnisse, — ohne „Rang" und dazu der russischen Sprache vollständig unkundig. Von den noch immer zahlreichen Anhängern des alten Regimes gehaßt, von der „liberalen" jüngeren Generation entweder gar nicht, oder lediglich als Verfasser der „Lettre" gekannt und demgemäß falsch beurtheilt, entbehrte er jedes festen Stützpunkts; weder wußte er was man in Petersburg von ihm erwarte, noch was er von Petersburg zu erwarten habe. Daß er in eine Welt unlösbarer Widersprüche gerathen sei, wurde dem Marquis bereits nach den ersten Schritten, die er in dieselbe gethan hatte, klar. Von dem Kaiser gnädig empfangen, von dem Vicekanzler, Fürsten Gortschakow darüber unterrichtet, daß man ihn nicht zur Verantwortung ziehen, sondern im Gegentheil seinen Rath einholen wolle, von dem Grafen Nesselrode, dem ehemaligen Botschafter Meyendorf und einigen anderen hochgestellten Personen voller Zustimmung zu seinen Plänen versichert, begann er für die Zukunft seines Vaterlandes neuen Muth zu fassen, als man ihm aus Warschau meldete, daß die von ihm ausgearbeiteten Gesetzentwürfe betreffend das höhere Unterrichtswesen und die Ablösung der bäuerlichen Lasten durch andere ersetzt werden sollten, daß man im Begriff sei den Administrator der Warschauer Diöcese standrechtlich zum Tode zu verurtheilen und daß der zum Nachfolger Suchazonnet's ernannte General Lüders lediglich mit strengster Handhabung des Belagerungs-

zustandes beschäftigt sei. Diese Nachrichten bestärkten ihn in der Absicht, auf seinem Abschiedsgesuch zu bestehen: wider Erwarten nahm der Kaiser dasselbe sofort an und abermals wider Erwarten wurde W. in Anerkennung seiner Verdienste mit dem Großkreuz des (ursprünglich polnischen) Ordens vom Weißen Adler decorirt, zum Mitgliede des polnischen Staatsraths ernannt und eingeladen „zum Behuf der Theilnahme an den bevorstehenden legislativen Arbeiten" in St. Petersburg zu bleiben. Wielopolski nahm an diesen Auszeichnungen Veranlassung, die Wiederbesetzung des erledigten Warschauer Erzbisthums dringend anzurathen. Man folgte seinem Rath, — verwarf indessen die von ihm vorgeschlagenen Candidaten. Während alle Warschauer Nachrichten darin übereinstimmten, daß Lüders die alte Paskewitsch'sche Willkürwirthschaft wiederherzustellen bemüht sei, daß er eine Anzahl kurz zuvor entlassener, übel berüchtigter Beamten reactivirt, und die polnische Staatskasse mit Ausgaben für Gefängniß- und Spionagezwecke überlastet habe, daß die durch die Agrarreform ohnehin aufgeregten Bauern systematisch gegen ihre Herren aufgewiegelt, die städtischen Massen durch brutale Maßregelungen dem Radicalismus in die Arme getrieben würden, — entschloß man sich in St. Petersburg zu einem Zugeständniß an die Selbständigkeit des Königreichs, das Wielopolski's kühnste Hoffnungen übertraf, das unter anderen Umständen den größten Enthusiasmus erregt hätte, jetzt aber vollständig wirkungslos blieb: gleichzeitig mit der Commission „zur Annäherung des polnischen an das russische bürgerliche Recht" wurde das „Reichsraths-Departement für die Angelegenheiten des Königreichs Polen" aufgehoben und dadurch in thesi eine Grenzlinie zwischen polnischer und russischer Gesetzgebung gezogen.

In dem nämlichen Stil unauflöslicher innerer und äußerer Widersprüche ging es fort. Auf die Aufhebung des Reichsraths-Departements für polnische Angelegenheiten folgte eine Periode, während welcher man in den maßgebenden Kreisen von andern als Gewaltmaßregeln gegen das unglückliche Land nichts wissen wollte. Wochen vergingen, ohne daß von den legislativen Maßregeln, zu denen man Wielopolski's Beistand angerufen hatte, auch nur die Rede war. Man lud den „interessanten" aber „rangloſen" Polen (der sich, als der diensthuende Hofmarschall ihm bei einer Empfangsfeierlichkeit keinen Platz hatte anweisen können, ohne Weiteres in die Reihe der fremden Diplomaten gestellt hatte) zu allen möglichen Hoffesten ein, — man stellte ihn aller Welt vor, — man überhäufte ihn mit Höflichkeiten und Auszeichnungen, — Kaiser und Kaiserin würdigten ihn bei verschiedenen Gelegenheiten längerer Unterredungen, die u. A. auch die Dringlichkeit der polnischen Angelegenheiten zum Gegenstande hatte, — geschäftlich kam der Marquis um keinen Schritt weiter. Um seine Zeit nicht vollständig zu verlieren, suchte der sonst so schwerfällige und ungesellige Mann gesellschaftliche Verbindungen anzuknüpfen, die ihm von Nutzen sein konnten. Er ließ sich's gefallen in die intimen Cirkel der Großfürstin Helene gezogen zu werden und an den „geistreichen", aber im Grunde völlig unfruchtbaren Abendgesellschaften dieser Dame Theil zu nehmen, — er, der Beziehungen zur Diplomatie, insbesondere der westmächtlichen, grundsätzlich aus dem Wege ging, trat mit Lord Napier und dem französischen Botschafter Four-

nier in freundschaftliche Beziehungen, die auf ein vernünftiges Verhalten der in London und Paris lebenden polnischen Emigranten hinwirken sollten, ja er verschmähte es nicht, mit der durch ihren panslavistischen Eifer bekannten Gräfin Bludow (der Tochter des Reichsraths-Präsidenten) freundliche Worte und gespreizte Billets zu wechseln und mit diesem Blaustrumpf über eine Annäherung der beiden großen, durch das „Germanenthum" gemeinsam bedrohten slavischen Racen zu philosophiren. — Darüber vergingen Wochen und Monate, die bei richtiger Benutzung der Sache der Pacification Polens die größten Dienste hätten leisten können. Obgleich die radicale Revolutionspartei den Belagerungszustand trefflich auszunutzen und unaufhaltsame Fortschritte zu machen wußte, fehlte es weder in Warschau, noch in den — verhältnißmäßig zurechnungsfähig gebliebenen — Provinzen noch immer nicht an Leuten, welche die Bedenklichkeit der Lage erkannten und dringend wünschten, aus dem Druck des Terrorismus herauszukommen, der einerseits von dem säbelklirrenden Statthalter, andererseits von den in der Stille conspirirenden Sendlingen der demokratischen Emigration geübt wurde. Wo man überhaupt noch dachte, hatte man längst die Empfindung, daß wenn durch Reformen und Zugeständnisse der gewaltsamen Erhebung überhaupt noch vorgebeugt werden solle, sofort zugegriffen werden müsse, — Wielopolski's bezügliche Mahnungen wurden durch die aus Warschau einlaufenden Nachrichten alltäglich bestätigt, — an der entscheidenden Stelle aber schien man blind und taub zu sein. Die einzigen Angelegenheiten, mit denen man sich gelegentlich beschäftigte und bei welchen man gelegentlich Wielopolski's Rath einholte, waren die kirchlichen, — weiter zu kommen war aber auch mit diesen nicht, weil es an jedem festen Entschluß, an jedem Plane für das, was man thun und lassen wollte, fehlte. Nicht einmal die Nothwendigkeit, die Inthronisirung des neu ernannten Erzbischofs Felinski bis zur Aufhebung des Belagerungszustandes zu verschieben und dadurch neuen Conflicten zwischen der kirchlichen und der militärischen Autorität zuvorzukommen, vermochte den Marquis bei den Alles besser wissenden und doch der elementarsten Kenntniß der Verhältnisse entbehrenden Bureaukraten zur Anerkennung zu bringen. — Da regierungsseitig kein Finger zur Erledigung der immer brennender werdenden Verwaltungsfragen gerührt wurde, beschloß Wielopolski von sich die Initiative aus zu ergreifen. Er arbeitete ein ausführliches Memorial aus, in welchem er den Nachweis führte, daß die Fortdauer des am 14. Oct. 1861 über das gesammte Königreich verhängten Belagerungszustandes zwar für Warschau und einige andere größere Städte nothwendig, für die kleineren Städte und das flache Land dagegen überflüssig und geradezu schädlich sei. Als Haupturſache der in der polnischen Hauptstadt obwaltenden Erregung seien die vieljährige Willkürherrschaft der Militärbehörden und die durch Jahre fortgesetzte Spannung auf Reformmaßregeln anzusehen. Sobald diese erlassen worden, werde an die Beseitigung des Belagerungszustandes gedacht werden können. Als dringendste Maßregeln wurden bezeichnet: die Herstellung einer von den Militärautoritäten unabhängigen, von einem Polen geleiteten Civil-Oberverwaltung, — Neubesetzung der Verwaltungsbehörden und gesetzliche Regelung der Strafrechtspflege, — Aussetzung der Provinzial- und Bezirkswahlen bis zu der Umgestaltung des Be-

amtenpersonals, endlich beschleunigte Entscheidung über die seit Monaten beendeten legislativen Vorlagen, deren fernere formale Behandlung noch immer zweifelhaft sei. — Eine Antwort auf diese Anträge war ebensowenig zu erlangen, wie eine Festsetzung des Termins für den Beginn der Gesetzgebungsarbeiten. Dagegen hieß es Se. Majestät lege auf das fernere Verweilen des Marquis in der Residenz den höchsten Werth und sehe in demselben ein Unterpfand für die glückliche Lösung der zu besiegenden Schwierigkeiten.

Mit der ihm eigenthümlichen Zähigkeit harrte Wielopolski noch weiter aus; daß er sich über die Zukunft seiner Bestrebungen noch Illusionen machen konnte, erscheint um so merkwürdiger, als ein im April (1862) Warschau abgestatteter kurzer Besuch (er hatte seinen Gesetzentwurf betreffend die Ablösung der bäuerlichen Lasten vor dem polnischen Staatsrath zu vertheidigen) ihn darüber hätte belehren müssen, daß die radicale Partei während der verflossenen Wintermonate neue Erfolge erzielt und das Gelingen seines Programms, — auch wenn es in Petersburg angenommen werden sollte, — im Voraus unmöglich gemacht hatte. Nichtsdestoweniger kehrte er nach Petersburg zurück, wo im Anfang des Maimonats, — d. h. ein halbes Jahr nach seiner Berufung an den kaiserlichen Hof — die Verhandlungen über seine Entwürfe endlich in Fluß kamen. Das Gesetz betreffend die Ablösung der bäuerlichen Lasten, war von einer endlosen Reihe von Comité's geprüft worden und schien der Bestätigung entgegen zu gehen, als abermals ein Zwischenfall eintrat. Auf Betrieb einer Wielopolski feindlichen bureaukratischen Clique war der als Todfeind des Adels und der polnischen Autonomie bekannte Hauptmitarbeiter an dem russischen Emancipationsgesetz, der Staatssecretär Nicolaus Miljutin aus dem Auslande herbeigeholt worden, um das polnische Ablösungsgesetz seinerseits zu prüfen und, wenn irgend möglich, zu Fall zu bringen. Mit Hilfe des die Warschauer Statthalterschaft ambirenden Großfürsten Constantin wurde diese Klippe glücklich umschifft, — alsbald aber stand man vor einer neuen Schwierigkeit: die anscheinend auf dem besten Wege begriffenen u. A. die Absendung eines päpstlichen Nuntius nach St. Petersburg betreffenden Verhandlungen zwischen dem kaiserlichen Cabinet und der römischen Curie wurden zu Folge der Entdeckung einer mit Umgehung der russischen Behörden gepflogenen Correspondenz zwischen dem Papste, dem Bischof von Wilna und dem Warschauer Erzbischof abgebrochen; die Curie ließ den für das Versöhnungswerk gewonnenen Erzbischof Felinski im Stich und entschied dadurch den Uebertritt des polnischen Klerus in das revolutionäre Lager.

Wielopolski gab seine Sache auch jetzt nicht verloren. Obgleich die Lage des unglücklichen, von seinen Landsleuten als Russenfreund, von den Warschauer Behörden als Rebellen behandelten Felinski eine völlig verzweifelte geworden war, versprach er das Einvernehmen zwischen diesem und der Regierung wiederherzustellen, sobald er nach Warschau zurückgekehrt sei. — Dieses Versprechen machte den gehörigen Eindruck. Anfang Juni entschloß der Kaiser sich, seinen Bruder, den Großfürsten Constantin zum Statthalter, Wielopolski zum Chef der Civilverwaltung Polens zu machen. Die von dem Marquis ausgearbeiteten Gesetzentwürfe erhielten sämmtlich die kaiserliche Bestätigung (mehrere derselben scheinen nicht ein Mal geprüft worden zu sein), die Warschauer Regierungs-Commissionen

(Ministerien) wurden durch Polen oder der polnischen Sache günstige Personen besetzt, die Provinzial- und Kreisräthe sollten mit thunlichster Beschleunigung ihre Functionen aufnehmen. Am 14. Juni reiste der beglückte „Chef der Civilverwaltung Polens und Vice-Präsident des polnischen Staatsraths" nach Warschau ab; der Großfürst sollte in einigen Tagen folgen.

Mit der Abreise von St. Petersburg schließt der für die Absicht der vorliegenden Erörterungen in Betracht kommende Theil von Alexander Wielopolski-Gonzaga-Myszkowski's Lebensgang. Die Geschichte seiner unglücklichen, ein Jahr und elf Tage umfassenden Verwaltung des Königreichs Polen ist aus den Eingangs dieser Blätter genannten Schriften bekannt und demgemäß auch von seinem Biographen nur summarisch erzählt worden. Während des Frühjahrs 1862 hatte die Revolutionspartei den ihr von einem Theil der Weißen geleisteten Widerstand gebrochen und das Heft so vollständig in die Hände bekommen, daß Niemand zu Gunsten des neuen Civil-Oberverwalters die Hand zu erheben wagte, daß Wielopolski's Versuche, Leute von Ansehen und populärem Gewicht zum Eintritt in den Staatsrath oder zur Uebernahme amtlicher Stellungen zu bestimmen, scheiterten, daß selbst der durch ihn eingesetzte Erzbischof Felinski mit seinem Protector zu brechen für nothwendig hielt und daß die Dolche der Verschwörer sich bereits während der ersten Wochen der neuen Verwaltung gegen die Brust des Mannes richteten, der das Wagstück einer Aussöhnung zwischen Russen und Polen unternommen hatte. Den Todesstoß gab Wielopolski seiner Sache, als er zum Zweck der Befreiung Warschau's von dem Terrorismus der Rothen die gewaltsame Recrutenaushebung vom 15. Januar 1863 decretirte und dadurch das Signal zum Ausbruch des längst vorbereiteten bewaffneten Aufstandes gab. Die qualvollen fünf Monate, die er noch ferner auf seinem verlornen Posten zubrachte, sind nicht ohne Grund als Belege dafür angesehen worden, daß die Festigkeit seines Charakters mit einem unbelehrbaren Eigensinn gepaart war, den zu brechen seine Freunde sich vergeblich bemüht hatten. Thatsächlich waren die Geschicke Polens bereits entschieden, als die Weißen zur Sache der Revolution übertraten und als der anerkannte Führer der aristokratischen Emigrantenpartei, Fürst Wladislaw Czartoriski in Paris, die Würde eines „General-Bevollmächtigten der polnischen National-Regierung für das Ausland" annahm. — Ueber des Marquis' persönliche Geschicke sei noch berichtet, daß derselbe, nachdem er am 25. Juni 1863 den erbetenen Abschied erhalten, auf einige Wochen nach Rügen ging und von dort nach Dresden übersiedelte, wo er, von aller Welt zurückgezogen und für Niemand zugänglich, bis zum 29. Decbr. 1877 lebte. Nur ein Mal, im Sommer 1864 ging er nach Berlin, um von dem Großfürsten Constantin und dem Kaiser Alexander II. einen letzten Abschied zu nehmen. Damals hat der unglückliche Monarch ihm das historisch gewordene „Nous avons été vaincus Marquis, nous avons été vaincus" gesagt. — Sein Geschick trug Wielopolski mit christlicher Ergebung und zugleich mit klarer Einsicht in die völlige Aussichtslosigkeit des Unternehmens, an welches er sein Leben gesetzt hatte. Er fühlte sich so vollständig besiegt, daß er einem Bildhauer, der seine Büste modelliren wollte, zur Antwort gab, „daß ein Anführer, der den Feldzug verloren, das Recht verwirkt habe, seine Züge auf die Nachwelt

zu bringen" und daß er seine Papiere und Briefschaften absichtlich nicht ordnete. Den festen, unerschrockenen Sinn, der ihm eigen gewesen, wußte er auch in den Tagen schwerster Prüfung zu bewahren. Als er die Nachricht von der direct auf den Ruin des Adels abzielenden Tscherkasski'schen Agrar-Reform erhielt und sein Vermögen verloren geben zu müssen glaubte, sprach der im zweiundsechzigsten Lebensjahre stehende, früh zum Greise gewordene ehemalige Civil-Oberverwalter des Königreichs Polen die Absicht aus, sich als Buchhändler in Breslau niederzulassen! Die Rolle eines professionellen Emigranten hatte er Zeit seines Lebens für mit seiner Würde unvereinbar angesehen und an die Annahme einer russischen Pension zu denken, verbot ihm der Stolz des polnischen Edelmanns alter Schule.

Bevor wir die sich aus dem Lebensgang dieses merkwürdigen Menschen ergebenden Schlußfolgerungen für die Zukunft polnisch-russischer Aussöhnungsversuche ziehen, wird nothwendig sein, die einzelnen Phasen von Wielopolski's politischer Thätigkeit die Grundgedanken derselben summarischer Betrachtung zu unterziehen.

In allen entscheidenden Punkten stellt Wielopolski's Programm sich als Ergebniß der Erfahrungen dar, welche der Theilnehmer an der polnischen Revolution von 1830 mit dieser Revolution gemacht hatte. Mit gutem Grunde sah er den auf den Erlaß der Verfassung von 1815 folgenden Zeitabschnitt für das glücklichste Capitel in der neueren Geschichte seines Vaterlandes, die Erhebung vom 29. November 1830 für die Quelle aller Leiden desselben, die Beseitigung der äußeren und inneren Gründe, welche zu dieser Erhebung geführt hatten, für die Bedingung einer Wiederherstellung des polnischen Namens an. Polens Errungenschaften von 1815 waren zu Scheiter gegangen, weil die Bürger dieses Landes das Verhältniß ihres Stammes zu dem russischen ebenso falsch beurtheilt hatten wie die Natur ihrer Beziehungen zu den Staaten des westlichen Europa, und weil sie das Geschick ihres Landes an dasjenige der Revolution geknüpft hatten. Die Partei der Erhebung von 1830 war die Partei urtheilslosen Cultus des Franzosenthums und der aus Frankreich importirten revolutionären Ideen gewesen; aus Schwäche gegen diese Partei, aus Popularitätssucht und aus instinctivem, mit thörichten Erinnerungen an die alte Größe der königl. Republik gepaartem Russenhaß hatte die polnische Aristokratie einen Aufstand mitgemacht, den sie innerlich verurtheilte und den sie verurtheilen *mußte*, weil derselbe gegen eine Herrschaft gerichtet war, welche Polen glimpflicher und schonender behandelt hatte, als von Seiten der übrigen Theilungsmächte geschehen war; den an und für sich reparablen Bruch hatte man durch die Forderung einer Wiederherstellung der polnisch-litthauischen Union zu einem irreparablen gemacht, — endlich in thörichtem und völlig unmotivirtem Vertrauen auf den Beistand der Westmächte die Rettungsbrücken abgebrochen, welche durch die Amnestieanerbietung und vor Allem durch Paskewitsch's Bedingungen vom 4. September 1831 [1]) geschlagen worden waren. — Aus der Erfahrung von 1846 hatte Wielo-

[1]) Vgl. den ersten dieser Artikel Bd. VII, H. 7, p. 53.

polski schließlich die Folgerung ziehen zu müssen geglaubt, daß für die polnische Sache auch von Oesterreich unter keinen Umständen Etwas zu hoffen sei, und das diesen Staat beherrschende deutsche Element der gefährlichste aller Feinde des Polenthums sei.

Die von Wielopolski auf Grund dieser Erfahrungen gepredigte Theorie von der Nothwendigkeit einer Versöhnung Polens mit Rußland und eines Anschlusses an Rußland trug ursprünglich einen rein politischen Charakter — erst im Laufe der Zeit, im Eifer des Gefechts und in Anbequemung an gewisse, in der russischen Gesellschaft herrschende Vorstellungen, redete der Mann, der seinem Wesen nach jeder Zoll Pole, Aristokrat und Katholik war, sich in einen gewissen, immerdar die Symptome der Künstlichkeit und inneren Unwahrheit an sich tragenden Panslavismus hinein. In Polen selbst hat man das sehr genau gewußt; auch Wielopolski's entschiedenste und eifrigste Gegner räumten in der Stille ein, daß der Panslavismus des Marquis mit dem Ding, das sonst Panslavismus heißt, eine nur sehr entfernte Aehnlichkeit habe. Wenn Wielopolski in seiner „Lettre", in dem (wie es scheint auch seinem Biographen unbekannt gebliebenen) Brief an den Fürsten M. D. Gortschakow [1]) und in seiner Correspondenz mit der Bludow das Germanenthum als gefährlichsten Feind des Slavismus bezeichnete und von einer „gewissen Gemeinsamkeit" zwischen Polen und Russen sprach, so war das gewiß ernst gemeint — an eine Fusion *sämmtlicher* slavischer Stämme und an einen slavischen Völkersturm gegen die westeuropäische Civilisation hat er nie gedacht, nie von einem solchen geredet. *Wenn* er (was an und für sich zweifelhaft erscheint) mehr als einen Friedensschluß zwischen Rußland und dem *Königreich* Polen im Auge gehabt und nach einer allgemeineren Formel für denselben gesucht hat, so mag ihm dabei *der* Gedanke vorgeschwebt haben, den einer seiner entschiedensten Gegner, Wladislaw Mickewicz, in den nachfolgenden Satz zusammengefaßt hat. „Wielopolski meinte Polen müsse scheinbar auf seine Selbständigkeit verzichten, um Rußlands Vertrauen zu gewinnen; durch ihre höhere Bildung und Entwickelung würden die Polen dann in ähnlicher Weise das Uebergewicht über die Russen gewinnen, wie die Griechen es den Römern gegenüber gethan [2])." — Wielopolski war eine so ausgesprochen realistische Natur und so ausschließlich mit dem *einen* Gedanken der Wiederherstellung des Königreichs von 1815 beschäftigt, daß Gedanken an Staatenbildungen und Umwälzungen der Zukunft ihm durchaus fern lagen, und daß zwischen ihm und den russischen Panslavisten, die er in sein Interesse zu ziehen versuchte, eine unübersteigbare und unausfüllbare Kluft lag. Schon der demokratische Charakter dieser Partei schloß jede Verständigung mit ihm, dem eingefleischten Aristokraten, aus. Die panslavistischen Velleïtäten, die er gelegentlich von sich gab, paßten weder in *sein* fest abgegrenztes, lediglich auf Congreßpolen gerichtetes Programm, noch in dasjenige der wirklichen Panslavisten. Der von ihm vertretenen Sache haben diese Verbrämungen seines eigentlichen Programms niemals auch nur den geringsten Nutzen gewährt. *Er hat den-*

[1]) Vgl. Knorr, die polnischen Aufstände, p. 390 ff.
[2]) Histoire populaire de Pologne, p. 582.

selben nicht einen einzigen russischen Freund, dagegen zahlreiche polnische Feinde zu danken gehabt. Die einzige praktische Seite, welche die Sache hatte, Wielopolski's Verzicht auf die Wiedergewinnung der litthauischen Kronländer, galt den Russen, die er für sich zu gewinnen gewußt, für selbstverständlich, während dieser Verzicht (nach Mickewicz treffender Bemerkung) ihm auch in den Augen der conservativsten polnischen Magnaten zum unverzeihlichen Vorwurf gereichte. Zum Ueberfluß sei noch erwähnt, daß die für Wielopolski's Pläne gewonnenen russischen Würdenträger ausnahmslos Sapadnik (Westlinge) waren, während die Führer der panslavistischen und nationalen Partei, die Miljutin, Fürst Tscherkasski, Koschelew, Katkow u. s. w. sich als seine geschworenen Gegner gebärdeten.

Gehen wir von dieser allgemeinen Seite der Sache zum Einzelnen über, so finden wir, daß Wielopolski's Thätigkeit Schritt für Schritt das Widerspiel des polnischen Programms von 1830 und 1831 bedeutete. Daß er die Wiedergewinnung der Grenzen von 1772 und die Wiederherstellung der Union mit Litthauen für bloße Thorheiten ansehe, hatte er seinen Landsleuten bereits am 5. Mai 1831 gesagt [1]). Seinen Bruch mit allen Gedanken an eine westmächtliche Intervention oder von Westen kommende Hilfe besiegelte er im Jahre 1853, als er seinen Sohn in die zur Bekämpfung der englisch-französischen Invasion bestimmte Armee treten ließ. Die Ueberzeugung, daß Zugeständnisse an die revolutionären Zeitideen zum Verderben führen müßten und daß ein polnischer Staatsmann, der sein Vaterland retten wolle, auf die Zustimmung der Revolutionspartei ein für alle Mal zu verzichten habe, war der rothe Faden, der sich durch alle seine Handlungen seiner Vorbereitungs- und seiner Regierungszeit zog. Um dieser Ueberzeugung willen trat er zu der landwirthschaftlichen Gesellschaft im Gegensatz, verweigerte er die Betheiligung an der von mehreren seiner nächsten Freunde aus Opportunitätsrücksichten unterzeichneten Adresse vom Februar 1861 und willigte er in die Verhängung des Belagerungszustandes, soweit derselbe die Stadt Warschau betraf. Weil ihm das Gespenst der verderblichen Connivenz der polnischen Conservativen an die Volksführer vom November 1830 vorschwebte und weil er nichts so fürchtete, wie die Verletzung der Legalität, setzte Wielopolski gegen das Sträuben des Statthalters Gortschakow die Auflösung der landwirthschaftlichen Gesellschaft, endlich gegen den Rath und Willen des Großfürsten Constantin die verhängnißvolle Rekrutirungsmaßregel vom 15. Jan. 1863 durch. All' seine Gedanken und Wünsche waren darauf gerichtet, zunächst und vor Allem einen gesetzlichen Boden für diejenigen nationalen Bestrebungen zu gewinnen, bezüglich welcher er sich mit dem besseren und umsichtigeren Theile seiner Landsleute einig wußte. — Daß sein letztes Ziel die Wiederherstellung der Verfassung von 1815 sei, hat Wielopolski nie verleugnet, vielmehr schon in den Jahren 1856 und 1861 laut und öffentlich gesagt. Da dieses Ziel sich mit einem Schlage nicht erreichen ließ, suchte er zunächst die Wege zu demselben zu ebnen. Dem Königreich sollte innerhalb gewisser Grenzen Autonomie gewährt, und diese Autonomie dazu benutzt werden, durch Ablösung der bäuer-

[1]) Vgl. den ersten dieser Artikel, p. 53.

lichen Lasten neue und gesunde Kräfte für eine volksthümliche Entwickelung zu gewinnen; von einer dem Klerus bereiteten würdigen und unabhängigen Stellung erwartete der Marquis eine Reaction gegen die in denselben gedrungenen demagogischen Elemente, von der Organisation der gänzlich im Argen liegenden höheren Bildungsanstalten die allmälige moralische Gesundung der Jugend. Die Judenemancipation war eine populäre Forderung, für welche u. A. der innere Grund sprach, daß einer Verjudung der kleineren Städte des Landes nur durch eine vollständige Polonisirung des zahlreichen und wegen seiner Isolirung zumeist auf niedriger Bildungsstufe stehenden jüdischen Elementes vorgebeugt werden konnte.

Die Zweckmäßigkeit dieser Maßregeln und der auf dieselben abzielenden Gesetzentwürfe, insbesondere die Dringlichkeit einer Umgestaltung des Kirchen- und Unterrichtswesens ist auch von Wielopolski's grundsätzlichen Gegnern nicht bestritten worden. Als es zu spät und die Entscheidung längst gegen ihn ausgefallen war, haben die verschiedensten Weisen du lendemain einander im Lobe der legislativen Geschicklichkeit des kurz zuvor einstimmig verurtheilten Reformators überboten. — Wie ist das Fiasko desselben zu erklären?

Mindestens zur Hälfte aus dem ungeheuren Maß von Haß und Erbitterung, welches die Regierung des Kaisers Nikolaus aufgehäuft und aus dem thörichten Zögern, dessen die Regierung Alexander's II. sich schuldig gemacht hatte! Hat der auf den vorstehenden Blättern verzeichnete Bericht irgend seine Pflicht gethan, so sind Ausführungen über diesen Punkt überflüssig. Von der Empfindung, daß die erbarmungslose, 25 Jahre lang fortgesetzte Mißhandlung Polens durch den Kaiser Nikolaus eine Restauration nothwendig gemacht habe und daß zur Versöhnung dieses unglücklichen Landes Etwas geschehen müsse, waren bereits zur Zeit der Thronbesteigung Alexander's II. alle vernünftigen und gebildeten Russen erfüllt; diese Empfindung wurde auch von der Regierung getheilt, die derselben in der bekannten Unterredung Orlow's mit Lord Clarendon deutlichen Ausdruck gegeben hatte. Nichtsdestoweniger ließ man fünf kostbare Jahre vergehen, während welcher der Friede mit Polen um einen durchaus erschwingbaren Preis zu haben gewesen war[1]). Als man sich endlich zu Concessionen entschloß (März 1861), war bereits Gefahr im Verzuge und der Ausgang des zwischen der gemäßigten und der radicalen Partei entbrannten Kampfes ziemlich zweifelhaft: Nichtsdestoweniger ließ man acht Monate vergehen, bevor man auch nur *Schritte* zur näheren Prüfung des Wielopolski'schen Programms that, acht Monate, während welcher die Statthalter des Landes *vier* Mal gewechselt und zwei Male Polenfreunde von Polenfeinden abgelöst wurden. Und als ob es mit diesen Versäumnissen noch nicht genug sei, hielt man während des Zeitraums der letzten, zwischen den Parteien geführten Entscheidungskämpfe den Urheber des längst bekannten, polnischen Reformprogramms sieben Monate lang in Petersburg zurück, um seine (inhaltlich längst approbirten) Entwürfe

[1]) „Qu'un temps précieux avait été perdu," hatte der damalige Vice-Kanzler Fürst Gortschakow in dem *ersten* Gespräch, das er mit Wielopolski gehabt, unumwunden einräumen müssen. (Lisicki II, p. 248.)

schließlich ungeprüft zu bestätigen und die Ausführung derselben im Angesicht einer ausbrechenden Revolution zu beginnen!

Das Maß dieser Verschuldungen ist ein so ungeheueres, daß im Vergleich zu demselben die Summe der von Wielopolski begangenen Mißgriffe gering erscheint: an und für sich betrachtet war diese Summe hoch genug aufgelaufen. Der Mann, der das beste, vernünftigste, unter den gegebenen Umständen allein mögliche Programm für die Wiederherstellung der administrativen und für die Vorbereitung der nationalen Selbständigkeit ausgearbeitet und dasselbe mit unzweifelhaftem Geschick bei einer mißtrauischen, schwerfälligen, von Alters her aller Gesetzlichkeit und Folgerichtigkeit entwöhnten Regierung zur Annahme gebracht hatte, — er bewies seinen Landsleuten gegenüber ein Ungeschick, das einem staatsmännischen Kopfe seines Ranges zu verzeihen in der That schwer fällt. Mit dem Eigensinn des Doctrinärs hielt er an der Vorstellung fest, die Fehler von 1830 seien die einzigen, auf deren Vermeidung es ankomme, die damals thöricht herausgeforderten russischen Instincte, die einzigen, welche geschont werden mußten. Wielopolski's Nichteintritt in die landwirthschaftliche Gesellschaft, sein Unvermögen sich des notorisch einflußreichsten Mannes in Polen zu bemächtigen, seine Weigerung sich an der populären Adresse vom Februar 1861 zu betheiligen, seine Initiative zur Auflösung der landwirthschaftlichen Gesellschaft, — all' diese Dinge lassen sich psychologisch, allenfalls auch logisch rechtfertigen, — politisch erscheinen sie als Thorheiten der gröbsten Art, doppelt thöricht bei einem Manne, der ganz genau wußte, daß er niemals Popularität und öffentliches Vertrauen besessen und daß es vor Allem dieses Zutrauens bedurfte, wenn er seine Mission mit irgend welcher Aussicht auf Erfolg antreten wollte. Diesen Erfolg gewaltsam erzwingen, einer im höchsten Affect stehenden Nation Vertrauen *abnöthigen* und gegen krankhafte erregte Leidenschaften wohl ausgesonnene Gesetzentwürfe in's Treffen führen zu wollen, — das war ein an und für sich aussichtsloses Unternehmen, um so aussichtsloser, als der einzige, für dasselbe mögliche psychologische Moment beim Beginn der eigentlichen Action bereits verpaßt war.

Der dritte Schuldantheil fällt natürlich auf die polnische Nation selbst, die ihre Unfähigkeit zu Maß, Selbstbeherrschung und nüchterner Beurtheilung der gegebenen Verhältnisse nie deutlicher und nie kläglicher wie während der Jahre 1860—63 gezeigt hat. Ueber diesen Punkt Weiteres sagen, hieße Eulen nach Athen tragen und dem Schaden, den das unglückliche Land von seiner Thorheit gehabt, unnöthigen Spott hinzufügen . . . . . .

„Daß Völker und Regierungen niemals aus der Geschichte gelernt, niemals nach Lehren, die aus derselben zu ziehen gewesen wären, gehandelt haben," bildet nach Hegel (Philosophie der Geschichte, Einleitung S. 9) die Hauptlehre der Geschichte. Diesen Satz zu widerlegen und der Welt zu beweisen, daß sie aus der Geschichte des Wielopolski'schen Unternehmens wol zu lernen gewußt haben, werden die Polen (mindestens diejenigen des Königreichs) schwerlich jemals in die Lage kommen. Daß es (wie bereits in der Vorbemerkung zu dem ersten dieser Aufsätze hervorgehoben worden) an Neigungen zu einer polnisch-russischen Verständigung namentlich auf russischer Seite nicht fehlt, ändert an der Thatsache Nichts, daß die beiden in Betracht kommenden Völker im Verlauf der

letzten anderthalb Jahrzehnte in Entwickelungsreihen getreten sind, die wesentlich auf eine Entfremdung, nicht auf eine Annäherung hinweisen. Nicht nur, daß sich — wie bei allen übrigen Völkern — auch bei Russen und Polen die nationalen Eigenthümlichkeiten und Gegensätze als solche verschärft haben, Rußland ist im Begriff in eine revolutionäre Phase einzutreten, während Polen durchaus revolutionsmüde erscheint. Die Utopien demokratischer und radicaler Herrlichkeit, denen die Russen nachjagen, haben die Polen, wenigstens anscheinend, hinter sich; in demselben Maße, in welchem auf russischer Erde der Radicalismus in's Kraut geschossen ist, ist man in Polen behutsamer und conservativer geworden. Die polnischen Conservativen, welche für Wielopolski's Plan einer Aussöhnung mit dem monarchischen und dynastischen Rußland unter Umständen zu gewinnen gewesen wären, schließlich aber die von diesem dargebotene Hand ausschlugen — von einer Annäherung an das heutige, der Revolution entgegen taumelnde Rußland *wollen* sie Nichts wissen und *können* sie Nichts wissen wollen. Auch abgesehen davon, daß die Weltgeschichte sich überhaupt niemals wiederholt, ist eine zweite Auflage des Unternehmens von 1861 in dem heutigen Rußland innerlich unmöglich geworden. Im Jahre 1860 war ein russischer Czar da, der einem einzelnen polnischen Magnaten die Vollmacht zum Versuch einer autonomistischen Constituirung des Königreichs zu geben vermochte, — gegenwärtig würde man sich nach einem solchen vergeblich umsehen. Mit dem Rußland, welches Alexander II. von seinem Vater überkommen hatte, durfte ein Wielopolski allenfalls in's Gleichgewicht zu kommen *hoffen* (die wirkliche Probe zu machen ist der Urheber des Programms von 1860 gar nicht in die Lage gekommen, weil er bereits in dem Vorstadium d. h. an seinen eigenen Landsleuten scheiterte); sich gegenwärtig zu einer Hoffnung solcher Art aufzuschwingen, würde auch er, der Unermüdliche, nicht vermögen. Jene Unberechenbarkeit russischer Zustände und Stimmungen, welche das Versöhnungsproject der 50er Jahre während der Zeit seiner Ausführbarkeit nicht zur Verwirklichung kommen ließ, sie hat sich gegenwärtig verzehnfacht: der feste Grund kaiserlicher Souveränetät, auf welchen Wielopolski sein Werk zu gründen unternahm, hat sich in einen Sumpf verwandelt, auf welchem überhaupt nicht mehr gebaut werden kann. Das weiß man nirgend genauer wie in Polen: trauten die Zeitgenossen des eisernen Marquis dem Frieden nicht, der ihnen geboten wurde, so werden ihre Söhne das noch weniger thun. Das *alte* Rußland, welches damals bestand oder zu bestehen schien, ist nicht mehr vorhanden, und mit dem *neuen*, auf den Schultern der Miljutin, Tscherkasski u. s. w. stehenden Rußland werden die heutigen Erben der Besiegten von 1830 und 1863 sich aus guten Gründen in keinerlei Berührung einlassen. Eine sichere und deutliche Empfindung sagt ihnen, daß jeder Bund mit dieser chaotischen Masse gleichbedeutend mit einem Aufgehen in dieselbe wäre. Noch ist von der polnischen Eigenart aber genug übrig geblieben, damit diese sich nicht freiwillig selbst aufgibt, und eine andere Wahl als diese haben die Polen überhaupt nicht mehr, wenn sie mit dem Rußland des achten Decenniums unseres Jahrhunderts transigiren wollen. Möglich, daß beide Völker von einem großen slavischen Revo-

lutionskrater verschlungen und dereinst in diesem aufgelöst werden, — eine polnisch-russische Aussöhnung ist durch die Richtung, welche die russischen Dinge genommen haben unwahrscheinlicher, ja unmöglicher denn je früher geworden, weil der Gang der neuesten polnischen Entwickelung mindestens in dem sog. Königreich ein von dem russischen durchaus abweichender gewesen ist. Unter einem Scepter hätten Russen und Polen sich vielleicht und unter gewissen Bedingungen zusammenfinden können, — zu einer Unterwerfung unter das russische Volk werden die Polen sich nicht entschließen, so lange sie Polen sind. Und nur noch darum könnte es sich seit dem Tode Alexander's II. handeln!

Berliner und Potsdamer Briefe eines preußischen Officiers aus dem Jahre 1848.

III.

Berlin, den 17. Juni. — Gestern Abend vor 10 Uhr kam ich hier nach angenehmer Reise (angenehm durch gute Gesellschaft) wieder an. Unsere Tage stürmen! Die laue liebliche Luft, der Mondschein, der auf den Wellen spielt, und der süße Gesang der Nachtigall sind gestört durch die Gewalt des brausenden Orkans der Zeit! — — —

Kaum von Euch getrennt, so begann die wilde Politik wieder an mein Interesse Forderungen zu stellen. Die Nachrichten aus Berlin waren die aufregendsten. Das Zeughaus sollte gestürmt sein; die Truppen sollten die Stadt Berlin geräumt haben; der Prinz von Preußen aufgefordert sein, mehr Truppen in die Stadt zu schicken; er sollte es aber verweigert haben und es sei nun die vollste Anarchie in der Stadt; es fliehe, was irgend fortkommen könnte u. s. w. Das Alles wurde mit der größten Gewißheit und sogar mit Details erzählt. In Braunschweig wußte man noch mehr; man warnte uns, die Reise fortzusetzen; auf jeder Station wurde bald Etwas hinzugesetzt, bald Etwas abgenommen. Die Truppen, die das Zeughaus besetzt hielten, sollten bald vernichtet sein, bald sich ergeben haben. Ich erduldete in Wahrheit etwas Tortur. Im höchsten Grade gespannt auf wirkliche, den Thatbestand darstellende Erzählungen langte ich hier an. Ich eilte rasch in unsere Abendgesellschaft, wo ich auch eine Menge Bekannter traf.

In Wirklichkeit sind die Vorgänge allerdings sehr traurig, indessen fast mit mehr Wendung zum Guten, als zum Gegentheil. Die Einleitung zu den Vorgängen im Zeughause berichten die Zeitungen. Diese Berichte sind indessen nicht genau, weil man es selbst nicht besser weiß. Der untere Theil des Zeughauses war genommen, Dank der schlecht geführten Bürgerwehr und den böswilligen Handwerkern, die den Sturm eher begünstigten, als hinderten. Im oberen Theile, zu dem nur steinerne Wendeltreppen führen und der auf Steingewölben ruht, so daß ein Ausräuchern nicht möglich, war eine Compagnie vom 24. Regimente unter einem Hauptmann v. N. Er war instruirt, die Etage zu halten; er war mit Patronen sowie mit Mundvorrath versehen; zu ihm konnte

man vermittels Leitern gelangen; die Treppen waren leicht zu vertheidigen, sie waren zum großen Theil durch Verfätze von Kisten ꝛc. ungangbar gemacht. Die Andringenden versuchten sich auch der oberen Etage zu bemächtigen, sie schafften zwei Leitern herbei. Sie mochten sich wol von der Unausführbarkeit ihres Ansinnens überzeugt haben. Der Hauptmann war ohne alle Nachricht von Außen; zwei Stunden etwa hatten der Sturm auf die untere Etage, bei deren Vertheidigung er durchaus unbetheiligt war, und der Tumult in ihr gedauert. Da erscheint eine Deputation aus dem Volke, ein Premierlieutenant T. an der Spitze. Er gibt sich dem Hauptmann v. N. zu erkennen, sagt, er habe versucht, ihm Entsatz zu bringen, es sei unmöglich; die Truppen hätten die Stadt verlassen, von dem Entschlusse N.'s hinge das Bestehen der Monarchie ab; würde dort Bürgerblut vergossen, so wäre das Leben des Königs gefährdet ꝛc. N. verweigert den Abzug seiner Compagnie, er fordert einen Befehl vom Kriegsministerium; die Deputation verspricht, diesen zu beschaffen und entfernt sich. Bald kehrt sie wieder; sie bringt eine Art Legitimation vom Bürgerwehr-Commandeur; sie sagt, der Befehl des Kriegsministeriums sei verloren gegangen. T. bestätigt dies; N. erklärt sich bereit, das Zeughaus zu räumen; ein Student, der bei der Deputation betheiligt war, tritt auf den Altan des Gebäudes und fragt die tobende Menge vor demselben, ob sie das Militär ungefährdet abziehen lassen will; diese brüllt ihm ein Hurrah entgegen; eine Chaine wird gebildet und N. zieht ab. Die tobende Masse stürzt nun hinauf und raubt und plündert. — Kaum ist die Nachricht hiervon nach der Kaserne des 24. Regiments gekommen, so wird ein Bataillon zum Entsatz beordert. Es rückt mit gefälltem Bajonette an, zwei Schüsse fallen auf dasselbe; es antwortet nicht; im ersten Anlauf ist das Zeughaus wieder genommen. Die Menge im oberen Geschoß wird theils gefangen genommen, theils stürzt sie sich athemlos zu Fenster und Thüren hinaus. Die N.'sche Compagnie rückt dann auch wieder an; ein anderer Officier hat sie raillirt; die Kameraden vom Regiment wenden ihr den Rücken; der Capitän wird sofort vom Dienst dispensirt, ebenso wie der älteste Lieutenant. Die strengste Untersuchung ist eingeleitet; T. ist schon vernommen. Die Mannschaft der Compagnie trifft gar kein Vorwurf. Die geraubten Waffen sind zum größten Theile zurückgebracht worden, es fehlen nur noch wenige Hundert. — Die Entrüstung über diesen Vorgang war ungeheuer. Die Regierung hätte, den Eindruck desselben benutzend, außerordentlich viel durchsetzen können; sie scheint es versäumt zu haben. Nur Eins hat man gethan, man hat die Berliner Landwehr, zwei Bataillons des 20. und eins des Garde-Landwehrregiments aufgeboten. Kanitz hat seine Demission genommen; Schreckenstein ist an seine Stelle berufen. Der Commandant wird auch jedenfalls durch einen anderen General ersetzt werden.

Es scheint unbedingt, als wenn die anarchische Partei wiederum habe einen Excess herbeiführen wollen, um damit für sich zu gewinnen. Die Truppen waren indessen zum Theil zur Stadt hinausgezogen; sie bivouakirten im Thiergarten ꝛc. und setzten so diejenigen in der Stadt in Zusammenhang mit dem Zuzuge von Potsdam, Spandau und Magdeburg. Erst am Freitag früh waren sie wieder in den Kasernen eingerückt. — Gestern wurde ein neuer Angriffsversuch auf

die großen Pulverhäuser gemacht, indessen gleich von vornherein von den dort postirten Truppen zurückgewiesen. Man ist offenbar bei der ganzen Geschichte etwas mehr in Schrecken und Angst gewesen, als dies gerade nothwendig. — Die durchaus schlecht geleitete Bürgerwehr hat sich einen neuen provisorischen Commandeur gewählt. Ich glaube nicht, daß sie zum zweiten Male in's Zeughaus kommt. — T., der zum Generalstab commandirt war, ist mir lange bekannt. Ich hielt ihn immer für einen Ehrenmann, entschieden, kräftig und gescheidt. Er hatte sich indessen in der letzten Zeit durchaus der radicalen Partei zugewandt und dies so weit getrieben, daß ich jeden Umgang mit ihm vermied. Die Urtheile über ihn lauten sehr hart. Man legt ihm die unedelsten Motive unter. Ich kann dem nicht beistimmen. Ich glaube, daß er, in Folge seiner irrigen Ansichten, wähnte recht zu handeln. Natürlich werden weder er noch N. im Dienst bleiben. —

Sehr bedenklich waren die Zustände freilich gewesen; so sehr, daß H. bereit war, mit Sack und Pack die Stadt zu verlassen, daß die Officiere wieder alle in Civil gehen und daß B. auch meinem Diener Befehl gegeben hatte, sich fortzumachen. Auch in diesem Augenblick ist noch manches Bedenkliche zur Hand; es fehlt außerordentlich an Entschiedenheit. Indessen die größere bewaffnete Macht, die die Behörden jetzt in die Hand bekommen werden, und Schreckenstein's Energie flößen Vertrauen ein.

Wir sind gespannt auf die neuen Minister. Man nennt als Minister des Auswärtigen den Grafen Bülow; als Ministeriumsverweser für die geistlichen Angelegenheiten Ladenberg.

Nach Schleswig sind eine Abtheilung Jäger aus Lübben und eine Batterie schwerer Geschütze entsandt. Die Reserven der Gardebrigade folgen. Man hat im Ministerium des Auswärtigen die Hoffnung auf einen baldigen Frieden aufgegeben. Die Briefe meiner Kameraden sprechen mit der größten Anerkennung von den Hannoveranern ohne jede Ueberhebung oder Eifersüchtelei. —

Von meiner Reise hole ich noch Folgendes nach. In Magdeburg traf und sprach ich Herrn v. G.; er wollte nach Genthin und fuhr im nämlichen Zuge mit mir dorthin; ich konnte mich indessen nicht von meiner Reisegesellschaft trennen. Diese bestand nicht etwa aus Damen, sondern aus einem Herrn, der, aus der Rheinprovinz, eben von Frankfurt kam; er war mit den bedeutendsten Leuten aus der Nationalversammlung bekannt und erzählte viel von derselben. Er meinte, die Rechte und die Linke ständen sich dort so schroff gegenüber, daß an eine Ausgleichung beider nicht zu denken sei. Ich hatte natürlich viel zu fragen, nach Diesem und Jenem. Unsere preußischen Abgeordneten sollen alle auf der Rechten und im rechten Centrum sitzen, nur wenige verirren sich zur Linken. Diese soll fast ganz aus Südwestdeutschen gebildet werden. — Bis Magdeburg fuhr mit uns Beiden noch ein Herr, den ich für einen Süddeutschen hielt, der aber lange in Paris gelebt hatte und den mein Reisegefährte gar zu einem Polen machen wollte. Er sprach viel von Paris und den dortigen Zuständen. Er meinte, die französische Republik werde sich nicht vier Wochen mehr halten; er prophezeite uns aber einen Krieg mit den Franzosen. . . . .

Ich reise zu zwei Hochzeiten — in dieser Zeit! — in Stettin und in B.

Den 25. Juni. — Nach dreitägiger Abwesenheit traf ich hier Alles viel ruhiger, als ich gedacht hatte. — Auf der Hälfte des Weges von Stettin nach Berlin, bis wohin uns ein schrecklich renommirender und von seinen Gefährten sehr aufgezogener und auf's Glatteis geführter Berliner Tourist viel Anlaß zum Lachen gegeben hatte, wurde uns die Nachricht mitgetheilt, der Minister Camphausen habe seine Entlassung genommen; damit war für uns alle Behaglichkeit gewichen. Es trieb mich nach Berlin zurück und ich mußte doch noch nach B.! Es war das ein zu bedeutendes Ereigniß und Niemand war wol im Stande, die nächsten und späteren Folgen desselben zu bestimmen. — Ein Ministerium ist nun noch nicht wieder gebildet; dagegen sind namentlich die militärischen Angelegenheiten unter Schreckenstein's Leitung in ungeschmälertem Gange. Volksversammlungen, in denen die radicalsten Reden geführt wurden, haben doch keine weitere Folge gehabt. Gerüchte von einem Russenkriege beunruhigen die Leute gewaltig. Ich glaube nicht daran. —

Den 27. Juni. — ... Als ich P. heute nach dem Potsdamer Bahnhofe geleitete, stiegen gleichzeitig mit ihm die neuen Minister ein. Sie hatten sich endlich geeinigt und wollten nun zum Könige, um sich ihm zu präsentiren. Der neue Ministerpräsident ist wiederum ein Auerswald, ein Bruder des vorigen Ministers, bislang Oberpräsident von Preußen. Schreckenstein ist geblieben; auch der Minister des Auswärtigen, Schleinitz. —

Den 3. Juli. — Am Dienstag früh erhielt ich einen Brief, in dem sich G. bei mir anmeldete. Er traf auch selbigen Abends ein und hat mich erst heute Morgen verlassen. Wir sind heiter und angeregt mit einander gewesen, haben viel von der Zukunft gesprochen und uns freundliche Bilder ausgemalt, und überhaupt den Blick weniger oft in den Wirrwarr der Gegenwart, als in das Heimliche einer ruhigen und heiteren Zukunft schlüpfen lassen. — Wer kann sich indessen ganz von der übrigen Welt isoliren? Zwei ungeheure Begebenheiten scheinen dem Toben der Zeit wenigstens augenblicklich Stillstand geboten zu haben. Die eine ist die Revolution in Paris. Die Niederlage der Umsturzpartei in Frankreich, ihr mit der großartigsten Aufopferung der Fechtenden auf Seite der Ordnung und des Gesetzes nach langem Ringen beigebracht, scheint viele ihrer Angehörigen in Deutschland u. s. w. wenigstens momentan muthlos gemacht zu haben. Ich muß gestehen, zum ersten Male hat mir die französische Nation eine Bewunderung abgenöthigt. Tausend Züge des bürgerlichen und militärischen Heroismus, dort von dem Erzbischofe, hier von den Deputirten der Nationalversammlung, an anderen Orten wieder von den Nationalgarden oder von den Linientruppen und ihren Führern ausgeübt, legen Zeugniß dafür ab, daß Frankreich trotz seiner Entsittlichung einen Reichthum von Patriotismus in sich hat, der es den edelsten Völkern gleichstellt. — Durch diese Angelegenheit ist gleichzeitig der Dichter-Philosoph Lamartine in der Leitung des Reichs durch einen Soldaten ersetzt worden. Nun haben wir den jungen kräftigen General an der Spitze, zwei Generale ebenso ehrgeizig und thatenlustig im Ministerium, und den vierten an der Spitze der National-

garde von Paris. Läßt das nicht fast auf eine Entwickelung des europäischen Wirrwarrs in kriegerischer Weise schließen? Oder werden sich diese Leute, Cavaignac ꝛc., ebenso rasch abnutzen wie Lamartine und Ledru-Rollin; werden sie dies Geschick des Talents und der Vaterlandsliebe theilen, das fast erschrecken und für die Zukunft recht bedenklich machen sollte? — Wie viele Vermuthungen und Speculationen kann man nicht daran knüpfen? Jedenfalls drängt das Ausland uns Deutsche zur Einigkeit und zum Anschluß an den geschaffenen Centralpunkt. —

Das zweite große Ereigniß ist die Wahl des Reichsverwesers für Deutschland. Daß eine Centralgewalt geschaffen werden mußte, dies lag auf der Hand; es kam darauf an, sie so zu schaffen, daß sie auch wirklich, in dem Bestehenden wurzelnd, zu Leben und Ansehen gedeihen konnte. Um dies zu bewirken, schien es mir durchaus nothwendig, sie Hand in Hand mit den Einzelregierungen gehend zu schaffen, nicht einseitig, wie es jetzt geschah. Hierzu war aber keine Möglichkeit mehr, als man sich entschloß, einseitig eine Commission niederzusetzen, die, ohne mit den Regierungen in Verbindung zu treten, vorschlug, wie man zu jenem Zwecke gelangen sollte, und auf deren Referat man decretirte. Wurde diese Commission in Verbindung mit den Regierungen geschaffen, nahmen an dieser Abgeordnete der Regierungen Theil, so konnten die letzteren viel bedeutendere Concessionen machen; das *Wie* der Wahl, auch wenn sie es ganz der Versammlung überließen, ging ja mit von *ihnen* aus, war *ihrem* Willen gemäß. Wenn jetzt die Versammlung auch decretirt hätte, so war dies ein anderer Modus. Nur in Bestimmung, *wie* die Centralgewalt zu schaffen war, konnte eine Vereinbarung zwischen Regierungen und Nationalversammlung getroffen werden, nicht in dem Schaffen selbst. Somit ist *hier* ein bedeutender Fehler gemacht worden, und nicht da, wo man ihn immer sucht, was sich wahrscheinlich auch noch bemerklich machen wird. Gagern scheint mir übrigens kein kluges Spiel gespielt zu haben; er scheint um Volksgunst zu buhlen; ich vermuthe, er hat sich selbst geschadet. — Ist somit die Centralgewalt auf eine Weise geschaffen, der ich nicht meinen Beifall geben kann, zu der ich nie gestimmt haben würde, wäre ich dort gewesen, so hat es doch meinen vollen Beifall, daß sie in einem Reichsverweser mit verantwortlichem Ministerio eingesetzt wurde. Es scheint mir dies ein großer Sieg der republikanischen Partei gegenüber zu sein; wie denn die letztere auch Hölle und Teufel in Bewegung dagegen setzen möchte. Ich hoffe, man wird diesen Sieg weise benutzen; man wird vor allen Dingen auch wirklich eine nationaldeutsche, und keine österreichische oder süddeutsche Politik verfolgen; ich hoffe, man wird die Aufopferung Preußens, das ohne Rückhalt den Reichsverweser anerkannte und das Directorium fallen ließ, in dem es mit vertreten sein sollte, zu würdigen wissen, und es nicht durch Hintansetzung zu einer Opposition treiben, zu der wol die Elemente vorhanden sind, die aber jetzt noch vollständig schläft. — Wenn man bedenkt wie wenig Oesterreich für die größere, wünschenswerthe Centralisation Deutschlands gethan hat, wie es im Gegentheil immer einen Hemmschuh für eine Entwickelung in diesem Sinne abgegeben hat, wie Deutschland namentlich so unglücklich in diesem Augenblicke an Metternich'scher Politik krankt, so ist es fast wunderbar zu nennen,

daß dennoch auf einen österreichischen Prinzen die Wahl als Reichsverweser fällt. — Ein großer Moment in der Geschichte Deutschlands bleibt diese Wahl; warum füllt er das Herz nicht mit mehr Enthusiasmus? Warum ist überhaupt aller Enthusiasmus Einem wie aus der Seele vertilgt? Zuweilen möchte ich wie Herder in seiner Todesstunde ausrufen: „Gott, gib mir einen Gedanken, eine That, an der ich mich aufrichten kann!"

Wahrhaft erhebend aber sind doch die Berichte über die Bravour und Disciplin unserer Truppen aus Schleswig-Holstein, und namentlich über ihre Anhänglichkeit an ihre Officiere. Den gebliebenen Lieutenant von Gaudain nahm man auf dem Rückzuge von Rübbeck lange Zeit mit, und als es nicht mehr ging, gab man dem Leichnam noch ein Grab, von Preußen gegraben und zugedeckt mitten im Feuer. Kann man schöner bestattet werden? Die Leiche des Capitän Wormdorf wurde mitgenommen, vier Mann trugen sie auf zwei Gewehren; die des Herrn von Seckendorf mußte nach hartnäckigem Handgemenge der Uebermacht gelassen werden. Unsere Officiere schreiben ganz begeistert von unseren prächtigen Jungens; und was dabei der Vorzug ist, es scheint doch in der ganzen Armee zu stecken; wir haben ja dort Regimenter aus der Mark, aus Schlesien, aus Sachsen, aus Pommern, und die Garden sind aus allen Provinzen rekrutirt. — Schreckenstein ist noch außerordentlich populär. Seine Energie hat die Hoffnung von aller hiesigen Welt auf ihn blicken gemacht; so nothwendig scheint uns Energie, daß sie da, wo sie sich zeigt, als der Lenker betrachtet wird, der allein das Schiff auf dieser sturmbewegten See retten könnte. Ich wünsche ihm vor Allem Gesundheit, damit er auf seinem Posten bleiben kann. Die Umwandlungen in unserem Militär beginnen allmälig. Heute ist die Anrede der Soldaten mit Sie befohlen. Die Budgetcommission hat bedeutende Ersparnisse in Vorschlag gebracht: Umwandlung der acht Armeecorps in vier Armeeabtheilungen, Aufhebung des Gardecorps ꝛc. Man scheint darauf eingehen zu wollen. In wenigen Tagen ist ein ganz neuer Modus des Officier-Rekrutements zu erwarten. Das Annehmen von besonderen Officier-Aspiranten wird ganz aufhören.

Berlin ist, belehrt durch Paris und Prag, leidlich ruhig; es schläft vielleicht auch. Die Truppen zeigen sich wieder wie früher; man hört wieder frische Musik und ohne Gêne wird fortwährend patrouillirt. Wir beschäftigen uns sehr mit Kriegsplänen. Neulich haben wir die möglichen Chancen eines solchen gegen Frankreich discutirt, in dem wir in jeder Beziehung in bedeutendem Nachtheil sein möchten; morgen werden wir die gegen Rußland besprechen. Es darf hierüber natürlich Nichts in die Oeffentlichkeit kommen; interessant ist die Sache und höchst belehrend.

Sehr gespannt war ich natürlich auf Nachrichten von Th. aus Wien. Windischgrätz ist ein Mann, vor dem ich die höchste Bewunderung hege. Wenn wir nur mehr solcher Leute in Deutschland hätten. Es ist wahrhaft großartig, mit welcher Mäßigung der Mann noch handeln konnte, nachdem seine Frau erschossen und der Sohn lebensgefährlich verwundet war. Das grenzt an römische Tugend, virtus. —

Den 11. Juli. — Gewiß wäre ich gern in Frankfurt. Es ist doch der Eintritt des Reichsverwesers in die Nationalversammlung ein großer historischer

Moment. Hier ist man ganz indifferent dagegen; im Allgemeinen regt sich das Bewußtsein des Preußenthums gewaltig und man ist auf seiner Hut. Der Erzherzog hat erst über Berlin reisen wollen; später hat er, wie es scheint auf den Wunsch unseres Hofes, den Weg über Dresden genommen. Auf weniger Menschen Schultern liegt jetzt eine solche Bürde, wie auf den seinigen, auf wenige Leute blicken so Vieler Augen, als auf ihn. Oesterreich dort, hie Deutschland; zwischen Ungarn und den slavischen Ländern soll er vermitteln. Wird er das Alles vermögen?

Heute früh fand hier eine sehr lebhafte und entschiedene Debatte in unserer Nationalversammlung statt. Jacobi hatte eine Adresse in Antrag gestellt, die sich der Frankfurter Versammlung gegenüber mißbilligend aussprechen sollte, daß sie sich für einen unverantwortlichen Reichsverweser entschieden habe; die ferner dem Ministerium eine Niederlage beibringen sollte, indem sie diesem erklärte, daß der Vorbehalt, den jenes bei der Art der Wahl des Reichsverwesers aufgestellt hatte, ein unbegründeter sei. Das Ministerium wollte sich nämlich gegen die Consequenzen verwahren, die daraus zu folgern seien, daß Seitens der Nationalversammlung ohne Mitwirkung der Einzelregierungen in einer so wichtigen Sache gehandelt worden sei. Alle Parteien sind auf dem qui vive; und man ist auf den Ausgang des Aeußersten gespannt. Wahrscheinlich siegt die Rechte; es wäre ein Sieg gegen das Aufgehen Preußens in Deutschland, und diesen wünsche ich von Herzen. —

Den 18. Juli. — Eben komme ich von dem Begräbniß eines Officiers vom 3. Ulanenregiment. Der Verstorbene war der Sohn des Generallieutenants von Kracht, ein kräftiger, schöner Mann in den schönsten, hoffnungsreichsten Jahren, den urschnell das Nervenfieber hinraffte. Der alte Vater geleitete ihn mit zur Gruft; ein schöner, würdiger Herr, der mit diesem Sohne das sechste Kind begrub. Noch zwei bleiben ihm. Der Schmerz des alten Mannes war tief ergreifend. Es war ein trüber Gang. Der Prediger hatte zum Text seiner kurzen und manches Würdige enthaltenden Rede, die indessen doch bei Weitem mehr hätte sein können: „Wir gleichen dem Grase auf dem Felde, der Wind braust darüber hin und es verdorrt". Und wie unendlich wahr ist das gerade für die jetzige Zeit! Wenn man an ihren Sturm denkt, der über das Gras braust und an das welke, matte, abgestorbene Geschlecht, welches das Gras bildet. — Merkwürdig bezeichnend las ich heute einen alten, prophetischen Ausspruch Chateaubriand's, des edlen Greises, auf dessen Grab auch fast Niemand eine Thräne weint. Jener Ausspruch ging dahin, daß die Nivellirungssucht immer mehr um sich greifen würde; die Welt würde wie ein Ameisenhaufen erscheinen, aber nicht mehr wie ein wohlgegliedertes Ganze. Poesie, Gemüth, Kunst würden daraus verschwinden und nur der Egoismus, diese Mißgeburt des Strebens sich zu einem tüchtigen Weltbürger zu machen, würde bleiben. Ja, dieser Samum der Wüste, der jetzt über die Erde hinfegt, ertödtet Alles und Niemand kann sich ihm entziehen. —

Heute sprach ich einen Officier, der von Schleswig zurückkam. Da war einmal wieder Frische und Kraft. Die Wangen waren gebräunt und jede Be-

wegung zeugte von Thatenlust und Thatenkraft. Da sind Mühen und Entbehrungen zu ertragen vielerlei, Gefahren mannigfaltig! Aber was ist nicht auch damit erkauft: diese unbezahlbare Frische des Denkens und des Empfindens. Wer den Kopf nie aus Berlin herausstreckt, dem muß es in dem hiesigen wirren Treiben confus und das Gemüth tief bekümmert werden. —

Den 19. Juli. — Die Erklärung des Königs von Hannover hat hier viel Sympathie wach gerufen. Wir sind gespannt darauf, wie die damit angeregte Frage entschieden werden wird. Der König hat das frank und frei ausgesprochen, was viele andere Fürsten denken. Ob es nicht klüger gewesen wäre, das in etwas anderer Weise zu thun, will ich nicht beantworten, jedenfalls war dies edel und rechtlich. Wer weiß, ob man nicht, wenn der König auf seiner Erklärung beharrt, uns zur Execution aufruft, und wer weiß, ob damit nicht gleich die erste widerstrebende Antwort von uns gegeben werden möchte? Hier regen sich jetzt gewaltig die alten Sympathien für Preußen, und die Leute mögen sich hier auf die Köpfe stellen, sie mögen wer weiß was für Metamorphosen mit sich vornehmen, sie bleiben doch immer Preußen! —

Unsere inneren politischen Verhältnisse haben sich in letzter Zeit bedeutend besser gestaltet. Das entschiedene Auftreten des neuen Ministeriums, namentlich Schreckenstein's, hat zur Consolidirung des neuen Systems augenscheinlich beigetragen, und gegen jede jetzt vorgenommene Schilderhebung der republikanischen Partei hat die Regierung hier solche Mittel in Händen, daß sie wol nicht weit kommen möchte. Die Leute in der Kammer scheinen sich ja auch etwas mehr zu finden; sie sind wenigstens nicht mehr in dem Grade zerfahren und ohne festen Willen in Bezug auf das, was sie eigentlich wollen, wie sonst. —

Den 25. Juli. — Das kühne Eingreifen der Frankfurter in das Preußenthum hat hier Alles wach gerufen; der letzte reichskriegsministerielle Erlaß, nach welchem am 6. August dem Reichsverweser gehuldigt werden soll, ist das Signal zu einem Sturm in der Armee und der Bevölkerung geworden, den die Vorlagen, die Grundzüge zu der neuen deutschen Verfassung noch von Tag zu Tage steigern. Unser Ministerium wird das Frankfurter Ansinnen nicht zu dem seinigen machen; man wird namentlich die Armee als das noli me tangere betrachten; sollte es durch die Kammer mittlerweile gestürzt werden, was nicht unmöglich ist, sollte man es durch ein anderes, das mehr deutsch gesinnt ist, ersetzen, so wird ein allgemeiner Widerstand der Armee die Ausführung des Beschlusses unmöglich machen. In keiner Corporation hat sich die specifische preußische Gesinnung so erhalten, wie in der Armee; sie war es ja auch, die nicht als deutsche, sondern als preußische die Feinde schlug und das Vaterland groß machte. Nimmt man ihr die Grundlage ihrer Geschichte, gibt man ihren Fahnen eine andere Bedeutung, als die ist, die den Truppen in Gefechten und Siegen voranleuchtete, so greift man das Leben der Armee, ihre Ehre an, und die ist sie entschlossen, zu vertheidigen. Wir sind 220,000 Mann unter den Waffen; die besiegt man so leicht nicht, wenn sie fest und entschieden Etwas wollen, und ich hoffe, man wird sie auch nicht einmal angreifen. — Schon vorgestern ist

Beckerath hier angelangt, um eine Vermittelung zu versuchen, um die durch die Frankfurter Beschlüsse hervorgerufene, bis zum Aeußersten entschlossene Stimmung etwas zu mildern und den Frankfurtern geneigter zu machen. Da der Reichsverweser sein Amt in dieser Weise auffaßt, so muß ich seine Wahl bitter beklagen. —

Den 26. Juli. — Ich soll in's Seebad! Ich wünsche nur, daß uns auch Zeit bleibt, mit Ruhe die Kur zu gebrauchen. Ein Kamerad meines alten Regiments wird mit mir reisen. Möglich, daß uns bald bestimmte Befehle direct zurückfordern. Du wirst Dich wundern, daß ich Begebenheiten erwarte, die die Gegenwart von uns Allen verlangen. Ich glaube aber, daß der Physiognomie zufolge, die Frankfurt uns gegenüber annimmt, Preußen in einen Gegensatz getrieben wird, es mag wollen oder nicht. Wir können unsere Stellung als unabhängige Macht nicht aufgeben, dagegen widerstrebt unsere Geschichte und die Ueberzeugung, die im Volke mit ganz außerordentlicher Entschiedenheit lebt. Was kann uns denn auch dafür geboten werden? Der erste Schritt des Kriegsministers von Peucker, das Verlangen der Huldigung, hat Alles wach gerufen; damit sind die Vorlagen von Dahlmann ꝛc. in's Publicum eingeführt, die wirklich empörend lauten; die alten Provinzen und die Armee sind in voller Gährung. Forderte man von ihnen heute über acht Tage die Huldigung, wir müßten uns der entschiedensten Excesse versehen. Es schreit kein Mensch Hurrah, Alles bricht in ein Vivat auf den Prinzen von Preußen aus! Die Aufregung ist ganz ungeheuer hier. Viele Zwistigkeiten aller Art sind vergessen, man fühlt sich wieder als Brüder, als Preußen.

Mir sagt der aus Frankfurt hier anwesende Major F., man werde hier von der Huldigung absehen; man würde auch nur damit die Disciplin vollständig untergraben, die schon zuweilen locker ist. — Was wird aber das Reichsministerium darauf antworten? Wie ich aus derselben Quelle erfahre, so sind Oesterreich und Baiern zu dem Gleichen entschlossen, nämlich der Peucker'schen Forderung nicht zu entsprechen; man hofft dasselbe von Hannover, Braunschweig und Mecklenburg. — Wenn sich aber schon der Widerstand gegen diese Frankfurter Beschlüsse geltend macht, wie nun wenn wir gar der Reichsgewalt Treue schwören sollen? Unsere Regimenter weigern den Eid entschieden; von hundert Officieren schwört in den östlichen Provinzen vielleicht keiner; von den westlichen höchstens zehn. — Und Dahlmann ist (ein ehrenwerther Mann) von der Rechten. — Wir rechnen fest auf Norddeutschland und Baiern. Wir wollen einen vernünftigen Föderativstaat und sind zu bedeutenden Opfern bereit; aber es kostet einen Bürgerkrieg, wenn man das Aufgeben der preußischen Selbständigkeit verlangt. Man hat hier nie die hannoversche Eifersüchtelei gegen Preußen erwidert; man ist am entferntesten davon jetzt. — Es ist zu klar, daß in einer engeren Verbündung Norddeutschlands viel mehr Garantien zu einem gesunden Bundesstaate sich vorfinden, als in der von ganz Deutschland. Man fühlt hier jetzt wieder seine Kraft; man wird sich nicht binden lassen. Die letzten Tage haben das Verhältniß des Volks zum Könige um tausend Procent besser gemacht; Alles steht für ihn; die Armee verlangt nichts sehnlicher, als Preußen zu retten. — U. hat mir sehr interessante Aufschlüsse über die Frank-

furter Verhältnisse gegeben. Peucker, der ja ein anerkannt tüchtiger Mann ist, hat sich auf's Aeußerste geweigert, das Ministerium zu übernehmen, und nur die Huldigungsordre gegeben, um einem schlimmeren Verlangen des Militärausschusses der Nationalversammlung zu entgehen, die den Fahneneid jetzt schon verlangen wolle. Wird Peucker sich halten? Es ist kaum zu glauben. Gleich nach der Reichsverweserwahl ist U., entrüstet über die Paulskirche und Frankfurt, über Gagern und das Gefolge des Erzherzogs, von Frankfurt abgereist und hier angelangt. Am Montag früh war ich bei ihm; Abends nahm er mich mit zu dem Unterstaatssecretär des Ministeriums des Auswärtigen, dem eigentlichen Minister, Grafen von Bülow; derselbe wohnt in dem schönen Palais des Ministeriums, hinter dem der prächtigste Garten mit alten herrlichen Bäumen. Unter diesen saßen wir und schwelgten in der göttlichen Abendluft. Da habe ich einmal wieder einen Abend mit geistvollen, interessanten Leuten verlebt, die die Zeit und ihr Gewoge von oben herab ansehen und sich frei von ihrem Unrath und Schmutz erhalten haben. Da habe ich aber auch erblickt, was Preußen jetzt nur noch retten kann, — nur die Armee! Jetzt muß sich's zeigen, ob wir einen Beruf zum Leben haben; haben wir den, so werden wir auch kräftig und verjüngt aus dem Kampfe hervorgehen; haben wir den nicht, nun dann verdienen wir auch unterzugehen und dann mag unser Name von der Tafel der Geschichte verwischt werden. — Gebe Gott, daß unsere Regierung fest bleibt; wenn wir jetzt nicht den Mund aufthun, so wird uns das Recht dazu genommen; wenn wir jetzt zeigen, daß wir keine Thoren sind, so kann sich die Sache noch zum Bessern wenden. — Ich habe eine Arbeit zum Drucke vorbereitet, die entschieden gegen den Anschluß Preußens an Deutschland, in der proponirten Weise, protestirt.

Ich schicke Euch eine andere kleine Broschüre, die hier vor wenigen Tagen erschien und ein solch' enormes Aufsehen machte, daß in wenigen Stunden zwei Auflagen und zwei Tage nach dem Erscheinen schon die dritte vergriffen war. Der Verfasser ist ein Obristlieutenant von Griesheim aus dem Kriegsministerium, der schon mehrfach außerordentlich kühn und frei mit seiner Meinung heraustrat. Jetzt hat er so recht das getroffen, was in Aller Brust laut wurde, und Jedermann hatte sein Schriftchen in Händen. Aus seiner Stellung heraus hätte er nicht schreiben sollen; indessen schaden wird es ihm für die Zukunft nicht, vielleicht für den Augenblick. —

Den 30. Juli. — Mein Reisegefährte hat sich für Helgoland entschieden. .... Unsere Nationalversammlung ist fleißig; sie wird bald zu Ende sein. Heute hat der König zum ersten Male die Abgeordneten bei sich zur Tafel in Potsdam. Er fängt an, sich wieder öfter dem Volke zu zeigen.

Den 3. September. — Nach meiner Heimkehr hatte ich Besuche zu machen. Ich war bei H's., wo viel Glück im Hause, während er doch tief erschüttert und ernst dem Vergabgehen unseres äußeren Staatslebens zuschauet. Auch bei N's., wo sich die Unterhaltung fast nur um unsere innere Politik drehte, in welcher wir auf einem Punkte angelangt sind, der der ent-

scheidendste seit den Märztagen zu nennen sein möchte. Ich bekomme bei solchen Gesprächen oft Sehnsucht nach der Musik des Meeres und seiner herrlichen Wellen! . . . Ihr berichtet von den harten Urtheilen über Preußen. Nun, hat sich doch die Nationalversammlung so sehr übereilt, warum sollen es nicht noch andere Leute thun, die noch weniger in die Geheimnisse der Politik eingeweiht sind als Frankfurt? Es wäre doch seltsam, wenn die hohe wohlweise Nationalversammlung dennoch ratificirte! Hier spricht man jetzt weniger von Frankfurt, man hat mit sich selbst zu viel zu thun. — . . . Ich wünsche oft, die Stille, die hier jetzt herrscht und die die Stille vor dem Sturm ist, würde unterbrochen und der Kampf bräche los. Aber wer kann für den Erfolg stehen? Die Demokratie hat hier seit den fünf Wochen, die ich abwesend war, enorme Fortschritte gemacht. Was steht nicht auf dem Spiele! Könnte es vermieden werden! . . .

Den 9. September. — Ich schrieb nicht früher, weil ich hoffte etwas Definitives über die Entscheidungen in unserer, Alle auf's Höchste spannenden, momentanen politischen Lage mittheilen zu können. Nach der am Donnerstag erfolgten Abstimmung der Nationalversammlung, in der das Ministerium Auerswald eine bedeutende Niederlage erlitten und welche ganz Berlin in die größeste Aufregung versetzt, hatte das Ministerium dem Könige seine Demission eingereicht. Der König ist in der schlimmsten Lage. Nimmt er das Anerbieten des Ministeriums an und erkennt damit zu Recht, daß die Nationalversammlung auch in Verwaltungsangelegenheiten eine bestimmende Meinung abgeben kann, so erkennt er damit auch die Souveränitäts-Prätension der Nationalversammlung an, begibt sich in der That von dem bis jetzt festgehaltenen Boden der Vereinbarung mit dem Lande auf den der Revolution und büßt so den letzten Rest von Macht, der ihm bis jetzt geblieben, auch noch ein. Thut er das Gegentheil, hält er das Ministerium und löst er die Nationalversammlung auf, so muß er damit auch auf die Durchführung eines Kampfes mit den Waffen in der Hand gefaßt sein. Daß es zu dem letzteren kommen muß, darüber ist man hier allgemein einig; nur bezweifeln Viele, daß dies der richtige Zeitpunkt für die Auflösung der Nationalversammlung und damit für das Wiederherstellen des Ansehens der Gesetze mit der Gewalt der Waffen sei, und wünschen diesen noch mehr hinausgerückt. Der König hat bis jetzt gezögert zu entscheiden, hat indessen vorläufig die Demission der Minister nicht angenommen. Sehr wohl möglich, daß es mit dem erwarteten, aber noch nicht erfolgten Eintreffen der Truppen aus Holstein zusammenhängt. — Es sind in und um Berlin sechzehn Bataillons, achtundzwanzig Schwadronen und achtundvierzig Geschütze concentrirt, von denen vierzehn Bataillone und sechzehn Schwadronen zur sofortigen Verwendung dastehen möchten. Die Macht ist hinreichend, um, wenn sie entschieden und ohne jede Schonung geführt wird, Berlin niederzuhalten; aber haben wir die Kraft, auch alle Consequenzen eines solchen Kampfes auf uns zu nehmen? — Wir stehen an dem wichtigsten Momente unserer Revolution seit dem 18. März. Wird die Nationalversammlung gehen, wenn man sie auflöst? Wird sie nicht gleich eine provisorische Regierung bilden? Was wird das

Land dazu sagen? Und wenn sich auch der König für ein neues Ministerium entscheiden sollte, woher soll er es nehmen? Ein Ministerium der Rechten wird sich niemals willig finden, dem Begehren der Nationalversammlung Folge zu leisten; eins der Linken hat ebenso wenig, wie eins des linken Centrums, irgend wie auf eine Majorität in der Versammlung zu rechnen. Mit Frankfurt steht gleichfalls der Bruch vor der Thür. Unsere Truppen haben die gemessensten Befehle, ihren Rückmarsch aus Schleswig fortzusetzen. — Man ist gespannt darauf, was Wrangel, und namentlich was Hannover thun wird. Hannover entscheidet augenblicklich mehr oder weniger das Geschick Deutschlands.

Dieser Tage wird ein von mir geschriebenes Beiheft des Militärwochenblatts über die dreijährige Dienstzeit bei unserer Cavallerie ausgegeben. — Während dasselbe mir einige Verdrießlichkeiten, als gegen eine Broschüre eines Majors H. gerichtet, gemacht hat, hat es mir die Zustimmung des Generals und Anderer eingetragen. —

Potsdam, den 22. September..... Ich bin seit Mittwoch in Bewegung gesetzt worden. Die Truppen nämlich, die in diesem Augenblicke Berlin als eherner Reif umgeben, und die mit denen in Berlin selbst unter das Commando des zum Oberbefehlshaber sämmtlicher Truppen in den Marken ernannten Generals von Wrangel gestellt sind, etwa 30,000 Mann, sind in verschiedene Abtheilungen, Brigaden, getheilt, und einer jeden solchen ist ein Generalstabsofficier beigegeben für die unter den jetzigen eigenthümlichen Verhältnissen vorkommenden Geschäfte; als solcher bin ich denn nach Potsdam entsendet und habe gestern meinen Dienst angetreten ..... Gottlob daß ich für den Augenblick aus dem jetzt fatalen Berlin heraus bin! Der Aufenthalt wurde dort täglich unangenehmer. Die Krisis naht. Die Frankfurter Ereignisse und die Ernennung Wrangel's können sie vielleicht noch hinausschieben, indem Beides den Demokraten etwas den Muth genommen hat. Der Riß zwischen König und Kammer ist indessen zu gewaltig hervorgetreten; ich glaube nicht, daß man im Stande sein wird, ihn friedlich wieder auszugleichen. Wohin sich dann die Entscheidung wendet, wer vermag das vorauszusagen? — Doch guten Muthes! Ich bin nun bei den Truppen und habe bei ihnen den Platz, der meinen Gesinnungen und Ansichten entspricht, stehe nicht mehr wie in Berlin isolirt, wo man im Falle eines Zusammenstoßes riskirt todtgeschlagen zu werden..... — Wrangel hat sein Hauptquartier vollständig nach Charlottenburg verlegt. Hier ist es wie in einem Feldlager. Truppen aller Gattungen, Jäger, Grenadiere, Artilleristen, Küraſſiere ꝛc. Die Ordonnanzen kommen und gehen. Briefrelais sind eingerichtet, Parole und Feldgeschrei werden ausgegeben ꝛc. Heute Mittag holten wir die Gardeschützen, die von Schleswig kommen, herein. Mit Kränzen überdeckt, Blumen an Helm und Brust, zogen die dunkeln, sonnverbrannten Scharen ein. Es war ein hübsches militärisches Bild. — Vorgestern Vormittag hielt Wrangel in der Stadt Berlin eine Parade der dortigen Garnison ab. Es war das erste Mal, daß Berlin diese seit dem 18. März zu sehen bekam. Wrangel benahm sich sehr geschickt und benutzte jeden Umstand, die Parade zu dem zu machen, was sie sein sollte, nämlich eine entschiedene Demon-

stration gegen die Republikaner und Demokraten. Am Schlusse der Parade hielt er eine Anrede an die Officiercorps, in deren Kreis sich sehr à propos auch eine große Masse Berliner Bürger drängte. Die Rede war sehr entschieden, dabei mäßig. Großer Jubel wurde laut, als er geendigt hatte. Sein Auftreten imponirte außerordentlich. Auf der Parade erhielt ich den Auftrag für Potsdam. Mein General ist ein noch jugendlicher, liebenswürdiger Mann, dessen Name hier in der Garnison und auch in der Armee einen sehr guten Klang hat. Potsdams wahrhaft schöne Lage bietet Einem nichts, wenn man in dem Grade gespannt ist, wie wir es sind! — Beifolgend übersende ich Euch einen Brief, den ich in die Armee geschickt habe. Er ist als Beilage zu der „Neuen Preußischen Zeitung", aber auch anderweitig, vertheilt; er wurde in Folge des bekannten Stein'schen Antrags geschrieben und gedruckt. Für die genannte Zeitung habe ich überhaupt schon mehrfach Artikel geliefert. Obgleich sie nicht ganz meine Ansichten vertritt, so nähert sie sich denselben doch am Meisten. Durch diese kleinen Arbeiten habe ich mir die Gewogenheit vieler Leute gewonnen, namentlich auch des General von Gerlach, der mich neulich aufforderte „Connexionen zu suchen" und mich dem russischen Gesandten und dem Generaladjudanten des Königs, General von Rauch, vorstellen wollte. Dieser war lange Zeit unser militärischer Gesandter in Petersburg.

Offener Brief an die Kameraden.

Bei der Auflösung fast aller gesellschaftlichen und corporativen Verhältnisse in Deutschland und bei dem Interesse, welches die Partei, die jetzt in unserm größern Vaterlande die herrschende zu werden strebt, für dieses Zersetztwerden des Bestehenden haben mußte, konnte es auch an Angriffen, versteckten und offenen, auf die größern stehenden Heere nicht fehlen. Diese Angriffe wurden um so erbitterter und verwegener, als die fest geschlossene Phalanx der Armee bald noch das Einzige war, was diesen destructiven Bestrebungen widerstand. In Wien, wie in Frankfurt, wie in Berlin, sind es dieselben Wünsche nach Anarchie, die bald die Führer der Truppen und sie selbst verunglimpfen hießen, bald unter dem gleißnerischen Vorgeben, die Lage der „geknechteten" Mannschaften verbessern, ihnen Theil an den „Errungenschaften der glorreichen Märztage" verschaffen zu wollen, an der Disciplin und der Anhänglichkeit für das alte Herrscherhaus und die Fahne rütteln. Dort schürt man den traurigen und unglücklichen Zwiespalt der Bevölkerung und der aus ihr hervorgegangenen, in sie zurückkehrenden Armee; man scheut sich nicht, die lügenhaftesten Entstellungen in die Welt zu schicken, indem man weiß, daß man in der leidenschaftlich erregten Masse Gehör und Anklang findet; man verschmäht es sogar nicht, die Waffenehre der eigenen Truppen anzutasten, wenn damit nur dem eigennützigen und eitlen Streben gedient wird. Hier redet man von Verkürzung der Dienstzeit, Herstellung von mildern Strafgesetzen, Betheiligung beim Petitions- und Associationsrechte ꝛc. — Den Unwillen, den die Mainzer Republikaner empfanden, als ihr schnöder, schlecht versteckter Versuch mißlang, die bedeutendste Deutsche Grenzfestung den Preußischen Händen zu entreißen: denselben Groll empfinden fortwährend die süddeutschen und Berliner Radicalen, wenn ihre folgerecht fortgesetzten Zersetzungsbestrebungen an unserer Armee wie an einem Felsen von Granit scheiterten. Ja, Gott sei's gedankt! noch stehn wir fest und unverrückt zum Heile des Vaterlandes und als kräftige Wehr unseres Königs!

Der letzte Streich, den man gegen uns zu führen versuchte, war das Ansinnen der Nationalversammlung an das Ministerium: Es solle es den Officieren zur Ehrensache machen, den Abschied zu nehmen, wenn ihre politischen Ueberzeugungen nicht den in der Neuzeit angebahnten politischen Entwickelungen geneigt wären! Abgesehen von dem Rechte und der Competenz jener Versammlung, einen derartigen Einfluß auf das Ministerium zu prätendiren, soll die Leiterin unserer Handlungsweise, unsere höchste Gesetzgeberin, die Ehre, das größeste Gut, welches wir besitzen, in jenem Beschluß der Nationalversammlung zur Magd des verächtlichsten Strebens, des Verraths am Vaterlande gemacht werden. Der war nicht dumm, der sich den Vorschlag

dazu aussann; er wußte, wie hoch in unserm Herzen die Ehre ihren Platz findet, und war mit Recht überzeugt, konnte er die Ehre zu seiner Bundesgenossin machen, so hatte er bald volle Gewalt über unsere Handlungsweise. Doch die Ehre, mit der er den Bund schloß, ist eine Afterehre, eine feile Metze, die, wenn man ihr in's Angesicht blickt, sich bald als geschminkte und übertünchte Leiche zeigt. Unsere Ehre, dies heilige Gut unseres Lebens, vor der wir uns mit Inbrunst beugen, sie ist voll Leben, und hehr und schön. Sie blickt herab von unseren Fahnen und fesselt uns und unsere Kräfte an sie, so lange sie noch unbefleckt und heilig wehen! —

Worin muß der Officier jetzt vor Allem seine Ehre suchen? In dem Festhalten des Platzes, den er einnimmt.

Dahin weist ihn die Erkenntniß der unendlich hohen Bedeutung der Armee in diesem Augenblicke; eine Bedeutung, Preußen, Deutschland und dem Ausland gegenüber. — Das aufgeregte Meer der Volksleidenschaften wogt und tobt. Da ist Nichts mehr, was ihnen einen festen, sichern Damm entgegensetzen kann, und Thron und Gesetz, Religion und Bildung, Kunst und Cultur laufen Gefahr, von ihnen verschlungen oder zerstört zu werden. Nur Eins noch wanket nicht. Das Heer! Da ist die alte Pietät, die alte Disciplin, und fest geschlossen Brust an Brust schlagen alle Herzen für das alte Regentenhaus, das alte Vaterland, den alten Ruhm der Intelligenz und der Humanität. Der Adel ist als Körperschaft vernichtet, seine alten ständischen Gerechtsame sind genommen, und sein Besitz ist verkümmert. Die Städte bergen die große, besitzlose Masse, die nach Wohlleben und Müßiggang, nach höherer Berechtigung strebend, die alten Bürgerrechte zerstörte und sich in den Rath und die Beschlüsse eindrängte. Die Dorfschaften sind den alten Verhältnissen entzogen, und ohne Halt treiben sie auf dem wilden Meere, das Schiff ohne Steuer. Die Kirche ist in sich zerfallen und ohne alles Regiment; selbst unser Richterstand ist zum Theil nicht frei vom Freiheitsschwindel. Ueberall sind Parteiungen, politischer Zwist und Hader vereinzelt Alles; und das Vereinzelte entbehrt des Muthes und der Kraft. Fest und einig steht allein die Armee! Nur sie ist im Stande, den Rausch des Augenblicks und den Verrath des Egoismus wieder in ihr Nichts zurückzuweisen. — Träumende Schwärmer, Ideologen und Phantasten im Bunde mit Republikanern, die in der Auflösung Preußens das einzige Mittel sehen, ihre Zwecke zu erreichen, verfolgen den Plan des Verschwindens Preußens in dem größern Vaterlande Deutschland. Mächtig stürmt ihre Schar gegen Preußen an; bei der Auflösung seiner Zustände ist es in Gefahr; nur die starke, kräftige Armee kann es retten und ihm gleichzeitig den Platz in Deutschland sichern, auf den es die gerechtesten Ansprüche hat. — Die Erbfeinde reichen sich in diesem Augenblick die Hände, wer kann ihnen Widerstand leisten als wir?

Wenn so die Armee in dreifacher Beziehung der Halt und der letzte Anker Preußens ist, dann ist es auch die höchste Ehre, ihr anzugehören, in ihr zu wirken, mit ihr zu siegen oder zu sterben. Ihr anzugehören! ja, mit Leib und Seele; keinen andern Gedanken, als für sie und mit ihr für König und Vaterland! In ihr zu wirken, täglich und stündlich den alten Geist anfrischend, die alte Wehrhaftigkeit mehrend und stählend, die Kameradschaft, die feste Anhänglichkeit der Mannschaft an den Officier pflegend und hegend, und zu wachen über den alten Ruhm der Treue, wie über das höchste Kleinod, was unser sein kann. Wir preußischen Officiere sind außerordentlich bevorzugt vor denen anderer Armeen dadurch, daß wir in directem Verkehr mit der Mannschaft stehen. Wir sorgen für ihre Bedürfnisse und sind ihre Lehrer, während in Frankreich eigene Verwaltungsbeamte, in England besondere Instructeurs bestellt sind. Die bei uns seit langen Jahren eingeführte humane Behandlung der Mannschaft, humaner, als in irgend einer Armee, hat das Band, was sie an uns knüpft, veredelt. Mögen wir diese Vortheile fest im Auge haben! Und nun zuletzt! Wir siegen oder fallen mit der Armee! Hier darf kein Wunsch des Einzelnen laut werden. Haben wir die guten Tage getheilt, jetzt wollen wir auch die schlechten mitsammen erdulden. Hier darf nicht das gekränkte Einzelngefühl maßgebend sein. Wir sind einig, der Schlag, der den Einen trifft, trifft uns Alle, und wir gehen ihm kühn entgegen. Hier darf nicht das unüberlegte Wort einer ganzen Nationalversammlung von dem Wege der Treue, der Pflicht und der Ehre abwendig machen. Wir harren aus und bleiben. Wir bleiben Alle von der Memel bis zur Saar mit demselben Sinn für Gesetz und Recht, mit derselben Treue und Anhänglichkeit an das alte Herrscherhaus, mit demselben Willen, es zu vertheidigen und für dasselbe einzusetzen Gut und Blut. Wir sind einig und darum stark.

Berlin, September 1848. . . . . , Pr.-Lieutenant.

Potsdam, den 27. Septbr. — Wir waren auf Alles gefaßt. Schon am Freitag befürchtete man den Ausbruch ernsthafter Unruhen. Man hatte geglaubt, das Ministerium werde mit Entschiedenheit auf eine Interpellation bezüglich des bekannten Stein'schen Antrags antworten. Der neue Minister-Präsident von Pfuhl verschob die Antwort auf den Montag. Wir glaubten, er habe damit beabsichtigt, mit einzelnen Fractionen der Kammer, die ihm schon in der ersten Sitzung ihre Unterstützung gegeben hatten, noch eine engere Vereinigung einzugehen, um dann mit desto kühnerer Stirn vor die Leute hinzutreten. Andere sagten auch, er habe nicht am späten Abend den Kampf in den Straßen hervorrufen wollen, dem man mit Gewißheit entgegen sah. Alles war durchdrungen davon, der König werde diesmal von seinem Rechte, allein die executive Macht im Staate zu sein, nicht weichen; er werde allerdings versuchen, der Majorität der Nationalversammlung sich zu vergewissern, im schlimmsten Falle aber zur Auflösung dieser Versammlung der Unbedeutendheit und Gewöhnlichkeit schreiten. Man begriff, wie dieses zum Aeußersten führen würde, aber glaubte, die Krone müsse dies wagen, um nicht Alles zu verlieren. — Wir wurden hierin bestärkt, als auch in allen wohlunterrichteten Kreisen sich dieselbe Ansicht über des Königs Entschlossenheit aussprach; als man wußte, daß der Prinz von Preußen bei der Bildung des Ministeriums mitgewirkt hatte; als die Männer, die das neue Ministerium bildeten, Leute von anerkanntem Muthe und von bestimmter Gesinnung waren. In ganz Berlin theilte man diese Meinung und die verschiedenen Parteien nahmen danach ihre Maßregeln. — Wir sahen mit Gewißheit dem, was wir als nothwendige Folge voraussetzten, entgegen, als wir schon früh Montags geweckt wurden, um eben eingetroffene Befehle zu befördern und ihnen gemäß Dispositionen auszugeben. — Bis in's größte Detail war Alles für den Fall bestimmt, wenn ernsthafte Unruhen in Berlin ausbrechen sollten. Die Stadt sollte vollständig eingeschlossen werden; und wäre die Bürgerwehr nicht mehr hinreichend gewesen, die Unruhestifter zu Paaren zu treiben, so wollten wir mit Entschiedenheit, mit Granaten und Kartätschen den Insurgenten den Garaus machen. Bis um zwei Uhr war ich in voller Arbeit; Befehle rechts und links; dann packte ich meine Sachen wie zum Ausrücken, setzte die Zündhütchen auf die Pistolen und Alles war zum Abmarsche bereit. Aber anstatt der Nachricht vom Ausbruche der Unruhen erfolgte die, daß das Ministerium das Princip, um dessen Aufrechthaltung das alte abgetreten war, aufgegeben habe und, freilich mit einer geschickten Erklärung, auf die Forderung der Nationalversammlung eingegangen wäre. Man wollte zuerst nicht daran glauben; indessen officielle Nachrichten bestätigten die Sache. Die Linke, geschickt die Umstände benutzend, um auch jeden Schein einer Niederlage zu vermeiden, erklärte sich mit dem Erlaß des Ministeriums einverstanden und sich somit als Siegerin. Man war hier entrüstet und mit Recht. Die ganze Handlungsweise der Regierung, nachdem einmal der Stein'sche Antrag vom 9. August durchgegangen war, erschien unerklärlich, die bis zum Aeußersten hinausgeschobene Krisis eine Lächerlichkeit. Man hörte die heftigsten Aeußerungen über die leitenden Persönlichkeiten. — Am anderen Tage, gestern, erschien der Prinz von Preußen auf Parade und mit heftigen Geberden und Worten gegen

den commandirenden General sich auslassend (uns freilich nicht vernehmbar), zeigte er, wie tief ihn dies erschüttert habe. Was wird nun kommen? Ich weiß es nicht. Unsere Corps stehen noch in ihren alten Standquartieren, Wrangel in Charlottenburg; der Boden schwindet uns mehr und mehr unter den Füßen; zum Zusammenstoß muß es kommen; wehe uns, wenn wir dann nicht mehr feststehen. Der Parteienkampf ist durch jenen Erlaß des Ministeriums nur vertagt, nicht vermieden. Möge es bald zum Ausbruch kommen. Noch hat die Königliche Partei Kraft und Muth. — Die Lage des Vaterlandes kann Einen tief niederschlagen. — Wo ist irgend Energie, wo Entschiedenheit und Kraft, wo ist Patriotismus, wo Aufopferung, wo Fähigkeit? — Jetzt hofft man viel von Frankfurt. Das stolze Preußen von Frankfurt! Schmerling und Peucker haben sich dort sehr gut benommen. Boddien, der hieher einen Bericht über sie sandte, ist voll ihres Lobes, wie er auch den dort verwandten Truppen, namentlich den Darmstädter Schützen Anerkennung zollt. Boddien selbst hat sich sehr ausgezeichnet. Zu morgen hat mich mein General nach Berlin geschickt . . .

Den 28. September. — Für den Augenblick ist Berlin ganz ruhig; aber wie verändert ist die Physiognomie der Stadt gegen andere Zeiten; ich sah fast keinen Officier auf der Straße; anständig gekleidete Menschen verhältnißmäßig wenige; elegante gar nicht. Equipagen und Alles, was sonst dem Treiben auf den Berliner Straßen einigen Glanz verlieh, ist hin. Es war mir gerade dieses Mal merkwürdig auffallend. Man ist in Berlin doch fast allgemein der Ansicht, daß es nur zu bald zu einem Zusammenstoß kommen wird; doch zeigt sich Vertrauen zum Ministerium. Wrangel wacht. Oberst F. sprach mit Befriedigung über die Gestaltung der Dinge in Frankfurt. Er hofft auf die Entwickelung bedeutender Energie und meint, daß die rasche, kräftige Unterdrückung des Aufstandes im Baden'schen auch zur Consolidirung der übrigen Verhältnisse Deutschlands führen würde. Dazwischen lauten nur die Nachrichten aus Köln und Breslau schlecht.

Den 3. October. — . . . Wenn man in diesem Momente, in dem sich freilich Manches schon wieder mit dem Niederschreiben dieser Zeilen geändert haben kann, wenn man gerade jetzt in die deutschen Wirren hineinsieht, so nehmen wir preußische Soldaten eine Stellung ein, die beinahe zu beneiden ist. Sieh' nach dem Rhein, nach Köln, wie nach Frankfurt und Mannheim, wie sich dort die Ehrenhaftigkeit unserer Truppen im Gefechte und die Mäßigung ihrer Führer die Allerhöchste Anerkennung erworben haben. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn ich nicht nach und nach die Achtung bei den Besserdenkenden immer mehr und mehr steigen sähe und wenn nicht wirklich die Zahl derselben damit zunähme. Die Demonstratio ad oculos ist gar zu gewaltig gewesen, als daß nicht selbst Blinden die Augen geöffnet worden sein sollten. Forderst Du also Anerkennung für uns, sie wird uns vielleicht schon, sie wird uns namentlich auch im Auslande. Und wird sie uns nicht, so erwäge den schönen Ausspruch Schiller's:

„Wir, wir haben von seinem Glanz und Schimmer
Nichts, als die Müh' und als die Schmerzen
Und wofür wir uns halten in unser'm Herzen."

Und dieses „Halten in unser'm Herzen" ist wahrhaftig etwas werth. Blick' um Dich und sieh', wie nur das Festhalten der Armee, der preußischen Armee, noch das einzige Constante ist, wie sich an dem moralischen Nachdruck, den durch sie die Regierung erhält, einzig und allein noch die zerstörungssüchtige Wuth der Anarchisten bricht; wie der Sieg der Treue und Ehrenhaftigkeit in unseren Reihen gleichzeitig den Sieg des guten Princips in unserem Volke verspricht. Dieser einige Geist der Hingebung und Treue ist etwas Erhebendes und Beglückendes für den, der unter ihnen ist. Noch einige solche Erfolge, wie die in Frankfurt und Köln, Erfolge der ruhigen, mit Schonung aber Ernst angewandten Kraft, noch einige Erfolge mit so geschickter Hand benutzt wie dort, und man kann wieder Muth gewinnen. Unsere Nationalversammlung selbst scheint in ihrer Majorität die Armee anerkennen zu wollen, aber nur in diesen Erfolgen. Das wird allerdings zu einem letzten äußersten Zusammenstoß in Schlesien oder in Berlin führen, indessen, fechten wir auf Seiten der Majorität der Nationalversammlung, so ist damit der guten Sache eine viel größere Aussicht auf Erfolg und eine weitgreifendere Wirkung gewiß. — Ich halte die Ereignisse in Köln für eine sehr glückliche Wendung der Dinge. Freilich ist jetzt Alles so beweglich und der Pendel an der Zeitenuhr schwingt so empfindlich, daß die unvorsichtige Handlung oder Aeußerung eines Fähnrichs Alles wieder umstimmen kann. Wir haben in der Armee indessen nach und nach gewaltige Fortschritte gemacht. Die radicalen Elemente in ihr sind theils zum Schweigen gebracht, theils ist das Bewußtsein der ungeheuren Wichtigkeit der Armee immer mehr wach geworden und man kann mit größerer Zuversicht in die Zukunft sehen. —

Unsere hiesigen Truppen beziehen jetzt weitere Quartiere, so daß es nicht mehr so leicht ist, sie auf den ersten Wink in Berlin concentrirt zu haben. Man wird indessen immer noch rechtzeitig erscheinen können und wahrscheinlich werden sie, fällt nichts Weiteres vor, in dieser Stellung den Winter über verharren. Damit wäre denn auch mein Bleiben für Potsdam bedingt . . .

Gestern hatten wir eine größere Zusammenziehung von Bataillons und Schwadronen vor Wrangel, etwa $2^1/_2$ Meile von hier. Ich habe tüchtig reiten müssen, aber es that mir wohl, einmal wieder bei und mit den Truppen sein zu können. Es waren theils Truppen, die mit in Holstein gewesen waren. Wrangel ließ sich die Officiere und Leute, die Orden und Medaillen erhalten hatten, vorstellen; und nachdem er dem Könige, der Armee und dem Vaterlande ein Hoch ausgebracht hatte, defilirten die Bataillons u. s. w. vor den mit ihren Ehrenzeichen Geschmückten vorbei; eine große Auszeichnung, die eine noch höhere Wirkung hervorgerufen hätte, wäre sie nicht mit einer gar zu auffallenden Ostentation in's Leben gerufen. — Nachher wurde noch etwas manövrirt. Das Wetter war frisch und herbstlich-schön; wir waren sieben Stunden zu Pferde . . . Ueberhaupt ist das Potsdamer Soldatenthum nicht so eng und arm, wie es mir oft geschildert wurde und wie ich es mir dachte. Nicht allein, daß ich eine große Anzahl zuvorkommender, angenehm gesitteter Cameraden gefunden habe, es sind mir auch schon mehrere, mehr wie gewöhnlich bedeutende Persönlichkeiten entgegengetreten . . . Ich muß bekennen, daß ich nirgends in einer Lebenssphäre,

in die ich neu hineintrat, gleich von vornherein solche Zuvorkommenheit, die doch nicht das Gepräge des Gesuchten trug, gefunden habe. —

Die Politik beschäftigt uns natürlich fast ausschließlich und dies umsomehr jetzt, wo unser Ministerium von Tag zu Tage mehr Beweise seiner Unzulänglichkeit gibt. Wohin wird das führen? Alles was die Soldaten gut machen, geht wieder durch diese Herren verloren. — Ich will Dich nicht quälen, indem ich meinem Unmuthe darüber Luft mache; aber unmuthig, unzufrieden bin ich. — —

Den 5. October. Auch wir haben hier Krawall gehabt. — Volksversammlungen, die den Zweck hatten, unsere hiesigen Regimenter zu demokratisiren, schlugen für die Anstifter nicht gut aus, namentlich deswegen nicht, weil sie dabei schmähliche Prügel besahen. Indessen hatte bei dem letzten Krawall, wo die herbeigerufene Garde du corps sich leider verspätete, die Bürgerwehr die Schuldigen arretirt; fünf und siebenzig an der Zahl. Die Untersuchung ist eingeleitet. Die Nachwehen dieser Krawalle spuken natürlich noch fort und allabendlich sind Truppen in den Casernen consignirt. — Sie bewähren ihre Disciplin Gott sei Dank bis jetzt noch überall. Ihr habt aber gar keine Idee davon, in welcher Weise die Anarchisten Alles daran setzen, weder Geld noch Worte sparen, wie sie Beides durch verkleidete Soldaten, und zwar im ganzen Lande, an den Mann zu bringen suchen, um die alten Bande der Anhänglichkeit und des Gehorsams zu zerstören. Die Truppen liegen hier dicht gedrängt, so daß sie für den Winter die größte Last für den noch wohlgesinnten Bauer sind und durchaus weiter dislocirt werden müssen. Auf diese weitere Dislocation, Unmuthigwerden der schlecht lebenden Truppen und das Drängen der Reserven nach Haus rechnen natürlich unsere Widersacher. Die Officiercorps bieten Alles auf, um die Leute zu erhalten wie sie sind. Möge es ihnen gelingen! Sie sind aber unmuthiger als je über das Zögern der Regierung. Dabei nimmt die Entsittlichung im Lande zu, wie man es sich nie hat vorstellen können. Alle Begriffe, wie Religion, Pflicht, Gesetz ꝛc., weichen dem Gedanken an das liebe Ich. Predigen doch dies Ich alle Volksbeglücker und die Geistlichen und Lehrer; der Egoismus ist auf das Höchste wach gerufen und gereizt. — Jetzt sieht man wieder recht deutlich, wie inhuman es ist, wenn man zu unrechter Zeit human sein will; jetzt sieht man, wie nothwendig eine kräftige Regierung vor Allem ist, will man so großartige Reformen durchführen, wie man es hier bezweckt. — Der entscheidende Schlag scheint sich jetzt in Schlesien vorzubereiten; die Republikaner scheinen dort ihr Glück versuchen zu wollen. —

Der General Schreckenstein lebt jetzt hier, der König hat ihm eins seiner Schlösser zur Wohnung angewiesen; ich war gestern beinahe zwei Stunden lang bei ihm. Es war mir sehr interessant, ihn über die jetzige Zeit reden zu hören. — Die Cholera sucht uns hier recht arg heim. In dem Hause meines Generals sind binnen vier Tagen fünf Personen erkrankt und deren drei gestorben, die vierte wird wahrscheinlich auch der Krankheit erliegen, so daß von der Familie des Bedienten des Generals nur ein halbjähriges Kind übrig bleibt. In dem

Hause neben mir starben Mann und Frau binnen vierundzwanzig Stunden. Ein Kind folgte ihnen Tags darauf. Die hiesige nasse, von Seen vielfach durchzogene Gegend mag das Ihrige dazu beitragen, die Krankheit hier mehr um sich greifen zu lassen, als selbst in Berlin. Von den hier hausenden 40,000 Menschen sterben täglich zehn. —

Den 7. October. — Die Nachrichten, die heute Morgen aus Berlin anlangten, sind wieder zu traurig bezüglich der Schwäche unseres Ministeriums. Und dabei muß man die Hände in den Schoß legen, kann nichts thun, wo das Herz zerspringen möchte, muß es mit ansehen, wie der Boden, auf dem Gesetz und Recht und Treue und Pietät stehen, mehr und mehr wankend wird, uns unter den Füßen schwindet. Eben hatten wir wieder einen Schritt vorwärts gethan; man beglückwünschte das Auftreten der Generale in Köln und am Oberrhein; plötzlich ist Alles wieder verweht. — — Die Umgegend von Potsdam ist reizend; Sanssouci bezaubernd schön. Der König hat in der letzten Zeit im Garten zu den Füßen des Schlosses eine kleine Kirche bauen lassen, die Friedenskirche. Sie ist streng im Stil der Basiliken aufgeführt. Alles athmet hier Frieden und Ruhe; und wenn in die dichten Wald- und Orangengänge die klassische Luft aus der Zeit unseres großen Königs herüberweht, so wendet sich das dort erhaben gestimmte Gemüth hier mit seliger Hingebung zu dem Fürsten des Friedens, der da nicht ist von dieser Welt. Ich habe fast nie in einem Gotteshause so das Wohlthuende der Stille und der Abgeschiedenheit empfunden. —

Den 13. October. — Wir sitzen hier noch ebenso wie vor acht Tagen, harrend und gespannt auf die Weiterentwickelung unserer traurigen Zustände. Wie hat uns nicht Wien wahrhaft gefoltert und thut es noch . . . . . Es ist eine furchtbar ernste Zeit und frivoler Lustigkeit so abhold, daß wo sie auftritt, sie mich anwidert. Nicht die Begebenheiten sind es, die ernst und trübe stimmen; nicht das Zerschmettern von Menschenglück und Menschenexistenz; nicht das Hinsinken von Thronen und das dichtgedrängte Kampfesgewühl um sie, nein — es ist das Begräbniß des Edlen und Hohen in der Denkungsweise und der Gesittung unserer Nation, dem wir zuschauen, ohne Demjenigen, was hier lebendig begraben wird, Rettung und Hilfe bringen zu können! Blicke um Dich, soweit du in der deutschen Geschichte willst, wo du ein trüberes Jahr findest! Wo sind noch Charaktere, wenn auch nur die der rohen Gewalt, getragen von hohen Ideen, sich losmachend von dem Altare, dem jetzt Alles opfert, dem gräulichsten Eigennutz! — dem krassesten Egoismus! . . .

Wie erbärmlich erscheint der Popanz der deutschen Erhebung, der durch die Gassen des Vaterlandes im März getragen wurde . . . . Was sagen die „Wohlgesinnten", die damals in dem Neugeborenen herrliche Anlagen sahen und nicht die Kraft und den Muth hatten, seine Leidenschaftlichkeit, ihm vom Vater, dem Geiste der Untreue angeerbt, zu bändigen und zu zügeln! Die Thoren, die da glaubten, einer Revolution das Halt zurufen zu können, die sich so weit überhoben, einer Fluth das „Bis Hierher und nicht weiter" zu ziehen, nachdem sie die Dämme, die Jahrhunderte gezogen, eingerissen und weggeräumt hatten! — Oh! stünde ich im Feldlager, dem Feinde mit geschlossenem Visir gegenüber und

wäre der Moment da, wo das Schwert, die letzte Waffe des guten Geistes, herausgerissen wäre, bevor sie einrostet und veraltet!

Es ist nicht allein eine historische, sondern auch eine philosophische Wahrheit, daß in Zeiten, wo alle Bande der Gewohnheit und Gesittung gelockert und gelöst sind, die Zügel der Geschicke der Völker in den Händen von Versammlungen schlaff und ohnmächtig geführt werden. In die Hand eines Einzigen gelegt, von ihm straff angezogen, kann der sturmesbeflügelte Wagen über die Klippen und Felsen gerissen werden; er allein kann die wilden Drachen bändigen, die hierhin und dorthin zerren. Aber wo ist dieser Einzige! Wohin kann man mit Vertrauen blicken? wohin mit Zuversicht schauen? — Unsere Truppen haben viel weitläufigere Quartiere bezogen, so daß es jetzt nicht mehr so leicht sein würde, sie rasch zusammen zu ziehen; alle die kleinen Städte in der Mark haben Garnisonen bekommen, um die Last der Einquartierung den Einzelnen nicht so hart zu machen. Am Sonntag ist unseres Königs Geburtstag; man wird auf der einen Seite feiern, auf der anderen demonstriren; wir müssen auf Manches gefaßt sein. Ich habe mich einem Diner des ersten Garde-Regiments angeschlossen. Nachmittags wird eine Volksversammlung stattfinden, in die man auch die Truppen wird hineinzuziehen suchen. Es kann leicht zu Reibungen kommen. —

Am Dienstag war ich in Berlin; ich hatte in meiner schriftstellerischen Thätigkeit zu thun. — Bei C. hatte ich einen gemüthlichen, sehr angenehmen Abend. U. war dort. Er wird bald nach Rom zurückgehen, indem Preußen die Anforderung, seine Gesandten einzuziehen, die Seitens der Centralgewalt in Frankfurt gestellt worden war, abgelehnt hat. U. war auch Seitens Preußens zu dem Congreß in Innsbruck designirt, indessen es wird nicht dazu kommen, weil England und Rußland nicht wollen. —

— — Du siehst, wie mein Herz mehr als je geneigt ist, dessen Hand anzuerkennen, den wir weisen Menschen nur zu oft verleugnen. Auch dazu mag die Zeit gewirkt haben. Wenn man Alles, was Menschen-Witz und -Denken ersann, scheitern sieht an den Ereignissen; wenn wir Menschenleidenschaft in tollem Wahnsinn sich und den Mitmenschen das Grab graben sehen, sollen wir uns da nicht dort demüthig neigen als schwache ohnmächtige Geschöpfe, hier Halt und Sicherheit für unseren Charakter von Oben erflehen? — Wie tief muß sich jetzt nicht Jedem die Ueberzeugung aufdrängen, daß ein lebendigeres religiöses inneres Leben unser Volk niemals würde zu diesen Ausschweifungen, zu dieser Entsittlichung der Begriffe haben kommen lassen. Scheint es nicht, als wenn England sich nur durch diese tiefere Religiosität auf den Wogen des brausenden Meeres erhielte? Das sind die Früchte davon, daß man das kirchliche Leben zerstört, dort durch Begünstigung der Lichtfreunde und Sektirer, hier durch das Aufstecken der pietistischen Fahne!

Rhodia.

Ein neugriechisches Volksmärchen[1]).

Nacherzählt

von

Adolf Boetticher.

Es war einmal ein alter Mann, der hatte drei Töchter. Die Jüngste von ihnen hieß Rhodia. Sie war schön wie ein junges Feldhuhn, so schön, daß sie wol hätte eine Königstochter sein können, ja, daß ein Jeder sich wunderte, daß sie nicht Flügel hatte, wie die Engel.

Wo Rhodia mit ihren beiden Schwestern und andern Mädchen auf den Dörfern die Rhomäika tanzte, priesen Alle ihre Schönheit. „Sie ist so schön wie die Sonne," sagten sie, „sie sieht aus wie eine Granatblüthe, die der Westwind hin und her wiegt." Rhodia's Schwestern waren auch schön, aber Niemand lobte sie, wenn Rhodia mit ihnen war, denn die überstrahlte sie Alle. Das verdroß die Schwestern sehr, denn sie hielten sich selbst für die Schönsten, und sie beschlossen, die Sonne zu fragen, wer die Schönste sei. Sie nahmen einen Spiegel und fingen damit die Sonne; zu der sprachen sie: „Sage uns, Sonne, wer ist die Schönste von uns?"

Da antwortete die Sonne: „Ich bin schön, Ihr zwei seid auch schön, aber Rhodia ist schöner, als wir alle Drei." Nun gedachten die Schwestern, Rhodia zu tödten. Als es schon spät am Abend war und alle drei am Kienspahnfeuer saßen und Teppiche wirkten, forderten sie ihr Schwesterchen auf, mit ihnen hinauszugehen, um für den Vater Kräuter zum Abendessen zu suchen, Ampfer und Lattich, der fern von der Wohnung wuchs. Nun führten sie sie weit vom

[1]) Das vorliegende Märchen ist in deutschen Sammlungen nicht vertreten. Trotz seiner weiten Verbreitung in Griechenland wurde es bisher nur von Buchon, la Grèce continentale et la Morée, 1843, gelegentlich und in sehr mangelhafter Darstellung wiedergegeben. B. Schmidt (Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder, 1877) erwähnt es in der Anmerkung zu dem Märchen von Maroula und der Mutter des Erotas (S. 232), das wol auf gleiche Quellen zurückzuführen sein wird. Seine Verwandtschaft mit dem deutschen Schneewittchen und sein poetischer Gehalt sichern ihm wol eine freundliche Aufnahme.

Hause fort, so weit, daß sie es nicht wieder finden konnte. Da ließen sie Rhodia allein und schlichen sich nach Hause.

Rhodia aber dachte nichts Böses von ihren Schwestern; sie meinte, sie habe sich verirrt, und hob sehr zu weinen an. Sie hatte Nichts bei sich als eine Citrone, die schnitt sie durch und stillte ihren Durst mit dem Safte.

Nun wurde es ganz Nacht und sehr dunkel, und die Wölfe in den Bergen begannen zu heulen. Da weinte Rhodia noch viel mehr; sie setzte sich unter einen Oelbaum, faltete die Hände über ihrer Brust und senkte ihr Köpfchen bis auf ihre Kniee.

Als sie nun einmal wieder aufblickte, da sah sie von fern einen langen leuchtenden Zug, der auf sie zukam. Es war Nykteris, die Nachtfee, die mit ihrem Gefolge ihren geheimnißvollen Umgang hielt. Sie trug ein langes Gewand von grauer, schimmernder Seide, dessen Schleppe lief wol vierzig Ellen weit über das Feld hin, und um das Haupt trug sie einen schwarzen Schleier, darin funkelten alle Sterne des Himmels. Als sie das weinende Mädchen erblickte, stand sie still und fragte, warum sie klage. Rhodia erzählte, wie sie sich verirrt habe und nun den Weg nach Hause nicht mehr finden könne. Da sprach Nykteris: „Komm mit mir, ich will Dich als meine Tochter annehmen!"

Und Rhodia ging mit der Nachtfee. Da kamen sie an einen großen Palast, in dem waren die Säulen von weißem Marmor, ihre Knäufe von Silber mit Diamanten besetzt, und um die Schäfte wanden sich lange leuchtende Schlangen, von denen ging alles Licht aus, das den Palast erhellte.

Nun bekam auch Rhodia ein kostbares Gewand, das stellte eine Wiese mit tausend Blumen dar, und statt ihrer rothen Tzarouchia bekam sie Schuhe von Silber und für das Haupt ein Fez, darauf funkelten tausend Leuchtkäfer.

Lassen wir aber Rhodia und nehmen die bösen Schwestern dran[1])! Die dachten, nun hätten die bösen Bergwölfe Rhodia gefressen; und wiederum fingen sie die Sonne mit einem Spiegel und fragten sie: „Sage uns, Sonne, wer ist die Schönste von uns?" Sprach die Sonne: „Ich bin schön, Ihr zwei seid schön, aber Rhodia ist schöner als wir alle Drei. Kleider trägt sie wie Blumenbeete und Silber und Diamanten, denn jetzt ist sie die Tochter der Nachtfee!"

Da nahmen die Schwestern eine verzauberte Schärpe; wer die umband, der fiel um und war todt. Damit gingen sie zum Palaste der Nachtfee und fanden ihre Schwester allein zu Hause. Rhodia war sehr erfreut, sie zu sehen, küßte sie auf die Augen und schenkte ihnen ihren ganzen Antheil an dem väterlichen Gute. Sie aber schenkten Rhodia die verzauberte Schärpe. Als sie nun fort waren, band Rhodia dieselbe um den Hals, und alsbald fiel sie um und war todt.

Als Nykteris nach Hause kam, fand sie Rhodia todt auf dem Teppich liegen. Sie klagte laut, zerriß ihren Schleier in kleine Stücke, so daß alle Sterne in der Stube herumflogen, etliche aber zum Fenster hinaus, und das nennt man Sternschnuppen. Dann warf sie sich über ihre Tochter und küßte sie tausendmal. Da sah sie die Schärpe, welche Rhodia um den Hals geschlungen hatte,

[1]) Immer wiederkehrende Wendung griechischer Märchenerzähler.

und ahnte gleich, daß es eine verzauberte sein möchte. Sie löste sie von dem Halse des Kindes, und alsbald hörte der Zauber auf und Rhodia ward wieder lebendig. Da war große Freude bei Beiden, und Rhodia mußte nun erzählen, woher sie die Schärpe erhalten habe. Aber sie dachte und sagte nichts Böses von ihren Schwestern und war sehr betrübt, als Nykteris ihr befahl, Niemand in ihrer Abwesenheit in das Schloß einzulassen, ja nicht einmal den Priester. —

Wieder fragten die Schwestern die Sonne und erhielten dieselbe Antwort. Sie gingen wieder zum Schlosse der Nachtfee und klopften an das Thor. Aber Rhodia war ihrer Mutter gehorsam und ließ sie nicht ein, so leid es ihr auch that. Da sprachen die Schwestern zu ihr: „Siehe, süßes Naschwerk haben wir Dir mitgebracht, Küchlein von Weinmost und Mastix. Willst Du uns nicht einlassen, so laß einen Faden herab aus Deinem Fenster und ziehe Dir dies Körbchen zu Dir hinauf." Das that Rhodia. Das Naschwerk aber war verzaubert, und als Rhodia davon eine Zuckererbse in den Mund nahm, fiel sie alsbald um und war todt.

Als Nykteris wiederum nach Hause kam, fand sie ihr Kind todt auf dem Teppich; gleich ahnte sie, daß die bösen Schwestern das gethan hätten, aber wie sie auch Alles durchsuchte, sie konnte dieses Mal den Zauber nicht finden, und Rhodia blieb todt.

Nykteris aber konnte sich nicht entschließen, sie begraben zu lassen; konnte doch vielleicht ein Anderer klüger sein, als sie, und den Zauber lösen. Da ließ sie einen Sarg machen von lauterem Silber, dahinein legte sie Rhodia mit den schönsten Sammetgewändern und mit tausend Diamanten angethan, und band den Sarg auf ein schönes und kluges Pferd, das ging damit davon.

Lassen wir nun Nykteris und Rhodia, und nehmen wir den Königssohn dran. Der war der schönste von allen Menschen: den Mai trug er auf der Schulter und den Frühling auf seiner Brust. Seine Augen strahlten wie die Sterne, und seine Brauen glänzten wie die Federn des Raben. Dazu war er so stark, daß er alle Drachen im Lande bezwungen hatte, und sein Vater hatte ihm schon längst den Thron übergeben. Als der Königssohn nun eines Tages auf der Jagd war, gewahrte er ein Pferd, das einen silbernen Sarg auf seinem Rücken trug; das ließ er greifen und in seinen Palast führen. Als er dort den Sarg öffnete, sah er vor seinen Augen das schönste Weib der Welt leblos daliegen.

Alsbald entbrannte er in so heißer Liebe zu der todten Rhodia, daß er Speise, Trank und Schlaf vergaß und Tag und Nacht in seinem Zimmer eingeschlossen bei dem Sarge verweilte. Rhodia veränderte sich nicht, sie behielt ihre frische, blühende Farbe, aber sie blieb starr und leblos. Da ward der Königssohn matt und krank, wie ein welker Apfel, und sein Haupt hielt er zwischen den Händen, wie eine vertrocknete Pflaume zwischen gelben Blättern sitzt. Niemand durfte zu ihm kommen, und zu Niemand ging er hinaus, und um sein Königreich kümmerte er sich nicht mehr, also daß die Räuber und Klephten im Lande mächtig wurden, und Niemand seines Lebens mehr sicher war.

Das bekümmerte die Königin, seine Mutter, von Herzen, aber vergebens suchte sie die Ursache seines Kummers zu erforschen. Eines Tages jedoch, als

der Fürst doch einmal sein Zimmer verlassen hatte, drang sie in dasselbe ein und fand die todte Rhodia in dem Sarge; die sah aus wie eine Lebendige, welche schlief. Da erstaunte die Königin zuerst über ihre große Schönheit, dann aber ergrimmte sie darüber, daß die Todte ihren Sohn von allem Andren und von ihr selbst abwendig machte, und in ihrem Zorn faßte sie das lange Haar der Todten und wollte sie daran aus dem Sarge reißen. Von dieser heftigen Bewegung fiel die verzauberte Zuckererbse aus den Lippen Rhodia's, die sogleich aus ihrem Todesschlafe erwachte.

Als die Königin das sah, erschrak sie zuerst sehr, dann aber weinte sie heftig, fiel der schönen Rhodia um den Hals und schwur, daß Niemand anders als sie ihren Sohn heirathen solle. Nun kam auch der Fürst wieder herein, der war vor Freuden außer sich, und nach sieben Tagen feierten sie die Hochzeit, wozu das ganze Volk eingeladen wurde. Diese Hochzeit währte vierzig Tage und vierzig Nächte und ist die größte, die in der Welt vorgekommen ist.

Aber das Glück dauerte nicht lange, denn die Mören hatten bei Rhodia's Geburt ihr das Loos zuertheilt, daß sie bald nach ihrer Hochzeit großes Unglück treffen solle. Als sie nun bald ein Jahr lang Königin war, und die Schildkröten den Frühling in's Land getragen hatten, kam die Zeit, daß sie eines Kindleins genesen sollte. Da machten die Schwestern sich auf und kamen zum Palaste, wo sie sich für die klügsten Wartefrauen der Welt ausgaben, die der Königin beistehen wollten. So wurden sie denn eingelassen, und nachdem sie alle Leute aus dem Zimmer der Königin hinausgeschickt hatten, unter dem Vorwande, daß Einer das neugeborene Kind verhexen könnte, steckten sie ihrer Schwester eine verzauberte Nadel in den Kopf. Da wurde Rhodia in einen kleinen Vogel verwandelt, der flog zum Fenster hinaus. Die eine der Schwestern aber legte sich in das Bett der Königin und nahm das neugeborene Knäblein zu sich. Als nun der Fürst kam, das Kind zu sehen, da erschrak er über die Häßlichkeit seiner Frau, die ganz anders aussah als zuvor. Die vermeintliche Frau aber sprach: „Siehe, mein Gemahl, wie meine Leiden mein Antlitz entstellt haben!" Da ging der Fürst hinaus, und von Stund' an hatte er alle Liebe zu seiner Frau verloren. —

Er hatte aber einen wunderschönen Garten, in dem fiel der Thau das ganze Jahr hindurch. Da standen viele Bäume mit goldenem Laub, die hatten sich von selbst in Reihen und Kreise geordnet, und dazwischen wuchsen alle Blumen der Welt, die ließ der König alle Tage durch vierzig Gärtner mit Zuckerwasser und Muskat begießen. In diesem Garten frühstückte der König des Morgens ganz allein. Eines Morgens aber kam ein kleiner Vogel zu ihm geflogen, setzte sich vor ihn hin und fragte ihn: „Sage mir, mein Lieber, hat die Königin, der König und der kleine Prinz gut geschlafen?" Da sagte der König: „Wir haben alle drei gut geschlafen!" Sprach der Vogel: „So soll die Königin jetzt schlafen, ohne wieder aufzuwachen, alle Bäume aber und Blumen, die ich im Fluge streife, sollen verdorren!"

Nun flog der Vogel Tage und Wochen lang hin und her, und wo er vorüberflog, da verdorrten die Bäume und Blumen, und Alles ward trocken

und wüst. Die Gärtner aber wollten den Vogel tödten; das verbot ihnen der König.

Nun kam der Vogel alle Tage wieder und wurde bald so zahm, daß er die Brotkrumen vom Tische des Königs nahm und sich endlich auch auf dessen Knie setzte. Da sah der König, daß in dem Köpfchen des Vogels eine ganz feine Nadel steckte. Behutsam zog er die Nadel heraus, und mit einem Male saß auf seinem Knie vor ihm seine wirkliche Frau, die war nun noch viel schöner als jemals zuvor.

Nun ließ der König die bösen Schwestern greifen und verurtheilte sie zum Tode. Die gute Rhodia aber bat mit vielen Thränen für das Leben ihrer Schwestern. Als nun der König von Gnade Nichts wissen wollte, weinte Rhodia immer mehr. Da zogen ihre Thränen ihre Mutter Nykteris herbei, die vereinigte ihre Bitte mit der ihrer Tochter. Nun ließ der König den bösen Schwestern die Wahl, ob sie lieber sterben wollten, oder an seinem Hofe leben und beständig das Glück ihrer jüngsten Schwester vor Augen haben. Die aber sprachen, sie wollten lieber sterben. Da platzten sie beide vor Neid. —

Die Berliner Theater.

Berlin, den 10. Juni 1881.

Mittelmäßig, wie sie angefangen, ist diesmal die Theatersaison ausgegangen. Nicht nur bei uns, sondern auch in Wien und in den anderen hervorragenden Theaterstädten. Nirgends ist eine bedeutendere Erscheinung aufgetaucht, weder in der schauspielerischen, noch in der dichterisch dramatischen Kunst. Die Theaterstücke, so viele wir ihrer gesehen, haben alle denselben Zuschnitt, dieselbe Physiognomie: Alltagsgesichter mit freundlichem Ausdruck, wie die gut ausgewählten Photographien in der Auslage eines Photographen. Nirgends eine besondere Schönheit oder eine eigenthümliche Häßlichkeit. All' diese Figuren haben kein rechtes Blut, sondern eine Art Theaterichor in den Adern: einen Saft, der ihnen gerade, so lange die Lampen an der Bühnenrampe leuchten, ein Scheinleben und Schattendasein verleiht. Es fehlt unseren Dramatikern, wie ich schon neulich sagte, die ursprüngliche Kraft in der Fassung und Gestaltung eines Stoffes; ob sie aus der unmittelbaren Gegenwart und dem Gesellschaftsleben oder aus den Jahrbüchern der Geschichte schöpfen — niemals greifen sie in die Tiefen der Dinge und der Herzen, immer bemühen sie sich, ihrem Stoffe die Härten abzuschleifen, ihre Helden und Heldinnen auf den Boden der Durchschnittsmenschheit zu stellen. Daher ihre Flachheit, wenn sie Conflicte des modernen Lebens, Gegensätze der Stellungen und des Ranges, Gegensätze in der Ehe darstellen. Dieser durchgehende Mangel, der den Schauspielen des Grafen Moy „Ein deutscher Standesherr" und Paul Lindau's „Verschämte Arbeit" und den Lustspielen Adolph L'Arronge's „Haus Lonei" und Ernst Wichert's „Der Secretär" anhaftet, zeigt sich auch in den Werken, die ich diesmal einer kurzen Betrachtung unterziehen will.

Wieder führt das Hoftheater den Reigen. Welche Angriffe auch unser Schauspielhaus, sei es in seiner Leitung, sei es in seinen künstlerischen Kräften, erfahren hat und immer von Neuem erfährt, wie Vieles um und in ihm man auch anders wünschte, wie es nun einmal ist, geht die stärkste, die lebendigste Förderung der dramatischen Kunst doch von ihm aus. Alle Versuche, die bald das Belle Alliance-Theater, bald das National-Theater gemacht haben, sich zu wahrhaften Volksbühnen, zu Stätten zu entwickeln, in und auf denen die jugendliche dichterische und schauspielerische Kraft sich tummeln, erproben und schulen könnte, sind eben Versuche geblieben. Wir haben kein Volkstheater erhalten, weil sich in diesem ersten Jahrzehnt der Theaterfreiheit kein bedeutender volksthümlicher Dramatiker gezeigt hat. Albert Lindner, zu dem ich nach dieser Richtung hin von seiner „Bluthochzeit" her ein großes Vertrauen hegte, hat die Hoffnung nicht erfüllt; seit seinem „Marino Falieri" ist er für die Bühne so gut wie verstummt. Zwei Gattungen der dramatischen Kunst bilden gleichsam den eisernen Bestand einer Volksbühne: das historische Schauspiel mit starken, melodramatischen Effecten, skizzenhaft, aber groß behandelten Charakteren, allgemein bekannten, sich der Phantasie scharf einprägenden Begebenheiten und das

romantische Märchenschauspiel, die Zauberposse in der Weise Ferdinand Raimund's. Beide fehlen uns bis heute und ich glaube nicht, daß alle Anstalten zur Hebung der dramatischen Kunst uns dazu verhelfen werden: sie sind eben ein Geschenk von oben. So bleibt denn die Bühne des Schauspielhauses das einzige Theater Berlins, auf dem der Fortgang der modernen deutschen dramatischen Production studirt werden kann, hier allein erscheinen regelmäßig in jedem Jahre eine Reihe neuer Schauspiele und Lustspiele, die nicht nur das Publicum eine Stunde ergötzlich unterhalten wollen, sondern auch einen gewissen literarischen Werth besitzen, diese einen größeren, jene einen geringeren, wie gerade das Jahr die Früchte hat reifen lassen. Wenn es möglich gewesen wäre, ein und ein anderes Stück von L'Arronge, Moser's „Veilchenfresser", Wilbrandt's „Die Tochter des Herrn Fabricius" dem Repertoire des Schauspielhauses einzuverleiben, so würde man in der Gattung des bürgerlichen Schauspiels und Lustspiels keine irgendwie hervorragende Schöpfung der letzten zehn Jahre auf diesen Brettern vermißt haben oder vermissen.

Das meiste Glück hat in dieser Saison hier „Die Märchentante", Lustspiel in 4 Acten von Otto Franz Gensichen gehabt, das am Sonnabend, den 19. Januar zum ersten Male aufgeführt wurde. Mit der Poetik des Aristoteles oder mit Lessing's Dramaturgie in der Hand, wäre es schwer zu sagen, wodurch. Was die Zuschauer am meisten darin ergreift und erfreut, ist eigentlich der Widerspruch des Dramatischen: die Liebenswürdigkeit des lyrischen Dichters, die zarte Ausmalung eines sinnigen Liebesverhältnisses, die lebenswahre, sorgfältig im Einzelnen durchgeführte, aber nur ganz leise von einem dramatischen Luftzuge bewegte charakteristische Gestalt einer gutmüthigen alten Jungfer. Dem Verfasser schwebte freilich ein tieferer dramatischer Conflict vor, als er in dem Gegensatz der beiden Schwestern, der ein wenig eitlen, putzsüchtigen, nur an dem Glanz und Genuß des Lebens hängenden Amalie und der poetisch empfindenden, den Märchen der Tante hingegebenen Hertha, liegt; er beabsichtigte den harten und trockenen Realismus des modernen Lebens dem sentimentalischen Idealismus des Herzens gegenüberzustellen; aber aus den Ansätzen und Andeutungen heraus hat er keine wirkliche Fabel und Handlung zu schaffen vermocht. Der reiche Verlagsbuchhändler Karl Gottfried Bertram ist ein abgesagter Feind aller romantischen Phrasen, er verlegt nur praktische Bücher, weder Märchen noch Gedichte, sein ganzes Streben ist auf den Erwerb gerichtet. Praktisch, realistisch sind seine Schlagwörter. Von seinen beiden Töchtern geht Amalie seinen Weg, die zarte Hertha dagegen ist eine kleine Schwärmerin für alles Schöne und Erhabene. In der Tante Auguste, welche dem verwittweten Bertram das Haus führt, findet sie die Seele, die sie versteht. Die hübschen Märchen, welche die alte liebenswürdige Jungfer zu erzählen weiß, haben die Kinder erfreut, erleichtern und beruhigen jetzt auch das schmerzerfüllte Herz des jungen Mädchens. Sie liebt ihren von einer Weltreise heimgekehrten Vetter Kurt Bertram, der leider eine geraume Weile kein Auge für sie und ihre zärtliche Neigung hat, da er unter dem Banne der schöneren und glänzenderen Amalie steht. Kurt aber hat schon eine Hoffnung seines „realistischen" Oheims zu nichte gemacht; er denkt nicht daran, dessen Verlagsgeschäft zu übernehmen, sondern wird sich als Docent der Naturwissenschaften an der Universität der Stadt habilitiren. Allmälig gehen ihm auch die Lieblichkeit, das tiefe Gemüth Hertha's und die Herzenskälte und Gefallsucht Amaliens auf. Die gute Tante und ein alter Gymnasialprofessor Hermann Kramer, der einmal vor Jahren eine stille Neigung für sie empfunden, helfen den jungen Leuten freundlich über die Schwierigkeiten der ersten Annäherung und der gegenseitigen Aussprache hinweg. Nachdem das Eis gebrochen ist, steht der Verbindung Hertha's mit Kurt kein Hinderniß mehr im Wege, denn Amalie nimmt mit Vergnügen die Hand des reichen Kaufmanns Tillig an. Die größte und empfindlichste Ueberraschung bleibt dem „eingefleischten Materialisten", dem schnöden Verächter lyrischer Dichtungen und stimmungsvoller Märchen, Herrn Bertram, vorbehalten. Sein Kassirer Görke, der unter bärbeißiger Maske und unschönem Aeußeren eine poetische Seele verbirgt, und Kurt spielen ihm

einen heimtückischen Streich: sie lassen die Märchen der Tante, natürlich unter anderem Namen, drucken und das Büchlein hat einen außerordentlichen Erfolg. Um jeden Preis will darum Herr Bertram ein neues Manuscript von diesem glücklichen Autor erwerben, er entschließt sich gleich zur Illustrirung der Märchensammlung, so daß der muntere Maler Giovanni Fredi, der mit dieser Aufgabe betraut wird, die nöthige Aussicht in die Zukunft erhält, der kleinen Photographin Elise Flemming seine Liebe zu gestehen. Bertram's Erstaunen, als sich ihm bei der Unterzeichnung des Contracts Fräulein Auguste Weydemann, die Märchentante, als der gefeierte Autor vorstellt, wirkt von der Bühne herab sehr ergötzlich, aber man wird zugeben, daß dieser Sieg des Idealismus weder schwer zu erringen war, noch daß er von Dauer sein wird. Genschen's Talent offenbart sich mehr in der Feinheit der Charakteristik, als in der Erfindung einer starken Fabel. Dem Inhalt des Ganzen und dem Wesen der Hauptfigur gemäß sind überall nur lichte Farben im dünnen Auftrag angewandt, kräftigere Töne, tiefere Schatten sind überall vermieden, sie würden die Harmonie zerstört haben. Es ist der anheimelnde Reiz des Familienbildes, der uns besticht; fehlt jede mächtigere Erregung und lebhaftere Spannung, so fehlt auch jedes Bedenkliche und Mißliche. In hübsch und zierlich geschliffenen Gläsern wird ein milder Maitrank kredenzt. Das treffliche Spiel der beiden Alten, der Frau Frieb-Blumauer, die der Märchentante ihre so ausdrucksvolle, so humoristisch-liebenswürdige Originalität verlieh, und Herrn Berndal, dem der Universitätsprofessor mit den Sprüchen des Simonides besonders gut zu Gesichte stand, hat dann das Seine zu dem Erfolg der freundlich anmuthenden Dichtung beigetragen.

Ein höheres Ziel hatte sich der Verfasser des am Freitag den 18. März zum ersten Male aufgeführten Schauspiels in 4 Acten „Die weiße und die rothe Rose" gesteckt, auch einen stärkeren Anlauf genommen, aber der Athem reichte ihm nicht aus. Physisch und psychisch nicht: in der Blüthe seines Lebens, auf der Schwelle der dreißiger Jahre, ist Ernst Grua, der Sohn des bekannten Berliner Schauspielers, von einer schleichenden Krankheit, die schon den Jüngling ergriffen, hinweggerafft worden. In Allem, was ich von Ernst Grua kenne — eine Tragödie „Cäsar Borgia", die in Meiningen aufgeführt worden ist, eine Bearbeitung der „Heliodora" von J. L. Klein, den Entwurf eines Drama's aus der Revolution und dies jetzt auf unserer Hofbühne dargestellte Schauspiel aus dem modernen Leben — macht sich ein dramatischer Zug bemerklich, ein gewisses Geschick für theatralische Effecte. Eine nachdenkliche Natur, begnügte er sich nicht, nur das auf der Oberfläche spielende Wellengekräusel zu beobachten, sondern suchte die tiefer im Gemüth liegenden Conflicte auf; schade, daß seine Phantasie zu erfinden, seine Kraft zu charakterisiren seinen Ideen nicht gleichkam. Seit Jahren auf den Umgang weniger Freunde, auf die Lectüre angewiesen, ohne eine lebendige, durch eigene Erfahrungen erworbene Welt- und Menschenkenntniß, fühlte er sich auf dem Gebiete der Geschichte sicherer und vertrauter, als auf dem der modernen Gesellschaft. Es spricht für seine Begabung, daß ihm dennoch ein Stück wie „Die weiße und die rothe Rose" gelungen ist. Den Hauptfehler des Schauspiels finde ich in der Furcht des Dichters, die Consequenzen seiner Voraussetzungen zu ziehen. Wol durch die französischen Dramen angeregt, greift er entschlossen in die Probleme des ehelichen Lebens, aber hat zuletzt doch nicht den Muth, den Gegensatz, auf den er gestoßen, als einen unversöhnlichen hinzustellen. Indem er Alles, was geschehen, nur als eine vorübergehende Irrung, halbwegs als einen Carnevalsscherz erscheinen läßt — seine Heldinnen treten auf einem Maskenballe als weiße und rothe Rose aus den Fleurs animées auf —, bricht er dem Conflict die Spitze ab und nimmt unserer Theilnahme die Wärme. Die beiden Töchter des Grafen Thurn verloben sich und heirathen an demselben Tage: die sinnige, hochgestimmte Luise einen munteren, lebenslustigen, sich froh in der Gesellschaft tummelnden Cavalier Kurt von Wartenberg, die naive schelmische Vally einen gesetzten, viel beschäftigten Rechtsanwalt Robert von Waldau. In beiden Ehen machen sich nun bald Enttäuschungen, Charakterverschiedenheiten, Mißverständnisse geltend. Vally glaubt

sich von ihrem Manne, der seiner Arbeit lebt, vernachlässigt und lauscht, ohne sich Arges dabei zu denken oder gar zu empfinden, den Schmeicheleien eines Botschaftsattaché's, Herrn von Assonville; Kurt, von den künstlerischen Liebhabereien, der Schwärmerei und dem getragenen Ton Luisens gelangweilt, ist in die Schlingen einer schönen Kokette gefallen, der jungen verwittweten Baronin Melanie von Neuenstein, die schon als Mädchen einen berückenden Zauber auf ihn ausgeübt hat. Vom tiefsten Schmerz, von eifersüchtiger Qual wird Luise ergriffen, als sie das Verhältniß ihres Gatten zu Melanie entdeckt. Auf einem Maskenball kommen die Gegensätze und die Leidenschaften zur Aussprache. Nicht, wie wir es erwarten. Der Dichter, dem vor seiner eigenen Erfindung bangt, weiß der tragischen Entscheidung vorzubeugen. Bally spielt sich plötzlich ernsthaft und bedeutend auf und weist den kecken Assonville in seine Schranken zurück, Melanie läßt sich zu einer häßlichen Lüge verleiten, die Kurt ihre Falschheit enthüllt. Indem Luise obenein noch ihr Maskencostüm als weiße Rose mit dem der rothen Rose Melanie tauscht, erfährt sie aus Kurt's eigenem Munde, daß sie noch immer von ihm geliebt wird. So steht denn im vierten Acte, nach dem reumüthigen Geständniß der Schuldigen, der Wiedervereinigung der beiden Paare nichts mehr im Wege. In der Leichtigkeit und Anmuth, mit der sich die Handlung bewegt, in dem nicht eben geistreich funkelnden, aber feinsinnigen und gewählten Dialog, der überall eine gewisse Vornehmheit der Gesinnung und Empfindung verräth, in der sympathischen Gestalt Luisens beruhen die Vorzüge der Dichtung, die den frühzeitigen Tod Grua's um so mehr bedauern lassen, je seltener gerade sie sich bei unseren Theaterdichtern vorfinden.

Gegenüber dem Gehalt dieses Schauspiels zeigt sich die ganze Flachheit der handwerksmäßigen Theatertechnik in dem Lustspiel in 5 Akten „Der Leibarzt" von Leopold Günther, das am Dienstag den 19. April zur ersten Aufführung kam. Flott hingeworfen, im bunten und raschen Scenenwechsel, mit der unverkennbaren Marke des Schauspielers als Autor an der Stirn, ist das Lustspiel ein Versetzstück von lauter Erinnerungen, Ideen, Figuren aus vorhandenen Komödien. Wie der Herzog in Hackländer's Lustspiel all' seine Neuerungen einer Anregung seines geheimen Agenten zuschreibt, so weiß Günther's Fürst Alfred seine Reformen im Großen und Kleinen seinem „Leibarzt" in die Schuhe zu schieben. Obgleich dieser brave Doctor Müller gar keinen Einfluß auf den Fürsten ausübt, nicht einmal über sein Befinden mit ihm reden darf, überdies selber sich lieber mit der Cameralwissenschaft als mit der Medicin abgibt, halten ihn doch Hof und Stadt für den Spiritus familiaris des Herrn. Der alte Hofmarschall Baron von Palsow kann ihn nicht ausstehen, er haßt den bürgerlichen Doctor nicht nur wegen seines Einflusses, sondern auch wegen seiner Geheimnißthuerei; denn auf alle Fragen, die der Hofmarschall hinsichtlich des Fürsten an ihn richtet, gibt der Leibarzt keine Antwort, aus dem einfachen Grunde, weil er von all' diesen Sachen nichts weiß. Je weniger Müller bei den Hofleuten beliebt ist, desto mehr ehren ihn die Bürger der kleinen Residenz. Sie bringen ihm sogar ein Fackelständchen, weil er dem Ländchen die erste Eisenbahn verschafft hat, es hilft ihm nichts, daß er die unverdiente Ehre abweist. Wie Wichert's Fürst in dem Lustspiel „Der Freund des Fürsten", ist auch Günther's Fürst unvermählt, in beiden Komödien treibt sich ein junges Mädchen, eine entfernte Verwandte des gnädigen Herrn, wunderlich und romantisch umher, in beiden ist es selbstverständlich, daß die jungen Leute sich begegnen und sich in einander verlieben. Nach den üblichen Verwirrungen und Verwechselungen tritt die allgemeine Aufklärung und die Verlobung der Glücklichen ein. Bei Hackländer gibt es nur ein glücklich liebend Paar, Wichert bringt es schon auf zwei, Günther gruppirt gar drei Paare, es ist Aussicht vorhanden, daß der nächste Dichter, der diese altmodische und ausgeblaßte Kleinstaatenromantik zu einer Komödie verwerthet, alle ledigen jungen Männer und Mädchen der Residenz am Schlusse verlobt. Im Sinne des dramatischen Handwerkes ist Günther's „Leibarzt" ein brauchbares, schickliches Stück: das Gerüst ist leicht gezimmert, die Figuren, die jeder Individualität entbehren, sind um so treff-

lichere Theatermarionetten, in dem alten Hofmarschall steckt sogar eine Art Original, die Scenen, wenn sie auch nicht innerlich mit einander verbunden sind und nicht aus einander erwachsen, ziehen durch ihren gefälligen und klug berechneten Wechsel zwischen Ernst und Lustigkeit an. Die zwei ersten Acte versprechen mehr, als die drei letzten halten. Die liebenswürdige, frisch lebendige Darstellung der jungen Alice, der dem Fürsten, den sie für den Leibarzt hält, schon im Voraus von seiner diplomatischen Schwester bestimmten Braut, durch Frl. Clara Meyer hat dem Lustspiel einen kurzen Erfolg verschafft.

Auch dem Schauspiel in 4 Acten „Magdalena" von A. Weimar, das am Sonnabend den 14. Mai zum ersten Male gegeben wurde, ist der Dilettantismus aufgeprägt. Ohne Kenntniß der Bühne und eine gewisse theatralische Schulung ist die Verfasserin nicht, unter dem Pseudonym A. Weimar verbirgt sich, ich weiß nicht recht warum, die Schriftstellerin Auguste Götze in Dresden. Gerade wie Günther versteht sie es, in schicklicher Weise komische und sentimentale Scenen einander ablösen zu lassen. Ein zerstreuter Professor der Astronomie, eine Klatschschwester, ein munterer Student thun das Ihre, die Zuschauer zu erheitern, wenn die Klagen der Helden sie zu ermüden drohen. Wie Günther sich an Hackländer und Wichert, lehnt sich die Verfasserin der „Magdalena", bewußt oder unbewußt an eine französische Komödie an, die unter dem Titel „Der neueste Skandal" vor einigen Jahren im Residenz-Theater nicht ohne Erfolg dargestellt wurde. Magdalena von Hagen ist eine Märtyrerin der Freundschaft: wenigstens hält sie sich dafür. Eine Freundin, Eugenie Olfers, eine verheirathete Frau, in deren Hause Magdalena verweilt, hat einem Liebhaber, dem Grafen Wildung, ein Stelldichein bewilligt. Ueberrascht, muß er aus dem Fenster springen: Magdalena rettet die Schuldige, indem sie dem Gatten derselben erklärt, der Besuch des Grafen habe ihr gegolten. Fünf Jahre sind seitdem vergangen, Eugenie ist gestorben, Wildung im Auslande. Ein besonderes Unglück ist Magdalena aus ihrer Gutthat nicht erwachsen, sie lebt nach wie vor im Olfers'schen Hause als Erzieherin der Tochter der Verstorbenen. Sie hat sich in Olfers, Olfers in sie verliebt. Aber das Geheimniß Eugeniens hütet sie mit eifersüchtiger Sorge. Sie will dem Manne nicht nachträglich das Glück trüben, das er in seiner Ehe empfunden. Die Fadenscheinigkeit des Conflicts leuchtet ein. Nur eines Wortes bedarf es, ihn zu lösen, und daß dies Wort nicht gesprochen wird, erscheint als eine leere Grille, ein Eigensinn Magdalenens. Im Augenblicke, wo ihr Olfers eine Erklärung macht, wird sie ihm ja doch die Wahrheit gestehen müssen. Da sie zögert, mischt sich natürlich der Zufall ein. Der Graf Wildung erscheint wieder in der Stadt. Olfers überrascht ihn im Gespräch mit Magdalena. Während sie in ein Nervenfieber verfällt, erfährt Olfers von dem Grafen, hinter der Scene, die wahre Geschichte jenes Abenteuers, duellirt sich mit ihm, wieder hinter der Scene, und erscheint, den Arm in der Binde im letzten Acte, um der eben genesenen Magdalena Herz und Hand anzubieten. Das Ganze ohne Vertiefung der Charaktere, mit mehr angedeuteten, als ausgeführten Situationen, aber in guter, flüssiger Sprache und durch die lebendige und feurige Darstellung des Frl. Barkany in der Hauptrolle, wenigstens in den ersten beiden Acten das Interesse erweckend.

Was die andern Theater uns geboten, hat noch geringeren literarischen Werth. Am meisten noch Adolph L'Arronge's Lustspiel „Der Compagnon" in 4 Acten, das Sonnabend den 12. Februar zum ersten Male auf der Bühne des Wallner-Theaters erschien. Während die Komödien „Wohlthätige Frauen" und „Haus Lonei" auf dieser Bühne, weil sie über den volksthümlichen Rahmen derselben hinauswachsen, nicht den bedeutenden Erfolg wie des Dichters „Doctor Klaus" errungen haben, hat „Der Compagnon" dieselbe Anziehungskraft, wie jenes Lustspiel, bewiesen. Ein harmloses Scherzspiel, Genrebilder aus dem mittleren Bürgerthum Berlins, ohne jeden tieferen Gedanken, ohne jede satirische oder moralische Absicht. Ein älterer Kaufmann, August Voß, will sich, wie man so sagt, zur Ruhe setzen und übergibt sein Geschäft seinem jüngeren Compagnon Schumann, den er zugleich

mit seiner Tochter verheirathet. Einmal ohne die gewohnte Beschäftigung, weiß er mit dem langen Tage nichts anzufangen und quält sich, seine Gattin, seine Dienstleute, am meisten aber das junge Ehepaar. Keine Minute will er sie allein lassen, bis diese der unleidlichen Tyrannei seiner Zärtlichkeit entfliehen und ihre Wohnung in seinem Hause aufgeben. Die Ausräumungsscene des Gemachs bringt eine außerordentlich komische Wirkung hervor: der alte zwischen Wuth und Wehmuth hinüber und herüber schwankende Voß bleibt in den vier kahlen Wänden auf einer Kiste voll Stearinlichter, die er seiner Tochter geschenkt hat, sitzen, seine Photographie im Rundrahmen in der Hand, melancholische Betrachtungen über die Undankbarkeit der Kinder anstellend. Eine alte Obsthändlerin, Frau Lerche, die sich in ähnlicher Lage, wie er befindet, da auch sie sich von ihrer Tochter trennen muß, um deren Ehe mit einem reichen Manne möglich zu machen, bekehrt ihn endlich zu gesunderen Ansichten und das Ganze schließt in allseitiger Versöhnung, mit allgemeinem Jubiliren. Die Geringfügigkeit der Handlung wird weit durch die Lebenswahrheit der Hauptfiguren aufgewogen. Der alte Voß, das Dienstmädchen, von Frl. Ernestine Wegner musterhaft dargestellt, Mutter Lerche, der junge reiche Spiritushändler Winkler mit der poetischen Ader im Herzen sind volksthümliche Typen, die der Dichter freilich nur aufgenommen, nicht eigentlich erfunden hat. Aber wie versteht er es seine Beobachtungen des Kleinlebens für die Bühne zu verwerthen, wie sorgsam führt er seine Figuren aus, wie geschickt vertheilt er Licht und Schatten! Unwillkürlich überträgt sich die Gutmüthigkeit und die Weltfreude, welche in L'Arronge's Talent die ethische Seite bilden, auf seine Gestalten und macht sie den Zuschauern von vornherein sympathisch. Die Natur, die er aufsucht, muß einen liebenswürdigen Zug haben. Was er sieht, sieht er mit freundlichen Augen an, mit Augen, in denen sich Alles unmittelbar verschönt und nach dem Maße seiner Phantasie verklärt. Die gewisse Bläße seines Colorits hängt mit seiner optimistischen Anschauung auf das Innigste zusammen.

Lange noch nicht reicht zu diesem Stücke Oscar Blumenthal's Schwank in 4 Acten „Die Teufelsfelsen" hinan, den das Friedrich Wilhelmstädtische Theater Sonnabend den 2. April zum ersten Male aufführte. Da man von dem Verfasser stets etwas Herausforderndes erwartet, ist man zunächst angenehm überrascht, ohne diese Beschädigung zu bleiben. Das Ganze verläuft, in den ersten Acten nicht ohne Witz und Behagen, in den gewohnten Lustspiel-Scherzen und Irrungen, zwischen einem munteren und einem schüchternen Liebhaber, einem einfachen und einem romantischen Mädchen, einem wunderlichen alten Herrn, der noch den Galanthomme spielen möchte, und einem falschen General, auf dem Hintergrund des Badelebens, aber der dünngesponnene Faden der Handlung will eben so wenig wie die Schilderung der Charaktere für vier Acte ausreichen. In drei Acten hätte der Verfasser vollauf Zeit und Raum gehabt, uns Alles zu sagen, was er in dieser Fabel und von diesen Figuren zu sagen wußte. Die leichten, nur auf den Wortwitz und eine im Großen und Ganzen oberflächliche Satire von Menschen und Dingen, die das Interesse einer Großstadt einen Tag beschäftigen, gestellten Schriftsteller versehen es, in ihrem Drängen nach der Bühne, meist in dem wichtigsten Punkte: der Witz ist nicht schöpferisch, er ist unfähig, eine Fabel zu ersinnen und mit der Fabel steht oder fällt jede dramatische Dichtung.

Nachdem das Residenz-Theater ohne Glück und Stern eine Jugendarbeit Hugo Bürger's „Die Adoptirten", ein Schauspiel in 4 Acten, am Sonnabend den 15. Januar versucht hatte — ein Werk, dem es zu sehr an Klarheit sowol hinsichtlich der Handlung wie des Endzwecks derselben fehlt, um ein Theaterpublicum zu fesseln — fand es in einem Lustspiel von Victorien Sardou am 1. Februar ein „Kassenstück", wie es sich dasselbe nicht besser wünschen konnte. Fünfzig Vorstellungen einer halb lächerlichen, halb frechen Posse. Auf einem dritten Theater in Paris hatte Sardou's Schwank „Divorçons" nur einen mäßigen Erfolg erzielt, hier in Berlin feierte das Stück, nach dem Namen der Heldin „Cyprienne" betitelt, jeden Abend einen neuen Sieg. Ich vermuthe, weil die satirische

Tendenz, die der Komödie innewohnt, für uns jede Spitze verloren hat, während sie in Paris vielfach verletzen mußte. Aus meiner Analyse des Schauspiels „Daniel Rochat" entsinnt sich vielleicht noch der eine und der andere Leser, daß Sardou sich jetzt, als echter Komödiendichter, der die Schwächen und Vorzüge, die Anschauungen und Meinungen seiner Zeitgenossen darstellen soll, mit den Fragen beschäftigt, welche die Ehe den französischen Gesetzgebern stellt. Wie er in „Daniel Rochat" die bürgerliche Eheschließung der kirchlichen Einsegnung, stellt er in „Divorçons" die Scheidung der Ehe ihrer Unlösbarkeit gegenüber. In dem einen wie dem andern Falle erweist sich Sardou als Conservativer. Zu einem Austrage, auch nur innerhalb des poetischen Rahmens, hat er keine der beiden Fragen gebracht. In „Daniel Rochat" wagt er sein letztes Wort nicht zu sprechen und die Handlung in „Divorçons" ist eben nur eine tolle Posse, nicht einmal eine den Kern des Streites treffende Verspottung der Ehescheidung. Für ein deutsches Publicum fehlt beiden Stücken das geistige Salz. Die kirchliche Einsegnung nach der bürgerlichen Schließung der Ehe ist in unsern Sitten durchaus eingebürgert, kaum dürfte ein Verlobter seiner Braut in diesem Wunsche entgegentreten, andererseits ist die Ehescheidung bei uns durch das Gesetz gestattet. In „Daniel Rochat" ermüdete uns darum die Langeweile der Debatte über einen Gegenstand, der unser Gefühl nicht in Mitleidenschaft zu ziehen vermag, in „Cyprienne" belustigte uns eine Weile die Ausgelassenheit, die Komik der Fabel und der Figuren. Cyprienne schwärmt für die Ehescheidung, sie hat keine besondere Abneigung gegen ihren Mann, einen Herrn von Prunelles, aber sie langweilt sich mit ihm auf dem Lande und in der Stadt und hat mit ihrem Vetter Adhémar ein harmlos albernes Liebesverhältniß angeknüpft, das ihre Phantasie beschäftigt und dem Gemahl zuweilen Grillen der Eifersucht erregt. Um sie von ihrer thörichten Laune zu heilen, ersinnt er ein drolliges Mittel. Er läßt sich aus Paris telegraphiren, die Kammer habe das Gesetz Naquet über die Ehescheidung angenommen. Im Augenblick weiß die ganze Provinzialstadt davon. Mit komischer Feierlichkeit verabschiedet er sich von Cyprienne, er legt ihre und Adhémar's Hände zusammen, es wird bei den vielen gesetzlichen Förmlichkeiten noch eine Zeit dauern, ehe die Scheidung gerichtlich ausgesprochen ist, dann aber wird Cyprienne ihrem Adhémar angehören, Prunelles bittet sie, ihn fortan als ihren Hausfreund zu betrachten. Einmal freigegeben, scheinbar Herrin ihres Willens und ihres Herzens, entdeckt Cyprienne sich auf einer merkwürdigen Wandlung ihrer Gefühle: Adhémar erscheint ihr geckenhaft, unbedeutend, ihr Mann höchst liebenswerth. Mit dieser Erkenntniß der jungen Frau sollte der Scherz schließen. Daß der Dichter noch einen Act hinzugefügt hat, wo in einem Restaurant die beiden Gatten das Fest der Versöhnung in einer Reihe leichtfertiger Scenen feiern, erhebt zwar den Scherz auf den höchsten Gipfel der Ausgelassenheit, raubt aber den Figuren und damit der Satire jede Wahrheit. Der Pfeil trifft nicht, er fliegt in's Leere. Wenn die Frage: ob Ehescheidung, ob nicht? mit einem guten Diner, beim Glase Champagner, mit einem halben Dutzend zweideutiger Redensarten zu entscheiden wäre, dann brauchten wir auch Sardou's Komödie nicht, die Dinge machten sich von selbst, wie im Schlaraffenland. Von Fr. Niemann-Raabe (Cyprienne: wenn sie nur ein wenig feiner, nicht gar so lüstern nach einem Mittagsmahl im Restaurant, wie eine „Probir-Mamsell", wäre!) und Hrn. Keppler (Prunelles) lustig und übermüthig gespielt, hatte die Komödie indessen die Lacher stets auf ihrer Seite.

Neben den Aufführungen des Wagner'schen Festspiels „Der Ring des Nibelungen" war das Hauptereigniß dieser Theatersaison das Auftreten Ernesto Rossi's mit einer italienischen Gesellschaft auf verschiedenen Bühnen der Stadt, vom Beginne des Aprils bis in den Ausgang des Mai's. Nach einander haben die Italiener im Opernhause, im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater, im National-Theater gespielt. Ernesto Rossi ist schon von lange her ein berühmter Schauspieler; Deutschland hat ihn zuerst in der Begleitung der Adelaide Ristori 1856 kennen gelernt. Doch war er uns im Jahre 1874 gleichsam eine neue Erscheinung. Damals spielte er im Victoria-Theater

Othello, Hamlet, Ludwig XI., in dem gleichnamigen Drama von Casimir Delavigne. Drei Jahre darauf, 1877, erschien sein Nebenbuhler, Tommaso Salvini, den die Italiener für ihren größten Schauspieler nach Modena erklären, auf der Bühne des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters. Doch gelang es ihm nicht, die Theilnahme unseres Publicums in demselben Maße, wie jetzt Rossi, zu gewinnen. Wiederholt ist Rossi als Othello, Hamlet, Lear, Macbeth, Romeo, Ludwig XI., in zwei französischen bürgerlichen Schauspielen, Kean und Süllivan, und einmal in einer italienischen Tragikomödie „Nero" von Pietro Cossa aufgetreten. Weitaus von allen seinen Darstellungen war die letztere die anziehendste, in jeder Weise originalste. Denn hier steht er auf seinem eigenen, dem nationalen Boden. Der Dichter empfindet nicht anders als der Schauspieler. Zwischen Beiden gibt es keine Scheidewand, keine Reihe von Anschauungen über Welt und Leben, die sie trennen. Ein Fall, der stets eintritt und eintreten muß, wenn der romanische Schauspieler die Figuren Shakespeare's verkörpern will. Der eigenthümliche Duft und Hauch der Romantik, der sie umschwebt, dies ihr eigenthümliches Lebenselement ist für den Italiener etwas Unfaßliches und Unfaßbares. Indem er sie aus diesem Dunst und Schleier in die scharfe Beleuchtung seiner Sonne zieht, gestaltet er sie plastischer, allein er raubt ihnen das Seelenhafte.

Ernesto Rossi ist kein junger Mann mehr, er dürfte die Fünfzig überschritten haben, auf der Bühne erscheint er, trotz seiner Starkleibigkeit noch immer stattlich und weiß als Romeo sogar noch einen gewissen Zauber und Schimmer der Jugend hervorzurufen. Nur daß dieser künstliche Zauber nicht auf die Dauer festgehalten werden kann und der Mangel der natürlichen Bedingungen, die wir für den Darsteller Hamlet's und Romeo's verlangen, sich doch schließlich geltend macht. Rossi's wahre Stärke liegt in der Darstellung männlicher Charaktere von heroischem Gepräge, Othello's und Macbeth's, Nero's und Kean's. Unwillkürlich wird man zu einer Vergleichung seines Spiels mit dem Salvini's aufgefordert. Beiden gemeinsam ist die vollendete Meisterschaft der Haltung, der Bewegung, der Geberde. Hier ist nichts dem Zufall überlassen, sondern Alles durchdacht, dem darzustellenden Charakter angepaßt, vielfach geübt und wird nun auf der Bühne als die augenblickliche, freiwillige Aeußerung der Natur ausgeführt. Keine Bewegung mißlingt, jede Geberde stimmt mit dem Wort, mit dem Ton der Stimme, dem Blick des Auges überein und erhöht und verstärkt den Ausdruck beider. Gegen die Zahmheit, die Abgeschliffenheit, die Gleichmäßigkeit im Spiele unserer deutschen Schauspieler wirkt diese Ungezwungenheit und Freiheit, diese Sicherheit, die so wenig eine Schwierigkeit zu kennen scheint, wie der Mensch, der sich seiner Leidenschaft überläßt, als eine Offenbarung. Für Rossi gibt es keine Stellung, sei es mit dem Rapier Hamlet's im Wettkampf mit Laertes, mit dem Dolche Macbeth's, mit dem Stock, auf den sich der rückenmarkskranke Ludwig XI. stützt, mit dem Weinkrug des halbtrunkenen Nero, die er nicht gleich wahr und natürlich ausführte. Grausig ist es mit anzusehen, wie er die sich sträubende Desdemona auf ihrem Lager mit dem Kissen erstickt, mit ihren eigenen Haaren erwürgt — grausig und zweifellos gegen die Absicht Shakespeare's, aber dargestellt ist es bewunderungswerth. Wie weiß er in jeder einzelnen Bewegung den Scheinkampf Hamlet's mit Laertes von dem Kampf Macbeth's mit Macduff auf Tod und Leben zu unterscheiden! Die Art, mit der er Laertes das vergiftete Rapier aus der Hand schlägt, ihm mit höflichem Gruße das seine anbietet und dann erst das auf dem Boden liegende ergreift — übrigens eine Weise, die Rapiere zu wechseln, die ich zuerst von Salvini gesehen — ist von unvergleichlich ritterlichem Anstand. Und mit welch' feinen und überraschenden Zügen stattet er seine Menschen aus! Der Streit zwischen Cassio und Rodrigo, die Verwundung Montano's haben die Stadt aus dem Schlaf geschreckt, Othello aus der Burg gerufen, während er noch mit Montano und Jago redet, eilt auch Desdemona herbei, im Nachtgewande; als er sie so erblickt, nimmt er den weißen Mantel ab und hüllt sie darin ein, von dem Kopf bis zu den Füßen, mit einer

Sorglichkeit, einer Zärtlichkeit: die Liebe kann sich kaum in einer halb unbewußten Handlung deutlicher und wirksamer zu erkennen geben. Als er auf Macduff's Geschrei: der König sei ermordet, mit geschwungenem Schwert die Stufen zu Duncan's Gemach hinaufstürzt, verwickelt sich sein Fuß in die Decken, halb in die Kniee sinkend, blickt er, das Schwert hoch erhoben, im Ausdruck Zorn und Schauer, auf die angstvoll im Schloßhof Stehenden zurück, faßt sich dann und stürmt durch die Pforte. Beide Bewegungen malen für mich Othello in seinem Verhältniß zu Desdemona, Macbeth in dem Widerstreit seiner Gefühle in unvergleichlicher Weise.

In dieser Beherrschung der äußerlichen Seiten ihrer Kunst, ihrer Mienen wie ihrer Geberden, ihrer Stimme wie ihrer Haltung, sind beide Künstler, Salvini wie Rossi, gleich hervorragend: ist dies zum Theil natürliche, selbst nationale Begabung, da der Italiener gern seine Rede mit ausdrucksvollen, für das Auge des Nordländers theatralischen Geberden begleitet, so steckt doch auch ein gut Theil Mühe, Arbeit und Studium darin. Viel mehr, als die deutschen Schauspieler, denen mit geringen Ausnahmen das eigentliche Spiel beinahe ganz abhanden gekommen ist, zugeben wollen. Der Unterschied zwischen Rossi und Salvini ist wesentlich ein innerlicher: Rossi ist das stärkere Temperament, Salvini der vollendetere Künstler. In Rossi's Darstellungen reißt uns die Frische und das Feuer einer leidenschaftlichen Natur hin, Salvini entzückt uns durch die Lebenswahrheit und die Vornehmheit seiner Gestalten. Ueberall tritt uns bei ihm der nachdenkliche Künstler entgegen, der jeden Charakter bis in sein feinstes Nerven- und Gedankengeflecht hinein ergründet hat; jeder naturalistische Zug ist darum aus seinem Spiel verbannt, Alles, was er macht, erscheint, ehe es sich uns zeigt, wie durch ein geistiges Fluidum gegangen. So bis in das Kleinste ausgearbeitete, gleichsam fehlerlose Figuren wie Othello und Ingomar in Halm's „Sohn der Wildniß" — diese Musterschöpfungen Salvini's — vermag Rossi weder zu erfinden, noch auszuführen. Sein Naturalismus läßt ihn die Grenze der strengen Schönheit überschreiten, sein Temperament zwingt ihn, gewisse Scenen vor anderen zu bevorzugen, hier seine ganze Kraft zu sammeln, dort zu schonen. Diese Ungleichmäßigkeit macht sich in Macbeth, Hamlet, Romeo vielfach geltend. Bis zu der Scene mit den Mördern, die er ausschickt, Banquo zu tödten, ist Rossi's Macbeth eine vortreffliche Leistung; sieht man von dem romantischen Nebelglanz des Shakespeare'schen Helden ab, für den der Italiener kein Organ besitzt, so kommen alle Charaktereigenthümlichkeiten Macbeth's, sein Heroismus, sein Ehrgeiz, sein schwankendes Herz, sein Zaudern vor der That, sein Grauen, nachdem er sie vollendet, seine Entschlossenheit, sich die Frucht des Frevels um keinen Preis entreißen zu lassen, in seinem Spiel zum bedeutsamen und ergreifenden Ausdruck. Im Fortgang der Handlung indessen verflacht sich die Figur und verliert jedes stärkere Relief. Dem meisterhaft durchgeführten dritten Act des Hamlet, dem Abschied von Ophelia, der Schauspielscene, dem Gespräch mit der Mutter steht der schwächliche erste gegenüber. Als Romeo gelingen ihm die humoristischen Züge in den Unterhaltungen mit Mercutio und der Amme, das ungeberdig Leidenschaftliche in der Zelle Lorenzo's weitaus besser, als die Liebesscenen mit Julia. So lange Lear sich innerhalb des allgemein Verständlichen hält, der Schauspieler uns den alten, jähen, unbedachtsamen, an Widerspruch nicht gewöhnten Herrscher vorstellen, uns ein leicht gekränktes, zärtliches Vaterherz zeigen soll, das die Undankbarkeit der Töchter zerreißt, das in all' seinen Empfindungen maßlos ist, wird Rossi jeder Anforderung genügen. Da ist kaum ein Zug, den man anders wünschte: bei der Vertheilung seines Reiches, bei der Verfluchung Goneril's, bei dem Wiedersehen Cordelia's — höchstens, daß man in der Darstellung dieser Rolle den Künstler häufiger als sonst sich in der Pantomime, der Ausmalung des stummen Spiels gefallen sieht. Der Mangel tritt ein, wenn Shakespeare's Lear sich zu dem höchsten und wildesten Gipfel der Poesie erhebt, in jenen Scenen auf der Haide, im Gewittersturm, mit dem Narren und dem flüchtigen Edgar, denen die wunderbare Mischung von Thorheit und Tiefsinn, von Schrecken und Erhabenheit etwas von dem Schimmer und dem Schauer

des Unendlichen verleiht. Zu dieser Königseinsamkeit, diesem Grandiosen, reicht Rossi nicht heran. Im Gegentheil, die Hinfälligkeit, der Irrsinn, das Zitterige und Tapprige seines Lear's — so wahr es beobachtet, so richtig es ausgeführt ist, wenn wir uns Lear realistisch, als achtzigjährigen, hungrigen, dürstenden, obdachlosen Greis vorstellen — ermüdet den Zuschauer.

Am vollendetsten ist mir, wie ich schon sagte, Rossi als Nero in Pietro Cossa's „Commedia" erschienen. Ueber den Dichter, der, im Jahre 1834 zu Rom geboren, jetzt unter den dramatischen Dichtern Italiens einen der ersten Plätze einnimmt, hat Siegfried Samosch in einem kürzlich herausgegebenen Buche, „Pietro Aretino und Italienische Charakterköpfe" (Berlin, B. Behr's Buchhandlung), eine anziehende und lehrreiche Studie veröffentlicht. Wie viel auch der Geschmack, und nicht blos der deutsche, an Cossa's „Nerone" auszusetzen hat, die „Commedia" ist ein originales Werk, das ich mit all' seinen Schwächen den pathetischen Nero-Trauerspielen Wilbrandt's und Greif's vorziehe. Schon der Titel „Komödie" deutet an, daß wir es nicht mit einem großen historischen Gemälde, sondern mit einem Genrebild zu thun haben, das uns den Helden nur von einer, und zwar nicht von der heroischen Seite, zeigt. „Mein Nero," sagt der Hofnarr des Imperators Menekrates, der als Prologus das Stück eröffnet, „ist immer lustig und zuweilen gutmüthig. Gern besucht er die Schenken, ein Sänger, ein Wagenführer, ein Faustkämpfer, ein Bildhauer, ein Dichter — mit einem Wort, er ist ein Künstler." Und wie so die Hauptperson der Dichtung, mit ihrem Vorbild verglichen, gleichsam nur im Profil gesehen erscheint, so sind auch die Vorfälle, die uns vorgeführt werden, frei erfundene, jeder historischen Bedeutung bare. Weder der Mord des Britannicus, noch die Verschwörungen der Senatoren, nicht der Untergang Agrippina's, noch der Brand Roms werden geschildert, weder Seneca noch Poppäa treten auf, höchstens daß hier und dort einmal in den Reden des Imperators ihrer gedacht wird. Getreu seiner Absicht, nur den Künstler, der nach Nero's eigenem Ausdruck mit ihm starb, dem modernen Publicum zu zeigen, hat Cossa eine Liebesintrigue zu dem Kern seiner Komödie gemacht. Zwei Frauen, die Freigelassene Akte und die griechische Tänzerin Egloge, streiten mit einander um die Liebe und den Besitz des Kaisers. Obgleich Nero der ersteren längst überdrüssig geworden ist, erträgt er doch den Bann des dämonischen Weibes: er haßt und fürchtet sie, ohne doch die Kraft zu haben, sie zu verstoßen. Akte liebt in ihm ebenso sehr den Mann wie den Kaiser; eifersüchtig auf seinen Ruhm, wirft sie ihm sein Lotterleben, seine Feigheit vor. In Egloge sieht sie eine niedrige Buhlerin, von der sie sich und den Kaiser um jeden Preis zu befreien sucht. Schon im ersten Acte, als Egloge in dem Palaste erscheint, zückt Akte, nachdem sie ihr umsonst die Gefahren eines Liebesabenteuers mit Nero und die Kürze ihrer Herrlichkeit geschildert hat, den Dolch gegen sie, im vierten Acte vergiftet sie die Nebenbuhlerin, in Gegenwart Nero's, bei einem rauschenden Festmahl. Das Schicksal tritt durchaus als Zufall, ohne Begründung in den Charakteren oder den Handlungen, auf: hinter der Scene vollzieht sich der Marsch Galba's auf Rom, der Abfall der Prätorianer von dem Kaiser. Von Allen verlassen, flüchtet Nero, in der Begleitung Akte's und zweier Freigelassenen, nach einem einsamen Hause; als die Verfolger nahen, stößt sich Akte mit den Worten der Arria: „es schmerzt nicht", den Dolch in die Brust und widerwillig muß Nero ihrem Beispiele nachahmen, um nicht seinen Feinden in die Hände zu fallen. Blutend liegt er da, als der Centurio mit den Soldaten hereinstürzt: „Verbindet ihn, stillt das Blut!" ruft er. Da richtet sich Nero, mit wildem Blick ihn anstarrend, noch einmal auf: „Zu spät, Soldat!" sagt er, „ist das Deine Treue?" und stirbt. Gegenüber der dämonischen Akte hat der Dichter in der Egloge ein junges, liebenswürdiges, leichtlebiges Mädchen gezeichnet. Sie freut sich im ersten Acte ihrer Schönheit, der Freiheit, die ihr, der Sklavin, Nero schenkt, ihres Glücks; trotz seiner Schrecklichkeit und den Anwandlungen seiner grausamen Launen überläßt sie sich seiner Liebe im dritten und stirbt im vierten, in elegischer Klage, die flüchtige Blume eines Tages. Zwischen diesen

beiden Frauen nun steht Nero, und seine bald furchtbaren, bald grotesken Einfälle bereichern die dürftige Handlung durch Episoden. So zwingt er einen reichen Senator, Clodius Rufus, die von ihm angefangene Statue der Egloge zu kaufen, mit dem Gelde zahlt er den Prätorianern den rückständigen Sold. Einen Astrologen, der ihm sein Horoskop verkündigt, will er von seinem Hofnarren aus dem Fenster stürzen lassen: eine Unthat, die unterbleibt, weil ihm der Astrolog vorhersagt, daß seinem Tode unmittelbar der Tod des Imperators folgen würde. Der zweite Act fällt ganz aus dem Rahmen der eigentlichen Handlung heraus. In einer Schenke der Subura sitzen ein alter Gladiator, ein Pantomimenspieler, ein Sklavenhändler zechend zusammen, als ein Mädchen hereinstürzt und sie zum Schutz vor ihren Verfolgern bittet. Gleich darauf nahen dieselben: Nero und Menekrates in Sklaventracht. Von bitteren Worten kommt es zum Kampf, der Gladiator wirft Nero im Ringen zu Boden, Menekrates ruft die Wache herbei, der Imperator gibt sich zu erkennen. Er ist in seiner munteren Laune; er verzeiht dem Gladiator, er lädt den Schauspieler, der eine glänzende Rede gegen die Tyrannen hält, ein, im goldenen Hause mit ihm zu wohnen, das Mädchen läßt er ungekränkt weiter ziehen, als er erfährt, daß es die Tochter des Cassius Longinus ist, der auf seinen Befehl getödtet worden ist. Während diese die Schenke verlassen, ist Akte eingetreten und schilt auf Nero ein, der sich im Falernerwein, einsam am Tische sitzend, berauscht, bis er, vom Weinduft umnebelt, unter ihren Vorwürfen und Drohungen zu Boden sinkt. Diese Vorfälle stehen mit dem Conflict zwischen Egloge und Akte, zwischen der leichtsinnigen und der heroischen Liebe, in keinem Zusammenhang, aber sie dienen in schicklicher und unterhaltender Weise zur Schilderung und Entwickelung des Helden, nach der einen Seite hin, die der Dichter an ihm in's Auge gefaßt hat. Das Ganze erscheint unserm Geschmack zu arm und farblos, zu wenig dem grandiosen Hintergrund des weltbeherrschenden Rom's entsprechend; hat man sich indessen einmal in die Absicht und Anschauung Cossa's gefunden, wird man durch manchen feinen und charakteristischen Zug, die natürliche Lebhaftigkeit des Vortrags, das Plastische der Gestalten, den schönen lyrischen Schwung nicht nur in den Reden, sondern dem Wesen der jungen **Tänzerin überrascht und gefesselt.**

Diesen Nero mußte man von Ernesto Rossi spielen sehen, um die Höhe und Vollendung seiner Kunst würdigen zu können. Der Kopf wie die berühmte Büste Nero's im Capitolinischen Museum, Haltung und Geberde klassisch, im Wechsel von imperatorenhafter Hoheit und ungebundener Natur, gleich lebenswahr und künstlerisch meisterhaft, ob er sich zum Ringkampf mit dem Gladiator anschickt, beim Weine, in halber Trunkenheit über die Majestät Roms und seiner Vorgänger auf dem Cäsarenthron spottet, mit Egloge in Liebesverzückung schwärmt oder von den Schatten derer, die er getödtet, im wachen Traum verfolgt durch das Gemach irrt. Wie er auf dem Schemel sitzend, die ausgetrunkene Amphora im Arm, mit der rechten Hand sich in der Verwirrung des beginnenden Rausches die schwarze Locke über die Stirn zieht und nun halb für sich, halb zu Akte gewandt, Augustus und Tiberius, Caligula und Claudius, jeden mit einem ironischen Zuge schildert, ein aus der Ueberzeugung seiner geistigen Ueberlegenheit und dem Wohlbehagen des Trinkers gemischtes Lächeln um seine Lippen — wie er, Egloge in seine Arme schließend, ausruft: „Lieben wir uns, so lange das Blut der Jugend noch in unseren Adern glüht, Galba ist noch fern!" — diese Scenen und Bilder werden Jedem, der sie gesehen, unvergeßlich bleiben, sie gehören zu dem Schönsten, was die Schauspielkunst leisten kann. Die Mitglieder der Rossi'schen Gesellschaft waren der Mehrzahl nach mäßige Talente, nur die Damen Signora Cesarina Ruta in den Rollen der Desdemona, Cordelia, Ophelia und Egloge, Signora Isolina Piamonti (Emilia, Lady Macbeth, Akte) von höherer Begabung.

Karl Frenzel.

Zur Erinnerung an Franz Dingelstedt.

Ramsgate, Kent. England; Ende Mai 1881.

So ist er denn dahin, der unvergeßliche Freund, der Landsmann, der Dichter, der geniale Mann, dessen Namen mit meinen Erinnerungen verflochten ist, so weit ich rückwärts denken kann. Oft, als ich noch auf der Schule zu Rinteln war, an den schönen Sommernachmittagen, bin ich hinunter zur Weser gegangen, deren blinkende Fluth sich durch das Thal wand; und während das Auge weit hinausschweifte, der blauen Hügelkette folgend bis zu Paschenburg und Schaumburg, klang es in seinen Versen mir durch die Seele:

Ich kenne einen deutschen Strom,
Der ist mir werth und lieb vor allen:
Umwölbt von ernster Eichen Dom,
Umgrünt von kühlen Buchenhallen.
Ihn hat nicht wie den großen Rhein
Der Alpe dunkler Geist beschworen:
Ihn hat der friedliche Verein
Verwandter Ströme still geboren.

So taucht die Weser kindlich auf,
Von Bergen traulich eingeschlossen,
Und kommt in träumerischem Lauf
Durch grüne Au'n herabgeflossen.

Ich citire die Verse aus dem Gedächtniß, so wie sie sich dem Knaben vor langen Jahren eingeprägt haben. Hier, in der Fremde, fehlt es mir an Büchern jeder Art, um meiner Erinnerung zu Hilfe zu kommen. Was ich schreibe, kann ich nur aus dem Herzen schreiben. Aber dennoch, obwol das uferlose Meer sich vor meinem Fenster ausdehnt kalt und eisig in der Maiensonne, und, von einem starken Nordost bewegt, mit seinem dumpfen Rauschen die Bewegung meines Innern begleitet — dennoch steht das Bild meiner Heimath, die auch die Heimath Franz Dingelstedt's war, deutlich vor mir. Ich sehe das kleine, schmucke Haus in der Klosterstraße zu Rinteln, in welchem sein Vater noch lebte, als der Sohn bereits auf der Höhe seines Ruhmes angelangt war. Noch grünt der Wein an der Sonnenseite dieses Hauses, vor welchem ich als Primaner oft sinnend stand, in einem unklaren, aber desto süßeren Vorgefühl der Zukunft. Siebenzehn oder achtzehn Jahre vor mir hatte Franz Dingelstedt hinter diesem umlaubten Fenster, zwischen einem lateinischen Exercitium und einer griechischen Präparation, seine ersten Lieder gedichtet; hatte er, ein schöner, zu allem Muthwillen aufgelegter Jüngling, auf derselben Schulbank gesessen, auf welcher ich nun saß. Es ist jetzt ein neues Gymnasium in Rinteln gebaut worden, und unser altes, aus der kurfürstlichen Zeit, ist, soviel ich weiß, seiner gelehrten Vergangenheit entfremdet. Aber noch vor zwei Jahren habe ich darin die alten

Bänke und Tische gesehen, zerschnitten und zerkratzt von manch' einer Schülergeneration, deren eine der andern an dieser Stelle gefolgt ist. Alles erzählte mir hier von Franz Dingelstedt, der dunkle, gewölbte Gang mit dem Steinpflaster und den Bogenfenstern, ein Ueberrest aus der Klosterzeit, die Aula, vormals das Refectorium, und nunmehr geschmückt mit den Bildern der Landgrafen und Kurfürsten, mein eigenes schmales, niedriges Zimmer, welches ehedem eine Mönchszelle gewesen sein mochte. Die Klostertage waren lange vorüber; im Zeitalter der Reformation hatte Rinteln eine Universität bekommen und diese war in der westphälischen Zeit in ein Gymnasium verwandelt worden. Aber mancherlei, sowol in dem Aeußern der alten Gebäude, wie in den Namen und Stiftungen erinnerte noch daran. Dingelstedt's Vater bekleidete das Amt eines Klostervogts. Ein jüngerer Bruder Dingelstedt's, hochgewachsen und breitschulterig wie er selber, war mit mir zu gleicher Zeit auf der Schule, jedoch in einer höheren Classe. Wir nannten ihn den „Klostervogel". Als er die Prima verließ, erbte ich von ihm seinen Zumpt. Auf dem ersten Blatte desselben stand sein Name: „Julius Dingelstedt". Wie viel träumte ich in diesen Namen „Dingelstedt" hinein! Und in einem unbewachten Moment machte ich aus dem „Julius" einen „Franz". Auf dem Todenmann, einem anmuthig gelegenen Aussichtspunkt und Wirthshaus, welches die Gymnasiasten an den freien Nachmittagen besuchen durften, war in eine Fensterscheibe sein Name geschnitten unter folgende Verse von seiner Hand:

Hier hab' ich so manches liebe Mal
Mit meinem Schatze gesessen,
Hinunterblickend in's liebliche Thal,
Mein selbst und der Welt vergessen.

Auch dieser „Schatz" lebte noch, und ich erinnere mich gut genug, mit welchem aus Mitleid und Ehrerbietung gemischten Empfinden ich zu der hohen, einsamen Gestalt emporsah, welche — wiewol alternd — doch immer noch die Spuren früherer Schönheit zeigte und bis an ihr Ende unvermählt geblieben ist.

Noch war ein Schwager Dingelstedt's, dessen ich mich entsinne, Bornemann, der Wirth des angesehensten Gasthauses in Rinteln, zur „Stadt Bremen". Er war ein jovialer Herr, schon mit weißen, über der Stirn glattgestrichenen Haaren, als sein Gesicht noch von jener Jugend glänzte, „die uns nie entfliegt". Herr Bornemann, der es liebte, sich mit seinen Gästen zu einer Flasche Rothwein niederzusetzen, war niemals glücklicher, als wenn man die Rede auf seinen „Schwager Franz" brachte. Sein Gesicht nahm dann einen feinen, diplomatischen Ausdruck an, als ob er für jedes Wort, das über seine Lippen kam, verantwortlich sei. Denn „Schwager Franz" stand damals schon hoch in Ehren und Fürstengunst. Dingelstedt's Schwester, Madame Bornemann, in ihrer Erscheinung stattlich, wie der Vater und die Brüder, war eine tüchtige, bescheidene Frau, die selten zum Vorschein kam, da sie stets in der Wirthschaft zu thun hatte, und ihre beiden Töchter blühten anmuthig heran. Franz Dingelstedt erwiderte die Liebe, welche — mit berechtigtem Stolz gemischt — die Seinen für ihn hegten. Keine schönere Huldigung hätte dem Dichter dargebracht werden können, als das Gedicht auf den letzten Geburtstag seiner Mutter, welches der Pfarrer an seinem Grabe recitirte. Sein Herz hing bis zuletzt an seiner Heimath, diesem kleinen Fleck Erde, der Grafschaft Schaumburg, wie ihre Bewohner sie noch immer nennen, obwol sie seit zweihundert Jahren die Schicksale Hessens getheilt hat und mit diesem, dem Kurfürstenthum, zugleich in dem großen Königreich Preußen aufgegangen ist. Aber ein starkes Stammesgefühl lebt auf diesem alten Boden der Cherusker, wo sich — zwischen Niedersachsen und Westphalen — manche Eigenthümlichkeit des Lebens und, bei den Bauern, der Tracht erhalten hat, die anderswo verschwunden ist. Immer wieder, selbst aus Wien noch, und als Vater und Schwager längst gestorben waren, besuchte Dingelstedt diesen Schauplatz seiner Kindheit und ersten Jugend; fast unser letztes Gespräch, als ich ihn, bleich und abgemagert und

hoffnungslos, im März dieses Jahres auf seinem Schmerzenslager sah, war von der Heimath.

Einen andern Mann hatte ich gesehen, als ich ihm in der Mitte der fünfziger Jahre zum ersten Male begegnete. Auf die Nachricht, daß Franz Dingelstedt zum Besuche bei seinem Vater in Rinteln sei, war ich vom Lande hereingekommen, um meinem berühmten Landsmann, mit der Einführungskarte eines gemeinsamen Freundes, meine Aufwartung zu machen. Es war ein nebliger Octobernachmittag, als ich, noch immer ein wenig zaghaft, das weinumrankte Häuschen betrat, vor welchem ich so manchen Knabentraum geträumt. Nun stand er wirklich vor mir, der Mann, der inzwischen so hoch im Leben gestiegen war und seinen Jugendidealen sich so sehr entfremdet zu haben schien, daß ich mehr den Aristokraten und vornehmen Mann, als den Dichter meiner Jugend in ihm zu sehen fürchtete. Doch wie gewinnend war seine Persönlichkeit, und welch' einen Zauber hatte sein Wort!

Eben hatte Dingelstedt in dem Münchener Gesammtgastspiel einen der glänzendsten Triumphe seines Lebens gefeiert; und welch' ein verwirrender Gedanke für mich, daß aus diesem kleinen Haus in der Klosterstraße zu Rinteln so viel Glorie hervorgegangen sein sollte! Doch er half mir gleich aus der Verlegenheit. „Ich bin nur ein pius Aeneas", sagte er, „der gekommen ist, um nach seinem alten Vater zu sehen". Mehr als Alles ist mir von diesem ersten Begegnen der Eindruck seiner äußeren Erscheinung geblieben, ihre Kraft und Schönheit, die Elasticität seiner wahrhaft imposanten Gestalt, der Glanz seines dunklen Auges, sein reiches kastanienbraunes Haar, — ganz, wie das aus jener Zeit stammende, von Kaulbach gemalte Porträt, welches in einer guten Nachbildung seinem letzten Werke, den „Münchener Bilderbogen" beigegeben ist. Beides gehört in meiner Erinnerung und in der Wirklichkeit zusammen. In seinem Benehmen zugleich herzlich, ungezwungen und von der höchsten Eleganz, konnte er je nach den Umständen den Schriftsteller und den Cavalier herauskehren. Die Meisten haben ihn nur in der letzteren Eigenschaft gekannt, und diesen galt er für stolz, wenn nicht für hochmüthig und berechnet, was er bis zu einem gewissen Grade wol auch gewesen sein mag. Der Refrain: „Ich muß geheimer Hofrath werden", war mit einer scherzenden oder ironischen Miene hingeworfen, in der That aber sehr ernst gemeint. Ehrgeiz war eine der hauptsächlichen Triebfedern seines Charakters; aber sie war nicht die einzige. Macht, Einfluß, Glanz, eine hohe sociale Stellung waren die Ziele seines Lebens; er war von zweierlei Natur: ein Dichter und ein Weltmann; er opferte den Dichter, aber was er als Weltmann erreichte, das hat er dennoch nur seinem dichterischen Talent, seiner künstlerischen Anlage verdankt, die ihn zur Bühne führte, wiewol sein Productionsvermögen ihn auf ein anderes Gebiet beschränkt haben würde. Doch weit entfernt, seinen Zusammenhang mit der Literatur zu verleugnen — wie manch' ein Parvenu wol seine Herkunft und arme Verwandtschaft verleugnet — hat er ihn im Gegentheil stets betont, und in den höchsten Stellungen am Nachdrücklichsten. Ja nicht einmal seine literarische Thätigkeit hat er ganz unterbrochen; Prologe, Bühnenfestspiele — in denen er Meister war — und Shakespearebearbeitungen gaben immer wieder Zeugniß davon, daß der Schriftsteller oder Dichter in ihm das Wort verlange; spät noch einmal ist er zur selbständigen Production zurückgekehrt. Die „Deutsche Rundschau" hat das Glück gehabt, seine letzte Arbeit — und vielleicht eine seiner reifsten — die „Münchener Bilderbogen" — zu veröffentlichen, den Anfang, wie er, wie wir dachten, einer längeren Reihe von Mittheilungen aus seinem reichbewegten Leben, die sich — wenn vollendet — zu einem einheitlichen Werke zusammengeschlossen und abgerundet hätten. Der Gedanke an dieses Werk beschäftigte ihn noch in den freien Augenblicken zwischen den unsäglichen Leiden, die seiner Auflösung vorangingen und die er mit so bewunderungswürdiger Standhaftigkeit ertragen hat. Kraft und Energie waren ihm im hohen Maße eigen; hier auf dem Krankenbett zeigten sie sich im Dulden, wie vormals, in der Arena des Lebens, im Handeln. Man erreicht solche Erfolge, wie Dingelstedt sie erreicht hat, nicht ohne beträchtliches

Willensvermögen. Welch' ein großer Schriftsteller hätte Dingelstedt werden können, wenn er gewollt!

Ich gebe hier nur Erinnerungen, wie sie mir in dieser fremden Umgebung und unter dem Eindrucke des noch frischen Schmerzes, durch den Kopf gehen; die Zeit wird kommen, wo ich sie besser ordnen und ausführlicher erzählen kann. Ich werde dann zu berichten haben von meinen Begegnungen mit Dingelstedt in Weimar, bei Gelegenheit des Shakespeare-Jubiläums 1864, zu dessen Feier er die Königsdramen in seiner Bearbeitung zuerst aufführen ließ; und in Wien, 1873, zur Zeit der Weltausstellung, wo er mir in der liebenswürdigsten Weise die Honneurs des Burgtheaters machte. Heute jedoch will ich nur bei seinem Aufenthalt in Berlin verweilen, welches er im Juni 1876 nach langen Jahren wiedersah. Es war das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des Generalintendanten der königlichen Schauspiele, Herrn v. Hülsen, zu welchem Dingelstedt als Repräsentant des k. k. Hoftheaters in Wien erschienen war. Wer Zeuge der Ovationen gewesen, die dem langjährigen und verdienten Leiter der beiden Berliner Hofbühnen von allen Intendanzen Deutschlands dargebracht wurden, dem wird unvergessen geblieben sein, wie allgemein die Bewegung war, als Dingelstedt in die Mitte des glänzenden Kreises trat, welcher an jenem Morgen den Concertsaal des Opernhauses erfüllte. Zwanzig Jahre waren vergangen, seitdem ich ihn zuerst im Hause seines Vaters zu Rinteln gesehen, einen „pius Aeneas", wie er sich ausdrückte. Heute sah ich ihn, strahlend in allen Ehren, die er sich selbst erworben, mit den Sternen und Bändern der höchsten Orden, als österreichischen Freiherrn und obersten Leiter desjenigen Kunstinstituts, welches sowol durch seine Traditionen als seine gegenwärtigen Leistungen den ersten Rang einnimmt. Obwol nunmehr ein Zweiundsechzigjähriger, war seine Erscheinung doch imposant, seine hohe Gestalt ungebeugt, sein braunes Haar, wenn nicht mehr ganz so üppig, wie damals, doch sonst kaum von der Zeit berührt, und seine männliche Stimme volltönend und außerordentlich wohlklingend, als er begann: „Im Namen Sr. kaiserlichen und königlichen apostolischen Majestät". Die feierliche Pracht des Saales, dessen Verhältnisse vom reinsten Ebenmaß, dessen Säulen und Wände weiß, ohne jeglichen Schmuck sind, erhöhte den Eindruck seiner Persönlichkeit und seines Wortes; und mir war, als ich über so viele Jahre rückwärts dachte, in die kleine Stadt und das kleine Haus an der Weser, auf den gemeinsamen Schauplatz seiner und meiner Jugend, als ob in der That für die Einen das Leben ein Traum, und für die Anderen der Traum das Leben sei. Mein Freund und Landsmann Dingelstedt gehörte sicher zu der letzteren Kategorie; denn mit der Sentimentalität macht man keine Carrière, wie diese, und es hat wol einiger Wandlungen, mancher Rücksichtslosigkeit und bewunderungswürdiger Virtuosität, aber ganz gewiß auch einer nicht minder bewunderungswürdigen Festigkeit des Vorhabens bedurft, um aus der bescheidenen Stellung eines kurhessischen Gymnasiallehrers zu der höchsten, die für ihn erreichbar war, emporzusteigen. Während seiner Anwesenheit in Berlin hatte die „Deutsche Rundschau" ihrem berühmten Mitarbeiter zu Ehren ein Souper veranstaltet, zu welchem alle literarischen Celebritäten der Hauptstadt Einladungen erhalten und angenommen hatten. Es war eine Tafelrunde, wie sie selbst in Berlin sich nicht oft zusammenfinden mag, voll ungebundener Heiterkeit und einem Gefühle der Collegialität, welches durch die Gegenwart unseres geistreichen, von piquanten Bemerkungen übersprudelnden Gastes noch erhöht ward. Er war in seiner allerbesten Laune. „Hier," sagte er, indem er einen auf ihn ausgebrachten Toast erwiderte, „hier bin ich wahrhaft unter meinen Pairs. Glaubt doch nicht, meine lieben Freunde, daß ich jemals aufgehört hätte, mich als Schriftsteller zu fühlen. Glaubt doch nicht, daß, wie mein unsterblicher Freund Heinrich Heine von mir gesagt, die langen Fortschrittsbeine sich in Rückschrittsbeine verwandelt hätten; oder daß ich, wenn ich das Nachtwächterhorn an den Nagel gehängt, darum gedacht habe: „mag blasen wer will für den deutschen Janhagel". Im Gegentheil; mit meiner ganzen Vergangenheit, auf die ich stolz bin, verlangte mich's, den Leuten, welche den deutschen

Schriftstellerstand geringschätzen, zu zeigen, daß ein Schriftsteller nur zu wollen braucht, um ebensoviel zu sein, als sie, und vielleicht noch ein bischen mehr; daß es wol etwas mühsamer, aber darum nicht weniger ehrenvoll sei, mit Nichts als den Mitteln des Geistes zu gewinnen, was Anderen durch Geburt oder Geld zufällt; und ich scheue mich nicht, hier in diesem vertrauten Kreise zu gestehen, daß ich bei Allem, was ich erstrebte, nur den Schriftsteller im Auge hatte; daß ich mich niemals von meinem Stande losgesagt habe, und immer bereit bin, für die Ehre und Interessen desselben einzutreten; daß ein Schriftsteller zu sein, mein letzter Gedanke sein wird, wie es mein erster war und daß mir von allen meinen Titeln der, Euer guter Kamerad zu heißen, der liebste ist."

Und unser guter Kamerad war er und blieb er bis an sein Ende. Mag er, von dem Impulse jener nur allzu kurzen Sommernacht hingerissen, uns in den verborgenen Winkel seines Innern haben sehen lassen, den er sonst nur Wenigen und auch diesen nicht oft gezeigt hat: was er sprach, kam aus dem Herzen und ich, der ich ihm in dem letzten Decennium seines Lebens geistig recht nahe gestanden, weiß, daß es ihm Ernst damit war. Mit mir überlegte er den Plan der Gesammtausgabe seiner Schriften, welche veröffentlicht zu haben der Verlagsfirma der „Deutschen Rundschau" stets zur Ehre gereichen wird; und ich darf sagen, daß es mir als ein schöner Abschluß meines Verhältnisses zu dem Landsmann erscheint, dem ich für manchen Beweis treuer und uneigennütziger Freundschaft Dank schuldig geworden bin, daß es mir noch vergönnt war, an diesem besten und unvergänglichen Denkmal seines Lebens mitzuhelfen. Die Zögerung von nur ein paar Jahren wäre verhängnißvoll gewesen.

In den Tagen vom 11. bis 14. März d. J. standen wir, Herr Elwin Paetel und ich, an seinem Krankenlager. Wie Dankbarkeit oder Empfänglichkeit für wahrhaft anhängliche Gesinnung ein hervorleuchtender Zug in Dingelstedt's sonst nicht leicht nahbarer Natur war, so hatte er auch für den ihm persönlich bekannt gewordenen jüngeren Partner der Firma ein freundschaftliches Gefühl gefaßt und ihn mehrfach um seinen Besuch in Wien gebeten. Nun kamen wir zusammen; aber wir kamen spät und mit der Vorempfindung des letzten Wiedersehens. In den prächtigen Räumen seiner Wohnung am Heumarkt, die sich unter andern Umständen uns so gastlich geöffnet haben würden, herrschte gedämpfte Trauer. Die beiden Töchter Dingelstedt's, Frau Gabriele Preschern von Heldenfeldt, die aus Triest herbeigeeilt war, um dem leidenden Vater nahe zu sein, und die Baronesse Susanna von Dingelstedt empfingen uns. Seltsam und schwermüthig klangen durch unsere Gespräche die Namen meiner Kindheit — Rinteln, die Weser, Onkel Bornemann. Ich sah, daß die Pietät für die Heimath sich auch auf die Familie Dingelstedt's übertragen habe. Man erlasse mir zu schildern, wie ich den Freund wiederfand — hingestreckt wie eine Eiche, die doch nicht sterben kann. Die Farbe seines Antlitzes war bleich und wächsern, seine vornehm geformte Hand hager und knochig; seine Stimme war gebrochen, aber nicht sein Geist; und wiewol seit einem Monate in einem hoffnungslosen Zustand, von den heftigsten Schmerzen gemartert und durch Schlaflosigkeit entkräftet, nahm er doch immer noch regen Antheil an den Geschäften des Theaters. An seinem Bette fand ich meinen alten Freund, Herrn Gabillon, mit dem Wochenrepertoire. Als wir allein waren, ergriff ich Dingelstedt's Hand und wir sprachen von vergangenen Zeiten; in seinen Augen war ein Schimmer, der mich getäuscht haben würde, wenn ich nicht am Tage zuvor von einer medicinischen Autorität gehört hätte, daß es sich nur noch um Tage und im besten Fall um Wochen handle. Welch ein trauriger Abschied, wenn man weiß, daß es ein Abschied ist auf Nimmerwiedersehen!

Ich erhielt die Nachricht von seinem Tode, vier Tage nachdem er gestorben und zwei Tage nachdem er begraben war, in London. Es war um Mitternacht, und ich kam aus der Italiänischen Oper von Covent-Garden, als ich das Blatt auf dem Tische fand, das mir die Trauerbotschaft brachte. Die Nacht war kummervoll und

ich konnte kaum den Morgen erwarten, um meinem Schmerz in einigen nach Wien gesandten Worten Luft zu machen. Mein Weg zum Telegraphenbüreau führte mich an den Rand von Hydepark, auf dessen grünen Rasenflächen, längs der Wasser des Serpentine schon einige Reiter und Equipagen sich zeigten. Ja, dies ist derselbe Hydepark, dessen buntes und elegantes Schauspiel, wenn um die heiße Mittagszeit das high-life von Belgravia sich in Rotten Row tummelt, Dingelstedt einst so sehr entzückt und welches er in einem seiner schönsten Gedichte, dem „Roman", so fascinirend geschildert hat —

Phantastisches Bild, so fremd und so wild,
Zwischen Erde schwebend und Himmel —

Tausend Erinnerungen erwachen in mir an die eigne Frühlingszeit in England, an meinen ersten Aufenthalt in London, an die Freunde, die ich hier gehabt und die nun alle todt sind, an Freiligrath und Johanna Kinkel, an Emanuel Deutsch und Max Schlesinger — und es erscheint mir weniger seltsam, daß ich gerade hier die Nachricht vom Tode Franz Dingelstedt's erhalten mußte, wo mich eine fremde Welt umgibt und eine fremde Sprache gesprochen wird. Hat es ihn aus der stillen hessischen Provinzialstadt auf seinem ersten „Weltgang" nicht auch hierhergezogen, gleich mir? Hat der unermeßliche Reichthum und die kaum faßbare Größe dieser einzigen Stadt ihn nicht berauscht, wie mich selber einst vor vielen Jahren?

Und rings, so weit ein Menschenauge reicht,
Von Giebeln, Thürmen, Masten ein Gewimmel,
Und hoch darüber, farblos aber leicht,
Altenglands märchenhafter Nebelhimmel!

Und hat er nicht hier,

Im Sommer Albions, an der Themse Strande,

die Gefährtin seines Lebens gefunden?

Du fangest in Italiens Myrtenwäldern,
Und Lorbeern hat Dir deutsches Land getragen;
Nun nimm die Rose zu von Englands Feldern,
Die Rose, Englands Bild aus alten Tagen.

Und ist die Rose nicht nachmals das Zeichen seines Freiherrnwappens geworden, zum bleibenden Gedächtniß daran, daß er Shakespeare's Königsdramen, diese Tragödien vom Kampfe der weißen und der rothen Rose, der deutschen Bühne neu gegeben hat?

Vielleicht war es Bestimmung, daß der Landsmann dem Landsmanne grade von hier den letzten Gruß nachsenden sollte — aus dem Lande Shakespeare's und seiner Liebe.

Vorüber, vorüber! — Der Mund des Sängers ist verstummt, und der Strom des Lebens fluthet weiter, und auch wir sind nur Wandrer, die den Vorangegangenen folgen werden.

Mit den höchsten Ehren ist Dingelstedt zur ewigen Ruhe bestattet worden. Aber unter den zahllosen und kostbaren Kränzen, welche seinen Sarg in einen Blumen- und Lorbeerhügel verwandelten, fehlte einer — ein Kranz aus heimischem Buchengrün, sowie es um diese Zeit des Jahres an den Abhängen der Weserberge duftend knospet, und mit einer Schleife, welche diese Worte hätte tragen sollen: „Der Schaumburger dem Schaumburger."

Julius Rodenberg.

Literarische Rundschau.

Zum Jubiläum der Vossischen „Odyssee".

Homer's Odyssee von Johann Heinrich Voß. Abdruck der ersten Ausgabe vom Jahre 1781 mit einer Einleitung von Michael Bernays. Stuttgart, Cotta. 1881.

In den Tagen, wo Winckelmann, homerische Gleichnisse betend, sich von der Kümmerlichkeit seines Schulmeisterlebens im reinen Aether der antiken Dichtung frei badete, begann den Deutschen eine so liebevolle und begeisterte Homerlectüre, wie sie auch der Humanismus nie gekannt hatte. Jetzt erst feierte Homer seine Renaissance in Deutschland. Ohne gefärbte Gläser zu Hilfe zu nehmen, betrachtete Herder das griechische Epos als ein Erzeugniß und eine Urkunde althellenischer Cultur; er gewann einen historischen Standpunkt, zugleich ein persönliches Verhältniß so befreundeter Verehrung, daß er die traulich emphatische Anrede „mein Homer" brauchen durfte. Seine Jünger folgten ihm in dieser schönen Aneignung. Man meint es zu sehen, wie nach Herder's spöttelnder Benennung die Götter und Helden der Ilias und Odyssee auf Goethe los schritten gleich freiwatenden Störchen: nicht im zierlich gemessenen Menuetpas des achtzehnten Jahrhunderts, sondern mit kraftvoller Bewegung, aufrecht, groß, weit ausholend. Ein anderer junger Dichter, Graf Fritz Stolberg, steht vor Homer's Bild und singt den Barden an, ein dichtender Enkel den Ureltervater der Poesie:

Du guter, alter, blinder Mann,
Wie ist mein Herz dir zugethan!
Nimm dieses Herzens heißen Dank
Für deinen göttlichen Gesang.

Er würde die dargebotene Strahlenhand nicht ergreifen, sondern scheu das Gewand des Hehren küssen, dann aber zu Handschlag und zu Lippenkuß ermuthigt, rufen: „Trink, alter Halbgott, diesen Wein!" Und so einladend kredenzt der jugendliche Schenke seinen Kapwein, daß man es wiederum mit Augen zu sehen glaubt, wie der greise Zecher mit vollen Zügen des Olympos Luft schlürft.

Wenngleich Stolberg und Bürger die Lieder vom Groll des Achill und den troischen Kämpfen nachzubilden versuchten, so lief doch unstreitig die patriarchalischere Odyssee der kriegerischen Ilias den Rang ab. Zwar hat Goethe auch aus der letzteren „Andacht liturgischer Lection im heiligen Homer" gelesen oder auf gut Winckelmannisch gebetet, aber die Odyssee bot der von Rousseau entfachten Sehnsucht nach unverfälschten Naturzuständen und einer Flucht aus dem einengenden Zeitalter hinaus reichere Nahrung. Man legt die Odyssee und das alte Testament neben einander und will „blos von der Natur und denen Büchern leben, die ganz Kinder der Natur sind, wie mein alter kindlicher, süßschwatzender Homer, der in seiner Einfalt so groß ist". Die Welt der Odyssee fühlte man näher, in ihr wurde man heimischer, sie suchte man sich in der Gegenwart als ein Asyl zu erneuern; wen ständische Ansprüche und Vorurtheile verdrossen und tief beleidigten, konnte sich in einsamer Stube oder im Garten, mit Mutter Natur allein, an der Freundschaft zwischen König Odysseus und Eumaios, dem Hüter der Schweine, Wertherisch trösten. Die elegische Empfindung, mit welcher der Wetzlarer Goethe von den Mädchen am Brunnen zurück dachte an die Patriarchentöchter und Königskinder, schwand; aber die Gestalten der Odyssee blieben ihm immerfort menschlich nahe, in der classischen Landschaft Siciliens schuf er an der „Naufikaa", auch behielt trotz „Achilleis" die Odyssee den Vorzug vor der Ilias, was denn heute noch gilt.

Frankreich und England hatten sich den Homer angeeignet, jedes in seiner Weise, Deutschland war nach naiven Versuchen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts wiederholt an's Uebersetzen gegangen, ohne in gebundener oder gar in ungebundener Rede dem Original nahe zu kommen. 1781 endlich erschien Vossens Odyssee. In dieser Blüthezeit der Jubiläen durfte die Säcularfeier der classischen Uebersetzung nicht vergessen werden. Sie ist nicht nur eine wahrhaft poetische Dolmetschung, aus der uns wirklich homerischer Odem entgegenweht, grundlegend für die Principien der Reproduction überhaupt, maßgebend für die Entwickelung des deutschen Hexameters, neuschöpferisch in der Sprache, sondern auch eine unerläßliche Vorbedingung für Goethe's „Hermann und Dorothea", und weiter allgemein für genuß- und verständnißreiche Theilnahme des gebildeten Deutschlands an epischer Dichtung und Epenforschung, mochten Wolf und Lachmann Ilias und Nibelungen in Lieder zerlegen, oder Voß selbst den homerischen Gedichten seine antiquarischen Studien zuwenden. Es sind zwei epochemachende Thaten, die Eroberung Shakespeare's durch Schlegel, Homer's durch Voß. Wer neben den schmucken Jubiläumsneudruck die erste Ausgabe legt, die sich übrigens recht würdig präsentirt, wird der Mühe gedenken, welche es kostete, die nach guter alter Sitte namentlich verzeichneten zwölfhundert Subscribenten — fast hundert in Wien, ein halbes Hundert in München, ganze Sechzehn in Berlin — einzupeitschen und dem Nachschöpfer für redliche Arbeit und Unverdrossenheit um so dankbarer sein. Er wird sich nach Wandsbeck und in die bescheidene Rectorwohnung zu Otterndorf versetzen, wo Voß, die treue Ernestine zur Seite, seine Muße von Neuem und jetzt ohne Unterlaß dem geliebten Homer zuwandte, „dem alten Sänger am Mäander, der arm und blind sich sang und Popen reich gemacht". So gut wie dem gefeierten englischen Ballhorn ist es Voß nicht geworden. Ja, die Otterndorfer Stube ist ein trefflicher Platz, um Voß über die Schulter zu gucken, wenn er einen widerspenstigen Vers oder ein tückisches Wort zu bemeistern sucht und schreibt und streicht und wieder schreibt, bis er sich endlich genug gethan, und um weiter zu schauen nordwärts auf Stolberg, südwärts auf Bürger, in die Schweiz auf Vater Bodmer, zurück auf frühere Jahrhunderte, wo Humanisten der Ilias ein römisches Kleid anzogen und biedere Handwerker der Uebersetzungskunst den Homer im Knittelvers zu ihren Zeitgenossen reden ließen; über Deutschland hinaus auf andere Länder. Stolze Namen fesseln in der Runde unseren Blick. Bernays, dessen Verdienste um Homer und um die Geschichte des aneignenden Nachdichtens bei den Deutschen nicht von heute datiren, macht durch die Vorarbeiten und Andeutungen in seiner inhaltlich und formell schönen Einleitung den Wunsch in uns rege, er möchte bald zwei große Aufgaben lösen: die homerischen Gedichte auf ihrem Weg durch die neuere Weltliteratur verfolgen und — mehr der deutschen Philologie zu Gefallen — eine eingehende Geschichte der Vossischen Homerübersetzung vorlegen. Der Hauptwerth dieser Einleitung liegt ja gewiß in der geschickten Verbindung des Details der Entstehungsgeschichte, des Erfolgs u. s. w. mit einer weiten Perspective. Bodmer's langsam an's Licht beförderte, aber von Haus aus greisenhafte und bis zur Lächerlichkeit altfränkische Uebertragung wird kurz charakterisirt. Da stolziren ein „Fräulein Nausikaa", eine „göttliche Dame Kalypso", ein „ältlicher Herr Priamus" an uns vorüber. Wir sehen Bürger die geniemäßige Verstärkung oder die bänkelsängerische Verzerrung des homerischen Wortes nicht genug scheuen und den Irrweg der Jamben erst allmälig verlassen, Fritz Stolberg aber etwas cavaliermäßig die Arbeit als frischen Sport betreiben und die homerische Helle durch ossianische Nebel trüben. Deutlicher zeigt sich diese Vermengung in Stolberg's eigenen Gedichten: in „Hellebeck" tritt Ossian stark hervor, aber ausgeführte Gleichnisse weisen auf Homer, und wie aus Stolberg's Ilias tönt das „Einsam wallend am Ufer des wogenrauschenden Meeres".

Glücklich fügte es sich, daß Voß die Uebertragung eines Gedichts, das, alte Schiffersagen aufgreifend, Seeluft athmet, und welches der Reisende am Cyclopengestade unter der begleitenden Musik der Brandung am liebsten liest, in der Nähe des Meeres schaffen konnte. Darum ist Alles auf die Schifffahrt bezügliche so wohl

gelungen, wie ja auch ein neuerer Uebersetzer, der „Rhapsode" Jordan von seinen seemännischen Erfahrungen Vortheil gezogen hat. Man lasse sich nun von Bernays in Vossens Werkstatt führen, um die Verse in der Handschrift werden zu sehen. Voß zuerst ist Homer in der Anzahl der Hexameter treu gefolgt, er zuerst hat den Reiz der wiederkehrenden Beiwörter gewürdigt und die stattlichen Composita durch deutsche Neubildungen ersetzt. Er zog alte Sprachschätze an's Licht, stärkte die Schriftsprache durch niederdeutschen Nährstoff und manche glückliche eigene Prägung, und hielt falsche moderne Töne standhaft fern, ohne im Wettkampf mit dem Griechischen der deutschen Sprache Unmögliches zuzumuthen. So hat er in der ersten Odyssee sich einem fremden Charakter umbildend angeschmiegt und, worein W. Schlegel die Aufgabe des Uebersetzers legt, die möglichste Strenge in der grammatischen und metrischen Nachbildung mit dem höchsten möglichen Grade freier Lebendigkeit vereinigt.

Aber nur in der ersten Odyssee; denn schon 1783 begann Voß die Schlimmbesserung, von welcher leider trotz einzelner glücklichen Aenderungen die Gesammtausgaben des Vossischen Homer von 1793 und 1801 Zeugniß ablegen. Ihnen erwuchs in Schlegel ein vor Allen berufener Kritiker. Jetzt aber ist der frühere Voß gegen den späteren gerettet; wir haben sogar auf Grund der Handschriften einen zuverlässigeren Druck empfangen, der durch schöne Facsimiles und Karten geschmückt ist. Weislich hat der Herausgeber die älteste Schrulle Vossens verworfen und uns eine „Odyssee", keine „Odüssee" beschert; wir lesen von „Here", nicht von „Härä", und hören nur in der Einleitung von dem unerquicklichen Streit und Lichtenberg's famosen Entgegnungen (To bäh or not to bäh, that is the question).

Später — bis zur Ausgabe letzter Hand von 1821 — nahmen metrische und sprachliche Schrullen zu, Vater und Söhne schlachteten einen Dichter nach dem andern in's Haus, Tag und Nacht klapperte die Uebersetzungsmühle. So wird Müller Voß, Sohn des Müllers Campe und des Erdfräuleins Wurzelwörtchen, in einem der köstlichen Märchen Brentano's als puristischer Wortschmied parodirt. Er klemmt die Katze Canzona ein, spricht nur in Hexametern, seine Tochter Luise kocht an der Waldquelle Kaffee. Solcher Spott trifft den gealterten, verbitterten und bissigen Voß, nicht den Schöpfer dieser Odyssee. Möge sie wieder ein Hausbuch werden; oder sollten bei zunehmender schlechter Modelectüre die Tage unwiederbringlich dahin sein, wo des Abends in deutschen Familien Alt und Jung sich an den Geschicken Odysseus' und Telemach's, Nausikaa's und Penelope's laben und bei solchem Herz und Geschmack bildenden Vorlesen in eine reine schöne Welt wallfahrten konnte?

Erich Schmidt.

Fritze's Indisches Theater.

Indisches Theater. Sammlung indischer Dramen in metrischer Uebersetzung von Ludwig Fritze. 1. Band: Sakuntala. 2. Band: Ratnavali, oder die Perlenschnur. 3. Band: Mricchakatika, oder das irdene Wägelchen. Chemnitz, Verlag von Ernst Schmeitzner. 1877—1879.

Unter allen Völkern des Orients haben allein die Inder ein nationales, künstlerisch ausgebildetes Drama. Das chinesische Drama ist, wie Rosenkranz treffend bemerkt hat, nichts als eine dialogisirte Novelle; das japanische Drama, soweit es nicht blos Posse oder Schattenpantomime mit erläuterndem Text ist, steht noch in den ersten Anfängen dramatischer Kunst und dasselbe gilt von den theatralischen Aufführungen auf Java und andern Inseln der Malayo-Polynesier. In Persien finden sich Spuren eines Drama's erst in allerneuster Zeit. Diese Dichtungen tragen durchweg den Charakter der Mysterien und Passionsspiele und die Inscenirung ist noch

äußerst primitiv. Bei den Semiten ist ein Drama nirgends nachweisbar. In Indien dagegen müssen dramatische Aufführungen schon frühzeitig üblich gewesen sein. Die uns erhaltenen Dramen setzen eine lange Entwicklungsperiode voraus und aus den Angaben der indischen Rhetoriker ersehen wir, daß uns die dramatischen Erzeugnisse vieler Zeitalter verloren gegangen sind. Die erste Kunde von dem indischen Drama gab Sir William Jones durch seine Uebersetzung der Çakuntalâ (Calcutta 1789) und dieses Drama ist es denn auch vorzugsweise gewesen, das in Deutschland über den engen Kreis der Sanskritaner hinaus bekannt geworden ist. Die Uebersetzung von Lobedanz ist die am meisten verbreitete; aber niemand kann aus ihr eine richtige Vorstellung von dem Originale erhalten. Treuer ist die Uebersetzung von Ernst Meier, gänzlich verfehlt die von Friedrich Rückert. Beide übersetzen die sogenannte Devanâgarî-Recension, eine kürzere Bearbeitung und, wie sich in neuerer Zeit herausgestellt hat, arge Entstellung des ursprünglichen Textes. Fritze ist der erste, der dem deutschen Publicum das schöne Drama in seiner älteren Gestalt aus dem neu revidirten Urtext übersetzt darbietet. Dazu befähigte ihn nicht blos eine ausgezeichnete Kenntniß des Sanskrit, die er sich durch rastlosen Eifer auf dem Wege des Selbststudiums erworben hat, sondern auch eigene poetische Begabung und ein feines Gefühl für Formschönheit. Diese Eigenschaften treten in allen drei oben genannten Uebersetzungen in hohem Grade zu Tage und der Fachmann wird sie ebenso befriedigt bei Seite legen wie der Laie. Die Ratnâvalî ist hier zum ersten Male aus dem Sanskrit in's Deutsche übersetzt worden. Bisher war nur die äußerst freie englische Uebersetzung von Wilson vorhanden, die O. L. B. Wolff in's Deutsche übertragen hat. Fritze hat den besten, erst im Jahre 1877 veröffentlichten, Text seiner Uebersetzung zum Grunde gelegt; die Form ist noch gefeilter als in der Uebersetzung der Çakuntalâ. Im Vergleich mit dieser steht die Ratnâvalî als Kunstwerk freilich viel tiefer, wie Fritze p. IX f. selbst andeutet. Immerhin ist sie als ein Intriguenstück von Interesse und die Zeichnung der einzelnen Charaktere ist theilweise vorzüglich. Die Ratnâvalî gibt ein lebendiges Bild von dem Leben an einem indischen Königshofe, wie es in dieser Weise in der Çakuntalâ nicht hervortritt. Die Mricchakatikâ ist unter allen indischen Dramen nicht nur das älteste, sondern auch weitaus das bedeutendste. Sie führt uns mitten in das indische Volksleben hinein. Mögen auch einzelne Scenen für unsern Geschmack zu lang ausgedehnt sein, wie namentlich die Schilderung der Wohnung der Hetäre Vasantasenâ (p. 123 ff.), ferner der ganze fünfte Act, so ist doch gerade dieses Drama ein Kunstwerk ersten Ranges. Die meisterhafte Durchführung der einzelnen Charaktere, die geschickte Schürzung des Knotens und der echt dramatische Aufbau der ganzen Handlung erhalten das Interesse und die Spannung des Lesers bis zum Ende wach. Fritze hat mehrere Vorgänger gehabt, unter denen namentlich Böhtlingk zu nennen ist, dessen Uebersetzung (St. Petersburg 1877) das Verständniß des sehr schwierigen Stückes wesentlich gefördert hat. Fritze hat sich aber durchaus selbständig gehalten und zu der Treue der Uebersetzung auch hier die schöne Form gefügt.

Von der Theilnahme des Publicums wird es abhängen, ob die Sammlung fortgesetzt wird. Es ist zunächst eine Uebersetzung des Candakauçikam in Aussicht genommen, das bisher noch nie übersetzt worden ist. Der strebsame Verleger hat keine Kosten gescheut, um die Uebersetzungen angemessen auszustatten. Er hat, obwol ihm das Publicum bisher in keiner Weise entgegen gekommen ist, erst kürzlich auch Fritze's treffliche Uebersetzung des lyrischen Gedichtes Meghadûta, eines Werkes des gefeierten Dichters der Çakuntalâ, verlegt. Mögen alle, die ein Interesse an wahrer Poesie haben, das Unternehmen begünstigen, dem einer der ersten Plätze in der deutschen Uebersetzungsliteratur gebührt.

Kiel. R. Pischel.

Zur chinesischen Literatur.

Schi-king. Das kanonische Liederbuch der Chinesen. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt von Victor von Strauß. Heidelberg, Karl Winter's Universitäts-Buchhandlung. 1880.

In langen trüben Krankheitstagen versenkte ich mich in eine Welt, die meinen gewöhnten Studien fern liegt. Ich las wiederholt und mit steigender Bewunderung die treffliche Uebersetzung des chinesischen Liederbuches „Schi-king" von Victor von Strauß (Heidelberg, 1880).

Schi-king ist die Auswahl und Sammlung der alten chinesischen Volkslieder, welche um 483 v. Chr. von Confucius (Khung-fu-tse) unternommen wurde und seitdem bei den Chinesen kanonisches Ansehen gewonnen hat. Das Buch enthielt ursprünglich dreihundert und fünfzehn Lieder, doch sind sechs verloren gegangen. Dreihundert und vier Lieder stammen aus dem Zeitraum vom zwölften bis zum siebenten Jahrhundert, fünf reichen noch höher hinauf. Einzig die Psalmen der Bibel und die Hymnen des Veda sind von gleichem Alter.

Es gilt nur von der bildenden Kunst, wenn Goethe sagt, daß chinesische und indische Alterthümer immer nur Curiositäten seien; es sei zwar wohl gethan, sich mit ihnen bekannt zu machen, aber zu sittlicher und ästhetischer Bildung könnten sie wenig bieten. Die älteste Dichtung aber dieser Völker zeigt bereits reife Früchte, wo wir nur Keime und Knospen erwarten. Die indische Dichtung ringt mit den tiefsten Fragen nach dem Wesen der Gottheit; die chinesische Dichtung überrascht und entzückt uns durch ihren durchgebildeten Weltsinn, durch ihre reine, warme, in alle Herzenserlebnisse eingehende Menschlichkeit.

Wenigstens das Alterthum China's weiß nichts von Zopfthum. Mit Staunen gewahren wir, daß diese fremde und entlegene Welt nichtsdestoweniger die Welt unseres eigensten Denkens und Empfindens ist und daß sie dieses Denken und Empfinden in Liedern niedergelegt hat, die zum großen Theil zum Schönsten und Ergreifendsten aller Lyrik gehören. Selbst die Festlieder für die Hoffeste und selbst die religiösen Feiergesänge, obgleich in diesen am meisten die blos örtlichen und zeitlichen Bedingungen hervortreten, haben nur Vereinzeltes, was von blos geschichtlichem, nicht von bleibend künstlerischem, d. h. allgemein menschlichem Werth ist; denn die Staatszustände sind seit dem 22. Jahrhundert, mit welchem die urkundliche Geschichte China's beginnt, bereits wohlgeordnet und über alle despotische Härte hinausgehoben, und der Cultus des monotheistisch gedachten höchsten Gottes und der göttlich verehrten Familienahnen ist trotz aller streng geregelten Förmlichkeit ein vorwaltend heiterer, ja fröhlicher, ohne Zerknirschung und Schreckniß. Und die weitaus größte Anzahl der Lieder wurzelt im Leben und Weben der Familie, in Liebeslust und Liebesleid, in der Freude und in der Noth der Arbeit, in Krieg und Jagd; immer voll zarter und reiner Empfindung, bald tief klagend, bald laut aufjubelnd, oft sogar voll Schelmerei und kecken Humors.

Friedrich Rückert sagt von diesen Liedern:

Und jetzo seh' ich's um mich walten,
Sich glänzend einen Lenz entfalten,
Mir eine Nachwelt aufgethan
In der urält'sten alten.

Nicht ist der Liebe Morgenroth
Von China's Mauer ausgeschlossen,
Auch dort liebt Liebe bis in Tod
Und treu bleibt Treue, selbst verstoßen;
Und alle starken Herzensbande
Um Kinder, Eltern und Verwandte,

Und Ahnen, hoch der Lebensnoth
Entrückt zum Götterstande!

Namentlich in den Liebesliedern ist unbeschreibliche Zartheit. Ein Gedicht, Liebespein, lautet in Strauß' Uebersetzung:

Wie steigt der Mond in Herrlichkeit!
Wie reizend ist die schöne Maid!
O wär' ich los der Sehnsucht Leid!
Wie liegt mein armes Herz in Streit!

Wie steigt der Mond von Glanz verklärt!
Wie ist die Schöne liebenswerth!
O wär' ich los, was mich verzehrt!
Wie ist mein armes Herz beschwert!

Wie steigt der Mond mit lichtem Schein!
Wie glänzend strahlt die Schöne mein!
O könnt' ich los der Fesseln sein!
Wie ist mein armes Herz voll Pein!

Victor von Strauß hat das unvergängliche Verdienst, diese Welt zum ersten Male eröffnet zu haben. Um 1733 hatte der Jesuitenpater Lacharme eine lateinische Uebersetzung geschrieben, welche ein Jahrhundert später (1833) von Julius Mohl herausgegeben wurde; sie ist die Uebersetzung einer Mandschu-Uebersetzung, meist nur umschreibend, daher fehlerhaft und willkürlich. Nach dieser Uebersetzung haben Friedrich Rückert (1833) und Johann Cramer (1844) in ihren freien Nachdichtungen gearbeitet; so trefflich Rückert auch hier seine Formgewandtheit bewährt, es fehlt der Hauch des Ursprünglichen. Auch die englische Uebersetzung von Legge (1876), obgleich auf die gründlichste Kenntniß der Urschrift gestützt, entspricht nicht den unverbrüchlichen Forderungen der Wörtlichkeit und Versstreue. Erst Strauß, der schon (1870) die tiefsinnige Theosophie des großen chinesischen Mystikers Laotse trefflich übersetzt und gedeutet hat, verbindet in seiner Uebersetzung, die das Werk unablässigen siebenjährigen Fleißes ist, die strengste philologische Genauigkeit mit der freien Empfindung und Sprachgewalt eines Dichters, der es weiß, wie unauflöslich in jedem echten Kunstwerk Gehalt und Gestalt durcheinander bedingt sind. Ueber diese peinliche unanfechtbare Wörtlichkeit hat einer der gelehrtesten Sinologen, Georg von der Gabelentz, in den Jahrbüchern der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (Bd. 32) die ungetheilteste Bewunderung ausgesprochen. Die Vollendung der dichterischen Form ist um so staunenerregender, je beengender die Schwierigkeiten waren, mit denen der Uebersetzer zu kämpfen hatte. Die chinesische Sprache ist einsilbig; jede Silbe ein Wort. Weit die meisten Verse bestehen aus vier Wörtern, d. h. aus vier Silben. Jeder Vers ist ein abgeschlossener Satz; das Herüberziehen eines Satzes von einem Vers in den andern, das sogenannte Enjambement, ist schlechterdings unstatthaft. Der Uebersetzer hat diese für die eigenartige Wirkung so bestimmenden Schranken fast ausnahmslos festgehalten; nur daß er, was der Chinese durch ein einziges einsilbiges Wort ausdrückt, im Deutschen, das diese Kurzsilbigkeit verbietet, in die Grenze eines einfachen Versfußes, meist des Jambus oder auch wol des Trochäus, bannt. Wir können getrost sagen, einzig und allein die deutsche Uebersetzungskunst konnte sich eine so kühne Aufgabe stellen, und auch innerhalb der deutschen Uebersetzungsliteratur ist dieses Werk ein unvergleichliches Meisterwerk.

Tretet ein, auch hier sind Götter.

Es wäre wünschenswerth, daß sich Uebersetzer und Verleger entschließen möchten, eine kleinere Ausgabe zu veranstalten, die die politischen und religiösen Festgesänge ausscheidet und nur das schlicht Volksthümliche, rein und allgemein Menschliche gibt.

H. Hettner.

εν. **Oesterreich und Preußen** (1780—1790). Von G. Wolf. Wien, A. Hölder. 1880.

Es ist eine eigene Sache um die Werke über neuere Geschichte, die uns aus Oesterreich zugehen. Man vermißt gewöhnlich entweder, wie namentlich in den Werken des größten Namens der heutigen Geschichtschreibung in Oesterreich, bei umfassenden Kenntnissen, großer Anschauung und geschmackvoller Darstellung, die Unbefangenheit in der Würdigung historischer Gegensätze; oder umgekehrt, bei der unparteiisch gehaltenen Sorgfalt in der Forschung, Herrschaft über den Stoff, Gewandtheit der Darstellung. Zu der letzteren Gattung gehört das Buch von Wolf über die Beziehungen und Zustände Oesterreichs und Preußens von 1780—1790. Der Verfasser konnte in den Archiven zu Wien, Berlin und Dresden ein Material sammeln, das, wenn nicht immer neue und überraschende Aufschlüsse, doch fast durchgehend interessante und wissenswerthe Ergänzungen zu dem bereits Bekannten darbietet. Eine Form freilich für die Masse seiner archivalischen Auszüge zu finden, ist dem Verfasser ebenso wenig gelungen, als er in den ihm vorliegenden Aktenstücken das Wesentliche von dem Unwesentlichen, das Richtige von dem Falschen, das Bleibende und Historische von dem augenblicklichen diplomatischen Klatsch zu sondern gewußt hat. Fügt man hiezu nun noch einige Unsicherheit in der Geschichte des 18. Jahrhunderts und in der bezüglichen historischen Literatur, sowie eine auffallende stilistische Unbeholfenheit, so wird man mit Bedauern sagen müssen, daß das interessante Material und der anziehende historische Stoff eine ihrer würdige Bearbeitung nicht gefunden haben. Trotzdem aber werden gelehrte Forscher und Freunde der Geschichte, die es verlangt zu wissen, wie es vor einem Jahrhundert in Wien und Berlin, am Hofe Joseph's und Friedrich's aussah, oder wie die beiden Fürsten einander in Petersburg und Constantinopel bekämpften, eine Fülle merkwürdiger Notizen in dem Buche von Wolf antreffen. Selbst der Politiker würde dabei nicht leer ausgehen: er würde in den vor 100 Jahren gewechselten Schriftstücken auf Anschauungen stoßen, die auch heute noch ihre Bedeutung haben. So schreibt der österreichische Gesandte in Berlin am 8. Februar 1783: „Rußland zieht seine ganze gegenwärtige Größe aus der bestehenden und wohl gepflegten Eifersucht zwischen dem Wiener Hofe und dem von Berlin, durch welche sich der Petersburger Hof frei und ohne Hinderniß bei allen seinen Unternehmungen fühlt." Klingt das nicht, als wäre es erst vor wenigen Jahren geschrieben?

αλ. **Die Nation und der Bundestag.** Ein Beitrag zur deutschen Geschichte von Karl Fischer. Leipzig, Fues's Verlag (R. Reisland). 1880.

Herr K. Fischer hat sich vom Reichskanzler die Erlaubniß verschafft, die Reste des Archivs der ehemaligen deutschen Bundesversammlung in Frankfurt am Main für eine Art Geschichte derselben auszubeuten, die den Stoff nach Gruppen sondert, aber nicht mit der deutschen Gesammtentwickelung in eins verarbeitet; wozu später noch die gleiche Genehmigung für das Staatsarchiv in Berlin kam. Seine Auffassung machte ihn dieser Gunst würdig, während wir es danach ganz ebenso begreiflich finden, daß ein Versuch in derselben Richtung bei einem früher preußenfeindlichen Mittelstaate fehlschlug. Dem Bundestags-Archiv aber hat Oesterreich seinen werthvollsten Stoff vorher entführt. So ist schon den Quellen nach dies nur eine einseitige Darstellung. Einseitig ist sie auch dem Standpunkt und dem Urtheil nach, obwol in dieser Beziehung von der heute nicht blos officiell gewordenen, sondern auch allein für patriotisch und nationaldeutsch geltenden Farbe. Indessen mag sich das leicht einigermaßen ändern. Nachdem der große Zweck erreicht ist, dem zu Liebe die Vaterlandsfreunde in Deutschland sich dem preußischen Staate vorbehaltlos anschlossen, tritt die unbefangene geschichtliche Betrachtung auch der bis 1866 reichenden Vergangenheit gegenüber in ihre vollen Rechte, und Historiker, welche wie Treitschke nur immer noch leidenschaftlicher auf preußischer Seite allein alles höhere Recht, allen Gemeinsinn und wahren praktischen Idealismus sehen wollen, bleiben unvermeidlich hinter dem Gange des nationalen Genius je länger desto mehr zurück. Herr Karl Fischer aber ist eine Art Treitschke ohne dessen rhetorisches Pathos und freilich auch ohne dessen Talent. Die Geschichte des Bundestags von 1815 bis 1866 bleibt also noch zu schreiben, auch die urkundliche, denn er hatte wesentlich nur preußische Materialien, und vollends die pragmatische, zu der es einer allseitig gerechten historischen Auffassung wie etwa der von Hermann Baumgarten oder Constantin Bulle bedarf.

γγ. **Der General Hans Ludwig von Erlach von Castelen.** Ein Lebens- und Charakterbild aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Bearbeitet nach zeitgenössischen Quellen von Dr. August von Gonzenbach. Bern, K. J. Wyß. 1880.

Der Urkundenband, 119 Actenstücke enthaltend, führt noch einen besondern Titel: „Urkunden betreffend die militärische und diplomatische Thätigkeit des Generals im Dienste Herzog Bernhard's von Sachsen-Weimar 1637 bis 1639" (die letzte ist indeß aus dem Jahre 1642) und ist mit einem Lichtdruck des letzten eigenhändigen Schreibens des Herzogs an den General geziert; der Textband, trotz seines gewaltigen Umfanges nur ein erster Theil, geht gleichfalls nur bis zum Jahre 1642. Da Erlach bereits 1650 gestorben ist, so wird ein 2. Band hoffentlich nicht den Umfang des ersten erreichen, obwol freilich der Umstand, daß der vorliegende im Wesentlichen nur die Darstellung von vier Jahren (1638—1642) enthält, mancherlei Befürchtungen auch für die Zukunft erweckt. Die Darstellung ist gar zu weitschweifig und breit, ein jedes Actenstück wird genau analysirt, jedes noch so minutiöse Detail auf's Peinlichste untersucht. Dadurch wird die Lectüre eine Mühe, oder hört auf ein Genuß zu sein. Ruhepunkte in diesen weitschweifigen Auseinandersetzungen finden sich verhältnißmäßig selten: ich hebe z. B. die Parallele zwischen Bernhard von Weimar und dem Generalmajor von Erlach hervor (S. 176 ff.). Doch wirkt bei diesen und

ähnlichen Stellen der allzupanegyrische Ton störend, mit welchem der Autor von seinem Helden zu sprechen liebt. Um diesen zu rechtfertigen, muß der Verfasser natürlich alle Anklagen entkräften, welche in älterer und neuerer Zeit gegen Erlach gemacht worden sind; zu dem Zweck widerlegt er den Vorwurf (652—662), Erlach habe ihm anvertraute Werthgegenstände versetzt und vergleicht die gegen Erlach erhobene Verleumdung an Gewicht und Schwere mit der gegen Herzog Bernhard vorgebrachten, er habe Gustav Adolf ermordet; um der Beschuldigung entgegenzutreten, Erlach habe durch den Vertrag vom 9. October 1639 sich an Frankreich verkauft, werden (S. 531—538) die Darstellungen dreier neuerer Historiker: Röse, Barthold, Molitor wörtlich abgedruckt, denen eine sehr breite Widerlegung aller Einzelnheiten folgt. Sehr seltsam wirkt auch die beständige Bezeichnung des Geschilderten mit seinem Titel; immer ist von dem „Generalmajor", niemals von Erlach die Rede. — Die Darstellung beruht zumeist auf den vom Verfasser 1875 erworbenen handschriftlichen Schätzen der ehemaligen Bibliothek im Schlosse Spiez; doch ist auch vielfach anderes archivalisches und gedrucktes Material, das letztere freilich häufig mit polemischer Tendenz, zu Rathe gezogen.

γ. **Bibliotheca Rabbinica.** Eine Sammlung alter Midraschim. Zum ersten Male in's Deutsche übertragen von Dr. August Wünsche. Erste Lieferung: Der Midrasch Kohelet. Leipzig, Otto Schulze. 1880.

Das Bedürfniß, die rabbinische Literatur durch Uebersetzungen der deutschen Wißbegier zugänglich zu machen, ist oft empfunden worden, insbesondere den Versuchen gegenüber, den Talmud zu einem wahren Arsenal von Haß, Uebelwollen und Verfolgungseifer gegen Andersgläubige zu stempeln. Unseres Wissens ist indessen nur einmal an die Arbeit gegangen worden, um diesem Bedürfnisse gerecht zu werden, und schon nach dem ersten Tractate erlahmte die Kraft. Es ist nämlich, wie wir glauben, ein Theil der rabbinischen Literatur absolut unübersetzbar und zwar ist dies der halachische Theil, jener, welcher die haarscharfen Rechtsinterpretationen der Gesetzeslehre umfaßt. Hier, wo jedes Wort für die Beweisführung unentbehrlich ist, wo durch eine nicht zutreffende Verdeutschung eines einzigen Prädicats der ganze Syllogismus zerstört wird, mögen die Uebersetzer getrost feiern. Dagegen bietet die hagadische Ausdeutung des Schriftwortes, wie sie im Midrasch niedergelegt ist, dieser Garten von Sentenzen, Gleichnissen, Anekdoten und Beispielen der Uebertragung geringe Schwierigkeiten dar und es verlohnt überdies der Mühe, sie kennen zu lernen, weil sich in ihr mehr als in den haarspaltenden Discussionen der Halacha das ethische Moment des Mosaismus widerspiegelt. Man kann daher die Beschränkung auf den Midrasch nur zweckmäßig und das Unternehmen überhaupt dankenswerth finden, zumal Dr. Wünsche faßlich und gut übersetzt, auch durch einzelne Anmerkungen und literarische Nachweisungen das Verständniß erleichtert. Die Entwickelung des Midrasch erstreckt sich durch neun Jahrhunderte, von 30 v. Chr. bis 900 n. Chr.; der Midrasch Rabbot, von dem das vorliegende Heft der „Bibliotheca Rabbinica" einen Theil bildet, hat seine Entstehungszeit zwischen 450 und 750 n. Chr. Die Halacha ist bereits niedergegangen, im Midrasch allein pulsirt das schöpferische Leben Israels noch fort. Man hat es also mit einem unschätzbaren historischen Denkmal zu thun.

oβ. **Zan Mitnehm.** Von Hans Grasberger. Wien, L. C. Zamarski. (Ohne Jahr.)

Eine Sammlung von Schnadahüpfln, die wir mit vielem Ergötzen gelesen haben. Der Verfasser wünscht zwar nicht für einen vollwichtigen Dialekt-Dichter zu gelten, aber doch wirkliches Volksthum zum Ausdruck zu bringen, und mit seinen eigenen städtischen Empfindungen, seiner individuellen lyrischen Stimmung zurück zu treten; wir glauben, daß ihm dieser Vorsatz vollauf gelungen ist in dem Texte seiner Gedichte, und würden daher für richtig halten, wenn in einer späteren Auflage die durchaus unvolksthümlichen Ueberschriften (wie „Freie Forschung", „Ein Brackenburg", „Fort mit Schaden") entfielen. Der Form nach sind diese Verse fast durchgehend die bekannten „Vierzeiligen", dem Inhalt nach sind sie mannigfaltig und anziehend genug, wobei wir freilich nicht übersehen können, welche Motive dem Autor persönlich zu eigen sind, und welche ihm die Tradition an die Hand gab. Die meisten Schnadahüpfle geben sich in einer Einkleidung, als Verse des Deandl an den Bua, des Bua an sein Deandl, oder als Zwiegespräche zwischen Mann und Frau; in der Regel ist es ein Gedanke, der zur Durchführung gelangt, z. B.: „Mit'n Schriattn, dö ich gmacht han Umsüst zu da Dirn Kunnten d'Saldatn A Jahr lang ma'schirn" oder „Den Wald sicht und sunst nix Der valiabte Vastand, Kennt dö Tann nöt, dö Zirm nöt Von da Feichtn ausanand". In der unverblümten Aussprache des natürlichen Empfindens, besonders was das Verhältniß der Geschlechter zueinander anlangt, legt sich der Dichter, seinen volksthümlichen Vorbildern folgend, mit Recht keinen Zwang auf, wenn er etwa das Fensterln des Bua vorführt, oder, in der Weise des mittelalterlichen Tageliedes, den Abschied der Liebenden bei Tagesanbruch, oder Trennung und Wiedervereinigung, Scheiden und Meiden, Treulosigkeit und Verrath. Frisch und schneidig, lebendig und liebenswürdig weiß er seine einfachen Motive durchzuführen und leistet sein Bestes in dem Ausdruck einer kräftigen und übermüthigen Stimmung, wie in den Versen: „Hiet a saggrischi Schneid, War ma heint was vagunnt . . . Wirthshaus, is Neamp da, Daß i'hn aussischmeiße kunnt?"

oβ. **Goethe-Jahrbuch.** Herausgegeben von Ludwig Geiger. Zweiter Band. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1881.

Wir haben den ersten Band des neuen Goethe-Unternehmens mit Theilnahme und Anerkennung begrüßt und freuen uns, heute den zweiten Jahrgang als einen werthvolleren Nachfolger des früheren einführen zu können. Beides, die Mittheilungen wie die Forschungen, sind von dem größten Interesse, nicht nur für den Special-Gelehrten, sondern auch für den Goethefreund. Briefe, wie der an Heyne, mit dem Bekenntniß

von Goethe's erhabenem Realismus, oder jener an Windischmann über das Magische, oder der entzückend lebendige Bericht der Frau Rath an Anna Amalie über Goethe's und des Herzogs Karl August Besuch in Frankfurt verdienten zu Jedermanns Kenntniß zu kommen; und die kleine dramatische Scene vollends, welche Johanna Fahmer auf Grund eines Gespräches mit dem Dichter entworfen hat und die uns zu der unmittelbarsten Anschauung von dem dämonischen Zauber des jungen Goethe verhilft, dürfte auch die hartnäckigsten Gegner literarischer Ausgrabungen mit einigen Extravaganzen der philologischen Akribie aussöhnen. Unter den Aufsätzen ragen diejenigen von Georg Brandes und Erich Schmidt hervor. Schmidt, der über den Lessing'schen Faust handelt, gewinnt in seiner scharfsinnigen und klaren Untersuchung dem scheinbar erschöpften Stoff eine Menge von wissenswerthen Einzelheiten noch ab und erweckt so für die Biographie Lessing's, welche wir von ihm erwarten dürfen, die beste Hoffnung. Vortrefflich auch ist der Aufsatz von Brandes über Goethe und Dänemark, vortrefflich nicht allein wegen des reichen Neuen und Lehrreichen, welches er bringt, sondern eben so sehr wegen der außerordentlichen Herrschaft über den Stoff, welche hier wie überall in Brandes' Arbeiten eine Freiheit und Feinheit der Darstellung ermöglicht, wie sie leider in Deutschland nicht allzu häufig ist. Weniger können wir uns mit den Aufsätzen von Julian Schmidt und von Düntzer einverstanden erklären, von denen der eine „Goethe's Stellung zum Christenthum", der andere „Goethe's Bericht über seine Anknüpfung mit Schiller" behandelt. Düntzer ist, wie im vorigen Bande, bemüht, durch ein übertriebenes Mißtrauen alle Chronologie zu verwirren und weiß wieder einmal genauer, als Goethe selbst, wie die Dinge verlaufen sind. Julian Schmidt's Aufsatz ist nur in großen Zügen gehalten und nimmt auf die Detailforschung, die insbesondere für Goethe's religiöse Entwickelung bis zur Uebersiedelung nach Weimar neuerdings wesentlich gefördert ist, gar keine Rücksicht; ein positives Resultat formulirt er nicht, allein er erstrebt eine ziemlich enge Annäherung Goethe's an das Christenthum, und verfährt dabei nicht ohne Geschick, aber auch nicht ohne Willkür. Daß man selbst vom entschieden kirchlichen Standpunkt aus objectiver vorgehen kann, hat kürzlich R. Steck bewiesen (in der Protestantischen Kirchenzeitung). Schmidt hat auch diesmal das ästhetische Moment zu Gunsten des moralischen gar zu sehr zurücktreten lassen, er hat nicht beachtet, daß Goethe auch die christliche Mythologie nur darauf hin ansieht, was sie ihm für seine Poesie und seine Bildung werde leisten können; er eignete sich das Brauchbare hier an, so gut wie gegenüber der Mythologie der Alten oder der orientalischen Poesie und hätte er nicht so gethan, er wäre eben nicht der universelle Geist geworden, den wir in ihm besitzen. Führt doch Schmidt selbst den bezeichnenden Spruch an: „Frömmigkeit ist kein Zweck, sondern ein Mittel, um durch die reinste Gemüthsruhe zur höchsten Cultur zu gelangen"!

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. Juni zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ariost's Rasender Roland. Illustrirt von Gustav Doré. Mit 81 großen Bildern und 525 in den Text gedruckten Holzschnitten. Metrisch übersetzt von Hermann Kurz. Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Paul Heyse. Lfg. 13—16. Breslau, S. Schottlaender.

Aus Sturm und Noth. Selbstschriften-Album des deutschen Reiches. Im Auftrage und zum Besten der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger herausgegeben von der Verlagshandlung des deutschen Familienblattes (J. H. Schorer), Berlin. 1881.

Bergmann. — Das Ziel der Geschichte. Rede gehalten von Dr. J. Bergmann, ord. Prof. der Philosophie. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchh. 1881.

Besse. — Geschichte der Deutschen bis zur höchsten Machtentfaltung des Römisch-Deutschen Kaiserthums unter Heinrich III. Von Oberlehrer Dr. P. Besse. 7. Lfg. (Schluß.) Leipzig, J. H. Webel. 1881.

Betrachtungen über unser classisches Schulwesen. Leipzig, Ambr. Abel. 1881.

Biographieen, Badische, Herausgegeben von Dr. Friedrich von Weech, Geh. Archivrath. 3. Theil. Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchhdlg. 1881.

Böcker. — Burggraf Friedrich. Schauspiel in 4 Aufzügen von Ewald Böcker. Nebst einem Nachwort und zwei Prologen. Frankfurt a. M., C. Koenitzer. 1881.

Cart. — Goethe en Italie. Etude biographique et littéraire par Théophile Cart. Paris, Sandoz & Fischbacher. 1881.

Cauvet. — La prononciation française et la diction. A l'usage des écoles, des gens du monde et des étrangers par Alfred Cauvet. Nouvelle édition. Paris, P. Ollendorff. 1881.

Cleß. — Das Ideal der Menschheit. Nach C. Chr. Fr. Krause's Schrift „Das Urbild der Menschheit" von Alfred Cleß. Stuttgart, G. Krabbe. 1881.

Collection Spemann. — Der Oberhof von Karl Immermann. Mit einer Einleitung von Levin Schücking. Stuttgart, W. Spemann.

Creizenach. — Die Bühnengeschichte des Goethe'schen Faust. Von Wilhelm Creizenach. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1881.

Denkmäler der Kunst. Zur Uebersicht des Entwickelungsganges der bildenden Künste von den frühesten Werken bis auf die neueste Zeit. Volksausgabe. 2. verb. u. verm. Aufl. Bearbeitet von Wilhelm Lübke und Carl v. Lützow. 98 Stahlstichtafeln. Querfolio und ca. 30 Bogen Text. 1. Lfg. Stuttgart, Ebner & Seubert. 1881.

Doornkaat Koolman. — Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. Von J. ten Doornkaat Koolman. Heft 12. Norden, H. Braams. 1881.

Dorer. — Die Calderon-Literatur in Deutschland. Bibliographische Uebersicht von Edmund Dorer. Leipzig, W. Friedrich. 1881.

Dorer. — Goethe und Calderon. Gedenkblätter zur Calderonfeier. Herausgegeben von Edmund Dorer. Leipzig, W. Friedrich. 1881.

Droysen. — Friedrich der Große. Von Joh. Gust. Droysen. 3. Band. Leipzig, Veit & Comp. 1881.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Schulrath Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. Wittstein, Prof. Dr. von Zech. I. Abthlg., 20. Lfg. Enthält: Handbuch der Mathematik. 8. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1881.

Encyklopädie der Neueren Geschichte. In Verbindung mit namhaften deutschen und außerdeutschen Historikern herausgegeben von Wilhelm Herbst, Prof., Dr. theol. et phil., Rector a. D. d. kgl. Landesschule Pforta. Lfg. 4. 5. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1880/81.

Essays, Militärische. I. Untersuchungen über den Werth der Cavallerie in den Kriegen der Neuzeit. Von R. V. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbchhlg. 1881.

Exner. — Das Oesterreichische Hypothekenrecht von Dr. Adolf Exner, o. ö. Professor des röm. Rechts an der Wiener Universität. 2. Abthlg. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1881.

Falke. — Costümgeschichte der Culturvölker von Jakob von Falke. Lfg. 9. Stuttgart, W. Spemann. 1881.

Falke. — Die Kunst im Hause. Geschichtliche und kritisch-ästhetische Studien über die Decoration und Ausstattung der Wohnung von Jacob von Falke. 4. verm. Aufl. Mit circa 6 Farbendruckbildern, 50 Lichtbildern und Tondruckplatten und mehr als 220 Holzschnitt-Illustrationen im Texte. Heft 3. 4. Wien, C. Gerold's Sohn. 1881.

Farina. — L'intermezzo e la pagina nera di Salvatore Farina. Torino. 1881.

Fastenrath. — Calderon de la Barca. Festgabe zur Feier seines 200jährigen Todestages (25. Mai 1881) von Dr. Johann Fastenrath. Leipzig, W. Friedrich. 1881.

Faulmann. — Illustrirte Culturgeschichte. Für Leser aller Stände. Von Karl Faulmann. Mit 14 Tafeln in Farbendruck, mehreren Facsimile-Beilagen und ca. 300 in den Text gedruckten Illustrationen. Lfg. 16—20 (Schluss). Wien, A. Hartleben's Verlag. 1881.

Festzug, Historischer, veranstaltet bei der Feier der Vollendung des Kölner Doms am 16. October 1880. Nach den Original-Aquarellen von Tony Advenarius, Köln. Lfg. 1. Leipzig, K. F. Koehler. 1881.

Fichte. — Widerstreitende Elemente. Poetische Erzählung von H. Fichte. Dresden, H. Burdach, kgl. Hofbuchh. 1881.

Freimuth. — Streitfragen. Zeitgemäße sociale und literarische Betrachtungen in zwanglosen Heften von W. Freimuth. I. Heft. Die Frauenbewegung in Deutschland. — II. Heft. Natur und Cultur. Minden, Wilh. Köhler. 1881.

Fromm. — Ueber die Bedeutung und Gebrauchsweise der Seebäder in chronischen Krankheiten. Nebst einer Skizzirung der hauptsächlichsten Seebadeorte, mit besonderer Rücksicht auf das Nordseebad Norderney und die in den letzten dreizehn Jahren daselbst erzielten Heilresultate. Von Dr. B. Fromm, kgl. Sanitätsrath, I. Badearzt zu Norderney etc. 2. Aufl. Norden, H. Braams. 1881.

Geist. — Zwei Lessingfeste, gefeiert in der Städtischen Realschule I. Ordnung zu Posen an des Dichters 150jährigem Geburtstage, 22. Januar 1879, und 100jährigem Todestage, 15. Februar 1881, dargestellt von Dr. Hermann Geist, Director der Realschule. Posen, E. Rehfeld. 1881.

Geschichte, Allgemeine, in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen ꝛc. ꝛc. herausgegeben von Wilhelm Oncken. 29.—32. Abthlg. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbchhlg. 1881.

Gewerbehalle. Redigirt von Adolf Schill in Stuttgart. 19. Jahrg. Lfg. 5. 6. Stuttgart, J. Engelhorn. 1881.

Giesebrecht. — Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Von Wilhelm von Giesebrecht. 1. Band. Gründung des Kaiserthums. 5. Aufl. Mit einer Uebersichtskarte von H. Kiepert. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. 1881.

Gilsa. — Felice. Ländliches Drama in 5 Acten. Nach der „Hospitalière" des Ferdinand Fabre übersetzt und für die deutsche Bühne eingerichtet von A. von Gilsa. Kassel, Th. Kay. 1881.

Glan-Huot. — Hilfsbuch für das Mädchen-Turnen. Die Ordnungs- und Freiübungen von Glan und Huot, Lehrerinnen an der 71. und 64. Gemeindeschule. Mit einem empfehlenden Vorwort des städtischen Ober-Turnwarts Herrn Dr. Angerstein. Mit über 100 in den Text gedruckten Holzschnitten. Berlin, C. Habel. 1881.

Götzinger. — Reallexikon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- u. Nachschlagebuch für Studirende u. Laien, bearbeitet von Ernst Götzinger. Heft 1. Leipzig, W. Urban. 1881.

Hahn. — Im Park zu Rodenstein. Roman von R. Edmund Hahn. 2 Bde. Dresden, E. Pierson's Buchh. 1881.

Handbuch der Deutschen Frauenvereine unter dem Rothen Kreuz. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1881.

Happe. — Zwei Vorträge über Gesundheitspflege. Gehalten im ärztlichen Verein und im Verein für öffentliche Gesundheitspflege zu Braunschweig. Von Dr. Ludwig Happe. Braunschweig, Goeritz & zu Putlitz. 1881.

Hart. — Don Juan Tenorio. Eine Tragödie in vier Aufzügen von Julius Hart. Rostock, Carl Meyer's Verlag. 1881.

Heimgarten. Eine Monatsschrift, gegründet und geleitet von P. K. Rosegger. V. Jahrg. Heft 8. Mai 1881. Graz, Leykam-Josefsthal.

Helfgott. — Mein erster Tag. Schul-Humoreske von Tobias Helfgott. 2. Aufl. Wien, L. Rosner. 1881.

Hellwald. — Naturgeschichte des Menschen von Friedrich von Hellwald. Illustrirt von F. Keller-Leuzinger. Lfg. 5. 6. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Hofmann-Wellenhof. — Michael Denis. Ein Beitrag zur deutsch-österreichischen Literaturgeschichte des

18. Jahrhunderts. Von Dr. P. v. Hofmann-Wellenhof. Innsbruck, Wagner'sche Univ.-Buchh. 1881.

Hohenzollern, Die, und das **Deutsche Vaterland,** von Dr. R. Graf Stillfried-Alcantara und Professor Dr. Bernhard Kugler. Illustrirt von den ersten deutschen Künstlern. Lfg. 3. 4. München, Friedr. Bruckmann's Verlag. 1881.

Humanitätsschriften des neuen **Berliner Thierschutz-Vereins.** Nr. 1. Der wissenschaftliche Unwerth der Vivisectionen in allen ihren Arten von Dr. med. Richard Nagel. Berlin. 1881.

Jäger. — Die neuen schönsten Pflanzen des Blumen- und Landschaftsgartens, der Gewächshäuser und Wohnungen. Supplement zum vollständigen Blumenlexicon enthaltend die Beschreibung, Culturangabe und Verwendung der seit 1873 neu eingeführten und älterer Pflanzen. Ein Hilfsbuch für Gärtner, Gartenbesitzer und Blumenfreunde von H. Jäger, Großherzogl. Sächs. Hofgarteninspector zu Eisenach ꝛc. Hannover, Phil. Cohen. 1881.

Jahn. — Ich denke Dein! Ein Buch Lyrik von Hermann Eduard Jahn. Rostock, Carl Meyer's Verlag. 1881.

Johnston's Chemie des täglichen Lebens. Neu bearbeitet von Dr. Fr. Dornblüth. Mit ca. 100 Abbildungen. Lfg. 3. 4. Stuttgart, C. Krabbe. 1881.

Jókai. — Pater Peter. Roman von Maurus Jókai. Mit Nachwort von Dr. Adolf Silberstein. Budapest, Gebr. Révai. 1881.

Jusserand. — Le théâtre en Angleterre, depuis la conquête jusqu'aux prédécesseurs immédiats de Shakespeare par J. J. Jusserand. Paris, E. Leroux. 1881.

Kant. — Immanuel Kant's Kritik der reinen Vernunft. Herausgegeben, erläutert und mit einer Lebensbeschreibung Kant's versehen von J. H. von Kirchmann. 5. Aufl. Leipzig, E. Koschny. 1881.

Karlowitsch. — Zar Alexander II. als Mensch und Herrscher. Nach eignen Beobachtungen und Erfahrungen von Wasili Karlowitsch. Mit einem Stahlstich-Portrait. Dresden, R. von Grumbkow, Hof-Verlagsbchh. 1881.

Keyserling. — Lucciola. Novelle von Gräfin M. Keyserling, geb. v. Dönniges. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1880.

Keyserling. — Die Sturmhexe. Roman von Gräfin M. Keyserling. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1881.

Kiepert. — Neue General-Karte von Deutschland und den Nachbarländern. Zeichnung von W. Hammer und C. Ohmann. Revidirt von Richard Kiepert. 9 Blätter. Berlin, Dietrich Reimer. 1881.

Kiepert. — Neue Specialkarte von Mittel-Italien mit Berücksichtigung des Alterthums. Bearbeitet von Heinrich Kiepert. 4 Blätter. Mit Carton: Umgebung von Rom. Nebst Vorbericht über die benutzten Quellen. Berlin, Dietrich Reimer. 1881.

Kiepert. — Neue Generalkarte der Südost-Europäischen Halbinsel (Unter-Donau- und Balkan-Länder, Königreich Hellas). Mit den neuen Grenzen von Serbien, Bulgarien und Ost-Rumelien, nach den im Jahre 1879 ausgeführten officiellen Aufnahmen. Mit 2 Cartons: Constantinopel und der Bosporus; die Dardanellen-Strasse. Bearbeitet von Heinrich Kiepert. Berlin, Dietrich Reimer. 1881.

Kleinpaul. — Rom in Wort und Bild. Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. phil. Rud. Kleinpaul. Mit 368 Illustrationen. Lfg. 2. Leipzig, H. Schmidt & Günther. 1881.

Klein & Thomé. — Die Erde und ihr organisches Leben. Ein geographisches Handbuch von Dr. Klein und Dr. Thomé. Seitenstück zu v. Hellwald's Erde und ihre Völker. Lfg. 41—44. Stuttgart, W. Spemann.

Klutschak. — Als Eskimo unter den Eskimos. Eine Schilderung der Erlebnisse der Schwatka'schen Franklin-Aufsuchungs-Expedition in den Jahren 1878—1880. Von Heinrich W. Klutschak, Zeichner und Geometer der Expedition. Mit 3 Karten, 12 Vollbildern und zahlreichen in den Text gedruckten Illustrationen nach den Skizzen des Verfassers. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1881.

Koerner. — Geschichte des Deutschen Volkes in seinen staats- und culturgeschichtlichen Thaten und Schöpfungen von Prof. Friedrich Koerner. Heft 2. Berlin, W. Ißleib. 1881.

Kretschmer. — Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum 19. Jahrhundert von Albert Kretschmer und Dr. Carl Rohrbach in Gotha. 2. Aufl. 12. u. 13. Lfg. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.

Lang. — Hausschwalben. Gedichte, der Jugend und ihren Freunden gewidmet von Georg Lang. Mit 2 Holzschnitten nach Zeichnungen von Albert Hendschel. Wiesbaden, Aug. Nicol.

Lange. — Der Meister im Schachspiel. Theoretisch-praktische Anweisung, von den Anfangsgründen bis zur Meisterschaft im Schachspiel zu gelangen. Mit zahlreichen Erläuterungen aus der Geschichte wie Theorie des Schachspiels und vielen Musterpartien der hervorragendsten Schachmeister: Anderssen, Labourdonnais, von Heydebrand u. d. Lasa, Mac Donnel, Morphy, Paulsen, Polerio, Steinitz u. A. 7. verm. u. verb. Aufl. des Thon'schen „Meister im Schachspiel". Herausgegeben von Dr. Max Lange. Weimar, B. F. Voigt. 1881.

Legrand. — Recueil de contes populaires grecs. Traduits sur les textes originaux par Emile Legrand. Paris, E. Leroux. 1881.

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 19. 20. Stuttgart, J. Engelhorn. 1881.

Lenormant. — La Grande-Grèce. Paysages et histoire par François Lenormant, Professeur d'Archéologie près la Bibliothèque nationale. Littoral de la mer Ionienne. Tome II. Paris, A. Lévy. 1881.

Lessing. Die Feier von Lessing's hundertjährigem Todestage zu Braunschweig. Denkschrift, herausgegeben von den Studirenden der Herzoglich technischen Hochschule zu Braunschweig. Mit 5 Illustrationen. Braunschweig, Schulbuchhandlung. 1881.

Lippert. — Die Religionen der europäischen Culturvölker, der Litauer, Slaven, Germanen, Griechen und Römer in ihrem geschichtlichen Ursprunge. Von Julius Lippert. Berlin, Th. Hofmann. 1881.

Litteraturdenkmale, Deutsche, des 18. Jahrhunderts. In Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. 2. Voltaire am Abend seiner Apotheose. Von H. L. Wagner. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1881.

Lübke. — Geschichte der Renaissance in Deutschland von Wilhelm Lübke. 2. verb. u. verm. Aufl. Mit über 300 Illustrationen in Holzschnitt. 1. Lfg. Stuttgart, Ebner & Seubert. 1881.

Machanek. — Gedichte von Dr. Ignaz Machanek. Wien, L. Rosner. 1881.

Mainzer. — Die kritische Epoche in der Lehre von der Einbildungskraft aus Humes' und Kant's theoretischer Philosophie nachgewiesen von Dr. J. Mainzer. Jena, Ed. Frommann. 1881.

Meisterwerke, Historische, der Griechen und Römer in vorzüglichen deutschen Uebertragungen übersetzt und herausgegeben von Wollrath Deneke, Dr. E. Flemming, Dr. Lorentz, Dr. Victor Pfannschmidt u. A. 1. Heft. Des Publius Cornelius Tacitus Geschichtswerke übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt. Heft 1. Annalen. Lfg. 1. Leipzig, E. Kempe. 1881.

Mittheilungen der **Deutschen Gesellschaft** zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. 7. Band. Leipzig, T. O. Weigel. 1881.

Moynet. — En famille. Monologue par G. Moynet. Dit par Coquelin Cadet, de la Comédie-Française. Dessins de A. Sapeck. Paris, P. Ollendorff. 1881.

Müller. — Sprachvergleichend indo-germanische Ballade über die Wurzel „prd". Allen Linguisten, Etymologen, Ethnologen, Philologen, Archäologen und Historikern, Meistern wie Jüngern gewidmet von Max Müller dem Jüngsten. Mit Illustrationen. Leipzig, Verlag des „Schalk". 1881.

Museen, Königliche, zu Berlin. Beschreibung der pergamenischen Bildwerke. Herausgegeben von der Generalverwaltung. 3. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchh. 1881.

Naumann. — Illustrirte Musikgeschichte. Die Entwickelung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart von Emil Naumann, K. Professor und Hofkirchenmusikdirector. Heft 8. 9. Stuttgart, W. Spemann. 1881.

Nordlandfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Brennecke, Francis Broemel, Dr. Hans Hoffmann, R. Oberländer, Joh. Proelß, Dr. Adolf Rosenberg, Hugo Scheube, H. von Wobeser. Illustrirt durch mehrere hundert Holzschnitte nach Original-Zeichnungen, von den bewährtesten Künstlern an Ort und Stelle eigens für dies Werk aufgenommen. Lfg. 6. 7. 8. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Novellenbuch, Skandinavisches. (Aus dem Norwegischen, Schwedischen und Dänischen.) Uebersetzung von Wilhelm Lange. Berlin, A. B. Auerbach. 1881.

Palästina in Bild und Wort. Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen. Herausgegeben von Georg Ebers und H. Guthe. Pracht-Ausg. Mit 40 prachtvollen Stahlstichen und gegen 600 Holzschnitten von der Hand vorzüglicher Künstler. 2. 3. Lfg. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1881.

Ploß. — Das kleine Kind vom Tragbett bis zum ersten Schritt. Ueber das Legen, Tragen und Wiegen, Gehen, Stehen und Sitzen der kleinen Kinder bei

den verschiedenen Völkern der Erde. Beobachtungen und Studien von Dr. med. H. Ploß, praktischer Arzt in Leipzig. Mit weit über hundert Abbildungen. Berlin, A. B. Auerbach. 1881.

Revue, Ungarische. Mit Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Paul Hunfalvy. Heft 4. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1881.

Rigaud. — Dictionnaire des lieux communs de la conversation, du style épistolaire, du théâtre, du livre, du journal, de la tribune, du barreau, de l'oraison funèbre, etc. etc., par Lucien Rigaud. Paris, P. Ollendorff. 1881.

Rosegger. — P. K. Rosegger's ausgewählte Schriften. Lfg. 11—20. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1881.

Roßmäßler. — Der Wald. Den Freunden und Pflegern des Waldes geschildert von E. A. Roßmäßler. 3. Aufl. Durchgesehen und verbessert von Professor Dr. Moritz Willkomm. Mit 17 Kupferstichen, 90 Holzschnitten und 1 Bestandskarte in lith. Farbendr. Lfg. 10—14. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshdlg. 1881.

Rundschau, Allgemeine, auf dem Gebiete des Unterrichtswesens aller Länder. Eine internationale Monatsschrift unter Mitwirkung tüchtiger Fachmänner herausgegeben und redigirt von Professor Friedrich Körner. Heft 1. Berlin, W. Issleib. 1881.

Rundschau, Deutsche, für **Geographie** und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Karl Arendts in München. III. Jahrg. Heft 8. 9. Wien, A. Hartleben. 1881.

Sammlung Französischer Neudrucke. Herausgegeben von Karl Vollmöller. 1. De Villiers le Festin de Pierre ou le fils criminel. Neue Ausgabe von W. Knörich. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1881.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 66. Ueber Milchwirthschaft. Von Dr. Wilhelm Fleischmann. Prag. 1881.

Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Abhandlungen wissenschaftlichen Inhalts in zwangloser Folge. Nr. 4. Entstehung und Inhalt des Rechts. Ein Vortrag von A. Pietscher, Landgerichts-Präsident. Nr. 5. Jurist und Dichter. Versuch einer Studie über Ihering's „Kampf um's Recht" und Shakespeare's „Kaufmann von Venedig". Ein Vortrag von A. Pietscher, Landgerichts-Präsident. Dessau, E. Barth, Sep.-Cto. 1881.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XVI. Serie, Heft 365. Englische Zustände in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Von Dr. Gottfried Kinkel jun. — Heft 366—367. Die Auslieferung der Verbrecher und das Asylrecht. Von Franz von Holtzendorff. — Heft 368. Die Industrie der Theerfarbstoffe. Von Dr. Richard Meyer in Chur. — Heft 369. Die Trunksucht in ihrer Bedeutung für die Gesundheit und die Gesundheitspflege. Von Dr. A. Baer in Berlin. Berlin, C. Habel. 1881.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: Paul Graf Waldersee. Nr. 25. Ueber den Stand der öffentlichen Musikpflege in Italien. Von Martin Roeder. — Nr. 26/27. Josefine Lang (Lebensskizze). Von H. A. Köstlin. — Nr. 28. Die Entwickelung unserer Notenschrift. Von Hugo Riemann. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1881.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. V, 8. Ueber die klimatische Behandlung Brustkranker, mit besonderer Berücksichtigung des Curortes Meran. Von Sanitätsrath Dr. P. Niemeyer. — V, 9/10. Dante. Von M. Rieger. VI, 1. Die Bewegungen der Gegenwart im Lichte der christlichen Weltanschauung. Von Ad. Stöcker, Hof- und Domprediger in Berlin. — VI, 2. Goethe's Faust nach seinem religiösen Gehalte. Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchhdlg. 1881.

„Schalk" und die frommen Denuncianten der „Kölnischen Volkszeitung". Ein Gedenkblatt zur Charakteristik der ultramontanen Presse. Leipzig, Fr. Thiel. 1881.

Schalk-Bibliothek. Heft 4. Neue Beiträge zur Deutschen Literaturgeschichte. Aus dem Nachlasse vom Chryss. Emanuel Sammelrind. — Heft 5. Der Handschuh. (In 13 Sprachen.) — Heft 6. Papua und Culturmensch. Leipzig, Fr. Thiel. 1881.

Scharf. — Literary Impressions by Dr. Lewis Scharf. Aschersleben, E. Schlegel. 1881.

Schebeck. — Die Lösung der Wallensteinfrage. Von Dr. Edmund Schebeck. Berlin, Th. Hofmann. 1881.

Schiller's Werke. Illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Lfg. 3. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1881.

Schweiger-Lerchenfeld. — Der Orient. Geschildert von Amand von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen in Holzschnitt und 32 Kartenbeilagen. Lfg. 5—9. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1881.

Shakespeare's sämmtliche Werke. Illustrirt von John Gilbert. Lfg. 2. 3. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1881.

Siegfried. — Walpurgisnacht. Ein Lustspiel von F. Siegfried. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1881.

Siegmund. — Aus der Werkstätte des menschlichen und thierischen Organismus. Eine populäre Physiologie für gebildete Leser aller Stände. Nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet von Ferdinand Siegmund. Mit 500 Abbildungen. Lfg. 7—12. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Simson. — Ferienkolonien für arme kränkliche Schulkinder. Zweck und Bedeutung, Vorbereitung, Einrichtung und Ausführung, nebst allgemeiner Uebersicht aller bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete. Vortrag von Anna Simson. 2. Aufl. Breslau, W. Köbner. 1881.

Spitta. — Die Willensbestimmungen und ihr Verhältniss zu den impulsiven Handlungen. Eine forensisch-psychologische Untersuchung von Dr. Heinrich Spitta, Privatdocent der Philosophie an der Universität Tübingen. Tübingen, Franz Fues. 1881.

Stammbuch der neueren Verkehrsmittel, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen und Luftschiffe. Eine Sammlung von Liedern und Gedichten, Aufsätzen und Schilderungen. Herausgegeben von C. Löper. Lahr, M. Schauenburg. 1881.

Steuerwald. — Lyrisches im Shakspere von Wilhelm Steuerwald. München, Th. Ackermann, Kgl. Hofbuchh. 1881.

Stöpel. — Die freie Gesellschaft. Versuch einer Schlichtung des Streites zwischen Individualismus und Socialismus. Von Franz Stöpel. Chemnitz, E. Schmeitzner. 1881.

Universal-Lexikon der Kochkunst. Wörterbuch aller in der bürgerlichen und feinen Küche und Backkunst vorkommenden Speisen und Getränke, deren Naturgeschichte, Zubereitung, Gesundheitswerth und Verfälschung. Zweite, bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage. Lfg. 2—4. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

Vischer. — Altes und Neues. Von Friedr. Theod. Vischer. 2. Heft. Stuttgart, A. Bonz & Comp. 1881.

Voß. — Die Patricierin. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß. Frankfurt a. M., C. Koenitzer. 1881.

Wäckerle. — Nägelastrauß. Neue Gedichte in schwäbischer Mundart von Hyazinth Wäckerle. Augsburg, Lampart & Comp.

Wanderbilder, Europäische. Nr. 12. Nyon am Genfer See. Von Aug. Festuz. Mit 22 Illustrationen von L. Mennet und J. Weber, nebst einer Karte. — Nr. 15. Thusis. Von A. Rumpf. Mit 20 Illustrationen von J. Weber. — Nr. 16. Luzern und seine Umgebung. Mit 13 Illustrationen von J. Weber, nebst einer Karte. Zürich, Orell Füssli & Co. 1881.

Wazenaar. — Langs Ruwe Paden. Poëzie van Wazenaar. Gent, J. Vuylsteke. 1881.

Weber. — Ueber Causalität in den Naturwissenschaften. Rede von Professor Dr. H. Weber. Leipzig, W. Engelmann. 1881.

Woenig. — Pflanzenformen im Dienste der bildenden Künste. Ein Beitrag zur Aesthetik der Botanik, zugleich ein Leitfaden durch das Pflanzenornament aller Stilperioden der Kunst. Zum Gebrauch beim Unterricht an Bau- und Gewerbeschulen, für Architekten, Zeichenlehrer, Lehrer der Naturwissenschaften u. s. w., sowie für jeden gebildeten Laien von Franz Woenig. Mit 130 Holzschnitt-Illustrationen. Leipzig, P. Ehrlich. 1881.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. XVI. Band. Heft 2. Mit Gratisbeilage. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde. Band VIII. Nr. 2. 3. Berlin, Dietrich Reimer. 1881.

Zeitschrift, Historische. Herausgegeben von Heinrich von Sybel. Jahrg. 1881. Heft 4. München, R. Oldenbourg.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. v. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers, Prof. Dr. J. B. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt. Herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. X. Heft 150/151. Der Arbeiter-Versicherungszwang, seine Voraussetzungen und seine Folge. Von Lujo Brentano. — Heft 152. Nihilismus, Pessimismus und Weltschmerz. Von Stephan Gätschenberger. Berlin, C. Habel. 1881.

Zola. — Ein Blättlein Liebe. (Une page d'amour). Roman in 5 Abtheil. von Emile Zola. Deutsch von F. Wohlfahrt. Großenhain, Baumert & Ronge. 1881.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Erwin Paetel in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt.

Das Frölenhaus.

Novelle

von

Gustav zu Putlitz.

I.

„Der Herr Commerzienrath läßt bitten einzutreten und einen Augenblick hier zu warten. Dringende Geschäfte halten ihn noch zurück!“ sagte ein reich galonnirter Diener nicht ohne einen Ton geringschätzender Herablassung, der die Gewohnheit des Verkehrs selbst mit vornehmen Petenten errathen ließ, forderte einen jungen Mann auf, in ein luxuriös möblirtes Vorzimmer zu schreiten und schloß hinter ihm die Thür. Der junge Mann schien den Ton nicht zu bemerken, nickte nur leicht mit dem Kopf, ohne den Diener dabei anzusehen, und warf einen flüchtigen Blick durch das Zimmer. Ueber die kostbaren, geschnitzten Meubles, die aber, zum Theil selbst stillos, jedenfalls nicht zusammenpassend und ohne Zweck nebeneinander gestellt waren, streifte sein Auge schnell hin und nur ein leichtes Zucken der Mundwinkel verrieth, daß weder sie noch die auf denselben aufgespeicherten Raritäten, bei denen sich Antiquitäten und moderner Kram im bunten Durcheinander zeigten, mehr nach der Symmetrie als nach irgend einer Zusammengehörigkeit geordnet, seiner Beachtung werth erschienen. Mehr fesselten ihn die Oelgemälde an den Wänden, denn obgleich er auch an einigen derselben mit leisem Kopfschütteln und mitleidigem Lächeln vorüberschritt, blieb er doch an einzelnen mit sichtlichem Wohlgefallen stehen. Besonders waren es ein paar Landschaften, die ihn anzogen und in deren Anschauen er sich so sehr vertiefte, daß er gar nicht bemerkte, oder doch nicht zu bemerken schien, daß hinter ihm die Thür sich geöffnet hatte, und ein Herr, der Bewohner dieser Räume, eingetreten war und seinerseits den jungen Mann eine Weile prüfend beobachtete. Endlich räusperte dieser sich einige Mal, um sich bemerkbar zu machen, als aber auch das den Fremden nicht aus seiner Beobachtung aufschreckte, fing er statt aller Begrüßung an: „Recht gute Sachen, nicht wahr? Mein Freund, der Professor (er nannte eine berühmte Auctorität) hat mich auf dieselben aufmerksam gemacht, und da der Künstler außerdem einer Ermunterung

bedurfte" — er lächelte dabei wohlgefällig — „habe ich diese Versuche, die jedenfalls Talent verrathen, acquirirt. In meinem Salon werden Sie Bedeutenderes, ja Werke unserer Koryphäen finden. Das ist so für das Vorzimmer."

Der junge Mann hatte sich umgewandt, grüßte leicht, aber mit voller Sicherheit, und erwiderte lächelnd: „Nun, für das Vorzimmer sind die Bilder vortrefflich. Diese beiden Landschaften und ich, wir fühlten uns in guter Gesellschaft und hätten uns miteinander noch eine Weile auf's Beste unterhalten, wenn das die vielbeanspruchte Zeit des Herrn Commerzienrathes gestattet hätte. Ich nehme an, daß ich die Ehre habe, vor dem Herrn Commerzienrath Börsheim zu stehen."

Der Commerzienrath fühlte eine kleine Bosheit aus der höflich vorgetragenen Anrede heraus, gab sich aber Mühe, das nicht zu zeigen. Er warf einen Blick in die Visitenkarte, die er in der Hand hielt und die der junge Mann hineingeschickt hatte. Dann las er halb als Frage: „Albert de Grais, architecte? Ich war der Meinung, Sie wären Franzose, worin mich Ihr Name und Ihre Karte bestärkten."

„Nein," erwiderte der junge Mann etwas eifrig, „ich bin Deutscher ganz und gar, obzwar meine Familie vor zwei Jahrhunderten aus Frankreich emigrirte. Die Karte stammt noch von meinen Reisen in Italien und Griechenland, und weil ich Ihren Irrthum fürchtete, steckte ich dies Band in's Knopfloch." Er zeigte auf das Band des eisernen Kreuzes.

„Ah, Sie haben den Krieg mitgemacht?" warf der Commerzienrath hin.

„Als Reserveofficier!" sagte Albert ganz ruhig. „Der Herr Commerzienrath haben mich durch ein paar Worte aufgefordert, zu dieser Stunde mich vorzustellen, und ich bin pünktlich gekommen um zu fragen, was mir diese Ehre verschafft."

Der Commerzienrath meinte sich wieder im Fahrwasser zu befinden, wenigstens antwortete er mit einem Ton, der zu sagen schien, er wisse nun, wen er vor sich habe, und mit einer herablassenden Aufforderung, Platz zu nehmen, fing er an: „Sie sind mir als außergewöhnlich begabter Baumeister empfohlen, und ich hätte den Wunsch, einen Bau mit Ihnen zu besprechen, hoffentlich, wenn wir uns verständigen, Ihnen denselben zu übertragen. Sein Gelingen würde vielleicht auch für Sie nicht unvortheilhaft sein. Wenn man anfängt, ist der erste Schritt immer wichtig."

Der junge Baumeister stimmte nur mit leisem Kopfnicken bei und der Commerzienrath holte tief Athem, denn er hatte eine Antwort erwartet. Dann fuhr er fort: „Es handelt sich um den Umbau eines Hauses auf dem Lande. Erlauben Sie mir, Ihnen Zweck und Gesichtspunkt in aller Kürze darzulegen. Sie wissen vielleicht," und dabei lächelte er selbstgefällig, „daß ich einigen Credits genieße in den Kreisen der haute finance. Ich füge Nichts hinzu, nur soviel, daß ich mir der Pflichten bewußt bin, die solches Ansehen auferlegen, denn, ohne mich dessen rühmen zu wollen, fehlt mein Name niemals auf den Listen öffentlicher Sammlungen, bei Unterstützung der Kunst, kurz, wo zu helfen ist." Dabei warf er einen Blick durch das Zimmer und auf seine Raritäten. „Aber auch eine gewisse Repräsentation, einen Comfort zum Ausruhen von den oft

aufregenden Anforderungen der Intelligenz fordert meine Stellung. Wir sogenannten Millionäre müssen zeigen, was wir erreichten durch Glück oder Verstand. Die öffentliche Meinung nimmt gewöhnlich Ersteres an und nennt Eitelkeit, was doch schließlich Anderen zu gut kommt — die Steuer, die die Geldmacht der Gesellschaft zahlt." Er hielt ein und beobachtete seinen Zuhörer, der ihm offen in's Auge gesehen hatte, ohne aber ein Zeichen der Veränderung auf seinen Zügen zu verrathen. Der Commerzienrath war Menschenkenner und hatte richtig berechnet, daß er hier nicht imponiren könne und mit objectiver Gleichgültigkeit das aussprechen müsse, worauf er doch sonst großen Werth legte.

„Bis hierher, Herr Commerzienrath," sagte der junge Baumeister, „verstehe ich Sie vollkommen."

Der Commerzienrath klopfte ihm leise mit den Fingerspitzen, als Zeichen der Vertraulichkeit, auf den Arm und fuhr fort: „Wir werden uns auch weiter verstehen, aber es war nöthig, den allgemeinen Standpunkt zuerst festzustellen, die Basis des Geschäftes. Für einen Mann meiner Stellung ist es jetzt hergebracht, einen Landbesitz zu haben. Das ist zugleich eine Annehmlichkeit, namentlich für die Familie, und ich bin ein zärtlicher Familienvater, der nicht allein an die Zukunft, nein, auch an die Gegenwart der Seinigen denkt. Sie könnten sagen, wo der Preis keine Rolle spielt, wäre ein Landgut leicht gefunden, aber so einfach ist das doch nicht. Freilich auf den Ertrag, auf die Verzinsung des eingeworfenen Capitals kommt es nicht an, wir machen das aus den Revenüen, aber allerlei Rücksichten sprechen mit. Das Gut muß entweder so nahe an der Hauptstadt liegen, daß es mit eigener Equipage zu erreichen, aber das liebe ich nicht. Man wird zu oft überfallen, und zuletzt fahren die Leute mit der Droschke vor, und das ist mir ein Gräuel. Oder der Ort muß in wenig Eisenbahnstunden zu erreichen sein, am besten ganz nahe an einer frequenten Bahn, so daß man sich einen eigenen Haltepunkt anlegt, nur für uns und unsere Gäste, was ich, als Mitglied vieler Bahnverwaltungen, leicht durchsetze. Dann steht die Equipage an der Bahn. Das macht sich besser."

„Ich verstehe noch immer!" warf Albert ein, diesmal nicht ohne einen ironischen Zug um die Mundwinkel. Der Commerzienrath hatte den wohl bemerkt und lachte selbst, freilich fast gezwungen. Er rückte aber doch etwas näher und fuhr fort: „Wenn der Name des Guts einen alten aristokratischen Klang hat, so kann das nicht schaden!"

„Sie haben die Sache überlegt!" warf der Baumeister ein, „und es käme also wol zunächst darauf an, solches Gut zu finden."

„Es ist gefunden!" rief der Commerzienrath, nicht ohne Genugthuung, „sonst würde ich nicht um die Ehre gebeten haben, Ihre Bekanntschaft zu machen. Bis hierher habe ich Alles, was ich brauche. Es ist ein altadliger Grundbesitz, nicht von großer Ausdehnung, aber darauf kommt es auch nicht an, die Lage ziemlich passend, aber eins fehlt — Wohnhaus und Park, wenigstens wie ich es brauche, herrschaftlich, geschmackvoll, sagen wir sogar reich, ja nicht der banale, hergebrachte Villen-Stil, sondern mehr eigenthümlich, mehr feudal. Das Moderne hat man schon zum Ueberdruß gesehen. Das wäre eine Aufgabe für Sie, Herr de Grais, und da sind wir auf dem Punkt angekommen, wo unser

Geschäft anfängt. Geld, wie gesagt, spielt keine Rolle. Machen Sie mir ein paar Zeichnungen, wir wählen dann aus und einigen uns, denn meine Frau muß auch gefragt werden, wenn auch nur pro forma. Ist das alte Wohnhaus hineinzuziehen oder sonst irgendwie, vielleicht als dependance zu gebrauchen, desto besser. Viel wird nicht damit zu machen sein. Unser märkischer Adel gab wenig auf Aeußerlichkeiten, ja er coquettirte etwas mit schmuckloser Einfachheit, sei es aus Einschränkung, sei es aus Mangel an Geschmack. Für den Park sind moyens da, zunächst ein sehr verwilderter Garten mit einigen schönen alten Bäumen, aber dann im Anschluß Wiesen und einige Bauerngrundstücke, die angekauft werden müssen. Das wird mein Geschäftsführer schon machen und durch Tausch oder Kauf acquiriren, was nöthig ist. Für die Ausführung habe ich einen berühmten Landschaftsgärtner gewonnen, der aber, wie ich wünsche, mit Ihnen Hand in Hand gehen und sich Ihren Plänen anschließen soll. Zweck des Hauses: es soll nach etwas aussehen, pikant sein und muß aus dem Park durchblicken für die Vorüberfahrenden. Meine Familie wird einige Sommermonate dort zubringen, also darf kein Comfort zum Wohnen fehlen. Dann aber lege ich besondern Werth auf die Gesellschaftsräume für die Jagdparthien im Herbst, denen sich vielleicht ein ländlicher Ball anschließen kann. Vor allen Dingen muß der Bau schnell fertig sein, selbst wenn er dadurch nicht unbeträchtlich theurer werden sollte. Wir verdienen jetzt schnell und geben schnell wieder aus. Meine Familie müßte schon den nächsten Sommer dort zubringen können, wenn auch noch nicht Alles fertig stünde. Nun, das wäre in aller Kürze, was ich wünsche. Ueberlegen Sie sich die Sache und bringen Sie mir, womöglich schon in den allernächsten Tagen, einige Pläne zur Besprechung."

Der junge Baumeister sah ihn lächelnd an. „Sie sind aufrichtig, Herr Commerzienrath," erwiderte er, „und präcis."

„Geschäftlich, wollen Sie sagen!" warf der Commerzienrath ein.

„Ich weiß nun," fuhr Albert fort, „was Sie ohngefähr wünschen, aber ich möchte doch fragen, ehe ich an die Pläne gehe, welcher Stil Ihnen vorschwebt."

„Stil?" erwiderte der Commerzienrath, „ja lieber Herr de Grais, der Stil ist Ihre Sache. Mein eigentliches Geschäft ausgenommen, bei dem ich mir ungern rathen und niemals in die Karten sehen lasse, pflege ich in den Dingen, die ich nicht gründlich verstehe, die Kenntnisse, den Geschmack, die Talente Anderer zu benutzen und zu bezahlen. Verzeihen Sie, das mag ungeschickt klingen, aber unsere Zeit, die die Verhältnisse so gestaltete, nicht ich, der ich sie beim rechten Namen nenne, ist daran Schuld. Jetzt wird Alles verwerthet, und was keinen Preis hat, ist so gut als unnütz in der Welt. Es muß Ihnen übrigens auch lieb sein, wenn ich Ihnen soviel als möglich freie Hand lasse, natürlich kleine Privatwünsche und Ansichten unbeschadet, die ich mir vorbehalte."

„Ich danke aufrichtig für das Vertrauen!" sagte Albert.

„O, ich weiß, mit wem ich zu thun habe," erwiderte der Andere. „Sie waren mir zwar auf das Allerbeste empfohlen, und die Erkundigungen, die ich doch noch über Ihre Fähigkeiten einzuziehen angemessen fand, bestätigten nur meine gute Meinung. Die persönliche Bekanntschaft aber läßt mich nun auf einen selbständigen Charakter schließen, der sich nicht imponiren läßt, nicht willig

entgegen kommt, und so zeige ich mich ganz offen, selbst auf die Gefahr, daß Sie mich in Ihrem Fach für einen Ignoranten, und sonst auch vielleicht für eitel, oder was weiß ich, halten. Sehen Sie, jeder Andere würde eine solche Supposition auf das Eifrigste zurückweisen, Sie verziehen keine Miene dabei, setzen ihr kein Wort entgegen. Das sind die Menschen, die ihr Verlangen und Gewähren im Gleichgewicht halten. Ich lerne leider, seit ich für reich gelte, meist andere kennen und thue manch trostlosen Blick in Menschengeschicke, noch unerfreulichere aber in Menschencharaktere. Das macht mißtrauisch, menschenverachtend, und, da die widerwärtigen Erfahrungen sich häufen, ist es keine leichte Aufgabe, die Gefahr zu meiden, alle Menschen nach einer Schablone zu beurtheilen. Sie haben mir Vertrauen erweckt, vielleicht weil Sie nichts gethan haben, dem entgegen zu kommen, nur weiß ich noch nicht recht, ob ich Sie mehr als Künstler, oder mehr als Geschäftsmann ansehen soll, am wenigsten bin ich darüber klar, ob Sie sich mit der Aufgabe, die ich Ihnen anbot, einlassen wollen oder nicht, und da bitte ich offen um ein „Ja!" oder „Nein!".

Albert sah ihn frei an und antwortete einfach: „Der Zweck der Aufgabe ist mir allerdings ein wenig befremdend und gemahnt in Etwas an die Couliffen-Städte, die Potemkin der Kaiserin Katharina auf ihrer Krimmreise aufstellen ließ —"

„Sehr gut!" unterbrach ihn der Commerzienrath und lachte, diesmal ganz aufrichtig. „Anstatt meiner vermeintlichen Eitelkeit dadurch zu schmeicheln, daß Sie thun, als hätten Sie sie nicht bemerkt, ziehen Sie dieselbe schonungslos an's Licht. Nichtsdestoweniger glaube ich nach dieser Einleitung, den Schluß Ihrer Rede errathen zu können. Sie werden mir das Haus oder die Villa, oder das Schloß, nach Ihrer Auswahl, bauen."

„Ja denn!" sagte Albert und schlug ein in die dargereichte Hand. „Ich bin also Ihr Baumeister. Eins aber scheint mir doch vorher noch nothwendig, ehe ich an die Aufgabe gehe, und das müssen Sie dem halben Künstler einräumen, den Sie an mir entdeckt haben wollen. Ich muß erst Ort, Lage, Landschaft und Umgebung kennen lernen, um diesen den Charakter des Bauwerkes anzupassen."

„Nichts leichter, als das!" rief der Commerzienrath, „obzwar ich nicht vollkommen diese Nothwendigkeit einsehe. Die märkischen Dörfer sehen sich so ähnlich wie ein Ei dem andern. Aber zugestanden. Heute Nachmittag schicke ich meinen Diener voraus. Morgen, mit dem 12-Uhr-Zuge können Sie ihm folgen, wenn Ihnen das paßt. In zwei Stunden sind Sie an der Station, die noch etwa eine Meile von dem Orte entfernt ist, während Sie über's Jahr hinter meinem Park aussteigen werden. Soviel ist das Haus eingerichtet, daß Sie bescheidene Unterkunft finden und für die Beköstigung wird mein Diener Sorge tragen, so gut es eben geht. Vielleicht finden Sie auch schon meinen Landschaftsgärtner, der in diesen Tagen hinaus wollte."

„Gut," sagte der Baumeister, „also morgen mit dem 12-Uhr-Zuge. Darf ich um die Richtung, den Namen der Eisenbahnstation, des Ortes bitten?"

„Sie könnten zwei Stationen benutzen, und ich weiß nicht sicher, ob der Schnellzug auch an der näheren hält. Ich lasse Ihnen das aufschreiben und

schicke es Ihnen. Sonst müßten Sie schon den Nachmittagszug nehmen. Der Ort heißt Zarchow — recht märkisch, nicht wahr? Aber alt, und ich bin schon zufrieden, daß er nicht „Veilchenthal" oder „Rosenhöh", oder gar „Rosaliensruh" lautet." Er hatte bei dieser Selbstironie auf ein Lächeln des jungen Mannes gerechnet, aber zum ersten Male veränderte dieser die Farbe und mit einem tiefernsten Ton wiederholte er den Namen „Zarchow". Dann stand er auf und sagte wieder ganz ruhig: „Ohne meine Zusage von vorhin widerrufen zu wollen, darf ich doch wol um eine kurze Bedenkzeit bitten, nur bis heute Nachmittag. Ich schreibe Ihnen mit zwei Worten, ob ich morgen in — gleichviel, auf Ihrem Gute eintreffen werde."

Der Commerzienrath sah ihn befremdet an. Er hatte gemeint, Alles so geschickt zum Abschluß gebracht, den richtigen Ton getroffen zu haben. Aber an Hindernisse im letzten Augenblick war er gewöhnt und zugleich Menschenkenner genug, um zu verstehen, daß in diesem Falle Fragen und Zureden dieselben nur verschärfen würden. Er reichte also zustimmend die Hand und sagte verbindlich: „Ich erwarte Ihre Entschließung, Herr de Grais, und hoffe, daß sie für uns Beide erwünscht sein möge!"

Albert empfahl sich kurz. Etwas von dem Vorurtheil, mit der er die Unterredung begonnen hatte, war doch durch die scheinbare Offenheit des Commerzienraths überwunden, und der hatte das wohl gemerkt, wenigstens rieb er sich selbstzufrieden die Hände, als Albert das Zimmer verlassen hatte.

II.

Am Nachmittag des nächsten Tages finden wir unsern Freund Albert auf der Eisenbahn. Er hat sich also doch entschlossen, der im äußern Zweck so präcis, dem Stil nach so unbestimmt bezeichneten Aufgabe des Commerzienrathes näher zu treten. Es war ein kurzes Ueberlegen gewesen, denn, kaum in seiner Wohnung angekommen, hatte er schon die Zusage geschickt und war eigentlich verdrießlich auf sich selbst, einen Zweifel gezeigt zu haben, dessen Motiv er durchaus nicht gewillt war klar zu machen, das aber schon auf dem Wege nach seiner Wohnung ihn mehr reizte, nach Zarchow zu gehen, als daß es ihn davon abhielt. Er war sogar in einer gewissen Unruhe, die ihn zerstreut machte, in einer Ungeduld der Abreise, so daß er schon lange vor der Abfahrtszeit mit seinem kleinen Reisehandgepäck auf dem Bahnhof anlangte. Die Unruhe schien zu steigen, als er endlich in dem Coupé saß, und die zwei Stunden Fahrzeit dehnten sich, seiner Empfindung nach, in's Endlose. Freilich zogen ferne alte Kindererinnerungen vor seinen Gedanken vorüber, ein ganzes Stück Leben rief er sich zurück, freundliche Bilder mit wehmüthigem Abschluß. So kam er auf der Station an, auf der er auch bereits den versprochenen Wagen vorfand und den Diener des Commerzienrathes, den er ja vom Tage vorher bereits kannte, der aber jetzt sehr höflich und bedienstlich war, eine Aenderung im Betragen, die jedenfalls die Instructionen seines Herrn hervorgerufen hatten. Albert schien das ebensowenig zu bemerken, als die Ungeschliffenheit von gestern, und warf sich schnell in den offenen Wagen, der altmodisch und verbraucht, augenscheinlich zum alten Inventar des Gutes gehörte und sicher mit dem Bau des neuen

Schlosses außer Cours gesetzt werden würde. So fuhr er im Frühsommer hinaus unter dem blauen Himmel mit den zerklüfteten weißen, ziehenden Wolken in die flache, märkische Landschaft hinein. Aber wie heimelte sie ihn an. Der sandige Feldweg ließ die sichtbar müden Ackerpferde langsam schreiten, und so zog das Gefährt hin, vorbei an schmalen Wiesenstreifen, begrenzt von üppigem Erlengebüsch mit dem saftig grünen Laub, zwischendurch Brombeergesträuch in voller Blüthe, um dessen Fuß die gelbe Schlüsselblume sich schmiegte. Dann ging es durch Saatfelder, auf denen die schwachen grünen Halme sich leise im Windhauch wiegten, mit den in der Blüthe dampfenden Aehren. Nun bog der Weg in ein Fichtenwäldchen ein, zwischen dessen dunkelbraunen Stämmen hier und da die weiße Rinde und das leichte helle Laub einer Birke durchschimmerte. Den Weg aber säumte grünes Ginstergestrüpp, um das die reichen Blüthen wie goldgelbe Schmetterlinge im Winde flatterten. Alles still ringsumher, nur ein Raubvogel, geschreckt vom Hufschlag der Pferde, schwang sich auf aus dem Tannenwipfel, flog dann mit rauschenden Schwingen über den Weg, sich tiefer wiegend, als müsse er neugierig sehen, was seine Ruhe störte, während von fern unermüdlich ein Kuckuk seinen eintönigen Ruf erschallen ließ.

Albert träumte vor sich hin, als lebe er vergangene Tage. Er hatte den Hut abgenommen im Schatten des Wäldchens, sog die Luft ein, die ihn erquickte wie ein frischer Trunk, und sah entzückt Alles, aber wie Längstbekanntes, das er jetzt erst verstünde. Ja, das ist Heimathsluft und Heimathsboden, wie karg, wie einfach für jeden Fremden, und doch wie herzerfrischend für Den, der hier aufwuchs. Albert hätte niemals geglaubt, daß ihm solch Empfinden kommen könnte. Er war seit etwa fünfzehn Jahren nicht auf's Land, wenigstens auf märkisches Land gekommen, hatte, früh verwaist, seine Schul- und Studienzeit fern der Heimath, in Städten zugebracht, hatte dann Reisen gemacht und, im Entzücken über die Schönheiten fremder südlicher Länder, gemeint, der Heimath sich nicht wieder erfreuen zu können, und ihrer und ihrer Natur fast mit Geringschätzung gedacht. Nun trat sie aber vor ihn, wie sonst, nur anziehender, durchhaucht von Kindheitsempfindungen und Kindererinnerungen. Er hätte aus dem Wagen springen und sich wieder Gerten schneiden mögen am Wege, als könne er noch das Glück des Knabenspielzeuges genießen, als müsse die Freude wieder aufwachen am Knabenmuth und Muthwillen. Nun waren sie aus dem Walde und dort, zwischen den grünen Baumwipfeln, schimmerten die Dächer des Dörfchens durch, überragt vom schindelgedeckten, hölzernen Kirchthurm. Albert jubelte auf, und doch wären ihm fast die Thränen in's Auge getreten — vergessenes Heimweh, das sein Recht geltend macht im Wiedersehen. Nun schien es, als hätte er gestern erst den Ort verlassen, so war ihm Alles bekannt, wenn auch hier und da eine Aussicht lichter, ein Baum höher dünkte. Er wußte, der Weg hatte eine weite Biegung zu machen, um die Brücke über das Bächlein zu benutzen; hier aber führte ein Richtweg direct durch Viehkoppeln und Wiesen. Er bat den Kutscher zu halten; er wolle aussteigen und zu Fuß gehen, er kenne den Weg ganz genau und würde mit dem Wagen zugleich eintreffen, wenigstens kaum später. Der Kutscher sah ihn verwundert an, ließ es aber geschehen und fuhr im Schritt weiter. Albert war froh, allein zu sein. Er stand erst eine

Weile still und sah sich um nach allen Seiten, wie man einen alten Freund nach langer Trennung um und um betrachtet, als müsse man durch das, was die Zeit veränderte, erst wiedersuchen und finden, was ungewandelt blieb, um wieder anzuknüpfen mit dem eigenen, fremder gewordenen Empfinden. Dann ging er mit beflügeltem Schritt auf dem schmalen Fußweg hin. Die Sonne senkte sich und schon feuchtete es auf dem Wiesengrund, der frisch dem Wanderer entgegenduftete. Albert bückte sich nach ein paar Gräsern, die in Blüthe standen — so hatte er sie als Knabe oft für die Mutter gesammelt, und riß dann einen eben aufblühenden duftenden Geisblattzweig aus dem Dornstrauch, zwischen dem er aufrankte, und schlang ihn um den Hut. Das war wie ein Gruß von früher. Nun mußte er durch Holzricke steigen, die die Viehkoppeln schieden. Sie standen noch so schief und halb verfallen wie sonst, aber er fand die Stellen, an denen er durchkriechen oder die er übersteigen mußte, wie ehedem. Immer schneller wurde der Schritt, immer ungeduldiger das Verlangen, den Garten, das Haus wiederzusehen, in dem er seine Kindheit verlebte. Und gestern noch hatte die Scheu, den Ort zu betreten, der jetzt ein fremder geworden war, ihn fast bewogen, eine Aufgabe zurückzuweisen, die ihn eigentlich reizte, denn er hatte seinen Beruf aus Geschmack gewählt und es verlangte ihn nach einer Arbeit nach dem jahrelangen Umherstreifen, das freilich nicht müßig war, sondern dem ernsten Verfolgen seines Studiums gewidmet.

Jetzt stand er an der Hecke des Gartens und schaute mit angehaltenem Athem hinüber in den Schauplatz seiner Kinderspiele. Der Raum war verwildert, ungepflegt, aber in der Anordnung noch ganz wie ehedem. Besondere Sorgfalt war niemals auf den Garten gewandt worden; der Zufall hatte ihn mehr geschaffen als eine überlegte, kunstgerechte oder geschmackvolle Anordnung. In der Nähe des Hauses hatte man die großen Bäume stehen lassen, wie sie eben standen, und der jüngere Nachwuchs war aufgeschossen, wo er sich selbst seinen Platz eroberte. Wo kein Gesträuch aufgeschossen war, hatte man hier und da willkürlich ein Blumenbeet angelegt von perennirenden Pflanzen, die geringer Pflege bedurften, und die waren durcheinander gewachsen, hatten sich nebeneinander eingerichtet oder den Platz streitig gemacht, nach ihrer Art oder Lebensfähigkeit. So war es gewesen und so war es auch noch, nur daß das Unkraut sich mehr als vorher geltend gemacht hatte und Alles überwucherte. Auf der einen Seite ging dieser sogenannte Garten aus in eine Wiese, in deren Niederung sich ein versumpfter, von kümmerlichem Schilf durchwachsener, mit grüner, sogenannter Entengrütze bedeckter Teich selbst gebildet hatte, an dessen Rand Erlen aufschossen nach der Laune des Zufalls. Abgeschlossen war der Garten durch ein Gehege, hinter dem sich, gepflegter und nach der Schnur angelegt, der Gemüse- und Obstgarten anschloß. Anders sah das doch aus als die Phantasie des jungen Mannes es sich noch vor wenig Stunden aus den Kindererinnerungen zurückgerufen hatte. Wie klein, wie eng kam ihm das vor, was früher eine Welt erschienen war, und doch, wie war es belebt durch die Empfindungen vergangener Zeiten. Albert stand da wie gebannt und suchte und fand die alten Plätze wieder, und das Nachgefühl früherer Glückseligkeit schloß ihm das Herz auf. Bald lächelte er, bald fuhr er mit der Hand über die Augen, in denen

sich der Blick verschleierte. So hemmte er da eine lange Weile den Schritt und wagte nicht weiter zu schreiten, halb aus Besorgniß, man könnte ihm die Bewegung anmerken, halb aus Scheu, das Elternhaus zu betreten, das hinter den Bäumen, ganz nahe vor ihm lag. Und doch war er weit davon entfernt, sich diesen Eindrücken empfindsam hinzugeben und vor allen Dingen mischte sich auch nicht das geringste Bedauern, den früheren Besitz seiner mütterlichen Verwandten in fremden Händen zu sehen, in seine Stimmung. Das Gut war das Erbtheil seiner Mutter gewesen, der letzten Tochter aus der nun im Mannesstamme ausgestorbenen Familie Zarchow. Als sie sich mit Alberts Vater, einem jungen eleganten Officier, verheirathete, hatte man daran gedacht, den alten märkischen Namen der jungen Frau wenigstens nicht ganz erlöschen zu lassen und ihn dem französischen des Gatten zuzufügen, aber das war hinausgeschoben worden und schließlich in Vergessenheit gerathen. Frau de Grais hing aber mit ganzem Herzen an dem Besitz ihrer Familie und der zärtliche Gatte brachte ihr, nicht ohne Ueberwindung, das Opfer, den Militärdienst zu quittiren und das Gut zu bewirthschaften. Immer, aber auch in den glücklichen Tagen seiner Ehe, fühlte er sich nicht heimisch und empfand das Karge und Unschöne seiner Umgebung, auch manche andere unliebsame Zustände in der Verwandtschaft seiner Frau, die ihn immer als Eindringling ansah, schwer und beengend. Als er nun gar seine geliebte Frau nach 12jähriger Ehe verlor, wurde ihm der verödete Aufenthalt so schmerzlich, daß er nach einem Jahre schon ihn aufgab, aus Rücksicht für die Erziehung des einzigen Kindes in die Stadt zog und schließlich das Gut verkaufte, das ohnehin geringen Ertrag bot. Den Kaufpreis, das Vermögen seines Sohnes, verwaltete er so vortrefflich, daß er diesen, als er vor fünf Jahren starb, in angenehmer Wohlhabenheit zurückließ. Ein wenig schwerer als dem Vater war es Albert geworden, den Schauplatz seiner Kindheit in fremde Hände gehen zu sehen, aber mit dem Gedanken war er längst vertraut, und nur Erinnerung, keine Sehnsucht, am wenigsten der Wunsch des Wiederbesitzes knüpfte ihn an den Ort. Nun übte doch der Boden, auf dem er erwachsen war, der Heimathszauber, sein Recht und seine Macht besonders auf die poetische Seite seines Wesens, denn darin hatte der Commerzienrath, der weder gebildet noch besonders feinfühlend war, doch, unterstützt von seiner instinctiven Menschenbeurtheilung, das Richtige getroffen: es steckte ein gut Stück künstlerischen Wesens in dem jungen Mann.

Es fing an, Abend zu werden und schon dunkelte es unter den Schatten der Bäume, während die untergegangene Sonne ihren glühenden Schein noch auf das Gewölk zurückwarf. Albert schreckte auf, raffte sich zusammen und ging festen Schrittes auf das Haus zu, bog um den Flügel und trat auf die Hausthür zu, wo der Diener ihn längst erwartete. „Wir meinten, Sie hätten den Weg verfehlt," redete er ihn an. „Ich habe indessen das Zimmer schon bereit gemacht und die Sachen hinaufgetragen." Albert dankte leicht und schritt die Treppe hinauf, ohne den Kopf zu heben. Er wagte nicht, in Gegenwart eines Andern sich umzusehen, aber er eilte doch auf der steilen, unbequemen Treppe dem Diener voraus, und einem besser beobachtenden Begleiter hätte es auffallen müssen, mit dem sicheren Schritt, als sei er an diese Stufen gewöhnt

und bog auch gleich oben auf dem Gang links um nach dem Giebelzimmer, demselben, das er als Kind mit seinem Hauslehrer bewohnt hatte. Das war oben das einzige Zimmer, denn an den anderen Giebel war der Flügel angebaut, der ein Stockwerk mehr hatte und die Räume für das Gesinde enthielt. Er trat ein in das alte, wohlbekannte Zimmer und der Raum kam ihm so klein, die Decke so niedrig vor, daß er sich erst erstaunt umsah. Der Diener deutete das Staunen falsch und fing an, Entschuldigungen zu machen. Die alte Baracke von Haus sei unwohnlich, dazu unsauber und vernachlässigt. Er hätte dem Herrn Baumeister dies Zimmer ausgewählt, weil es noch am wenigsten eingewohnt schiene, während in den unteren Räumen die Dielen ausgetreten wären, die Tapeten von den Wänden hingen und kein Fenster noch Thür mehr schlösse. Albert brach den Redestrom kurz ab mit dem Auftrag, die Zimmer im unteren Stock alle zu öffnen; es sei noch hell genug, um durch die Räume zu gehen und sich ein allgemeines Bild von dem Hause zu machen; weitere Bedienung brauche er aber nicht. Der Diener ging, nachdem er nun noch gemeldet hatte, der Herr Gartendirector sei schon am Vormittag ein Paar Stunden hier gewesen und käme am anderen Tage wieder. Albert sah sich um im Zimmer, das noch dieselbe altmodige, verschnörkelte Tapete hatte, wie damals, als er hier mensa decliniren lernte. Er besann sich, wie er als Knabe aus den verschiedenen Verschiebungen des Musters die wunderlichsten Bilder herausgesehen hatte, hier ein menschliches Gesicht, dort eine Thierfratze, und Alles stand wieder vor seinen Gedanken. Was wir uns selbst schaffen in der Phantasie, haftet am festesten in der Erinnerung. Aber er wollte sich nicht weiter in dieselben vertiefen und eilte den Gang entlang, die Treppe hinunter. Als er die Hand an das alte Geländer legte, war es ihm, als müsse er sich daran niedergleiten lassen, wie er sonst immer that, wenn, nach den Mühseligkeiten der Lernstunden, die Stimme der Mutter oder des Vaters ihn rief. Aber es rief ihn Niemand mehr, er ließ das Geländer los und nahm doch drei Stufen für eine und es fiel ihm ein, daß er daran früher gewöhnt gewesen wäre. Auf der Treppe konnte er nicht ruhig herabschreiten, wie von einer anderen. Unten hatte der Diener schon Alles geöffnet. Hier jedoch waren es eigentlich nur die Wände, die er wiederfand, und selbst die Tapeten waren zum Theil übertüncht oder überklebt. Die Räume selbst kamen ihm halb fremd vor, denn es fehlte Alles, was ihnen damals Charakter gab: die Meubles, die Bilder und vor Allem die Menschen. Nur das Besondere weckt die volle Erinnerung und ein vergessener Nagel an der Wand, ein Fleck im Fußboden, eine schadhafte Stelle im Muster der Decke ruft zuweilen eine Kette von Bildern zurück, von Stimmungen und Erlebnissen, die längst der Wogenschlag des Lebens überfluthet zu haben schien. Albert wurde es unheimlich in den kahlen Wänden, und kalt und fremd erschien es ihm in den Paar Zimmern, die, zu anderem Zweck als früher, mit gleichgültigen Meubles hergerichtet waren. Es war ihm lieb, daß die eingebrochene Dunkelheit seinem Streifen durch die Räume ein Ziel setzte, er bestellte sich sein Abendessen auf sein Zimmer, wo er noch am meisten Erinnerungen fand, eilte sich aber damit, um den lästigen Diener so schnell als möglich verabschieden zu können und wieder allein zu sein. Nun war er wieder

mit allen Gedanken in der Kindheit, aber die Wehmuth war mehr und mehr zurückgetreten, und er lachte zuweilen laut auf, wenn er dieser oder jener Freude oder Muthwillens gedachte. Ein verzogenes Kind war er gewesen, das wurde ihm ganz klar, von seinen Eltern, seinem Lehrer, vom ganzen Hause. Es gibt aber Charaktere, denen das Verziehen weniger schadet, als die Strenge, die Lob und Anerkennung bescheiden macht, und der Tadel nur zum Selbstgefühl oder zur Selbstüberschätzung aufstachelt. Albert gehörte zu den so veranlagten Naturen und war sich dessen in ernster Selbstprüfung bewußt geworden. In diesem Augenblick sah er sich wieder als verhätschelten Knaben, aus dem er sich zum selbständigen Mann entwickelt hatte. Eins aber hatte er niemals überwinden gelernt, den Druck, den er fühlte, wenn ihm irgendwie eine feindliche oder geringschätzende Gesinnung entgegentrat, und die übertriebene Empfindlichkeit, das zu bemerken oder auch nur sich einzubilden. In solchen Fällen wurde er schroff und ungerecht, und zog sich in sich selbst zurück. Den Hang zum Alleinsein erinnerte er sich schon in der Kindheit gehabt zu haben. Es fehlten ihm Spielkameraden und er suchte auch solche nicht. Dafür baute er sich allerlei heimliche Winkel für seine Spiele und konnte sich dabei eine ganze Wunderwelt ausdenken, die zerstört schien, wenn ein fremdes Auge hineinblickte. Das fiel ihm wieder ein und auch, daß der große Hausboden, der eigentlich nur als Polterkammer benutzt wurde, um werthlos Gewordenes aus dem Wege zu räumen, ihm dazu den erwünschtesten Raum und geschicktestes Material bot. Dort hatte er stundenlang zubringen können.

Jetzt war schon Alles still im Hause, der Diener, die Haushälterin, das Gesinde zur Ruhe gegangen, und fast unwillkürlich nahm er das Licht und schritt hinaus, dann die gebrechlichen Stiegen hinauf zum oberen Boden unter dem hohen und steilen Dach. Hier war wirklich am wenigsten verändert im ganzen Hause; Niemand hatte sich die Mühe gegeben, den werthlosen Kram fortzuräumen. Die flackernde Flamme des Lichtes, die Albert mühsam vor der Zugluft hüten mußte, warf einen märchenhaften Schein durch den Raum. Er suchte und suchte und fand wieder, mehr, als er erwartet hatte. Da war die Stadt, die er sich aufgebaut hatte, in der Mauersteine, Schachteln und Kisten Häuser und Kirchen vorstellten. Sie lagen noch da, umgeworfen zuweilen oder bepackt mit anderem Kram, aber er erkannte doch wieder, was die Kinderphantasie damals hineingelegt hatte. Dort an dem mächtigen Schornstein lehnte der Pferdestall, aus Cigarrenkisten des Vaters zusammengefügt, und da lag auch noch ein hölzernes Pferdchen. Stehen konnte es freilich nicht, denn ein Bein war abgebrochen, aber Albert stürzte doch darauf zu, als hätte er einen verlorenen Schatz wiedergefunden. Unbegreiflich, daß dieser so zerbrechliche Aufbau der Zeit widerstehen konnte, oder hatte eine fremde, freundliche Hand ihn geschützt? Es mußte wol so sein, denn als er das Pferdchen gegen das Licht hielt, sah er, daß ein anderes Bein noch gebrochen, aber wieder angefügt war mit einem vergilbten rosa Florbande, und das hatte er nicht gethan. Er hätte es mit einem Nägelchen aus der Cigarrenkiste wieder anzuheften versucht. Seltsam, aber während er darüber grübelte, welche Hand in sein heimliches Reich hätte eingreifen können, gab er nicht acht auf das Licht, das in der Zugluft

aus den Bodenfenstern aufflackerte und dann plötzlich verlosch. Eine Weile kauerte er regungslos am Boden, dann suchte er mit der Hand den Leuchter und tappte sich, so leise als möglich, immer das zerbrochene Pferdchen mit der einen Hand festhaltend, wieder bis zur Stiege und von dort hinab in sein Zimmer. Als er dort das Licht wieder angezündet hatte, mußte er sich wirklich an die Stirn greifen und sich fragen, ob er nicht geträumt hätte, als Fortsetzung der Erinnerungen des Tages. Aber da lag das Pferdchen mit dem rosa Florbande um den Hinterfuß. Er griff danach und hob es an die Lippen. Dann mußte er selbst über sich lachen. „Gut, daß mich Niemand gesehen hat bei dieser nächtlichen Inspection, bei dieser kindischen Spielerei," sagte er vor sich hin, „er hätte meinen müssen, ich hätte den Verstand verloren."

Darin aber irrte er sich. Unbemerkt war diese Wanderung nicht geblieben. Von dem Giebelfenster des kleinen, mit Rohr gedeckten Häuschens, das dort, versteckt von Bäumen, mitten im Garten lag, hatte man das Licht auf dem Dachboden bemerkt, hatte den Schatten des jungen Mannes wol gesehen, wenn er an den Dachfenstern vorüberglitt, und wenn Albert noch lange nicht einschlafen konnte, so war auch in jenem Giebelzimmerchen der Schlaf noch nicht eingezogen.

III.

Am nächsten Morgen war Albert früh wieder auf. Sein Kopf war schwer von allen den Eindrücken des vergangenen Abends, aber im hellen Licht des jungen Tages sah ihn Alles anders an, frischer, klarer als in der ersten Erregung des Wiedersehens. Als er das zerbrochene Pferdchen auf dem Tische liegen sah, erröthete er, wollte es erst fortwerfen, verpackte es dann aber doch sorgfältig und barg es in seinem Handkofferchen. Wer weiß, ob er das gethan hätte ohne das rothe Band, das ihm immer wieder zu denken gab, so gleichgültig es an und für sich erschien. Und gerade, daß er keine bestimmte Verbindung fand, beschäftigte ihn um so nachhaltiger. Nun durchschritt er das Haus noch einmal, jetzt schon mit dem Auge des Baumeisters, wodurch es ihm fremder und fremder wurde, wenn er auch seine Pläne pietätsvoll immer darauf richtete, so viel als möglich von dem alten Gebäude zu erhalten. Das war nicht so leicht, denn für die Anforderungen der Jetztzeit war es unzweckmäßig, unschön, ja fast unmöglich, besonders für die Zwecke des Commerzienraths. Schließlich gab er das auch auf. Die Stätte, die ihm die Erinnerung an seine Eltern heiligte, die der Mutter so lieb gewesen war, sollte nicht durch die oberflächlichen Absichten des Geldmenschen profanirt werden, und besser, sie vollkommen vernichten, als sie zu ganz Fremdem umbilden, damit sie der frivolen Eitelkeit diente. Die äußere Betrachtung des Hauses bestärkte ihn darin noch mehr. Es war augenscheinlich zu zwei verschiedenen Zeiten entstanden, der Haupttheil schwer, solide; wahrscheinlich auf alten Fundamenten errichtet, wodurch es unregelmäßig und plump wurde; einstöckig mit hohem, steilem Ziegeldach und daran anschließend ein zweistöckiger Flügel von Fachwerk, nicht höher als das Hauptgebäude mit seinem unförmigen Dach, wie provisorisch angehängt, und das Ganze, als sei es in seiner unharmonischen Zusammenfügung halb in

den Boden versunken. Albert musterte das Haus von allen Seiten. Unschön war es, aber es hatte doch Charakter und trug den Stempel seiner Zeit und seiner Verhältnisse; man hätte fast sagen können, trotz seiner schmucklosen Kargheit hatte es doch in seiner Unscheinbarkeit einen vornehmen Anstrich, und das sollte nun zum absoluten Gegentheil umgewandelt werden. Von dem Moment aber, als ihn das Bauwerk als Architekten interessirte, schwanden die persönlichen Beziehungen immer mehr. Nur vermitteln kann die todte Sache unsere Empfindungen, wecken und erhalten kann sie nur das lebendig Menschliche. In früheren Tagen vielleicht war es anders; die neue Zeit, im steten Streben nach dem Wechsel, läßt das Leblose zwecklos werden, wenn es nicht mehr nützt, gleichgültig, wenn Besseres oder Schöneres es ersetzte. Der Werth, den das Alter gibt, schwindet immer mehr, seit wir angefangen haben, von der Vergangenheit und ihrem Geschmack zu lernen. Die stilvolle Benutzung und Nachahmung verwischt den romantischen Hauch des Echten, und wir fragen nicht mehr: Welche Hand hat das berührt, welch Auge wohlgefällig darauf geruht? sondern einfach: ist es schön? Freilich, was wir auf der einen Seite damit gewinnen, verlieren wir auf der anderen. Den unmittelbaren Stempel, den die Zeit aufdrückte, kann keine Nachahmung ersetzen, noch erreichen.

Albert prüfte nun den Garten wieder im vollen Sonnenlicht. Auch der sah ihn anders an als gestern in der Erregung des ersten Wiedersehens und im Dämmerschein der untergehenden Sonne. Ein alter Tagelöhner ging an ihm vorüber und grüßte ihn, aber gleichgültig, wie einen fremden Menschen. Albert hatte ihn gleich erkannt, selbst der Name fiel ihm ein und fast hätte er ihn bei demselben angerufen, hätte nicht eine gewisse Scheu vor Erörterungen ihn zurückgehalten. Der Mann erkannte ihn sichtlich nicht. Freilich hatte der sich in den fünfzehn Jahren weniger verändert, als der zwölfjährige Knabe, der in der Zeit zum kräftigen, bärtigen Manne herangewachsen war. Er redete den alten Mann aber doch an, mit gleichgültiger Frage nach Wind und Wetter, denn wenn er sich auch nicht zu erkennen geben wollte, so widerstand es ihm doch, sich zu verleugnen. Der Mann fragte dann, ob er etwa zu dem neuen Besitzer des Gutes gehöre, da er im Herrenhause übernachtet zu haben schiene. Er sei Baumeister, erwiderte Albert und hätte es übernommen, die Baulichkeiten zu untersuchen.

„O, die hielten schon noch," sagte der Tagelöhner, „wenn nur nicht immer wieder ein anderer Herr ein- und auszöge. Dabei werden allemal ein Paar Steine lose, und wenn die Wand wackelt, fällt das Dach mit ein."

„Ihr seid wol schon lange hier am Ort?" fragte Albert.

„Seit ich lebe!" war die Antwort. „Mein Vater auch schon, und ich denke, auch dessen Vater. Meine Mutter war auch in Zarchow zu Haus. Aber es ist hier nicht mehr, was es war, seit die alte Herrschaft todt ist. Ich habe sie so gut gekannt und mit in die Gruft getragen. Dann kam das gnädige Fräulein mit ihrem Mann. Das waren doch schon keine Zarchow's mehr und gehörten nur noch halb her. Nach denen kam der Herr Fliegner. Das war just kein unebener und ungerechter Mann, aber er hatte zu viel abzugeben. Die Zinsen fraßen die Einkünfte auf. Unglück hatte er auch, und als ein Paar

schwache Jahre dazu kamen, ging's immer bergab. Der Mann hat sich viel gegrämt und geplagt, und als er um Weihnachten vor einem Jahr starb, hat sein Schwager das Ding noch halten wollen für die Tochter. Wir waren Alle gleich der Meinung, daß dies nicht ginge, und richtig, zum Frühjahr mußte es verkauft werden. Der Fliegner konnte sich um keinen von uns recht bekümmern, dazu hatte er zu viel mit sich selbst zu thun, und auch selber kein rechtes Herz zu dem Gute fassen. Wem es immer schlecht gegangen ist, dem geht die Courage aus für sich selbst und für Andere. Nun ist's noch schlimmer, wenn auch auf andere Art. Der es jetzt hat, soll reich sein, sitzt aber in der Stadt und hier ist gar keine Zucht mehr. Er ist hier gewesen, gleich in den ersten Tagen, als er gekauft hatte — ein dicker Mann mit einer goldenen Brille. Nun, Sie müssen ihn ja wol kennen. Der ließ uns Alle zusammen kommen und hielt uns eine Ansprache, aber als sie aus war, wußte kein Mensch, was er gewollt hatte. Wenn einer selbst mit anfaßt und nichts dazu sagt, das verstehen wir schon. „Kinder," sagte der alte Wittstrunk, als wir uns beim Auseinandergehen anguckten, „der ist kein Landwirth und wird im Leben keiner. Eine Herrschaft kriegen wir nicht wieder. Na, denn nur zu!" Und so gingen wir wieder an die Arbeit. Wenn das Frölenhaus nicht noch stünde wie vorher, man wüßte gar nicht, daß man noch auf Zarchow wäre." Er rückte die Mütze und ging seines Weges.

Albert hatte ruhig zugehört, obgleich es ihm weh that, einen halben Vorwurf gegen seinen Vater herauszufühlen. Es war aber doch der Ausdruck der Anhänglichkeit, nicht an die Scholle allein, auch an die Menschen, denen sie von Generation zu Generation gehört hatte. Und schließlich hatte der Mann das Frölenhaus genannt. Das Wort hatte Albert seit seiner Kindheit nicht wieder gehört, ja nicht einmal in die Gedanken war es ihm gekommen, und jetzt berührte es ihn wie der Ausdruck von etwas Feindlichem, Unnahbarem. Und nun fiel es ihm auch wieder ein: da hinter den Haselsträuchen mußte es liegen, hinter denselben Haselsträuchen, in denen er als Knabe oft stundenlang umherkletterte und langte und die Nüsse pflückte, aber ganz leise und verstohlen, denn da drüben durfte man ihn nicht hören, nicht sehen, das war verboten, obzwar die Nußsträuche im elterlichen Garten standen. Das Frölenhaus mit der hohen Buchenhecke, die das dazu gehörige Gärtchen wie eine Festung umgab, war das verzauberte Schloß seiner Kinderphantasien, die Grenze seiner Tummelplätze, das Geheimniß, das ihn schreckte und reizte. Er ging nur wenige Schritte weiter und da lag es vor ihm, ganz wie sonst, unverändert zwischen all dem sonstigen Zerfall und Verwahrlosten. Es war ein kleines, niedriges Haus mit Rohr gedeckt, nur zwei Fenster auf jeder Seite der Hausthür. Man sah eigentlich nur das Dach, das Haus selbst deckten hohe, dichte Fliedersträuche, und auch das Dach war hoch überragt von ein Paar mächtigen Kastanienbäumen. An das Haus aber schloß sich die Buchenhecke mannshoch an, die das Gärtchen verdeckte. Albert besann sich, was es denn mit dem Frölenhaus für eine Bewandtniß gehabt hätte, aber er fand es nicht. Nur so viel wußte er, daß, während man ihm volle Freiheit ließ, im Hause, Hof und Garten zu schalten und zu spielen wie er wollte, ihm streng verboten war, in die Nähe des Frölen-

hauses sich zu wagen, geschweige denn sich in den Garten oder gar in das Haus einzuschleichen. Das hatte den Hauptreiz der Haselsträuche ausgemacht, daß er von da aus hinüberlugen konnte in den verzauberten Raum; aber er entsann sich nicht, jemals etwas gesehen zu haben. In dem Hause, das wußte er, wohnte die „alte Tante", so nannte sie seine Mutter; aber oft geschah ihrer nicht Erwähnung zwischen den Eltern, und wenn einmal, mit Andeutungen, die der Knabe nicht verstehen sollte; aber aus dem Verbot, in ihre Nähe zu kommen, schloß er, daß etwas Feindliches zwischen ihr und den Eltern bestünde. Die Mutter ging zwar ab und zu auf ein halbes Stündchen in das Frölenhaus hinüber, aber selten, und von dem Besuch war nachher keine Rede. Alle Sonntage auf dem Kirchgang konnte man die alte Tante sehen, aber von Weitem, und ihren Platz hatte sie in der Kirche unter dem Herrschaftsstuhl, in dem Albert sich mit seinen Eltern befand. Das war Alles, dessen er sich entsann. Aus dem Nachsinnen wurde er aufgeschreckt durch einen heiteren Zuruf, der vom Hause herkam. „Ei, Herr Baumeister! Ich suche Sie durch das ganze Haus und nun träumen Sie hier in meinem Revier. Willkommen auf dem Boden gemeinsamen zukünftigen Schaffens!"

Der Gruß kam von einem alten Herrn, der in der Glasthür stand, die vom Hause in den Garten führte. Albert erkannte ihn sogleich als den Landschaftsgärtner, dessen der Commerzienrath bereits Erwähnung gethan hatte, ohne seinen Namen zu nennen. Nun fand sich, daß die beiden Herren sich bereits in Gesellschaften in der Residenz begegnet waren, und Herr Weinhold, so hieß der alte Herr, gehörte zu den Leuten, denen, mit Jedermann schnell bekannt, eine gewisse Cordialität zur Gewohnheit geworden ist. Er verkehrte in allen Kreisen und nach dem alten Sprichwort: „Froher Gast, Niemands Last" war er überall gern gesehen. Er kannte alle Welt und alle Verhältnisse, war immer heiter, wußte alle Anekdoten der Stadt und erzählte sie gern mit dem sichtlichen Behagen, das er selbst daran fand. Auch Albert ging ihm freudig entgegen. Der heitere, unbefangene Gesellschafter war ihm lieb an dem Orte, der ihm doch immer wieder wehmüthige Empfindungen weckte.

„Ich wußte schon, daß ich Sie hier treffen würde," sagte Herr Weinhold, „unser Nabob hatte mich davon avertirt. Sie müssen ihm imponirt haben, wenigstens sprach er in ganz gewählten Ausdrücken von Ihnen. „Alles müßte mich täuschen," sagte er, „oder es steckt ein Genie (er sprach immer Schenie) in dem jungen Manne. Ich war nämlich schon gestern früh hier und stattete am Abend bei einem ausgezeichneten Souper Bericht ab. Ein ganz ungebildeter Patron nämlich, unser Nabob, aber ein Börsentalent ersten Ranges, glückliche Hand und merkwürdige Menschenbeurtheilung. Uebrigens ein guter Kerl. Die Frau ist eine Gans und versucht es mit Pariser Toiletten zu imponiren. Aber die Diners, Alles, was man nur Vortreffliches finden kann. A propos, junger Freund, Sie müssen sich ja hier fast auf heimischem Boden befinden. Ich müßte mich sehr irren oder Ihr Herr Vater hat einmal eine Zeit lang dies Gut besessen und bewohnt. Hat mir davon erzählt, Ihr Herr Vater. Habe ihn sehr gut gekannt, sehr gut. Charmanter Cavalier und vortrefflicher Gesellschafter. Haben manchen Rubber Whist mit einander gedroschen."

Albert erwiderte: „Dies Gut gehörte meiner Mutter, nach deren Tode mein Vater es verkaufte."

„Hat er recht gethan!" fiel der alte Herr ein. „Eine Sandbüchse, mit dem besten Willen nichts damit zu machen. Und nun sehen Sie dies Dromedar von Wohnhaus und diesen sogenannten Garten. Kann man darin existiren? Ich habe laut lachen müssen, als ich mir gestern die ganze Geschichte ansah. Der Nachbesitzer ist richtig darauf bankerott geworden. Aber für den Nabob ist's wie geschaffen. Der athmet hier mit seiner ganzen Sippschaft feudale Landluft, und wenn die ‚gnädige Frau' von hier heim kommt, bildet sie sich ein, um zwanzig Prozent vornehmer geworden zu sein, und bringt sich einen verhungerten Truthahn mit von ‚unserem Rittergut'".

„Mir ist es schon leid geworden, den Auftrag des Herrn Commerzienrathes angenommen zu haben!" sagte Albert verstimmt.

„Und mir erst!" fuhr Weinhold fort. „Ich bitte Sie, lieber Freund, was sollen wir denn hier machen? Den möchte ich sehen, der hier ein Paradies herzaubert; Sie ein Schloß, das man schon von Weitem sieht und ich einen Park mit einer Avenue. Gott weiß, wo der Nabob den Ausdruck aufgeschnappt hat, aber an der hält er fest und freute sich immer, daß seine Frau nicht die geringste Ahnung davon hatte, was das bedeutet, obgleich sie auch darauf bestand, sie müsse eine Avenue haben.

„Sie scheinen also auch an Ihrer Aufgabe zu verzweifeln?" fragte Albert.

„Nun, machen ließe sich etwas, denn auf Geld kommt es ja nicht an. Schöne, alte Bäume finden wir. Der Sumpf kann zu einem netten Teiche ausgegraben werden; Blicke in's Freie sind auch zu schaffen. Ich habe schon Anderes möglich gemacht. Aber der Mann bildet sich ein, daß man mit seinem Gelde Alles kaufen kann, und das geht denn doch, Gott sei Dank, nicht. Die Natur läßt sich nicht einschachern. Uebrigens hilft uns Alles nichts, so lange wir das Frölenhaus nicht haben, und da hapert's."

„Das Frölenhaus?" rief Albert. „Ja, Verehrtester, können Sie mir denn sagen, was es mit dem Frölenhaus für eine Bewandtniß hat? Aus meiner Kindheit ist mir erinnerlich, daß es immer wie etwas Verhängnißvolles, Feindliches erwähnt wurde, oder vielmehr, mir ist die Empfindung geblieben, als sei es so etwas, denn gesprochen wurde in meiner Gegenwart nicht von demselben. Das hatte ich ganz vergessen und es tritt mir nun doch ganz frisch entgegen, ganz unverändert, wie das Haus selbst dort hinter diesen Büschen."

Der alte Garteninspector lachte laut auf! „Gerade von Ihnen wollte ich mir nähere Auskunft erbitten und sehe nun, daß Sie weniger wissen, als ich. Ich habe mir wenigstens Allerlei herausgehorcht und combinirt und werde wol so ziemlich das Richtige erfaßt haben, denn eigentlich ist es das Allereinfachste von der Welt. Das Frölenhaus ist eine Institution, die die ländlichen Verhältnisse in den adligen Familien vor etwa 200 Jahren in's Leben riefen, die damals wahrscheinlich sehr zweckmäßig und vernünftig war, in unseren Tagen aber so widersinnig und unzeitgemäß wurde, daß sie nothwendig verschwinden mußte, bis auf wenige Ueberbleibsel, die wie hier, etwa wie die Pfahlbauten,

ihre Zeit überdauerten und nun wie ein verdorrter Baumstamm, an dem noch einzelne kümmerliche Zweige in fahlem Grün von noch nicht ganz erstorbenem Leben Zeugniß ablegen, in Tage hineinragen, die ihnen längst nicht mehr gehören."

„Das also die Empfindung, die Sie vom Frölenhaus haben!" rief Albert. „Sie geben ihr in geschrobenen Bildern Ausdruck, und ich bleibe so klug als vorher."

„Ganz einfach also," nahm der alte Herr wieder das Wort, „und mit historischer Trockenheit: Bei der Einschränkung, die die Kargheit des Bodens und die mangelhafte Bewirthschaftung desselben während der Hofdienste der Bauern dem märkischen Land-Adel auferlegte, war es eine große Verlegenheit, für unverheirathete Töchter zu sorgen. Der älteste Sohn erbte das Gut, die jüngeren Brüder hatten ihre Dompräbenden oder ihre Officierstellen in der Armee, einige Töchter versorgten wol die Fräuleinstifte, aber das reichte nicht immer aus. Da ergriff man den Ausweg des Frölenhauses. Man errichtete eine kleine Wohnung, legte einen Garten dazu, Weidegerechtigkeit für eine Kuh, Deputat an Korn, Holz u. s. w. Alles das hatte damals sehr geringen Werth und bürdete dem Gute eine kaum bemerkliche Last auf. In das Frölenhaus also zog eine, zuweilen auch zwei unverheirathete Töchter nach dem Tode der Eltern und konnten doch leben bei den sehr geringen Ansprüchen damaliger Zeit. Jetzt scheint das unmöglich, obgleich wir hier ein Beispiel haben, daß es doch noch geht, denn hier existirt noch eine uralte Bewohnerin des Frölenhauses, die letzte sicher, denn sie ist die letzte ihres Namens, aber auch eine der zähesten, denn sie gibt auch nicht ein Haar breit ihrer Rechte auf, so unmöglich es fast wird, dieselben aufrecht zu erhalten. Fliegner, der letzte Besitzer von Zarchow, war ein Vetter meiner seligen Frau und besuchte mich immer, wenn er in die Residenz kam, zum Wollmarkt oder sonst in Geschäften. Dann hat er immer seine Noth geklagt und namentlich das Frölenhaus verwünscht. Er mußte seine beste Wiese zur Kuhkoppel machen und eine nützliche Rieselei, von der er sich viel versprach, unterlassen, weil gerade da das alte Fräulein die Weidegerechtigkeit für ihre Kuh hatte; sie forderte die ihr zukommenden Paar Fuhren immer gerade, wenn er seine Gespanne am nothwendigsten gebrauchte und, was das Schlimmste war, sie weigerte sich, eine kleine Leibrente, die für sie auf dem Gute eingetragen ist, für die beste andere Sicherheit löschen zu lassen, und hinderte so alle Geldarrangements, die ihn hätten retten können, denn er ging wirklich an dem Frölenhaus zu Grunde. Ich habe auf den Wunsch des Vetters Fliegner die Sache einmal mit Ihrem Herrn Vater besprochen, aber der war auch fuchswild auf das Frölenhaus und wollte nichts davon wissen. Die besten Käufer für das Gut hätte es ihm verscheucht, sagte er, daß keiner diesen Pfahl im Fleische, dies Frölenhaus mit Zubehör, hätte übernehmen wollen. Ich bitte Sie, es konnte sich ja auch keiner einen nothdürftigen Garten hinter dem Hause schaffen, gleich stieß er sich den Kopf an der Baracke ein, und dann ging es nicht weiter. Unser Nabob meint, er werde das schon Alles machen mit seinem Gelde, aber er wird sich wundern. Alten Jungfern-Eigensinn, noch dazu auf Familienstolz und Adelhochmuth gegründet, kaufen alle Schätze der

Welt nicht aus, und eigentlich ist's gut. Es muß doch noch etwas geben, was nicht zur Waare auf offenem Markte geworden ist. Geben Sie acht, hier scheitert der Nabob, es müßte denn sein, daß Sie sich in's Mittel legten, denn die Alte muß ja so etwas von Ihrer Groß- oder Urgroßtante sein, und thut dem Urgroßneffen etwas zu Gefallen, ganz gegen ihre Gewohnheiten, denn bis dahin hat sie nur dem eigenen Starrsinn Opfer gebracht. So viel ich vernehme, ist sie eine ganz malitiöse Person, die keinem Menschen Gutes thut, noch gönnt."

Da rief eine klare, fröhliche Mädchenstimme: „Onkel Weinhold, wenn Du das alte Fräulein meinst, so thust Du ihr sehr Unrecht. Mir hat sie viel, viel zu gute gethan, als Niemand sich meiner annahm. Ich werde ihr das niemals vergessen und nicht leiden, daß man Ungerechtes von Fräulein Tinchen spricht."

IV.

Die beiden Herren hatten nicht bemerkt beim Auf- und Abgehen im eifrigen Gespräch, daß ein junges Mädchen aus dem Frölenhause gekommen war und mit festem, resolutem Schritt den Fußpfad verfolgte. Es war gerade hinter ihnen bei Herrn Weinhold's letzten Worten, und hemmte erst den Schritt, als wolle es überlegen, ob es einreden solle, dann aber, schnell entschlossen, brach es heraus, lachte aber bei der Rede, halb aus Verlegenheit, halb, um den Onkel nicht gleich mit einem zürnenden Worte zu begrüßen.

„Ei, Fränzchen!" rief dieser und schüttelte dem jungen Mädchen die Hand. „Du hier, noch immer hier? Ich meinte, Dein Onkel Bruno hätte Dich mitgenommen, sonst hätte ich schon gestern nach Dir gefragt."

„Der Onkel Bruno? Der ledige Mann? Was hätte der wol mit mir anfangen sollen? Es ist ein Unglück, daß alle meine Verwandten noch immer oder schon wieder ledig sind, sonst hätte ich, als man mir das Haus über den Kopf weg verkaufte, vielleicht auch bei Dir um eine Unterkunft angepocht. Natürlich nur in der alleräußersten Noth, aber die war wirklich da. Nun kam aber die Hülfe, von wo ich sie am allerwenigsten erwartet hatte."

„Doch nicht etwa gar von dem alten Drachen im Frölenhause?" fragte Herr Weinhold.

„Gerade von dem!" sagte Fränzchen schnell. „Es war die höchste Zeit, denn ich lag da wie ein Vögelchen, das man aus dem Neste gestoßen hat und dem die Schwingen noch nicht so weit befiedert sind, daß sie es auf einen neuen Ast heben. Ich wußte wirklich nicht, wohin und muß noch lachen, wenn ich an meine Rathlosigkeit denke und an allen den Unsinn, der mir damals durch den Kopf schwirrte. Da kam die alte Tagelöhnerin, die Einzige, die im Frölenhause aus- und eingeht, mit einer Botschaft — aber das erzähle ich Dir ein anderes Mal, wenn Du allein bist." Sie hatte gerade bemerkt, daß Albert, den sie ganz vergessen hatte, sie mit theilnehmenden Blicken beobachtete.

„Nun, dazu wird sich ja Zeit finden," sagte der alte Herr und klopfte der Nichte freundlich auf die Wangen, „denn ich werde in nächster Zeit oft hierher kommen, ja meist ganze Tage hier zubringen. Da spreche ich denn bei Dir vor."

„Bei mir im Frölenhaus? Nein, das geht nicht," sagte Fränzchen. „Da wird nie Besuch angenommen."

„Nun, so kommst Du zu mir in den Garten!" warf Herr Weinhold hin.

„Ach, das ist wieder solch Spaß von Dir, Onkel," sagte das junge Mädchen. „Was hättest Du denn hier im Garten zu schaffen?"

„Ach, da sollst Du Dein Wunder erleben," antwortete der Oheim, „der Herr Baumeister macht einen Palast aus dem Ahnensitz und ich einen Park aus diesem Garten, ja, wenn uns das Glück wohl will, sogar mit einer Avenue."

„Possen!" rief Fränzchen und zeigte lachend zwei Reihen Zähne wie Perlenschnüre, „aus dem Hause und dem Garten schafft kein Mensch etwas Anderes, als es ist. Du willst mich nur zum Narren haben und dazu habe ich keine Zeit. Ich habe Besorgungen im Dorfe und wenn ich zur Mittagsstunde zurück sein will, muß ich mich tummeln."

Der Onkel wollte ihr den Weg vertreten, aber sie schlüpfte ihm unter dem Arme durch und eilte fort, indem sie sich Bahn machte durch eine Lücke in der Gartenhecke. Dann stand sie still und rief zurück: „Ich kenne alle Richt- und Schleichwege und so leicht hält man mich nicht fest." Noch einmal hörte man ihr fröhliches Lachen und sie war verschwunden.

„Wer ist das junge Mädchen?" fragte Albert.

„Die Tochter des früheren Besitzers dieses Gutes. Wie ich Ihnen schon sagte, eine entfernte Verwandte meiner Frau," antwortete der alte Herr. „Vor einigen Jahren war sie in einer Pension in der Stadt und brachte ihre freien Sonntage bei uns zu. Blitz, ist die hübsch geworden, und heiter wie eine Lerche im Frühling. Ja, wo die Heiterkeit herkommt, Herr de Grais, das mag Gott wissen, denn Ursache dazu hat das arme Ding wirklich nicht. Seit fünfviertel Jahren Waise, arm, denn beim Gutsverkauf blieben ihr kaum ein paar Tausend Thaler mütterlichen, eingetragenen Vermögens übrig, und nun, wie es scheint, halb als Magd aufgenommen im Frölenhause, das für solch junges, lebensluftiges Ding ärger als ein Gefängniß sein muß. Und das lacht doch. Freilich zeigt es reizende Zähne, wenn es lacht und Augen wie Frühlingshimmel. Ja, die Jugend, die Jugend!" Der alte, joviale Herr war ganz heiter geworden, und fuhr dann fort: „Aber was habe ich über Fränzchens Augen zu schwatzen, während wir beide hier doch gründlich fest sitzen. Ehe wir das Frölenhaus nicht haben mit Garten und Weidegerechtigkeit, können wir überhaupt hier nichts machen. Das habe ich dem Nabob gestern auch gerade heraus erklärt, aber der meint, das wäre Kleinigkeit. Mit Geld und der geschickten Geschäftsmanier und Consequenz wäre Alles zu machen. Aufrichtig gesagt, mich ärgerte die Redensart, so daß ich wollte, er liefe hier einmal tüchtig an, und das wäre mir um so lieber, weil ich gar keine Lust zu den hiesigen Anlagen habe, und ohne Lust wird es nichts, denn eine Gartenanlage ist eine Production wie jede andere. Bäume und Wiesen und Wasser sind mir zu lieb, als daß es mir nicht zuwider wäre, sie der eitlen Prahlerei dienstbar zu machen und ihr Wachsen und Blühen an Jemand zu verkaufen, der sie höchstens als einen landschaftlichen Hintergrund für sein eigenes aufgeblasenes Conterfei ansieht."

„Ach," rief Albert, „ich habe meine Zusage auch schon gründlich bereut. Dies Haus, wie es da steht, höchstens etwas hergerichtet, vielleicht erweitert für die Anforderungen der jetzigen Zeit, gehört hierher. Man könnte gar kein passenderes erfinden, so lange es eben hält, und wie wir auch ändern, verwischen wir nur den historischen Stempel, verpfuschen die Natur und werden uns schließlich lächerlich machen, denn Alles, was wir neu schaffen, wird abgeschmackt!"

„St," flüsterte der alte Herr und hing sich vertraulich in Alberts Arm, „sprechen Sie so etwas nicht laut aus. Die große Menge würde uns doch nur mißverstehen, und wir müssen mit der Strömung der Zeit schwimmen. Was wir nicht machen, macht ein Anderer, wahrscheinlich nur etwas schlechter und irgend eine folgende Generation baut vielleicht grade solch verschrobenes Ding von Haus, wie hier vor uns steht, wieder auf, in historischer Nachäfferei. Setzen Sie einmal den Fall. Das wäre doch sicher noch widersinniger, als wenn Sie es, dem Nabob zu Gefallen, im Renaissance-Stil aufputzen. Maskeraden, costümirte Feste sind immer in der Mode gewesen, weil nun einmal die Menschheit Vergnügen daran findet, etwas Anderes zu scheinen, als sie ist. Weshalb also kein verkleidetes Haus? Mit der Natur ist es etwas Anderes. Die läßt sich zwar auch verpfuschen wie in der Rococo-Zeit, und jetzt in unsern leidigen Teppich-Beeten, die ich hasse, aber verkleiden läßt sie sich nicht, wenigstens bricht sie immer wieder lebendig durch, oder versagt sich überhaupt den Narrheiten der Mode. Die märkische Natur nun ist einfach, zuweilen karg und knorrig und hat ihren Reiz in allen den Dingen, die dem Nabob gar nicht verständlich sein werden." Noch leiser fügte er hinzu: „Hoffen wir also auf das Frölenhaus, das, wenn mich nicht Alles täuscht, uns hier jeglicher Mühe überheben wird. Der erste Sturm soll schon in den nächsten Stunden eröffnet werden, denn der Commerzienrath wird heute, nach der Börse, abreisen und, wie Sie gestern, hier eintreffen, diesen ersten Angriff will ich noch abwarten. Jetzt aber habe ich mir den Wagen bestellt und will für alle Fälle ein Paar Aussichtspunkte aufsuchen und fixiren, damit der Nabob nicht gleich merkt, daß ich den Kopf aus der Schlinge ziehen will. Wollen Sie mich begleiten?"

Albert lehnte ab. Er war nicht in der Stimmung, auf den Ton des alten, übrigens liebenswürdigen Herrn einzugehen. Dieser fuhr also allein und Albert machte sich dabei, die Fundamente und Mauern des Hauses zu untersuchen, um sich ein Urtheil darüber zu bilden, wieviel er ihnen etwa zumuthen könne. Damit war er noch beschäftigt, als er das junge Mädchen wieder vom Dorfe her durch den Garten schreiten sah. Es stand still, als es Albert bei der Arbeit, beim Messen und Untersuchen fand, und zauderte eine Weile, ob es ihn anreden solle, doch war das Verlangen zu mächtig, und, nicht ohne Erröthen, faßte es sich ein Herz. Aber die erste Anrede! Am leichtesten hätte es nach dem Onkel fragen können, aber das wäre eine Unwahrheit gewesen, denn der war ja an ihm vorbei durch's Dorf gefahren, und zu langen Umwegen bis zu dem, was es sagen wollte, hatte es keine Zeit, war es doch schon gelaufen, um ja nicht zu spät in's Frölenhaus zurückzukommen. Fränzchen war übrigens kein Kind mehr, sie zählte fast 21 Jahre und hatte seit ihrem siebzehnten Jahre dem

Vater selbständig das Haus geführt, und doch war das, was bei ihr anziehen mußte, nicht Schönheit, sondern eine jugendliche Frische und der Ausdruck offener Heiterkeit, unverdorbenster Natur. Die lachenden Augen waren tief blau; den nicht kleinen Mund zierten die prächtigsten Zähne, die auch die kurze Oberlippe zu jeder Zeit sehen ließ; die Nasenspitze hatte eine leichte Richtung nach oben, und das volle Haar sprang in feinen Löckchen aus schlichtem Scheitel und Flechte muthwillig überall heraus.

„Herr Baumeister," fing sie an, „wenn Sie mich nicht auslachen wollen, hätte ich eine Bitte auf dem Herzen" —

„Die ich Ihnen gewähren könnte?" fragte Albert, als sie zögernd einhielt.

„Ja, das weiß ich nicht!" erwiderte Fränzchen, „aber da der Zufall uns doch einmal zusammenführte, dachte ich, ich wolle es einmal versuchen."

Da sie den Blick senkte und nach dem rechten Anfang zu suchen schien, warf Albert leicht ein: „Betrifft's meine Aufgabe hier, die Ihnen ja der Herr Landschaftsgärtner angedeutet hat?"

Fränzchen hatte gleich ihr schelmisch heiteres Gesicht wieder. „Das ist's eben," rief sie. „Wenn der Onkel Weinhold etwas sagt, weiß man niemals, ob es ernst gemeint ist, oder ob eine Neckerei dahinter steckt. Sagen Sie mir also aufrichtig, ob es wirklich Ihre Absicht ist, das alte Herrenhaus da umzubauen, oder einzureißen, um einem neuen Platz zu machen?"

„Ungefähr so ist mein Auftrag vom Besitzer," sagte Albert, „ob ich ihn aber ausführe, liebes Fräulein, das ist mir sehr zweifelhaft."

„Thun Sie es nicht," rief das junge Mädchen schnell, „und wenn Sie doch zwischen Ausbauen und Einreißen wählen müssen, entschließen Sie sich für Letzteres. Das alte Haus hat in Freude und Leid, in Glück und Sorgen seine Schuldigkeit gethan. Wenn es der jetzige Besitzer so nicht gebrauchen kann, wie es dasteht, nun, so mag er sich ein anderes bauen lassen, wie es ihm paßt, und das da fortschaffen. Viel ist ja nicht dran gelegen, aber um es so als Merkwürdigkeit herauszuputzen, dazu ist's doch zu ehrwürdig und das käme mir grade so vor, als wolle man unsern alten Johann, den Großknecht in eine betreßte Kutscherlivree stecken, wie solche in der Residenz tragen, zum Gespött mehr als zum Staat. Zum Ausgelachtwerden ist er aber zu gut, und das Haus auch."

„Sie mögen recht haben!" sagte Albert. „Ich bin eigentlich auch auf den Schluß gekommen."

„Gewiß habe ich recht," fuhr Fränzchen fort — „und wenn ich es nur so ausdrücken könnte, wie ich wollte, würden Sie nicht daran zweifeln. Ich spreche wahrhaftig nicht für mich, obgleich meinem Vater einige Jahre lang das Gut gehörte und wir das Haus zuletzt bewohnten. Glückliche Tage habe ich nicht in demselben verlebt, und ich war froh, als mein Vormund es schließlich verkaufte, wenn ich auch dadurch heimaths- und obdachlos wurde. Aber ich hänge doch dran, und fast mehr, wenn ich denke, was es vor uns war, denn recht heimathlich ist es mir selbst hier nie geworden. Ich schaffte in den Räumen, als ob sie fremde, mir nur anvertraute wären, und das gab mir eine Scheu, zu ändern, zu rücken, zu räumen, die ich niemals überwunden habe. Deshalb

möchte ich nun auch nicht, daß ein Anderer das thäte. Es kommt mir gar zu jämmerlich vor, wenn eine rohe, oder doch rücksichtslose Hand theilnahmslos jede Spur früheren Lebens verwischt. Denken Sie nur, was jene Wände durch die lange Zeit nicht Alles mit erlebt und geborgen haben. Das sollte ihnen doch ein Recht geben auf Schonung. Die Leute, die sie jetzt besitzen, haben aber sicher keinen Begriff davon, ja sie können den nicht haben, denn die Städter, die alle Paar Jahre in eine andere Wohnung ziehen, wissen von dieser Empfindung nichts. Hier würden sie dies oder jenes höchstens wie eine häßliche Merkwürdigkeit erhalten lassen, um darüber zu spotten und nicht zu bedenken, daß Frühere ihr Herz daran hingen. Deshalb meine ich, es hat ausgedient und mag zu Grabe gehen wie Alle die, für die es gebaut, geändert wurde, bis es so dastand. Sind Sie mir böse, daß ich Ihnen das Alles vorplaudere, Herr Baumeister?"

„Im Gegentheil!" erwiderte Albert ganz ernst. „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen und für Alles, was Sie mir aussprachen. Ungefähr fühle ich so wie Sie, und Sie haben mir nur einen Entschluß klar gemacht, den ich noch immer zurückzudrängen versuchte."

Fränzchen sah ihn mit den großen blauen Augen forschend an. „Ich habe Ihnen etwas klar gemacht?" sagte sie zweifelnd. „Und ich fürchtete, ich hätte Alles confus hingesprochen und nie das rechte Wort getroffen."

Sie wurde auf einmal verlegener als vorher, wollte dem jungen Mann die Hand reichen, wagte es aber nicht und wickelte nun beide Hände in ihre Schürze. Dann wandte sie sich zum Gehen, kehrte aber wieder zurück und stammelte, dunkelroth im Gesicht, mit einem gezwungenen Lachen, das ihre Befangenheit verbergen sollte: „Ich hätte noch eine Bitte auf dem Herzen, Herr Baumeister!"

„Reden Sie, mein liebes Fräulein!" rief Albert, und wollte ihre Hand fassen, aber die war ja fest in der Schürze eingewickelt.

„Es ist eine Kinderei, wenigstens wird es Ihnen so vorkommen," fing sie an, „aber seit gestern Abend liegt es mir immer im Sinn. Wenn ich an einen Ort komme, wo früher Menschen lebten, dachten, sich freuten und trauerten, selbst wenn ich diese Menschen gar nicht kannte, reizt es mich, der Spur ihres Lebens nachzugehen und mir zu denken, das haben sie hier empfunden, die Stelle hatten sie lieb, da liegt noch ein Zeichen ihres Schaffens. Als nun meine Eltern in jenes Haus zogen, ich war damals noch ein Kind, habe ich Alles so verwundert angesehen und mir von den Leuten erzählen lassen, wie die früheren Besitzer lebten und sich eingerichtet hatten. Dem bin ich dann nachgegangen und so wußte ich: in diesem Fenster hatte die gute gnädige Frau ihr Nähtischchen, dort war das Eßzimmer, hier spielte der Sohn, ein frischer blonder Knabe. Ich wußte schließlich genau von ihnen, denn wo die Berichte der Leute nicht ausreichten, ergänzte ich sie mir in Gedanken. Ihre Hauseinrichtung hatten sie meist mit fortgenommen, aber Einzelnes war doch geblieben, namentlich auf dem Hausboden unter dem hohen Dach. Da brachte ich oft halbe Tage zu und stöberte in allen Winkeln herum, nicht aus Neugierde, aber wie man die Spur lieber Menschen aufsucht, denn lieb waren sie mir geworden und vertraut, als ob

ich sie gekannt hätte; lieb durch den Ort, dem sie gehört hatten und in dem ich nun heimisch werden sollte. Der Hausboden mußte auch der Spielplatz des Knaben gewesen sein, denn da fand ich noch allerlei, was an ihn erinnerte — einen Aufbau, als solle er ein Dorf darstellen, und einen Pferdestall, mit hölzernen Pferdchen, freilich mit zerbrochen, und Alles über den Haufen geworfen. Das richtete ich nun wieder her, so gut ich konnte, und das war mein liebstes Spiel, ja schließlich war es mir, als sei der Knabe noch da, und wir spielten zusammen, oder ich ordne doch Alles für ihn. Der „blonde Albert", den ich selbst niemals gesehen hatte, war so mein Spielkamerad geworden. Das beste Kinderspielzeug ist ja immer das, was die eigene Phantasie erschafft. Später, als ich kein Kind mehr war, bekam ich früh genug Anderes zu denken und zu sorgen, und endlich wurde das Haus verkauft, wie es stand, kaum, daß ich ein paar Andenken an die Eltern mit herausnahm. An mein zerbrochenes Kinderspielzeug hatte ich in den Tagen kaum mehr gedacht. Gestern nun, als ich Abends spät die Fenster meines Giebelstübchens im Frölenhaus schließen wollte, warf ich noch durch die Nacht einen Blick nach dem Hause hinüber, wie zufällig, denn ich thue es nicht gern. Aber da blitzte Lichtschein durch die Dachfenster, wo doch sonst kein Mensch etwas zu suchen hat, noch dazu in der Nacht, und das Licht ging auf und ab. Jetzt mußte es an der Stelle sein, wo das Dorf und der Pferdestall standen. Da fiel mir Alles wieder ein aus den Tagen der Kindheit und eine Angst überkam mich, nicht für mich, aber für den „blonden Albert", man könnte sein kleines Heiligthum zerstören, das ich so sorgsam zu erhalten gesucht hatte. Sie werden mich auslachen, Herr Baumeister, aber nun kommt meine Bitte. Ich selbst betrete das Haus nicht wieder, dazu hat es für mich zu trübe Erinnerungen, aber Sie, den Gefallen könnten Sie mir thun, wenn Sie auf den Hausboden kommen, sehen Sie einmal nach hinter dem großen Schornstein, ob wenigstens der Pferdestall noch da ist, und wenn Sie noch eins der Pferdchen finden sollten —"

Sie hielt plötzlich ein, denn während sie bis dahin hastig und stockend mit niedergeschlagenem Blick gesprochen, hatte sie eben halb zufällig das Auge erhoben und sah die bis dahin so ruhigen Züge des jungen Mannes eigenthümlich erregt, und im Auge schien es ihm sogar feucht zu schimmern. Aber er faßte sich gleich und sagte lächelnd: „Sie sollen das Pferdchen haben, Fräulein Fränzchen — nicht wahr, so nannte Sie Ihr Oheim? Ich habe es schon gefunden mit sammt dem rosa Florbande, mit dem Sie ihm einst das kranke Bein verbunden hatten."

Fränzchen warf den Kopf in die Höhe. „Ja, woher wissen Sie denn das, Herr Baumeister?"

„Das Pferdchen hat es mir erzählt," antwortete Albert. „Das Dorf aus Ziegelsteinen ist auch noch da, aber etwas zerfallen."

„Das hätte ich mir denken können, daß Sie Ihren Spott mit mir treiben würden, und es thut mir nur leid, daß ich Ihnen das Alles erzählte!" rief das junge Mädchen und schnell, ohne Lebewohl zu sagen, schlüpfte es um die Haselsträuche, den Weg nach dem Frölenhause zu. Albert wollte ihm folgen, aber da war es schon in der Hausthür verschwunden.

V.

Albert fühlte sich wunderbar bewegt, als er sich allein sah. Die Kindheitserinnerungen, die ihm gestern das Wiedersehen des Heimathsortes weckten, hatten eine ganz neue, lebendige Beziehung zur Gegenwart gewonnen. Ein anderes Kindergemüth hatte seine Spiele weiter gespielt und ihn selbst mit zarter Pietät in dieselben hineingezogen. Wie gern hätte er das junge Mädchen in seinen Bekenntnissen unterbrochen, denn es widerstrebte ihm, während es von ihm sprach, sich hinter Schweigen zu verstecken, und doch wagte er nicht, die ohnehin schüchternen Eröffnungen zu hemmen, vielleicht abzubrechen. Wie war ihm das Blut in die Stirne gestiegen, wenn sie von dem blonden Albert sprach, mit dem warmen Ton kindlicher Neigung, und dabei standen sie beide sich gegenüber, gereift und geprüft durch das Leben, denn auch das junge Mädchen war ein Charakter geworden, heiter und selbständig in der Resignation, unverzagt trotz der schweren Geschicke ihrer jungen Jahre. Das wahre Unglück stählt und klärt. Das ganze Wesen des jungen Mädchens ließ eine Empfindung von Mitleid, einen Gedanken ihm helfen zu wollen in ihrer immerhin rathlosen Lage, nicht aufkommen, und das ließ es um so anziehender erscheinen.

So blieb er auch stumm und in sich gekehrt, als der Gartendirector von seiner Spazierfahrt zum Mittagessen heimgekehrt war, und sich auch der Commerzienrath zu demselben einfand. Er war direct von der Börse herausgefahren, und die beiden alten Herren tauschten in scheinbarer Heiterkeit ein Scherzwort um das andere, sichtlich nicht zum Behagen des Commerzienrathes, der mit der anfangs beabsichtigten Gönnermiene nicht aufkommen konnte, und dem die halb spöttische Cordialität des jovialen Weinhold nicht genehm war in Gegenwart des jungen Mannes, der das wol fühlte, während der Landschaftsgärtner es durchaus nicht zu bemerken schien. „Wir haben schon gearbeitet und geplant im Schweiße unseres Angesichtes, um die Domäne unseres Gönners zum Paradies umzugestalten," sagte er.

„Nun," fing der Commerzienrath, im Zimmer auf und abschreitend, mit einer Geschäftsmiene an, „ich bin begierig. Läßt sich etwas machen, das heißt etwas, das sich sehen lassen darf, etwas Apartes, Herrschaftliches? Meine Frau ist in größter Aufregung und in ungeduldigster Spannung. Am liebsten wäre sie schon heute mit heraus gekommen."

„Um des Himmels Willen," fiel Weinhold ein, „erst müssen wir mit Allem im Klaren sein und zunächst ist ein Hinderniß fortzuschaffen, und das ist die erste Bedingung für die ganze Anlage — das Frölenhaus."

Der Commerzienrath lächelte: „Das denke ich soll so schwierig nicht sein, wenn ich auch freilich, deshalb besonders, selbst herausgekommen bin."

„Nun, Verehrtester, so gar leicht ist die Angelegenheit doch nicht zu nehmen," sagte Weinhold, „aber was sollte dem erprobten Talente eines so berühmten Geschäftsmannes nicht gelingen?"

Der Commerzienrath sah halb geschmeichelt, halb siegesgewiß aus, indem er mit den Fingerspitzen die goldene Brille hob und durch die offene Thür in den Garten sah: „Man hat schon Schwierigeres überwunden," sagte er und wandte

sich zu Albert. Wenn man ganze Straßen zum Niederreißen kaufte und wieder aufbaute, wird man nicht vor solcher Hütte erschrecken. Schwierigkeiten zeigen sich immer, die in der Pietät, in Vorurtheilen, in Gewohnheiten wurzeln. Mitunter ist auch Aberglaube im Spiel, aber das Geld überwindet Alles. Machen Sie immerhin Ihre Plane, meine Herren, als ob das sogenannte Frölenhaus nicht mehr da wäre. Ich werde das in die Hand nehmen."

Der alte Gartendirector blinzte mit den Augen, und schüttelte leise den Kopf. „Ja, Ihr Städter," sagte er, „Ihr kennt die Zähigkeit, den Eigensinn, die Vorurtheile nicht, die auf dem Lande uns auf jedem Schritt begegnen, und die um so hartnäckiger sind, als sie sich seit Jahrhunderten von Generation zu Generation fortpflanzen, und das in allen Ständen. Jeder klebt hier an seiner Scholle und die Grenzen seiner Welt sind ihm sehr eng gezogen. Hier, verehrter Gönner, heißt es Ihr ganzes Talent, das ganze Arsenal von Freundlichkeit, Ueberredungskunst, Schrecken, Aengstigen, und schließlich das schwere Geschütz der Goldrollen in den Kampf führen, oder Sie scheitern an einer Hütte, nachdem Sie siegreich halbe Städte, ganze Bergwerke, weite Eisenbahnstrecken eingenommen, besiegt, überwunden haben."

Der Commerzienrath lächelte noch immer. „Ich führe mein ganzes Arsenal bei mir," sagte er, und deutete auf die Stirn und auf die Herzseite seines Rockes. „Hätte mein Vorbesitzer die alte Hütte allmälig einfallen lassen, wozu er alle Zeit hatte, wäre sie längst aus dem Wege."

„Wäre er nur nicht verpflichtet gewesen, das Ding zu erhalten," warf Weinhold ein.

„Nun, auf ein oder ein paar Processe hätte er es können ankommen lassen, die ziehen sich hin, und inzwischen hätten Regen und Wind sich ihren Eingang erzwungen, mit weniger Mühe, als wie es scheint, ein angesehener Berechtigter, der mit den besten Absichten kommt."

„Fliegner war ein redlicher Mann!" sagte Weinhold ganz ernst.

Der Commerzienrath schien das zu überhören und ging einigemal im Zimmer auf und ab. „Das bringt mich aber auf einen guten Gedanken. Irgend etwas wird ja doch wol im Lauf der Jahre an der alten Cabache aus den Fugen gegangen sein, und da ich, der Besitzer des Gutes, verpflichtet bin, sie zu erhalten, muß ich doch auch das Recht haben, sie zu inspiciren oder inspiciren zu lassen. Wenn ich nun Herrn de Grais ersuchte, das in meinem Namen zu thun, und es fände sich etwas, das einen vollständigen Neubau bedingte —"

Albert stand auf und eine leise Röthe stieg über seinem Gesicht auf. Er hatte bis dahin schweigend zugehört, mit der festen Absicht, sich in keiner Weise in das Gespräch zu mischen. Nun sollte er, wider seinen Willen, in die Angelegenheit hineingezogen werden, sollte sich zu einer Gewaltthätigkeit gegen die Verwandte seiner Mutter gebrauchen lassen, noch mehr, er sollte dem jungen Mädchen, das dort in dem Frölenhaus Obdach gefunden hatte, in einer zweideutigen Stellung entgegentreten. „Herr Commerzienrath," sagte er, „das Frölenhaus steht noch manches Jahr. Ich kenne diese alten Bauten, die im Sturm und Wechsel der Jahreszeiten fest wurden. Sie halten desto besser, je weniger

man daran rüttelt. Der Baumeister hat da nichts zu thun und zu einer andern Mission, als die meines Faches, fühle ich mich weder geschickt noch berufen."

Der Commerzienrath sah ihn erstaunt an. Am liebsten hätte er unmuthig geantwortet, ja gleich jede Verbindung mit dem jungen Mann abgebrochen, aber dazu war er zu sehr Geschäftsmann, der sich, seinen Zweck im Auge, niemals zu einer Leidenschaftlichkeit hinreißen ließ. Albert hatte ihm einmal imponirt, und er wollte sein Talent ausnutzen. Deshalb faßte er sich gleich und lächelte, freilich etwas gezwungen. „Gut, Herr de Grais," fing er an, „Sie mögen Recht haben, und ich sehe ein, daß ich in diesem Falle nur allein zum Ziel kommen kann, und ich werde es, verlassen Sie sich darauf. Eine Unterredung wird mir die alte absonderliche Dame doch endlich gewähren und es müßte wunderbar zugehen, wenn ich ihr nicht Raison beibrächte."

Er nahm seinen Hut und schritt durch den Garten dem Frölenhause zu.

Der alte Weinhold lachte laut auf, als der Commerzienrath ihm aus den Augen verschwunden war. „Hier setzt er nichts durch," rief er, „und so unvernünftig die Alte zu sein scheint, es freut mich doch, daß es noch Eines in dieser Zeit gibt, das dem Glanz der Goldstücke, dem Imponirenden der Zahlen widersteht, selbst wenn wir das Eigensinn, Unverstand, halben Wahnsinn nennen. Der Nabob selbst hat sein Vertrauen etwas verloren, und daß Sie ihm mit ihrer Weigerung den letzten Trumpf ausspielten, war prächtig."

Albert sah zerstreut in den Garten. Er dachte daran, daß er Fränzchen versprochen hatte, Ihr das hölzerne Pferdchen zu bringen, und hatte es schon aus seinem Zimmer geholt, sauber in Papier gewickelt.

Weinhold hatte sich das letzte Glas Burgunder aus der Flasche eingeschenkt, schlürfte es mit Wohlbehagen aus und wischte sich dann die Stirn. „Es ist schwül, und ein Gewitter liegt in der Luft, die Fliegen summen und die Schwalben streichen in flachem Flug über den versumpften Teich, mit den Flügelspitzen die Wasserfläche berührend. Ich habe mein Tagewerk gethan und werde ein halbes Stündchen versuchen in meinem Zimmer darüber nachzudenken." Er ging, und Albert trat in den Garten hinaus.

Der alte Weinhold hatte Recht, es war schwül heiß und ein Gewitter lag in der Luft. Kein Blatt regte sich an den Bäumen, kein Grashalm schwankte auf dem Rasen, aber der Himmel lag wolkenlos und die Nachmittagssonne warf stechend ihre Strahlen nieder. Albert ging langsam, fast mechanisch die altbekannten Wege hin, die verwildert, ungepflegt und mit Gras bewachsen ihm doch in der Erinnerung früherer Tage eine wehmüthige Empfindung weckten, wie die Betrachtung des alten Wohnhauses, das in der Schmucklosigkeit und Unschönheit ihn nichtsdestoweniger anheimelte. Er war froh, daß er den Entschluß gefaßt hatte, nicht an dasselbe zu rühren. Jetzt stand er an dem alten Teich, der seicht, von Schilf und Gras durchwachsen, von grünen Schuppen bedeckt, sich uferlos in moorigen Wiesengrund verflachte. Da hatte er ehedem die kleinen, selbstgeschnitzten Schiffchen mit den papiernen Segeln schwimmen lassen. Mücken spielten im Sonnenschein über dem Wasser, hier und da flatterte, stahlblau glitzernd, eine Libelle und senkte sich nippend zum unbewegten Spiegel, während die Frösche quakend die Köpfe mit den glotzenden Augen aus dem Schlamm des

Randes emporstreckten. Dazwischen warfen von der Wiese her die Grillen zirpend den einförmigen lang hingezogenen Ton wie klagend in die Schwüle. Die Luft schien zu zittern in der Sonnengluth, sonst von keinem Windhauch geregt. Albert suchte den Schatten eines wild aufgeschossenen Erlengebüsches, dessen dunkles, saftig grünes Laub die Sonnenstrahlen nicht durchließen. Ein schmaler Fußweg führte hindurch und plötzlich stand er an der wohlbekannten Weißdornhecke, die den Garten des Frölenhauses begränzte. In der Gewohnheit des alten Kindheitsverbotes wollte er zurückschrecken, aber lächelnd sich besinnend, stand er still und sah hinüber über die Hecke in den schlichten Garten mit den graden Gemüsebeeten und den schmalen, mit Buchs eingefaßten Steigen. Der hochgewachsene Mann überragte die Scheidewand, über die der Knabe nicht hatte fortsehen können. Welche Wunderlichkeiten hatte die Kinderphantasie sich dort geträumt, und wie einfach, wie karg und alltäglich war Alles. So lag der Garten unverändert, gewiß schon seit einem Jahrhundert im immer gleichen Wechsel der Jahreszeiten. Er hätte ohnehin die Aufmerksamkeit des jungen Mannes nicht lange gefesselt, selbst wenn diese nicht sofort in anderer Weise in Anspruch genommen wäre. Durch die kahl gewordenen, aber immer noch pedantisch geschorenen Taxushecken, die den Mittelgang des Gartens einschlossen und sich zu beiden Seiten einer dumpfen Buchenlaube schnurgrade hinstreckten, schimmerte das einfache graue Kleid des jungen Mädchens, das Albert, fast ohne es sich klar zu machen, mit Blick und Gedanken längst gesucht hatte. Sie schien ihn nicht zu bemerken, aber wie er durch die Hecken sah, kam sie leise, mit halb müdem Schritt auf die Stelle zu, an der er stand. Er hielt den Zuruf zurück, der ihm schon auf den Lippen schwebte, zog aber unwillkürlich das Spielzeug aus der Tasche und als sie nun ganz heraustrat aus dem Schatten, nur wenig Schritte von ihm entfernt, die Hand an der Stirn, als Schutz gegen die stechenden Sonnenstrahlen, brauchte er nur ganz leise zu flüstern: „Fräulein Fränzchen, ich bringe Ihnen, was Sie verlangten."

Sie schrak leicht zusammen, als sie ihren Namen hörte, aber ohne Verlegenheit trat sie näher. „Ah, Herr Baumeister, und das haben Sie nicht vergessen? Ich hatte schon gehofft, Sie würden nicht mehr an die kindische Bitte denken." Dabei sah sie sich doch um, ob auch Niemand sie beobachten könne, und trat dann erst an das kleine, roh aus verwitterten Latten gefügte Pförtchen, das vom Garten in die Wiese führte, und dessen obere Stangen sie mit beiden Händen faßte.

Albert war ihr die paar Schritte gefolgt und nun standen sie sich gegenüber, nur durch das Gitter getrennt. Er wickelte behutsam das hölzerne Pferdchen aus der Papierhülle und reichte es schweigend hinüber. Fränzchen sah es erst eine Weile prüfend an, ehe sie über die Latten die Hand emporstreckte, um es zu nehmen. Vorher aber fuhr sie noch mit der verkehrten Hand übers Auge, als hätte sie die Sonne geblendet, und lachte dann mit der hellen Stimme, damit es ja nicht scheinen sollte, als sei sie gerührt. Als sie aber das zerbrochene Spielzeug in der Hand hatte, wandte sie sich ab und betrachtete es prüfend von allen Seiten. „Ja, das ist's," sagte sie halb vor sich hin, „daß Pferd des blonden Albert." Dann, ganz heiter, sah sie dem jungen Manne offen in das

Gesicht und reichte ihm die Hand hinüber. „Ich danke Ihnen aufrichtig," rief sie, „und wenn Sie das auch wahrscheinlich nicht verstehen können, muß ich es Ihnen doch aussprechen, Sie machen mir damit eine große Freude. Eine ganze, meine glücklichste Lebenszeit geht mir wieder auf in der Erinnerung, noch mehr, in der Empfindung, namentlich auch an den nie gekannten, nie gesehenen, unsichtbaren Genossen meiner einsamen Kinderspiele und Kinderträume. Wie habe ich den armen blonden Albert lieb gehabt, ganz wie einen Bruder und ganz ohne Wehmuth, denn ich habe ihn nie verloren, habe ich ihn doch niemals besessen. Es liegt nun einmal in dem Wesen der kleinen Mädchen, daß sie mehr Freude daran haben mitzuthun, als allein zu schaffen; sich anzuschließen, nicht zu lenken; Spiele nachzuspielen, nicht anzuführen. Wir spielen mit der Puppe, für die wir sorgen, der wir dienen wie eine Magd. Der Knabe macht sich sein Pferd aus der Weidenruthe, und führt es, es muß ihm gehorchen. Da mußte ich einsames Kind mir wol in der Phantasie den Gefährten schaffen, dem ich mich anschloß, unterordnete, und dem ich sein Spielwerk versorgte. Mir war das nur der blonde Albert. Ach, und wie habe ich ihn lieb gehabt."

Dem jungen Mann stieg die Röthe in's Gesicht. „Nun, und nachher dachten Sie nicht mehr an ihn?" fragte er.

„Hätte ich wol Zeit dazu gehabt?" warf Fränzchen hin. „Aber ich habe ja den Schlüssel der Gartenthür bei mir, und wenn es Ihnen recht ist, komme ich hinüber. Hier brennt die Sonne. Da unter den Linden ist's schattig und von dort sind wir auch gleich im Garten. Ich habe dem Onkel Weinhold versprochen, ihn dort aufzusuchen. Wenn er da ist, habe ich ihn gern. Es gibt Menschen, die Einem nur etwas sind, wenn sie uns gegenüber stehen, und sind sie uns aus den Augen, ist's, als wenn wir sie gar nicht kennten noch gekannt hätten. So geht es mir mit dem Onkel Weinhold und sicher wäre es mir umgekehrt so mit dem blonden Albert gegangen. Ich habe das oft gedacht: wenn der plötzlich gekommen wäre, und wär' so vor mir gestanden, hätte ich sicher meinen Kindheitsfreund verloren."

Sie hatte die Thür aufgeschlossen und war hinausgetreten. Ein schwankes, halb verfaultes Brett lag über dem grasdurchwachsenen Graben, der hinter dem Garten vor Jahren einmal mochte aufgeworfen worden sein und der längst versumpft war. Albert wollte dem jungen Mädchen die Hand reichen, als es den Fuß behutsam auf das Brett setzte, unter dem, vom Druck, die Feuchtigkeit aufspritzte. Aber Fränzchen hatte den Fuß schnell zurückgezogen und war ein paar Schritt weiter, leicht wie ein Reh, über den Graben gesprungen. „Hier ist's trocken, Herr Baumeister," rief sie, „und Sie stehen gerade an der allerschlimmsten Stelle. Ja, diese Wiese, was hat sie meinem armen Vater für Verdruß gemacht und was hätte aus ihr werden können, wenn sie richtig entwässert und dann, was so bequem hier gewesen wäre, in Rieselung gelegt wäre. Aber das ging nicht, denn hier hat „dat oll' Frölen", wie sie hier Fräulein Tinchen nennen, die Weidegerechtigkeit für ihre Kuh, und von ihren Rechten gibt sie nichts auf, das ist nun einmal sicher."

„Dat oll' Frölen," rief Albert, „verzeihen Sie, daß ich die Bezeichnung in der Ursprache acceptire —"

„Und mit so richtigem Tonfall, als ob Sie mit ihr aufgewachsen wären," fiel Fränzchen lachend ein.

„Nun also," fuhr Albert fort, „dat oll' Frölen muß ein recht verstocktes, boshaftes Geschöpf sein."

„So," rief Fränzchen ganz eifrig und fast im Zorn, „also Sie auch, der Sie kaum ein paar Stunden im Ort sind, sprechen das alte Vorurtheil nach? Das ist abscheulich. Fräulein Tinchen ist weder verstockt noch boshaft. Sie will eben nur ihr Recht, aber auch nicht soviel mehr. Wer kann es ihr verdenken? Das Recht ist ihr karg genug zugemessen. Ich will versuchen, Ihnen das zu expliciren. Aber setzen wir uns da unter den Schatten der Eiche. Es gewittert. Sehen Sie, da über der Isenmühle ballt sich das Gewölk schon dunkel zusammen und von dort kommen uns immer die Gewitter. Hören Sie, ganz dumpf, ganz fern, das war Donner. Hier können wir frei nach allen Seiten sehen, um noch rechtzeitig unter Dach und Fach zu kommen, denn zieht's herauf, kommt es schnell. Sehen Sie, wie die Schwalben unruhig flattern, die wissen es auch schon."

Sie waren unter der breitästigen Eiche angelangt. Fränzchen setzte sich auf einen bemoosten Stein, und fuhr mit der Schürze über die Stirn. Albert lehnte am Stamme des alten Baumes. „Ja, von Fräulein Tinchen wollte ich Ihnen erzählen," fing das junge Mädchen an: „Man muß ihr ganzes Leben bedenken, um ihr gerecht zu werden. Von ihr selbst habe ich nichts darüber erfahren, obgleich ich nun fast ein Jahr mit ihr zusammen lebe, aber sie spricht nicht von sich, am wenigsten von ihren Empfindungen. Was ich weiß, habe ich mir so aus kleinen Andeutungen zusammengesetzt, und aus dem geschlossen, was die alte Tagelöhnerin, die einzige Person, die das Haus betritt, erzählte. Ihr Leben ist aber auch so einfach, so ereignißlos, so durchsichtig, wie ein langer Weg durch flaches, baumloses Land. Er sieht kurz aus und mühelos, und doch macht er müde im Wandern. Fräulein Tinchen war etwa 25 Jahre alt, als sie ihre Eltern verlor, also hätte sie eigentlich noch vom Leben etwas verlangen können. Aber sie war arm und unschön. Die Blattern hatten ihr das Gesicht zerrissen, und so blieb ihr nichts als die Zuflucht des Frölenhauses, gerade genug, um zu leben, knapp, nothdürftig, ohne irgend etwas, das schmücken oder erfreuen kann. Sie hat niemals geklagt, ich glaube nicht einmal sich selbst. Zufrieden, dankbar, wunschlos altert sie nun so hin seit fast 60 Jahren. Und sie ist doch wohlhabender und vornehmer Eltern Kind. Daß sie von dem kleinen Fleckchen Boden, der ihr zum Leben eingeräumt ist, nichts abgeben will, wer kann ihr das verdenken? Sie hat nichts fortzugeben, aber noch weniger würde sie etwas, und sei es das Geringste, annehmen. Sie ist stolz, aber nicht hochmüthig; auch nicht weichmüthig, vielleicht war sie das niemals, und in der Einsamkeit mußte sich das Herz beschränken und jede Empfindung zurückziehen. Aber sie ist auch nicht hartherzig, am wenigsten boshaft, wie man sie schildern möchte. Sie weiß wenig von anderer Geschick, und will auch nichts wissen von der Welt. Die jetzige würde sie auch gar nicht verstehen."

Der Donner rollte näher und näher und durch das dunkle Gewölk am Horizont leuchteten Blitze. Fränzchen war aufgestanden und sah hinaus: „Dort,

über dem Tannenwald steht noch ein Gewitter!" sagte sie. „Wenn die beiden zusammen kommen, kann es hart werden."

„Sie fürchten sich nicht?" fragte Albert.

„Nein, im Gegentheil," erwiderte sie, „das ist eine Erquickung, nach der die ganze Natur sich sehnt, und deren wir Alle bedürfen. In der Schwüle ist mir beklommen, den ganzen Tag über wußte ich nicht, was mir fehlte, was mich ängstlich, unruhig und doch schlaff machte. Da kommt die Erlösung."

Albert sah staunend auf das muthige Mädchen mit dem klaren, heiteren Blick. „Und nun theilen Sie jenes karge, freudlose Leben, Sie, in der Jugend und mit der Zuversicht? Das muß ja ein Gefängniß für Sie sein."

„O nein," sagte sie vergnügt, „eher ein Hafen, aber einer, von dem man frei hinaus sieht in die weite See. Erst freilich kam es mir wunderlich an, aber nachher, als ich ganz, ganz leise merkte, daß ich doch ein klein, klein wenig dem „ollen Frölen" nützlich wurde, natürlich ohne daß sie es gewahr wird, denn dann wäre es gefehlt, habe ich eine Lebensaufgabe, so gering sie ist, und fühle mich glücklich. Es ist mir ganz recht, daß ich damit älter werde, denn wenn ich später doch einmal Entschlüsse für die Zukunft fassen muß, wird mir das dadurch leichter. Natürlich, wie Frölen Tinchen 84 Jahre alt werden in dem Häuschen, das will ich nicht. Aber da kommt schon der Sturm heran, hören Sie, wie er knarrt und saust durch die Tannen da drüben, sehen Sie, wie die Wipfel wogen und sich drehen, und er fegt näher. Hu, wie der Staub aufwirbelt, wie die Blätter, die er abriß, sich im Kreise umjagen, und die trockenen Aeste über uns knacken!"

Eine Schar Raben fuhr kreischend auf und flatterte hin, als wollte sie den Sturm beobachten und ihm entfliehen, als würde es ihr unsicherer auf den erschütterten Baumzweigen als in der Zerrissenheit des jagenden Gewölkes.

„Lassen Sie uns in's Haus gehen, Fränzchen!" sagte Albert, „es fallen schon die ersten schweren Tropfen."

„Noch schützt uns die alte Eiche, und ich möchte Ihnen noch gern erzählen, wie es kam, daß mich Frölen Tinchen bei sich aufnahm. Sie werden sie danach schon anders beurtheilen.

„Es war ein wirrer Tag, als ich ausziehen mußte aus dem Herrenhause! Ich that es ohne Bedauern, hatte ich doch meinen guten Vater kurz vorher hinaustragen lassen und danach kam mir alles Andere gleichgültig vor. Außerdem hatte ich nicht einmal Zeit, viel nachzudenken. Das Mobiliar wurde auf den Hof gebracht und in dem rohen Lärm der Versteigerung mußte ich doch immer ab und zu laufen und Fragen beantworten, was hier fehle und was da noch dazu gehöre. Das dauerte zwei Tage. Freilich war mein Onkel, der Bruder meiner Mutter da, als Vormund und Beistand für mich, und der wollte mich mitnehmen, aber er ist ledig, und kaum für die nächsten Wochen hätte ich in einer ihm befreundeten Familie, die ich selbst aber gar nicht kannte, Aufnahme gefunden. Aber mit frischer Trauer im Herzen soll man nicht unter Fremde gehn. Ist man still, wird man ihnen lästig, und bekämpft man sich, halten sie es für Herzlosigkeit und man wird ihnen widerwärtig. Wenn man nicht zeigen darf, wie es einem zu Muth ist, soll man lieber allein bleiben. Als ich

das so mit mir überlegte am Abend des ersten Auctionstages, im Garten, wo es still war, während mein Onkel mit dem Auctionator rechnete, kam die alte Tagelöhnerfrau, die im Frölenhaus als Aufwärterin angenommen ist, zu mir heran. Sie war schon den Tag über mehrmals um mich herumgestrichen, als hätte sie etwas auf dem Herzen, oder sonst ein Anliegen, aber sie hatte nichts gesagt, denn sie traf mich nie allein. Nun stellte sie sich vor mich hin, wickelte ihre Arme in die Schürze, sah mich erst eine Weile an, als wolle sie, daß ich sie frage, denn sie wußte nicht, wie sie ihre Rede anfangen sollte. Mir war es aber auch nicht um ein langes Gespräch zu thun und ich wartete. Endlich fing sie an: „‚Ick heb'n Ubdrag. Mi geit dat zwars nix an, woll ober hät de oll Frölen ehr wat to seggen. Wenn dät ehr nu paßt, können Se jo woll rankommen int Frölenhus. So, nu hew ick't seggt.'" Damit drehte sie sich kurz um und, ohne eine Antwort abzuwarten, klappte sie in ihren Holzpantoffeln fort. Die Aufforderung überraschte mich so, daß ich erst eine ganze Weile überlegte, ob ich ihr nachkommen solle. Ich kannte die alte Dame kaum von Ansehn, hatte nie ein Wort mit ihr gewechselt und, aufrichtig gesagt, hatte ich gegen sie ungefähr dasselbe Vorurtheil, das sie vorhin zeigten. Noch mehr, es war etwas von unheimlicher Furcht in der Empfindung, obgleich die sonst nicht in meiner Natur liegt. Aber an solchem Tage, wie ich eben einen durchlebt hatte, werden Dinge gleichgültig, die uns sonst unerträglich erscheinen. Jede Noth trägt ein Theil Hülfe und Nützlichkeit in sich. Ich zauderte also auch nicht lange und ging in's Frölenhaus, an dessen Thür mich auch die alte Tagelöhnerin schon erwartete und mich, ohne weitere Anrede, eintreten ließ. Zum erstenmal öffnete sich mir dieser schmucklose Raum, den seine Unnahbarkeit mir in der Phantasie mit allerlei Wunderlichkeiten ausgeschmückt hatte, und der nun so einfach erschien. Ein kleiner mit Kalk ausgeweißter Vorflur mit vier Thüren, je rechts und links eine, und in der Hinterwand eine zur Bodentreppe, eine zur Küche, solide und fest, aber roh und so nothdürftig als möglich. Ich war so kindisch, doch, halb mit Scheu, halb mit Neugierde, der Alten in das erste Zimmer zu folgen. Es war ebenso einfach weiß gestrichen, die sauber gescheuerten Dielen mit Sand gestreut. Das Zimmer war leer, und nur mit flüchtigem Blick konnte ich die alten, unschönen, zum Theil bis zur Unkenntlichkeit nachgedunkelten Familienbilder streifen und die wenigen Polstermeubles mit den verblichenen wollenen Ueberzügen. Keine Spur von Wohnlichkeit in dem Raum. In dem nun folgenden noch kleineren, einfenstrigen Hinterzimmer sah es etwas behaglicher aus, aber wo möglich noch einfacher. Mit Ausnahme des großen altmodigen Armstuhls am Fenster, das nach dem Garten hinaussah, nur noch ein einfacher Nähtisch und eine gewaltige Commode, die fast den Eingang durch die Thür versperrte, und der kleine Ofen aus rohen Backsteinen aufgerichtet. An den Wänden kein Schmuck. Aber die letzten Strahlen der untergehenden Sonne fielen durch das Fenster und überzogen Alles mit so mildem Schein, daß selbst die alte, steife Frauengestalt in dem schwarzen Kleide und der gewaltigen Haube, die den ganzen Kopf bedeckte, einen weicheren Ausdruck in der Beleuchtung erhielt. Etwas verlegen war ich doch und mochte wol verwundert genug aussehen, als die alte Dame mich mit scharfem Blick durch die ge-

waltige Hornbrille musterte, aber weder aufstand noch mich selbst zum Sitzen aufforderte, was auch unmöglich gewesen wäre, denn es war kein weiterer Stuhl im Zimmer."

„Sie sind die Mamsell Fliegner?" fragte sie kurz. Ich nickte nur bejahend mit dem Kopf, und wäre am liebsten wieder fortgegangen.

„Es ist nicht meine Art," fuhr sie fort, „mich in anderer Leute Kram zu mischen, lasse mir aber dafür in den meinen auch nicht kommen. Soviel, damit Sie wissen, weshalb ich mich mit Ihrem Vater auf nichts einließ. An alten Häusern soll man nichts ändern, auch nicht an alten Rechten, sonst fallen sie ein oder werden doch hinfällig. Aber aufrecht halten soll man sie, das ist Pflicht. Deshalb wollte ich mit Ihnen sprechen und ich danke Ihnen, daß Sie herkamen. Ich kann sonst keine Gäste in meinen vier Pfählen gebrauchen. Ich höre, daß Sie noch nicht wissen, wohin Sie sich jetzt wenden. Der Pfarrer hat es mir gesagt, gestern als er mich aus der Kirche über den Kirchhof begleitete. Wenn's nicht wahr ist, mich geht's nichts an. Wenn Sie eine Zarchow wären, oder doch durch weibliche Descendenz verwandt, denn das Fräuleinhaus ist Kunkellehn, hätten Sie später Anrecht an dasselbe, das heißt nach meinem Tode, denn die Stiftung wird weder durch Vererbung noch Verkauf tangirt. So steht's in der Urkunde. Gemacht ist sie für unversorgte Töchter der Besitzer von Zarchow. Nun weiß ich nicht mehr, wie das jetzt steht, seit das Gut aus der Familie, denn ich bekümmere mich nur um meine eigenen Actenstücke. Sie müssen es ja finden in Ihren Papieren. Zwar brauche ich keine Zweite in dem Hause aufzunehmen, so heißt es ausdrücklich, aber gewehrt ist es auch nicht und schon mehrere Male vorgekommen vor Zeiten. Ursula Sybilla hat 1596 sogar mit ihrer Schwester und ihrer Nichte hier gewohnt, Gott mag wissen wie, aber es geht vieles, denn obenein sollen die sich nicht einmal haben vertragen können. Nun das geht uns nichts mehr an. Ob Sie, Mamsell Fliegner, nun ein Recht haben oder nicht, kann ich weder behaupten noch bestreiten. Wir können das aber zweifelhaft lassen, wenn wir uns gütlich einigen, freilich, und das mache ich ausdrücklich aus, wiederruflich von beiden Seiten. Ich offerire also: Sie beziehen das Dachgiebel-Stübchen, und haben außerdem das Zimmer jenseits des Hausflurs zur Verfügung. Natürlich müssen Sie das Mobiliar mitbringen. Wir wirthschaften dann zusammen und nur was der Garten und die Kuh liefert, kommt nicht in Rechnung. Ich wiederhole ausdrücklich — Sie sind nicht mein Gast, Mamsell Fliegner, denn Gäste kann ich nicht gebrauchen, noch reichen dazu meine Einkünfte, aber Sie genießen ein Recht, über das wir uns einigten und das Keinen sonst angeht, denn ein Präjudiz wird nicht daraus entstehen. Das mein Vorschlag, Sie haben nun „ja" oder „nein" zu sagen."

„Ich stand überrascht, fast gerührt, denn ich fühlte wol, es war ein Vorwand für mich und mehr noch für sich selbst, daß sie mir als Recht einräumte, was mir in dem Augenblick zur größten Wohlthat wurde. Am liebsten wäre ich ihr um den Hals gefallen, oder hätte die magere, runzliche Hand an die Lippen gedrückt; ich wollte einen Dank stammeln, aber die Thränen unterdrückten das Wort und an dem alten Frölen Tinchen war eine Unnahbarkeit, die jede Gefühlsäußerung unmöglich machte. „Ja" oder „nein" sagte sie, das ist genug.

„Ja" rief ich, und wollte ihr einen Schritt näher treten, aber sie zog sich noch grader als vorher und wehrte mit der Hand. „Gut, Mamsell Fliegner, so erwarte ich Sie morgen. Ich werde die Gausebäck (so heißt die Tagelöhnerin) instruiren." Ich ging, von großer Sorge befreit, und am andern Tage zog ich in das so lange gefürchtete Frölenhaus, richtete mir mein Dachstübchen ein und da sitze ich noch und Frölen Tinchen scheint keinen Gebrauch von ihrem Rechte machen zu wollen, mich fortzuschicken, wenigstens bis jetzt nicht. Aber, Herr Baumeister, darüber vergessen wir ja ganz, daß das Gewitter heraufgezogen ist und daß wir trocken nicht mehr in's Haus kommen."

Während der Erzählung hatte sich der Himmel tief dunkelgrau bezogen, die Donner krachten verrollend in die Ferne und die Blitze leuchteten zackig gegen den dunklen Grund, daß Fränzchen während ihrer Erzählung öfter mit leisem Aufruf die Hand vor die geblendeten Augen legte. Und nun plötzlich rauschte schwer der Regen auf das Laub der Eiche, so daß sie ihnen keinen Schutz mehr bot.

„Nun bin ich schuld, daß wir gründlich naß werden," rief Fränzchen, „aber was schadet das? Ist es nicht prächtig so mitten in diesem Aufruhr der Elemente, in dem vom Himmel strömenden Segen, in diesem Duft der Erquickung für die lechzende Natur?"

Sie traten hervor aus dem Schirm der Eiche, die ihre vom Regen schweren Aeste fast bis zum Rasen niedersenkte, und nun entwickelte das ganze gewaltige Schauspiel des Gewitters in seiner großartigen Macht sich vor ihren Augen. Blitz und Donner fielen fast gleichzeitig und von allen Seiten, Schlag auf Schlag; der ganze Himmel zuckendes Feuer, grollender Schall. Und dazwischen der Regen wuchtig, strömend, als wolle er sich einwühlen in den Grund. Ernst, feierlich wird das Herz, wenn die Hand Gottes sich so nahe über uns offenbart, in Schauer und Entzücken. Mit beschleunigtem Schritt eilten die beiden jungen Leute dem Wohnhause zu, das ganz nahe vor ihnen lag. Albert hatte Fränzchens Hand ergriffen und hob das junge Mädchen mit kräftigem Arm über die strömenden Bäche, die sich schnell in den Senkungen der Wege gebildet hatten, und wenn dann grade ein Feuergezack durch die Nacht des Gewölkes fuhr, neigte Fränzchen, wie Schutz suchend, das Haupt an die Schulter des Begleiters. So kamen sie triefend im Hause an, wo der alte Weinhold sie in höchster Aufregung empfing.

„Aber, Kinder," rief er, „wer macht auch in solchem Wetter Spaziergänge? Lange genug hat sich doch das Wetter angekündigt. Wenn Ihr aber hier in dem alten morschen Hause Schutz sucht, ist's gefehlt. Der Sturm hat die Ziegel vom Dach geschleudert und der Regen strömt von allen Ecken durch. Und der Nabob ist noch immer nicht zurück aus dem Frölenhaus. Ich überlege schon eine halbe Stunde lang, daß ein gefälliger Blitzstrahl, denn es zuckten mehr als genug hernieder, dem Stein des Anstoßes auf einmal ein Ende machen könnte, und die Beiden zugleich —"

„Wie kann man so gottlos reden, Onkel Weinhold," unterbrach ihn Fränzchen. „Im Gewitter spricht die ernste Mahnung des Himmels und man soll, so lange sein Wort ertönt, nicht so leichtfertige Reden führen."

Das Haus zeigte sich in der That in keiner Weise wetterdicht und die

Dienstboten liefen mit Eimern, Tüchern und allerlei Geräthen dem einströmenden Wasser zu wehren, zu stopfen, aufzuhalten. Ferner und ferner grollte der Donner, leichter und leichter fiel der Regen und schon glänzte durch die fallenden Streifen das Licht der Sonne.

Fränzchen stand an der offenen Thür und beobachtete mit begeistertem Blick den Himmel, an dem das Gewölk sich zerklüftete und Strecken tiefblauen Grundes durchschimmern ließ. Der mächtige Regen hatte aufgehört, aber noch jagten kleine Wölkchen hinter dem beruhigten Sturm her und sendeten, wie einen Scheidegruß des Gewitters, kleine Schauer rauschend in das Laub der Bäume, das schon leicht erglänzte. Ganz fern rollte noch der Donner. Nun kam auch die Sonne hervor, strahlend, triumphirend trat sie wieder die Herrschaft an über die Erde, und in ihrem Licht fielen die glitzernden Tropfen vom schimmernden Laub, wie leuchtende Funken, während der Rasen prangte wie ein weites Feld ausgesäeter Brillanten. Das junge Mädchen sah wie träumend hinein in die Pracht, im Herzen lag ihr eine Empfindung von Glückseligkeit, die sie sich nicht zu erklären versuchte, die aber, ganz wie die verjüngte, erfrischte Erde, die vor ihr lag, nach Sturm und Schrecken, neues Leben ahnen ließ. Ein paar Schritte von ihr entfernt stand Albert und konnte den Blick nicht wenden von dem jungen Mädchen, das im verklärten Ausdruck ihrer Züge ihm so schön erschien, so ganz anders als vorher, daß er es kaum verstand, und am wenigsten, daß diese Veränderung sich in seinem eigenen Empfinden gestaltete.

Der alte Weinhold ging im Zimmer unruhig auf und ab. „Wo nur der Nabob bleibt?“ rief er von Zeit zu Zeit und wollte irgend einen boshaften Witz an die hingeworfene Frage knüpfen, da er aber wol sah, daß die Beiden durchaus nicht in der Stimmung schienen, auf den Scherz einzugehen, schluckte er ihn nieder und vertröstete sich auf den Commerzienrath, für den er seine kleinen Ausfälle aufbewahrte. Fränzchen gab gar nicht Acht auf den alten Onkel; so sehr flatterten und schweiften ihre Gedanken, ja sie merkte nicht einmal, daß er zu ihr herangetreten war, und sie eine Weile beobachtete. „Aber, Kind, was ist Dir denn, und woran denkst Du? Und was hältst Du denn da so sorgsam in der Hand?“ redete er sie an. Fränzchen schreckte zusammen. Sie hatte vergessen, was sie doch krampfhaft festgehalten hatte in allen Nöthen des Gewitters, in aller Wonne des Augenblicks, und als sie nun selbst darauf hinblickte, stieg ihr das Blut siedend heiß bis unter die widerspenstigen Löckchen, die ihre Stirn einrahmten. „Ach, das Pferdchen!“ rief sie fast unwillkürlich, und hätte es in dem Augenblick gar zu gern versteckt, denn sie wußte wirklich nicht, wie sie das zerbrochene Spielzeug vor dem alten spöttischen Mann erklären sollte. Zum Glück kam ihr Albert zu Hilfe, der ihre Verlegenheit sah: „Ach, das Pferdchen,“ warf er hin, „ich fand es gestern bei der Untersuchung des Daches auf dem Hausboden!“

„Eine alte Kindererinnerung, ein eigenes Spielzeug!“ rief Weinhold. Fränzchen schrak zusammen und horchte. „Ein eigenes Spielzeug?“ fragte sie verwundert.

„Weshalb nicht?“ erwiderte Weinhold. „Weißt Du denn nicht, daß der Herr Baumeister der Sohn Eures Vorbesitzers, Herr Albert de Grais ist?“

Fränzchen warf einen fast vorwurfsvoll fragenden Blick auf den jungen Mann, der nun seinerseits verlegen vor sich hinsah.

„Ja, was habt Ihr Euch denn erzählt auf dem langen Spaziergang, auf dem Ihr sogar das Gewitter nicht zeitig genug bemerktet, obgleich es sich vernehmlich genug ankündigte?“ rief Weinhold. „Nicht einmal ihre Namen haben sie sich genannt.“

Albert wollte etwas erwidern, aber Fränzchen schnitt es ihm kurz ab, indem sie sich wieder zum Garten wandte. „Ach, der prächtige Regenbogen!“ rief sie, „ein doppelter und so kräftig in den Farben. Der Himmel hat wieder Frieden gemacht mit der Erde, und nun muß ich doch wirklich nach Frölen Tinchen sehn, denn da kommt Dein Commerzienrath, Onkel!“ Sie zeigte lachend in den Garten, wo mit aller Vorsicht der Commerzienrath die noch immer über den Weg rieselnden Bäche zu überhüpfen suchte, während ihm der galonirte Diener den jetzt ganz unnützen, aufgespannten Regenschirm über den Kopf hielt, und so auf das Haus lossteuerte.

„Da bin ich doch begierig, was er ausgerichtet haben wird,“ rief Weinhold, „aber nicht fragen, Verehrtester, er muß uns selbst kommen.“ Inzwischen hatte Fränzchen ihr Kleid leicht aufgerafft und eilte zierlich durch den Garten, schnell verschwindend hinter dem Gesträuch. Sie sah sich nicht wieder um und schickte keinen Gruß zurück.

(Schluß im nächsten Heft.)

Wohlthätigkeit und Armenpflege.

Von

A. Lammers.

In Berlin ist im letzten Winter der Grund gelegt worden zu einem „Deutschen Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit". Warum nicht für eins oder das andere? Die meisten Menschen, deren Geist oder Herz auf die helfende Behandlung des Massenelends gelenkt wird, pflegen doch das eine oder das andere, d. h. entweder die geordnete gesetzmäßige Wirksamkeit von Staats- und Gemeindewegen, oder die freiwillige Nächstenliebe in Vereinen oder auch allein von Mensch zu Mensch als das Wahre, Vernünftige und Erfolgversprechende anzusehen. Die Männer des öffentlichen Lebens sind dabei in der Regel geneigter, sich auf den amtlich und gesetzlich befestigten Barmherzigkeitstrieb zu verlassen —, die Frauen und wol auch die Geistlichen halten gewöhnlich mehr von dem frei sich regenden. Deshalb klagen diese schon über starre Härte, todte Vorschriften, liebeleeren Zwang, wo jene nur eine nicht allein nothwendige, sondern auch heilsame Ordnung erblicken; jene aber sind unglücklich über die ewigen störenden Einmischungen eines Mitleids, das sich über seine Ueberflüssigkeit nicht belehren lassen will. In diesem aller Orten und von jeher geführten Streite hat selbstverständlich kein Theil alles Recht auf seiner Seite und kein Theil lediglich Unrecht. Bald geht der Eine, bald der Andere zu weit. Mag das Ziel des öffentlichen Unterstützungswesens sein, welches es wolle: einstweilen streben ihm auf beiden Wegen gleich schätzbare Kräfte zu, die es nicht gilt gegen einander in Kampf zu setzen, daß die Einen den Anderen den Garaus machen, sondern mit einander zu verständigen und soviel wie möglich zu verbinden, denn Beschäftigung ist für beide Reihen von Arbeitslustigen vollauf vorhanden! Der Patient, um den es sich hier handelt, kann weder den Arzt noch die Krankenpflegerin entbehren.

Glücklicherweise nähern seine beiden Stützen sich einander gegenwärtig immer mehr. Das wird ein Blick auf die Entwickelung darthun, in welcher sowol die Armenpflege wie das Wohlthätigkeitswesen Deutschlands begriffen ist.

Wenn wir dabei mit der Armenpflege anfangen, so soll hierin an sich noch keine Bevorzugung liegen. Aber wir stehen doch noch unter dem Sternbilde des

Reichs, das junge gemeinsame Staatswesen hält unsere Einbildungskraft gefangen und eine der ersten Thaten der Nationalgesetzgebung hat der Armuth gegolten. In Preußen, sagte Fürst Bismarck einmal in den ersten Jahren seiner Ministerpräsidentschaft einer Arbeiterdeputation, sei der Monarch immer ein König der armen Leute gewesen. Das hat natürlich auch nicht aufhören sollen, als der preußische König sich in entschlossener Erfüllung seiner patriotischen Mission an die Spitze Deutschlands schwang. So wurde durch das Reichsgesetz über den Unterstützungswohnsitz bestimmt, daß zweijähriger Aufenthalt in einer Gemeinde diese für den Verarmungsfall zu angemessenem Beistand verpflichte, und zur Entscheidung des darüber etwa sich ergebenden Zweifels und Streites eine ganze Gliederung besonderer Behörden mit dem Bundesamt für Heimathswesen an der Spitze eingesetzt. Nur Bayern blieb bei seinem alten Heimathsrecht, demzufolge der Regel nach die Beistandspflicht einer festen Heimathsgemeinde obliegt. Die Anhänger beider Grundgedanken scheinen sich zu einem Entscheidungskampfe zu rüsten; entweder soll das bayerische Princip mit geringen Modificationen, wie Herr Regierungsrath Luthardt in einer jüngst erschienenen Schrift über „Armenpflege und Unterstützungswohnsitz" betreibt, sich das ganze deutsche Vaterland wieder unterwerfen, oder das preußische Princip der Verpflegung in der Wohngemeinde mit vielleicht noch auf ein Jahr herabgesetzter Ersitzungsfrist auch auf Bayern ausgedehnt werden.

Der genannte bayerische Beamte und conservative Schriftsteller findet die Frage fast schon dadurch zu Gunsten seiner Ansicht entschieden, daß er für die „Heimath" kämpft, diesen echt deutschen Ausdruck und Begriff, während auf der gegnerischen Fahne das ganz neue, fremdartige Wort „Unterstützungswohnsitz" stehe, eine bloße Uebersetzung des französischen domicile de secours. Hierwider wäre jedoch wol einzuwenden, daß es einer Herabwürdigung des edlen deutschen Wortes Heimath ziemlich ähnlich sieht, wenn sie nur den Ort bedeuten soll, wo man in's Armen- oder Siechenhaus kommt oder Almosen empfängt, sobald man der öffentlichen Hilfe verfällt. Wir haben allmälig, im Gefühl wachsender vorhaltender Erwerbskraft und verbesserter Gelegenheiten jene kümmerliche alte Neigung abgethan, uns an die Armenunterstützung der angeborenen Gemeinde zu klammern als einen letzten werthvollen Trost; eine Neigung, die vor einigen Jahrzehnten noch durch unser ganzes Bürgerthum ging. Heute sieht ein rüstiger junger Mensch die Welt vor sich offen und schüttelt ohne Besinnen den Staub der Vaterstadt von seinen Füßen, ohne viel an den Rückzug in ihre Armenverpflegung für den schlimmsten Fall zu denken. Es fällt auch so leicht einem Familienhaupte nicht mehr ein, seinen Kindern vor Allem diejenige „Heimath" sichern zu wollen, wo die angenehmsten Armenaussichten bestehen. Man denkt eben an das Verarmen in diesem Sinne kaum noch, wenn man zur Zeit in leidlichen Verhältnissen ist.

Bei dem „Unterstützungswohnsitz" wird es also wahrscheinlich bleiben, und nicht nach rückwärts hin in schon überwundenen Zuständen der Gebundenheit, sondern nach vorwärts das Mittel gesucht werden, der allerdings sehr lästigen und zum Zwecke nicht in Verhältniß stehenden Weitläufigkeiten, Streitereien und Kosten ledig zu werden, welche er hervorruft. In England, wo man diesen

Kampf um die Abwälzung der Unterstützungslast auch zur Genüge kennt, ist schon im Jahre 1854 einmal angeregt worden, das Suchen nach einem verpflichteten anderen Orte ganz aufzugeben und einfach in jedem Falle den Aufenthaltsort zu verpflichten unter angemessenem Mitzahlen des Staates. Dazu wird indessen das Armenwesen eines civilisirten Landes wol dann erst reif werden, wenn es durch weite und tiefe Verbreitung der sogenannten Vorausfichtsbestrebungen, Sparen und Versichern, in den von der Hand in den Mund lebenden Classen, sowie durch eine wirksame Armenpflege und wahrhaft weise Wohlthätigkeit den Gegenstand, um welchen es sich handelt, auf ein gegen jetzt geringes, leicht zu übersehendes und sicher zu beherrschendes Maß zurückgeführt ist. Heute lebt noch eine Art abergläubischer Furcht vor den Armenansprüchen in unseren Gemeindeverwaltungen. Ein einziger Schrei des Entsetzens würde aus ihnen zum Himmel schallen, wollte man das Bundesamt für Heimathwesen sammt seinen Unterinstanzen ersetzen durch die kurze Vorschrift: jede Commune habe die Ortsarmen selbst und ohne Weiteres zu unterstützen. Noch viel lauter würde die Entrüstung aller Menschenfreunde und besonders der Menschenfreundinnen sein, brächte etwa einer dieser geängstigten Communalisten — wie man die Fanatiker des Gemeindestandpunkts genannt hat — den Gegenantrag ein, die gesetzliche Unterstützungspflicht ganz abzuschaffen. Rechten praktischen Erfolg verspricht nur die Arbeit an der Verbesserung der realen Armenpflege. Mit welchem Ideal vor Augen man sich dieser hingibt, das bedarf ja glücklicherweise keiner formellen Legitimation.

Als Musterstadt für die Organisation der amtlichen Armenpflege wird ziemlich allgemein Elberfeld anerkannt. Es ist thatsächlich das Vorbild für eine Reihe anderer Städte geworden — etwa wie gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Hamburg —, und es hat seinem System und seiner Methode unzweifelhafte bedeutende Erfolge zu danken. Da gleichwol selbst in den interessirtesten und eingeweihtesten Kreisen oft noch entweder Zweifel an der Wirksamkeit oder Irrthümer über das Wesen dieser Organisation bestehen, will ich sie kurz schildern.

Sie besteht seit 1852; ist eingeführt nach endlosem Wechsel zwischen kirchlicher und bürgerlicher Armenpflege, und führt sich zurück auf den Geh. Commercienrath Daniel von der Heydt, den Oberbürgermeister Lischke und den Stadtverordneten David Peters. Ihr großes durchschlagendes Mittel ist das Aufgebot vieler unentgeltlich dienender Pfleger aus allen Schichten der sich selbst erhaltenden Bevölkerung. Die Stadt, welche jetzt nahe an 100,000 Einwohner zählt, hatte vor dreißig Jahren halb so viel. Es wurden 252 Armenpfleger ernannt, in achtzehn Bezirke gesondert, und so unter sie die Arbeit vertheilt, von der nun nicht mehr als zwei bis vier Unterstützungsfälle jeweils auf den einzelnen zu kommen brauchten. Soviel Unterstützungsbedürftige konnte auch ein starkbeschäftigter Geschäftsmann allenfalls, wie vorgeschrieben wurde, jede vierzehn Tage einmal besuchen. Nur auf je vierzehn Tage nämlich wurden überhaupt die Gaben an die in ihren Wohnungen bleibenden Armen bewilligt. Das sicherte der Pflege ihre Anpassung an die sich etwa ändernden Verhältnisse, — verhinderte, daß das Gabenempfangen eine süße Gewohnheit würde, der man

sich auch dann noch verderblich hingab, wenn es nicht länger nöthig war. Die Gaben aber wurden fest bemessen, und zwar nach dem Gesichtspunkt, daß der öffentlich unterstützte Arme es unmöglich besser dürfe haben sollen als der Arbeiter, welcher sich mit Mühe und Noth noch selbst erhält. Ueberhaupt wurde durch die vierzehntägigen Bezirkssitzungen der Armenpfleger, in denen die von ihnen beantragten Bewilligungen gleichsam halb öffentlich, nicht nach Willkür unter der Hand erfolgten, und durch die Zusammenkünfte der Bezirksvorsteher mit der obersten Leitung dafür gesorgt, daß von oben nach unten der bewährte erfahrene Geist, von unten nach oben die unmittelbare lebendige Fühlung mit dem Elend beständig sich verbreitete. Wo die Regeln und Gabensätze der amtlichen Armenverwaltung einem besonderen Falle nicht gerecht zu werden vermochten, oder wenn es sich um guten Rath und Beistand für die Wiedererlangung lohnender Beschäftigung handelte, da fand der Pfleger auch noch Zeit und Mittel, über seine streng einzuhaltende gesetzliche Competenz hinauszugehen.

Von dem Erfolge dieser Ordnung konnte der Hauptbegründer derselben, der seitdem verstorbene ehrwürdige Daniel von der Heydt, nach sechzehnjähriger Bewährung am 28. Januar 1869 vor den versammelten Armenpflegern der Stadt aussagen: „Die Zweifel, welche von sehr achtungswerther Seite zur Zeit der Gründung unserer Einrichtungen gegen deren Lebensfähigkeit erhoben wurden, haben nur noch die Macht, die Freude jener ehrenwerthen Zweifler selbst und der Bürgerschaft lebhafter hervortreten zu lassen, daß es uns gelungen ist und gelingt, nicht nur im Allgemeinen die Zahl der Almosenempfänger auf ein weder hier noch in anderen größeren Städten seit Einführung einer geordneten Armenpflege gekanntes Verhältniß zurückzuführen, sondern auch ohne eine unverhältnißmäßig hohe Belastung der Gemeindemittel der höchsten Entwickelung einer bürgerlichen Armenpflege, der Erfüllung ihrer höchsten Aufgaben von Jahr zu Jahr näherzutreten; indem wir wissen, daß kein Bettler in die Nothwendigkeit gebracht ist, vor oder in den Häusern der Bürger ein Almosen zur Lebensfristung zu begehren, sondern einem jeden Nothleidenden, sobald er uns sich offenbart, das Unerläßliche für Nahrung, Kleidung, Pflege und Obdach ausreichend gespendet wird."

Sein Nachfolger Herr Andreas Prell (einige Jahre Mitglied des Reichstags) bestätigte diese Aussage am 24. Januar 1876 vor demselben Kreise mit folgenden schlichten aber vielsagenden Worten: „Die Erfolge unseres Systems haben demselben eine weitverbreitete Anerkennung verschafft. Wo immer man seinen Charakter richtig erfaßt hat, hat man bald erkannt, daß der Grundsatz, welcher den fleißigen persönlichen Verkehr des Armenpflegers mit seinen Armen vorschreibt, der Schlüssel zu allen Erfolgen ist. Es sind uns noch kürzlich zwei Schriften aus England und Frankreich zugesandt worden, welche unsere Einrichtung behandeln und in welchen dieser Grundsatz als der allein richtige Weg zur Uebung einer guten, erfolgreichen Armenpflege mit Wärme empfohlen wird. Und allerdings hat unsere bürgerliche Armenpflege während ihrer nunmehr dreiundzwanzigjährigen Wirksamkeit durch die treue, gewissenhafte Befolgung ihrer Grundsätze seitens aller Männer, welche sich ihrem Dienste gewidmet haben, große Erfolge erzielt. Die Zahl der aus öffentlichen Mitteln unterstützten Außenarmen ist

von mehr als 4000 im Jahre 1852 (8—9 Procent der Bevölkerung), ungeachtet der Zunahme der Bevölkerung um 30000, auf gegenwärtig stark 1100 (noch nicht anderthalb Procent) gesunken. Die Ausgaben für die Außenarmenpflege haben sich gleichfalls bedeutend vermindert; die Unterstützungen aber, welche der einzelne Arme empfängt, gegen früher um mehr als das Doppelte erhöht. Das sind Erfolge, welche uns vor Augen liegen. Die Erfolge in moralischer Beziehung, durch Erhebung so vieler Leute aus der Entwürdigung und Erniedrigung zu sittlicher und bürgerlicher Selbständigkeit, — diese Erfolge mit allen ihren tiefgreifenden Wirkungen für den Einzelnen und die Gesammtheit entziehen sich jeglicher Schätzung."

Der Schätzung, ja; aber nicht der Erkenntniß an ihren allgemeinen Folgen. Die intensive, nicht so sehr auf gleichgültig hingeworfenes Geld als auf liebevolle persönliche Bemühung Vieler gegründete Armenpflege hat das Wupperthal — denn Barmen eignete sich Elberfelds Vorgang bald an — in den Jahren des ausgelassenen Treibens der Socialdemokratie davor behütet, daß dieselbe hier, wo sie selbstverständlich das üppigste Feld vorfand, einen gefahrdrohenden Charakter annahm, sodaß in all' dieser Zeit niemals an die Legung einer Garnison in die arbeiterreiche Doppelstadt gedacht zu werden brauchte; und der schon genannte zweite Vorsteher der verbesserten Armenverwaltung Elberfelds war der einzige Angehörige der beiden Städte, den man einmal mit Erfolg trotz des allgemeinen Stimmrechts dem socialdemokratischen Candidaten entgegenstellen konnte.

In seinem am 28. Januar 1878 erstatteten Jahresbericht hat Herr Prell die Geschichte der Armenpflege in seiner Stadt niedergelegt, weil damals das erste Vierteljahrhundert seit der heilbringenden Reform verflossen war. Manche andere deutsche Stadt wird darin vielleicht wie in einen Spiegel ihrer noch unbefriedigenden Gegenwart blicken können. „Jedes der nunmehr verflossenen fünfundzwanzig Jahre der Wirksamkeit des neuen Systems," heißt es zum Schlusse, „läßt den Erfolg deutlich erkennen. An Perioden der Heimsuchung hat es uns wahrlich nicht gefehlt: Kriegszeiten, langandauernde Epidemien und anhaltende Arbeitsstockungen haben einander gleichsam abgelöst. Die Einwohnerzahl ist von 50,364 im Jahre 1852 auf 86,100 gestiegen. Gleichwol hat die Ausgabe für die Außenarmenpflege in keinem Jahre diejenige des Jahres 1852, auch nicht annähernd wieder erreicht, und ebenso verhält es sich mit der Zahl der Unterstützten. Wichtige Gebiete der Armenpflege, welche unter dem früheren System unbeackert liegen bleiben mußten, sind mit Ernst und Sorgfalt bearbeitet worden. Dahin gehört die strenge und wachsame Untersuchung jedes Falles, ob nach den bestehenden Gesetzen die Stadt oder ein anderer Verband, eine Corporation oder Private zur Unterstützung verpflichtet sind; ferner die Heranziehung der gesetzlich verpflichteten Ehegatten, Kinder, Eltern ꝛc. zur Unterstützung ihrer verarmten Angehörigen, welche von Fall zu Fall in immer fortgesetzten Ermittelungen unermüdlich betrieben und sei es durch Zuspruch und Ermahnung oder durch Anwendung der gesetzlichen Zwangsmittel erreicht wird; dahin gehört die Behandlung der Fälle verschuldeter Armuth in Folge von Trunksucht, Liederlichkeit und Müßiggang durch Rath, Ermahnung, Vermittelung von Arbeit,

durch Drohung, polizeiliche Verwarnung, und schließlich Veranlassung der Bestrafung nach dem Strafgesetz; dahin gehört auch die Aufmerksamkeit, welche auf das Familienleben der Unterstützten gerichtet wird, der Einfluß auf Ordnung, Reinlichkeit und Ehrbarkeit, auf die Kindererziehung und den Schulbesuch, auf das Verhältniß der Kinder zu den Eltern; endlich die grundsätzliche Erhaltung und Pflege der Familienbande, deren Lösung durch Trennung der Kinder von den Eltern niemals begünstigt werden soll . . . Für das Armenpflegebedürfniß des Jahres 1852, des letzten unter der Wirksamkeit des alten Systems, mußten bei einer Einwohnerzahl von 50,364, bei günstigen Erwerbs- und Gesundheitsverhältnissen und billigen Lebensmittelpreisen im Steuerwege 75,524 Thaler 12 Sgr. 10 Pf. aufgebracht werden. Für denselben Zweck ist in dem Etat des laufenden Rechnungsjahres bei einer Einwohnerzahl von 83,600 und unter dem Eindruck andauernd ungünstiger Erwerbsverhältnisse eine steuerlich aufzubringende Summe von 65,754$^1/_3$ Thaler beigenommen worden. Diese Verminderung des Steuerbeitrages für die Armenpflege wäre nicht zu loben, wenn sie in einer systematischen Herabsetzung des Maßes der Unterstützungen in Härte und Theilnahmlosigkeit gegen die Armen, in einer Vernachlässigung der Pflege der Alten und Kranken und der Erziehung der Waisen ihren Grund hätte. Ich brauche nicht zu sagen, daß dies keineswegs der Fall ist. Das Maß der Unterstützung der Außenarmen ist bedeutend erhöht, die Fürsorge für die Kranken durch Vermehrung der Zahl der Armenärzte und durch Anstellung eines Specialarztes für Augenkranke erweitert, die Verpflegung der Arbeitsunfähigen und Alten in dem städtischen Armenhause verbessert worden; der Pflege und Erziehung der Waisen, der Cur und Pflege der Kranken in den Krankenanstalten wird eine große Sorgfalt gewidmet, welche mit den wachsenden Anforderungen der Zeit und der Wissenschaft Schritt hält . . . So sind also die Einrichtungen für die Pflege der Armen, ohne eine unverhältnißmäßige Belastung der Gemeindemittel, der höchsten Entwickelung von Jahr zu Jahr näher geführt worden. Vollkommen sind sie nicht und werden es auch niemals werden."

Nein; aber worauf es eben auch nur ankommt, das ist eine sich selbst unausgesetzt läuternde und vorwärtsschiebende solide Organisation. Als eine solche wurde das System und die Methode Elberfeld's zuerst in zwei anderen nahegelegenen rheinischen Fabrikstädten erkannt, in Barmen und Crefeld. Barmen begnügt sich mit seinem eigenen handgreiflichen Gewinn, — in Crefeld hat man dagegen früh die patriotische Verpflichtung gefühlt, auch weiteren Kreisen von einer sich so belohnenden Aneignung Kunde zu geben. Dies ist insbesondere geschehen durch die Schrift des früheren Landtags-Abgeordneten Seyffardt „Die Reform des Armenwesens" aus dem Jahre 1874, und durch seinen Bericht als Vorsitzender der städtischen Armendeputation über deren fünfjährige Wirksamkeit in den Jahren 1873—1877/78.

Die Crefelder Armenordnung vom 18. December 1862 enthält die wesentlichen Vorschriften derjenigen von Elberfeld: bei 60,000 Einwohnern mindestens 280 Armenpfleger und 20 Bezirksvorsteher, also wie dort je 14 Pfleger auf den Bezirk gerechnet, — in der Regel nicht mehr als vier Fälle auf den Pfleger, —

Besuch jedes Unterstützten mindestens einmal alle vierzehn Tage, und Bewilligung der Regel nach nicht auf länger als vierzehn Tage. Man fürchtete freilich, der Sprung von achtzehn der Armenpflege dienenden Bürgern auf dreihundert würde mißlingen, zumal weil die höheren Stände nicht so kirchlich wie in Elberfeld sind. Allein da ein starker Druck auf die Stadtcasse und folglich auch die Steuerkraft der Bevölkerung nachhalf, wagte man gleichwol den Sprung und er glückte. Auch ehe noch die Ausführungsbestimmungen zu dem Reichsgesetz wegen des Unterstützungswohnsitzes das Amt des Armenpflegers zu einem der Ehrenämter machten, die man nicht ablehnen darf, fand sich Bereitwilligkeit genug zur Annahme von Wahlen und Wiederwahlen. „Die Institution," sagt der nach zehnjähriger Wirksamkeit erstattete Bericht der Armenverwaltung, „ist im Laufe der Jahre mehr und mehr populär im besten Sinne des Wortes geworden, als besonders geeignet das Pflichtgefühl zur Betheiligung an den Arbeiten der Selbstverwaltung zu erzeugen und zu befördern." Für ihre Wirkung wird die Durchschnittsausgabe der Stadt für die in ihren Wohnungen verpflegten Armen in den letzten fünf Jahren vor und in je zweimal fünf Jahren nach dem Eintritt der neuen Ordnung angeführt:

			Unterstützte im Verhältniß zur Bevölkerung:
1858/62 . . .	Thaler	24,658 11 10	. . . $4{,}5$ %,
1863/67 . . .	„	28,136 24 10	. . . $5{,}5$ %,
1868/72 . . .	„	20,186 29 8	. . . $3{,}2$ %.

Das mittlere Jahrfünf zeigt einen höheren Durchschnitt als das erste wesentlich wegen des Krieges von 1866, der drei viertel aller in der Stadt befindlichen Seidenwebstühle stillstellte; 1863 und 1864 waren beträchtliche Ersparnisse erzielt worden. Dagegen bleibt das letzte Jahrfünf trotz des soviel länger dauernden Krieges von 1870/71 bedeutend hinter den früheren Ausgaben zurück, und 1872 erforderte nur etwas mehr als halb soviel wie das Kriegsjahr. Zugleich aber waren seit 1858 die Miethen und Lebensmittel um 50 Procent theurer geworden, die Bevölkerung hatte sich um 15 Procent vermehrt, während allerdings der industrielle Absatz von 1866 bis 1871 sehr günstig war.

In diesen Ziffern erblickt der städtische Bericht den Beweis, daß in Crefeld die übelste Wirkung der Unterstützungspflicht der Gemeinde, die leichtsinnige Gewöhnung der unteren Classen, sich auf die öffentliche Armencasse zu verlassen, beseitigt sei. Die gleichzeitig der Erziehung armer und verwahrloster Kinder gewidmete Sorge betrachtet er als ein wohlangelegtes Capital, das in dem Armenhaushalt der Zukunft mit reichlichen Zinsen erscheinen werde, da so die unselige Vererbung von Laster und Elend unterbrochen werde, welche in den niedrigsten Schichten der Gesellschaft so leicht einen epidemisch ansteckenden Charakter annehme und die schlimmste Form des Pauperismus bilde. Endlich sei man auch den Straßen- und Hausbettel so beinahe ganz losgeworden. Die Ueberzeugung, daß für jeden Hilfsbedürftigen ausreichend gesorgt sei, habe den Widerstand gegen Bettler allgemein gemacht, so daß oft wochenlang keiner erscheint, und wenn doch, gewöhnlich von auswärts.

Auch der zweite, 1878 erstattete amtliche Bericht constatirt, daß es mit

der neuen Organisation dauernd gelungen sei die Armenlast zu beschränken. 1873/77 sank die Unterstützenzahl auf 2,7 Procent der Bevölkerung. Selbst in den Zeiten größter Erwerbslosigkeit sei der Straßenbettel, namentlich das Laufen der Kinder von Thür zu Thür nicht wieder aufgekommen. Als in den letzten beiden Jahren der deutsche Nordwesten, Schleswig-Holstein, Hannover, Oldenburg, Westfalen u. s. f. von bettelnden Landstreichern förmlich überlaufen ward, schrieb Herr Seyffardt der Bremer Wochenschrift „Nordwest", in Crefeld merke man nichts von dieser Landplage.

Noch eine Reihe anderer rheinischer Industriestädte, großer wie kleiner, hat sich das Elberfelder System angeeignet. Es ist aber nicht beschränkt geblieben auf die verhältnißmäßig jungen Gemeinwesen, welche der modernen Großindustrie, wo nicht ihre Entstehung, so doch ihr rasches Emporsteigen zu bedeutenden Einwohnerzahlen verdanken. In solchen Städten herrscht ja freilich naturgemäß ein besonders lebendiges Solidaritäts-Bewußtsein den Wirkungen gegenüber, welche das Schwanken des Absatzes auf das Wohlergehen der Arbeiterbevölkerung ausüben mag. Die Gemeindelasten ruhen auf vergleichsweise wenigen Schultern und jede Erwerbsstockung bei den vermögenslosen Massen verstärkt sofort empfindlich ihren Druck. Da mußte sich demnach wol zuerst ein Verfahren Bahn brechen, welches durch ausgebreitete und ununterbrochene persönliche Fürsorge Stützen aufrichtet gegen das völlige hoffnungslose Versinken derjenigen Familien, die zeitweilig der öffentlichen Armenpflege anheimfallen. Aber die Richtigkeit der Idee beschränkt sich deswegen doch noch nicht auf jugendliche Industrieplätze. Auch Handelsstädte, Beamtenstädte, Ackerstädte und wie sonst die Städte nach der Hauptnahrungsquelle ihrer Bewohner sich classificiren lassen mögen, haben das Elberfelder System auf ihre Verhältnisse anwendbar gefunden und thatsächlich herübergenommen.

Von unseren Handelsstädten z. B. Bremen. Hier geht zwar ein behaglicher Wohlstand so tief hinunter, daß die Gefahr übermäßigen Anschwellens der Noth, und deshalb die in lässiger Behandlung derselben schlummernde Gefahr sich der Gesammtheit bisher kaum aufdrängen wollte. Aber desto deutlicher sahen die verantwortlichen Leiter und Vertreter des Gemeinwesens, wie schmarotzerhaft ein üppig genährtes stilles aber nicht verschämtes Bettlerthum wucherte. Und da im Gegensatz zu Fabrikstädten eine Handelsstadt viel höheres und wenig niederes seßhaftes Personal hat — ihre Gehilfenmassen schwimmen auf Meer und Flüssen oder fahren auf der Eisenbahn —, so glich sich die schwächere allgemeine Empfindung von der Nothwendigkeit sorgsamer Armenpflege mit dem Vorhandensein einer soviel größeren Auswahl von Pflegern einigermaßen aus. Es kam erleichternd hinzu, daß grade zum Behuf der Armenpflege die Kirchengemeinden in ihren Diakonien von jeher die jungen Kaufleute und Rechtsgelehrte zahlreich herangezogen und an den Dienst bei den Armen gewöhnt hatten. Das Monopol der Kirchengemeinden mit ihren meist noch lebensunerfahrenen Diakonen auf die städtische Armenpflege wurde beseitigt, aber nicht mit plötzlichem Sprunge, damit die einmal angesammelte Erfahrung nicht verloren gehe; man verdoppelte zunächst die Zahl der Pfleger, und erhöhte sie dann auf das Vierfache, so daß an die Stelle eines ganz überwiegenden,

praktisch eigentlich entscheidenden Einflusses der besoldeten fünf oder sechs Armenvögte eine wirkliche Pflege höhergebildeter, angesehener und einflußreicher Männer in nicht zu viel Familien auf einmal trat.

Beispiele von Beamtenstädten, die dem Vorgange der rheinischen Fabrikstädte gefolgt sind, bieten Darmstadt, Karlsruhe und Dresden dar; Beispiele von dem, was man ehemals Ackerstädte nannte — der Begriff hat sich in den complicirteren modernen Verhältnissen allmälig überlebt —, Landsberg an der Warthe und Göttingen. Einfach copiren ließ sich jedoch das Original hüben so wenig wie drüben. Die große Menge der von der Hand in den Mund lebenden Familien verglichen mit der Zahl der auf einiges Vermögen gestützten, ist nicht der einzige Unterschied beispielsweise zwischen Elberfeld und Bremen, Crefeld und Darmstadt, Gladbach und Landsberg. Unsere alten Städte, die schon im Mittelalter blühten, erfreuen sich seitdem und namentlich aus der Zeit gleich nach der Reformation eines Reichthums an Wohlthätigkeitsstiftungen und Vermächtnissen zu Unterstützungszwecken, der aus Vernunft gutentheils Unsinn und aus Wohlthat Plage geworden ist, weil sich die Zustände gründlich geändert haben, der Wille des Stifters oder Erblassers aber mit heiliggehaltenem Buchstaben unverrückt stehen blieb wie er niedergeschrieben. In den Residenzen übt eine ähnliche Wirkung der Hof aus, der ja kaum umhin kann, parasitischen Existenzen Nahrung und damit noch über seinen eigenen Kreis hinaus ein übles Beispiel zu geben. Auf beiderlei Untergrunde pflegen auch Wohlthätigkeitsvereine zu erwachsen, von Frauen wie von Männern, die in der Absicht selbstverständlich allemal gut, in der Einsicht aber nicht selten schwach und unreif, deshalb denn auch gewöhnlich nur von gemischter Wirksamkeit sind.

Elberfeld, Barmen, Crefeld und ihres Gleichen haben in ihrem Fahrwasser diese Klippen nicht. Sie stammen aus dem vorletzten Jahrhundert; städtische Bedeutung haben sie kaum früher als gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erlangt, großstädtische erst ganz neuerdings.

Folglich plagt sie wenig oder nichts von alten Stiftungen, die dem verständigen Ermessen der heutigen öffentlichen Armenverwaltung entzogen wären. Wohlthätigkeitsvereine gibt es kaum; es sei denn, daß die Armenverwaltung selbst sie zu ihrer Unterstützung in's Leben riefe, wie in Elberfeld seit Kurzem einen Frauenverein. Das Ganze der nicht aus rein persönlichen Beziehungen stammenden Wohlthätigkeit geht durch die Hand der fest und wirksam organisirten städtischen Armenpfleger, die auch in Crefeld wenigstens (und danach in Bremen) einen eigenen Wohlthätigkeitsfonds haben, aus welchem sie über das gesetzlich erforderte und amtlich innezuhaltende geringste Maß hinaus ihren Pflegebefohlenen Gutes erweisen können. Höchstens die kirchlichen Gemeinschaften thun für ihre Angehörigen noch ein Uebriges. Daß dies aber nicht die Arbeit der städtischen Armenpflege störe, dafür sorgt schon der maßgebende Einfluß der Aeltesten in sich selbst regierenden Kirchengemeinden, da diese gewöhnlich selbst Armenpfleger sein oder gewesen sein werden, jedenfalls an der Aufrechterhaltung eines wohlgeordneten Armenwesens stark interessirt sind.

Die so gesicherte geschlossene Einheit, Uebersichtlichkeit und Gleichmäßigkeit in der Behandlung der Armen der Stadt ist von höchstem Werthe. Sie ver-

hütet, daß was von dem einen Punkte aus heilsames erstrebt und erreicht wird, von einem anderen aus wieder verdorben werde. Alle noch arbeitsfähigen Armen und alle armen Kinder bedürfen der vorsichtigsten Behandlung, wenn sie zur Selbsterhaltung gelangen sollen. Es ist ja sehr verführerisch, namentlich für den ohne seine Schuld um's Brod gekommenen Menschen, sich von Anderen versorgen zu lassen. Trägheit und Verzweifeln am Vorwärtskommen ziehen ihn nur zu leicht auf diese verhängnißvolle schiefe Ebene herab. Deshalb muß die Armenpflege, wer sie immer ausüben mag, sich dagegenstemmen mit weiser Nüchternheit und wohlthätiger Strenge. Ihre Aufgabe ist wie die des Erziehers, der das ihm anvertraute bildsame junge Geschöpf nicht verweichlichen noch verwöhnen darf, indem er jeden seiner oft unvernünftigen, mitunter sogar gradezu verderblichen Wünsche erfüllt, sondern auf eine gesunde Stählung des Körpers und Kräftigung des Willens, namentlich zur Herrschaft über die eignen feigen oder bösen Triebe, all' sein Augenmerk zu richten hat. Wie aber das Erziehen nicht schon versteht, wem ein Kind beschеert worden ist, so wird man noch nicht dadurch ein guter, nützlich wirkender Armenpfleger, daß man einen Wohlthätigkeitsverein begründen hilft oder die Verwaltung irgend eines alten Vermächtnisses für die Armen übernimmt. Theilnahme an der praktischen Armenpflege von solchem Ursprung her führt vielfach nur zu gemeinschädlicher Pfuscherei. Die Stiftungszinsen müssen doch verausgabt werden: da trägt sie von dannen, wer darauf zu laufen weiß. Je mehr verschiedene von einander getrennte Quellen für Almosen, je mehr Unerfahrenheit und Willkür in ihrer Vertheilung, desto üppiger nährt sich nicht bloß der angeblich nothleidende Heuchler, sondern die Noth selber von den Mitteln, die ihr abhelfen und womöglich ein Ende machen sollten; denn auch wer anfangs nur Bedürftigkeit heuchelte, wird mit der Zeit wirklich selbsterhaltungsunfähig, weil seine wirthschaftlichen Muskeln und Nerven durch Nichtgebrauch verkümmern.

Nach Einheit der Grundsätze und der Behandlungsweise muß also jede ihrer schweren und hohen Aufgabe sich bewußt gewordene Armenpflege allen Ernstes trachten; aber es wäre wol hoffnungslos, wollte sie es überall auf dem kurzen und einfachen Wege der niederrheinischen Fabrikstädte. Man kann vielleicht durch ein gesetzliches Machtwort alle Wohlthätigkeitsstiftungen, die nicht erbliche Familienansprüche begründen, in die Armencasse ihres Ortes leiten; Lübeck hat sich zu etwas Aehnlichem genöthigt gesehen, und Baden das Beispiel eines derartigen Vorgehens für ein ganzes Land gegeben. Aber man kann doch kaum verbieten, daß Vereine zur Erfüllung der sittlichen Pflicht der Barmherzigkeit, sei es gegen Ortsarme, sei es gegen landstreichende Bettler, sich bilden oder fortfahren zu wirken.

Noch weniger läßt die rein persönliche Privatwohlthätigkeit sich unterdrücken. Ja wenn man es könnte, dürfte man es nicht wollen! Die Beziehungen, welche sie zwischen Arm und Reich schafft und unterhält, gehören zu den werthvollsten im ganzen Umfang des nationalen Lebens. Auch in ihnen kann durch Mangel an Prüfung oder an Urtheil oder an Festigkeit gefehlt werden; aber die Fehler haben nicht die verhängnißvolle Tragweite der Sünden auf öffentliche Kosten, weil der Empfänger sie auf Rechnung des Gebers setzt, und nicht der

durch ihn vertretenen Gesammtheit. Niemand bildet sich so leicht ein, einen rechtmäßigen Anspruch an die Gesellschaft zu erlangen, weil sein Gönner Herr Soundso oder seine alte Herrschaft Frau Wieheißtsiedoch einmal zu tief in die Tasche gelangt hat, als er ihnen seine jämmerliche Lage schilderte; er sieht darin höchstens die nachwirkende Erkenntlichkeit für früher geleistete Dienste oder Lohn für dauerndes Wohlverhalten. Und da wirklich meistens in nachwirkenden Gefühlen dieser Art der Grund zur Unterstützung bekannter Armer liegt, so fällt sie in eine ganz andere Sphäre als die öffentliche Unterstützung von Gemeinde, Vereins oder Stiftungs wegen. Sie gleicht dieser nur auf der Oberfläche, nicht in der Tiefe.

In der Tiefe aber nährt sie zugleich mit unentbehrlichem Lebenssafte die Wurzeln des gesammten öffentlichen Unterstützungswesens. Grübe man demselben diese still aber beständig zufließende Nahrung ab, es müßte verdorren. Es würde dann eine todte, lieblose Almosenspende, oder im besten Falle eine herrische Bevormundung, ohne Kraft, jenen innigen Zusammenhang aller Schichten der Nation aufrechtzuerhalten, von der ihr innerer Frieden und zuletzt selbst ihre äußere Sicherheit abhängt.

Das Gefühl der Unterstützungspflicht ist indessen auch viel zu mächtig, als daß es sich ganz um seine unmittelbare Bethätigung bringen ließe. Waltet es heute doch selbst in den gebildetsten Familien noch beinahe schrankenlos! Städte wie die genannten abgerechnet, wo sich aus einer wirksamen Organisation heraus auch richtige Ideen und Maximen allgemein verbreitet haben, — wie viele Menschen sind es denn, die sich zum Gesetz gemacht haben, Unbekannten kein Almosen zu geben? Allenfalls die Armenpfleger von Beruf oder die Wirthschaftsgelehrten, denen Geschichte und Theorie des Armenwesens nicht ganz unbekannt geblieben sind; vielleicht auch einzelne weltkundige Reisende, die in Italien und anderen südlichen Ländern nach manchem Experiment zu dem Schlusse gelangt sind, daß Bettlern unter keinen Umständen etwas geben schließlich doch selbst für den damit alleinstehenden einzelnen Wanderer die zweckmäßigste Praxis ist. Aber es hat nur der letzten Ueberfluthung Deutschlands mit Landstreichern bedurft, um zu enthüllen, auf wie allgemeine Fütterung der Bettler von Profession, der Mann oder Junge mit den zur Schau getragenen Lumpen, der Jammermiene und der kläglichen Stimme unter uns noch rechnen darf. Er macht — auch ohne den Wisch, der einst als amtlich ausgestellter sogenannter Bettelbrief für viele deutsche Gemeinden die regelmäßige Form der Versorgung ihrer Armen war — grade ebensoviel Glück, wie seine angesessene Leidensschwester, die die Vereine und Hausfrauen brandschatzende Dürftigkeitsheuchlerin.

Das Uebel hat zuletzt solche Ausdehnung angenommen, daß Denjenigen, die es hervorriefen und unterhielten, die Augen wol aufgehen mußten. Im Laufe der letzten beiden Jahre haben Tausende unserer Landsleute den festen Entschluß gefaßt, an Unbekannte Nichts mehr zu geben. Auch den Frauen und Dienstmädchen wird dieses Stück Askese zugemuthet; allenfalls mit der erleichternden Ausnahme, daß es, wenn etwa gerade Mittagszeit, auf einen Teller Suppe nicht ankommen soll. Das ist insofern auf den Bruder Vagabunden gut genug be-

rechnet, als dieser im Grunde des Schnapses halber und deshalb lediglich um Geld oder Geldeswerth zu betteln pflegt; aber es hat den Nachtheil, ihm in dem Falle, daß er schon zu Diebs- oder Raubgelüsten herabgesunken sein sollte, die Ausspähung der Gelegenheit möglich zu machen, und daher versagt man sich besser auch diese kleine Abfindung jenes unzulässigen vagen Barmherzigkeitstriebes, der weder unterscheidet noch untersucht.

Als die Hochfluth der Geschäftsstockung in den letzten siebziger Jahren Massen von bettelnden Vagabunden überallhin durch Deutschland verstreute, namentlich aber nach den Landstrichen, wo der Bauer auf einsamem Gehöft wohnt und die im Geruch der Wohlhabenheit stehen, da bildeten sich, zumal im Nordwesten, zahlreiche Vereine gegen den Bettel, um sie abzuwehren. Man erkannte plötzlich, daß die Neigung des Publicums zu vorbehaltlosem Geben die streifenden Bettler so mächtig anzieht, wie die Tante mit stets vorräthigem Kuchen kleine Neffen und Nichten. Dem Publicum das Geben abzugewöhnen, ist deshalb die eigentliche Idee dieser Vereine. Ihre eigenen Gaben sind nur noch Mittel zum Zweck: sie verbürgen dem weichen Herzen, welches seine Hand nicht aufthun soll, daß doch irgendwo in der Nähe eine Stelle ist, wo die zweifelhafte Hilfsbedürftigkeit geprüft und der erwiesenen Etwas verabreicht wird. Dies ließe sich scheinbar auch durch entsprechende Bekanntmachungen und Anstalten der Armenbehörde besorgen. Aber theils hat diese entweder keine Mittel oder glaubt keinen Beruf zu haben zur Unterstützung ortsfremder Bettler; theils und vor Allem überzeugt sie die Leute nicht so leicht, daß ihnen neben ihr kein wirklich nothwendiger und verdienter Beistand für Hilfsbedürftige zu leisten übrig bleibt. Der Verein centralisirt das Geben wirksamer. Weil es ihm aber nicht blos auf die Erlangung von Mitteln, sondern vor Allem auf die Gewinnung möglichst vieler Mitglieder ankommen muß, damit möglichst wenige Einwohner fortfahren, unterschiedslos auch an Unbekannte zu spenden, so dient er zugleich dem wichtigen volkserziehlichen Zwecke, Aufklärung über die rechte Behandlungsweise öffentlicher Noth zu verbreiten. Diese Seite übersieht, wer der Meinung ist, daß Gesetze und Strafen hinreichen, um uns von der Bettelplage zu erlösen. Keine Gesundheitspflege ist erschöpfend, die blos Quarantänen gegen das Eindringen epidemischen Giftes herstellt: die Trockenlegung des Sumpfbodens, in welchem alle mörderischen Keime wuchern, muß hinzutreten. So genügt es für die Abstellung des landdurchziehenden Bettels auch nicht, ihm die Gensdarmen auf den Hals zu hetzen, oder überhaupt, sich nur mit den Bettlern zu beschäftigen. Die Geber verdienen dieselbe Aufmerksamkeit. Sie gleichfalls mit Verbot und Strafe heimzusuchen, wie in früheren Jahrhunderten oft genug ohne nachgewiesenen Erfolg unternommen worden ist, mag in einzelnen ländlichen Kreisen noch angehen, wo die Localvertretung sich damit nur gleichsam eine Art von Conventionalstrafe unter Genossen auferlegt, z. B. in sächsischen Amtsbezirken: — in Städten und folglich für die Gesammtheit ist auf diesem Wege nicht vorwärts zu kommen. Aber auch die Landwirthe werden nicht allenthalben aufgelegt sein, sich das Almosengeben gegenseitig zu verbieten. In Schleswig-Holstein z. B. oder Westfalen, wo statt der Dörfer einsame Höfe das Land unter sich theilen, ist die Gabenverweigerung unter Umständen, wenn im Sommer die Männer sämmtlich

auf dem Felde und Frauen und Kinder allein zu Hause sind, ein gar bedenkliches Ding. Da hat man statt dessen in ersterer Provinz versucht, das Vereinsnetz dicht über Stadt und Land zugleich zu spannen, — nicht um die lockeren Vögel zu fangen, denen es gilt, sondern sie vielmehr zu verscheuchen. Bei hinlänglich energischem agitatorischen Betriebe verspräche das wol auch Erfolg. Nur scheint es an diesem leider zu gebrechen. Man hat eine große Zahl der angesehensten Männer unter einem Aufruf vereinigt, aber von einzelnen Bezirken wie etwa dem Kreise Husum abgesehen, ist kaum Jemand, der planmäßig und ausdauernd neue Maschen knüpfte. Etwas Aehnliches wird jetzt im Herzogthum Oldenburg angefangen, hoffentlich mit ernstlicherer Durchführung. Auch der Provinz Hannover hat der die Bettelei bekämpfende Verein ihrer Hauptstadt eine Zusammenfassung der zerstreuten örtlichen Vereine in Aussicht gestellt. Auf eine gewisse Verständigung mit der Nachbarschaft sah sich der Verein in der kleinen Fabrikstadt Osterode am Harz von Haus aus angewiesen und wandte sich dieserhalb nach Clausthal, Herzberg, Seesen u. s. f. Sollte sich das nicht zweckmäßig und haltbar organisiren lassen? Man braucht dabei nicht ängstlich an den zufälligen Staats- oder Provinzgrenzen zu kleben, sondern könnte füglich zusammengehörige und abgerundete geographische Gebiete zur Grundlage nehmen, z. B. den ganzen Nordwesten von der Elbe bis zum Dollart hin. Eine geschlossene Abwehr durch unter einander verbundene und sich gegenseitig läuternde Vereine würde bald das Uebermaß von Anziehungskraft aufheben, das diese wohlhabenden und dünnbevölkerten Gegenden augenblicklich noch für vagirende Bettler besitzen.

Auch wenn die menschlichen Drohnen im Lande nicht gerade dicht schwärmen, hat natürlich eine Stadt wie Berlin, und manche kleinere dazu, der die Straßen ablaufenden Bettler auf Gerathewohl genug. Dies brachte zuerst in Berlin auf den Gedanken, dem örtlichen Bettel eine geschlossene, aber auf freiem Willen ruhende Organisation entgegenzustellen. Eine solche Vermehrung der Zahl der Armenpfleger wie in Elberfeld wurde für praktisch unausführbar erachtet. Die über die gesetzliche Pflicht hinausgehende Wohlthätigkeit sollte nach einem Plane des früheren Oberbürgermeisters Seydel von der amtlichen ganz abgeschieden, einem sie in die Hand nehmenden und ordnenden Verein sogar alles Das abgetreten werden, was die städtische Armenverwaltung an dahin zielenden Vermächtnissen und Stiftungen besaß; und als dies an rechtlichen sowol wie praktischen Klippen scheiterte, entstand 1869 wenigstens aus der Initiative des jetzigen Stadtverordnetenvorstehers Dr. W. Straßmann der große „Verein gegen Verarmung und Bettelei", das Muster vieler nachfolgenden anderswo. Er hat die bestehenden Vereine zu gleichem Zweck, die in der Riesenstadt auf dritthalbhundert geschätzt werden, nicht aufgesogen, aber doch recht viel von dem unbestimmten Barmherzigkeitsdrange, der in den meisten unserer Zeitgenossen lebt, veranlaßt sich durch seine Vermittelung genugzuthun, und sein hauptsächlichstes Augenmerk auf einen der Verarmung, dem Versinken in vollständige Hilfsbedürftigkeit vorbeugenden rechtzeitigen Beistand gerichtet. Zu diesem Zwecke ist er über sein weites Arbeitsfeld hin ähnlich organisirt wie die vortrefflich verwaltete städtische Armenpflege, mit der er die engste, regste Fühlung unterhält. Die beiderseitigen

Bezirks-Ausschüsse beschicken einander und theilen sich im Austausch alles Wissenswerthe mit.

Einer der Vereine, die nach diesem Vorbild entstanden sind, ist der Hilfsverein in Landsberg an der Warthe. Dort war vorher — vom 1. April 1878 ab — das Elberfelder System in die amtliche Armenpflege eingeführt worden; und der Mann, der an der Spitze dieser stand, der ehemalige Landtags-Abgeordnete Stadtrath Röstel, schuf und leitet seitdem auch den am 1. October 1878 in's Leben getretenen Hilfsverein. Eine solche Personalunion ist gewiß das beste Mittel, dem Dualismus in der Behandlung des städtischen Armenwesens jede Gefahr zu nehmen, sodaß er dann ähnlich wirken mag, wie die streng geschlossene Einheit der Organisation in den rheinischen Industriestädten.

Man schafft auf beiderlei Weise für die nachbarlich zusammenwohnende Gemeinschaft, in welcher der Anblick der Noth beständig nicht blos sympathetische Thränen, sondern eine gewisse Menge von Gaben hervorruft, sozusagen die erforderliche Vorfluth, daß der sociale Boden nützlich bewässert werde, aber nicht versumpfe. Man gräbt einen oder zwei große, vielfassende, überallhin wirksam verzweigte Canäle, denen der Bemittelte von seinem Ueberfluß zuführen und der Mittellose in seiner Hilfsbedürftigkeit das Nöthige entnehmen mag. Nur bleiben dann die alten Sammelbecken immer noch bestehen, und kreuzen und stören die neue geordnetere Vertheilung. Die vorhandenen Vereine und Stiftungen sind durch die Entstehung eines Centralvereins neben und im Bunde mit der Stadtarmenpflege noch nicht sofort unschädlich gemacht. Sie können fortfahren, mit größerer oder geringerer Sorglosigkeit um die späteren Folgen ihre Gaben auszustreuen; und das Gemeinwesen hat dann schließlich doch, wenn wieder ein Mensch oder eine Familie mehr auf die gleitende Bahn innerer Abhängigkeit von fremder Hilfe geräth, so oder so die dauernden Kosten zu tragen, — finanzielle wie moralische Kosten.

Wer nun von keiner Schwierigkeit auch nur einen Augenblick aufgehalten werden kann, ohne alsbald nach den Leitern oder nach den Hebeln und Bohrern der Gesetzgebungsgewalt zu rufen, daß sie ihm hinüber- oder hindurchhelfen, der mag wol aufgelegt sein, die Armen-Stiftungen kurzweg zu confisciren und den Wohlthätigkeits-Vereinen zu gebieten sich der Stadtarmenpflege zu unterwerfen. Ein gesetzliches Verfahren, um veraltete Stiftungen zu hindern übel statt gut zu wirken, und das Gebot für Wohlthätigkeitsvereine, der Ortsbehörde ihr gesammtes Handeln nebst den Personen, auf welche es sich bezieht, durchsichtig offen zu legen, scheinen auch mir so zulässig als wünschenswerth. Einstweilen aber ist das letztere mehrerwärts in Gang gekommen, ohne daß es gesetzgeberischen Eingreifens bedurft hätte.

Die Armen-Direction in Bremen hat zwar noch nicht von allen, aber doch von den bedeutendsten Wohlthätigkeitsvereinen ihrer Stadt erreicht, daß sie ihr für ein allerdings geheim gehaltenes Register die Namen der Gegenstände ihrer Fürsorge und den Betrag der denselben gespendeten Gaben mittheilen. Dadurch kommt sie in die zwiefach günstige Lage, für das Geschäft der ihr untergebenen Pflege vollständiger unterrichtet zu sein und ihre eigene Personalkunde den

Vereinen zur Verfügung stellen zu können, auf daß Doppelunterstützung vermieden wird.

Noch etwas mehr ist durch das Vorgehen einer einsichtsvollen und beharrlichen Frau in Stettin erreicht worden. Dort sind die freien Wohlthätigkeitsvereine darauf eingegangen, allmonatlich durch Vertreter mit einem an der Armenverwaltung betheiligten Stadtrath zusammen zu kommen, und ihre Bittgesuche, Personalien und sonstigen Erfahrungen einander fortlaufend mitzutheilen. Die unterstützten Personen werden in ein Hauptbuch eingetragen, welches bei der städtischen Armenbehörde zur Einsicht jedes Befugten offenliegt. Man hat hierin ein Unrecht gegen die sogenannten verschämten Armen erblicken wollen. Frau Bürgermeister Sternberg — die Urheberin dieser gemeinnützigen Einrichtung — hat aber schon in dem Schreiben, durch welches ihr Werk zuerst weiteren vaterländischen Kreisen bekannt geworden ist („Nordwest" vom 21. November 1880), bemerkt, daß die „verschämten" Armen nicht selten die unverschämtesten sind.

Das Armenwesen ist überhaupt in Folge des Stillstandes oder mindestens allzu geringen Maßes von gesunder Bewegung, welchem es verfallen, ziemlich reich an veralteten Vorstellungen, Begriffen und Worten, ebensowie an veralteter Praxis und Methode. Die Luft in diesem Betriebe stockt ähnlich wie in den meisten Wohnungen armer Leute, sodaß sie ihre Reinheit und gesunderhaltende Brauchbarkeit verloren hat; und halbverfallener alter Hausrath füllt denselben kümmerlich aus. Nirgends darf man sich weniger als hier auf die überlieferten Redensarten und Ansichten verlassen. Man könnte recht gut in der Form eines Verzeichnisses sinnlos gewordener Handlungen und Worte einen Katechismus zeitgemäßer, vernünftiger, gemeinnütziger Armenpflege und Wohlthätigkeit aufstellen. Zu den ersteren gehört beispielsweise das Geldsammeln für die Armen ohne jede weitere Ueberlegung bei passenden und unpassenden Gelegenheiten; zu den letzteren die übliche Selbstberühmung jedes Ortes ohne Unterschied von dem „hier herrschenden Wohlthätigkeitssinn", der „rühmlich bewährten Freigebigkeit unserer Bevölkerung" u. s. f., auch wo es keinen praktischen Zweck hat.

Aber unsere Gegenwart ist zugleich die Zeit wahrhaft praktischer Reformen auf diesem Gebiet und großartiger Einzel-Unternehmungen. Eine von jenen verdanken wir, wie eben dargelegt, einer deutschen Frau; eine von diesen einer englischen. Die vielbetrauerte edle Großherzogin Alice von Hessen hat mit einem von ihr selbst geschriebenen Vorwort das Büchlein deutsch herausgeben lassen[1]; in welchem Miß Octavia Hill über ihre heldenmüthige That auf diesem socialen Schlachtfelde berichtet. Es sind eigentlich vier in englischen Zeitschriften von 1866 bis 1872 erschienene Aufsätze und ein Bericht an den Armenrath ihres Stadtbezirks, und nur drei der ersteren beschäftigen sich mit dem, was hier in Frage steht, während der vierte Aufsatz und der Bericht eine Entwickelung der Londoner Armenpflege im Sinne des Elberfelder Systems zum Gegenstand haben. Eine interessantere Lectüre läßt sich weder für Armenpfleger von Fach noch für menschenfreundlich gesinnte und thätige Frauen denken: aber ich fürchte, daß sie nur erst sehr wenigen sowol von diesen als von jenen zu Gesicht gekommen ist.

[1] Aus der Londoner Armenpflege. Von Octavia Hill. Wiesbaden, Julius Niedner. 1878.

Miß Hill kaufte im Jahre 1864 mit geistiger und pecuniärer Unterstützung des bekannten Aesthetikers Ruskin drei Häuser in der Nachbarschaft ihres eigenen in dem Londoner Kirchspiel Marylebone für etwa 15,000 Mark, um sich zur Hauswirthin der darin wohnenden Miether zu machen. Nachdem der Versuch, durch die damit verbundene Macht erziehend auf die Personen und bessernd auf ihre Lage einzuwirken, befriedigend ausgefallen war, ging sie weiter und kaufte für einige reiche Damen, welche sie für die Idee zu gewinnen wußte, eine ganze Gasse, diese gleich jenen ersten Häusern zu den schlimmsten ihrer Art gehörig, voller Verfall, Schmutz und sittenlosen Treibens. Gegenwärtig sind sie nicht wiederzuerkennen. Der Hauswirth ist eben mächtiger als der Schullehrer und als der Seelsorger, auf die Wirthschafts- und Sittlichkeits-Zustände dieser untersten Classe des Volks einzuwirken. Er hat seine Miether in einem gewissen Sinne in der Hand.

Allerdings aber reicht die Stellung allein, welche sein Eigenthumsrecht ihm gibt, noch lange nicht aus für den kleinsten nachhaltig hebenden Einfluß. Viel Arbeit und Geduld muß hinzukommen, um einen wahrhaft durchgreifenden Hebel daraus zu gestalten. Die gewöhnlichen Hauswirthe oder Hauswirthinnen pflegen entweder indolente Sclaven oder launenhafte, leidenschaftliche, wo nicht gar geradezu sittenverderbende Tyrannen ihrer Miethsleute zu sein. Sie zu verdrängen durch einen hingebend menschenfreundlichen und zugleich wohldurchdacht verständigen Einfluß ist eine der glücklichsten socialpolitischen Ideen, welche je zu Tage getreten sind, — mehr werth als alle Projecte der gelehrten radicalen Socialisten zusammengenommen, zumal da ihr der Heroismus zur Seite ging, der gleich die praktische Probe anstellte. Miß Hill ist keine weiche Schwärmerin. Der kälteste Verstand und der härteste Wille eines Mannes hätte nicht klarer als sie erfassen, nicht strenger als sie durchführen können, sobald Mr. Ruskin ihr einmal die Augen geöffnet hatte, daß pünktliche Miethezahlung obenanstehe. Man sucht diese jetzt hier und dort in Deutschland den Unbemittelten dadurch zu erleichtern, daß man ausdrücklich und nur für die Miethe Sparpfennige sammelt, wohl gar noch mit nicht ganz unbedenklichen Zuschüssen als Prämie für diese Pflichterfüllung aus der Casse eines wohlthätigen Vereins. Auch Miß Hill bot zu der allmäligen Ansammlung des Miethbetrages in einer sichern Hand, zur Versicherung ihrer Miether sozusagen gegen die Versuchung zu leichtsinnigen Ausgaben auf Kosten regelmäßiger Miethezahlung gern die Hand; aber unerbittlich bestand sie auf Erfüllung dieser Pflicht. Sie wollte, wie sie sagte, den Leuten zwar nicht ihr entwickeltes und verfeinertes Gefühl für Recht und Unrecht aufdrängen, wol aber dem eigenen Gerechtigkeitsgefühl derselben zu Hilfe kommen, daß selbstsüchtigere Triebe es nicht unterdrückten. Von Ausbesserungen ließ sie die nothwendigen und dringenden natürlich sofort vornehmen, ohne jedoch auf einmal den gefundenen üblen Zustand in einen ganz vollkommenen zu verwandeln. Was von dem Ertrage der Häuser übrig blieb, nachdem fünf Procent Zinsen für das Erwerbs-Capital, eine mäßige Tilgungs-Quote und die unaufschiebbaren baulichen Nachhilfen bestritten waren, das durften die Miether selbst abwechselnd für diese oder jene ihnen besonders einleuchtende Verbesserung bestimmen. Allwöchentlich zog die vornehme und hochgebildete Hausherrin in

Person ihre Miethen selbst ein. Sie lernte dadurch ihre Leute kennen und gewann mit der Zeit persönlichen Einfluß. Den Reinlichkeitssinn, der als psychologische Voraussetzung und Grundlage der Sittlichkeit so wichtig ist, förderte sie durch sorgfältige Reinhaltung ihres eigenen Bereichs in den Häusern, d. h. der Vorplätze, Treppen, Gänge u. s. f., dann durch häufiges persönliches Erscheinen erst zu festen vorherbekannten Zeiten und danach zu allen möglichen verschiedenen Zeiten. So benutzte sie den Umstand, daß die Frauen sich ihres Schmutzes vor ihr zu schämen gelernt hatten. Sie drang aber niemals gegen den Willen des Besitzers in ein vermiethetes Zimmer ein, sondern respectirte hierin das Recht dieser armen Familien, gerade so zartfühlend, wie das ihrer begüterten Freunde. Mit Almosen verschonte sie sie, bis es einmal gar nicht anders ging. Aber Dank der Erziehung, welche sie so hatte ausüben können, gingen an ihrem Wohnquartier selbst Zeiten allgemeiner Noth und Bedrängniß ohne Bedarf für eigentliche Almosen vorüber. Es war nicht blos eine verhütende, dem völligen Verfall vorbeugende, es war auch eine emporhebende Thätigkeit an Vielen, was sie übte.

Der Bericht, welchen sie hierüber zu drei Malen hinter einander ihrem vaterländischen Publicum erstattet hat, zeugt von einer wahren Meisterschaft in der Behandlung ungebildeter, mittelloser Menschen. Kein Mann, ich wiederhole es, könnte die maßgebenden Grundzüge unverbrüchlicher halten, und keine Frau zugleich das Geschäft der Wohlthätigkeit, wenn der Ausdruck gestattet ist, in der Praxis heilsamer, in der Erzählung ergreifender und fesselnder detailliren. In dem kleinen Büchlein steckt eine Fülle von Belehrung über die Art, wie man mit dem hilfsbedürftigen Nächsten umzugehen hat. Vollends auf die Höhe ihrer edlen Kunst erhebt sie sich am Schlusse des dem Local Government Board erstatteten Berichts vom Januar 1874, wo sie die wesentliche Verwandtschaft der in Marylebone versuchten Reform mit dem Elberfelder System darthut, und dann dieses System vor allem deshalb preist, weil es durch Aufnahme von Frauen noch so außerordentlicher Vervollkommnung fähig sei. „Einen weit tieferen Einfluß noch auf die Lage der Armen wird es gewinnen, wenn die Pflegerinnen sich zu der Einsicht erheben werden, daß sie bei der Behandlung der Armuth viel mehr danach streben müssen zuvorzukommen, als wieder gutzumachen; ihre Pflegebefohlenen viel mehr davor zu bewahren, daß sie in den Genuß ihres Armenrechtes treten, als Unterstützung für sie zu erlangen, nachdem sie bis zu diesem niedrigen Punkt herabgesunken sind. Erst wenige meiner Mitarbeiterinnen haben die Idee erfaßt, daß ihr schönster Erfolg darin bestehen würde, die Hilfsquellen der Armen selbst zu entwickeln, anstatt sie als regelmäßige Almosen-Empfänger fortleben oder zu solchen werden zu lassen. Ich glaube, es kommt ihnen selten der Gedanke, nah oder fern eine Beschäftigung zu finden, wodurch eine junge Wittwe sich und ihre Kinder ernähren könnte, ehe sie das Brod der Armencasse gekostet hätte. Ich glaube nicht, daß sie oft einer alten Frau zur Pflicht machen zu versuchen, ob der Sohn, dem es gut geht, sie nicht unterhalten könnte, oder ob die Töchter, die in Diensten stehen, sich nicht hierzu vereinigen würden. Sie haben die Armen noch nicht genau genug beobachtet, um einzusehen, daß sie ihnen damit in Wahrheit die größte Liebe beweisen können.

Sie vergessen der Würde, die das Bewußtsein, auf eigenen Füßen zu stehen, verleiht; sie vergessen des Segens, der im festeren Anziehen der Familienbande liegt; sie sehen nur auf die Thatsache, daß der Bittsteller unterstützungswerth ist, und haben nur den Trost oder die Erleichterung im Auge, welche eine Bewilligung aus öffentlichen Mitteln gewähren würde. Wieweit sie die Leute über die entwürdigende Abhängigkeit von Gemeinde- oder Vereins-Unterstützung erheben, um sie zu energischen, selbständigen, vorausblickenden, fleißigen Menschen zu machen, das wird abhängen von der Stärke ihrer eigenen Zuversicht, von der Geduld ihrer eigenen Arbeit, von dem moralischen Muthe lieber hilfreich als beliebt zu sein, und schließlich von dem Charakter und dem Geiste ihres eigenen Familienlebens."

Denn Miß Hill will Armenpflegevereine, so wie Elberfeld und die ihm nachgefolgten Städte Armenpflegen haben: keine geschlossene kleine Schar, die etwa — wie in England ein ungesunder Modegedanke gefordert zu haben scheint — stiftsmäßig in Schwesterschaften zusammenhause und sich ganz diesem Liebeswerke widme, sondern eine große Zahl von Frauen und Mädchen aus allerlei guten, wohlgeordneten Familien, von denen jede einzelne nur ganz wenige Arme zu versorgen übernimmt. Das erstarrende Ordenswesen darf in diese Aufgabe nicht hineingetragen werden. Sie kann nur gedeihen, wenn „die alte Kameradschaft" zwischen Arm und Reich zurückkehrt; wenn „Männer und Frauen aus guter, einfacher, glücklicher Häuslichkeit heraus, an deren lieberfüllter Wärme sie stets frische Kraft schöpfen, die Armen besuchen, lehren und wiederum von ihnen lernen." Heitere, kräftige, vielseitige Naturen sind ihr für die Armenpflege immer noch etwas lieber, als die selbst von Schmerz gebeugten, wenn auch geläuterten und geheiligten Frauen, deren Erscheinen minder stärkend und aufrichtend wirkt und für den derben Sinn des Armen etwas Unverständliches, Fremdartiges behält. An dieser Verwahrung erkennt man, zu welcher gesunden, von aller romantischen Sentimentalität freien Auffassungsweise Miß Hill sich in ihrer heldenhaften Thätigkeit hindurch gearbeitet hat.

Was die thatkräftige, hochherzige Engländerin geleistet hat, können ohne Zweifel mit ähnlicher Aussicht auf Selbstbefriedigung und sachlichen Erfolg, je nach ihrer Lage, auch deutsche Frauen zu leisten versuchen. Wollen wir von den britischen Inseln etwas auf unsere Zustände Anwendbares herübernehmen, so seien es solche Vorbilder; aber nicht traurige und glücklicherweise veraltete Nothbehelfe wie das Zwangsarbeitshaus als Probe auf behauptete Hilfsbedürftigkeit und alleinige Stätte der öffentlichen Unterstützung Arbeitsfähiger. Die Engländer selbst sehen jetzt eine individualisirende, intensive Pflege, wie das Elberfelder System sie bezeichnet, als die Hauptsache für hoffnungsvolle Behandlung der Noth an. Sie machen sich nachgerade los von den überlieferten Einrichtungen und Vorurtheilen, nach denen der zur Selbsterhaltung unfähig gewordene Arme einer Art Sklaverei oder Gefangenschaft verfallen mußte. Wanken doch die Grundlagen ihrer aristokratischen Gesellschaftsordnung! Wie sollten wir ihnen da noch, zumal in jenem bei weitem größeren Theile von Deutschland, wo auch nicht annähernd gleiche Besitzvertheilungs- und Rangordnungs-Verhältnisse mehr bestehen, ein Verfahren entlehnen, das derart dem patriarchalen Staat angehört,

wie das Werkhaus als Eckstein der ganzen öffentlichen Armenverwaltung! In diesem oder jenem Landstrich, der die Gegensätze von Reich und Arm, Vornehm und Gering recht schreiend ausgebildet und wenig vermittelt neben einander zeigt, mag gegen die bisherige Art der Behandlung der Aufgabe selbst das Arbeitshaus im englischen Sinne noch einen Fortschritt bedeuten. Aber dann werden wir daran nur erkennen, wie weit dort diese wichtigste sociale Kunst noch zurück ist. Im Allgemeinen verträgt das öffentliche Bewußtsein eines Volkes, das seine Vertreter nach allgemeinem Stimmrecht wählt, das ausnahmslos durch die Schule geht, und dessen vollkräftige junge Männer allesammt dem vaterländischen Heere angehören, die entwürdigende Einrichtung nicht mehr, welche Freiheitsberaubung und Arbeitszwang als Strafe auf die gleichviel wie eingetretene Thatsache der Abhängigkeit von Gemeindeunterstützung setzt. Diese Methode ist uns erstens zu summarisch, zu wenig unterscheidend und individualisirend; und zweitens sogar für die Masse der Fälle nicht verheißungsvoll genug in ihren Wirkungen. Wir verzweifeln nicht daran, des Uebels zunehmender Hilfsbedürftigkeit und steigernder Armensteuern auf eine viel glimpflichere und zugleich unendlich viel erfolgreichere Weise Herr zu werden. Auf dem von Miß Hill betretenen Wege und ähnlichen wird es zuletzt sogar in England gelingen, eine bessere Cur der Armuth ohne Arbeitsunfähigkeit an die Stelle der Gefangennahme im Werkhause zu setzen. Auf diesem nämlichen in Deutschland schon so viel früher betretenen Wege individueller Behandlung werden vollends wir uns jeden umfassenderen Rückfall in die englisch-irische Gewaltcur — denn Schottland hat dieselbe sowenig wie ihre sociale Voraussetzung, die Alles verschlingenden Latifundien des Adels — ersparen.

Zumal wir nun neben den schon so stark in Anspruch genommenen Kräften der Männerwelt auch auf die der Frauen rechnen dürfen! Es ist durchaus nicht zufällig, daß einige der bedeutendsten armenpflegerischen Leistungen jüngster Zeit von Damen aus den mit hinlänglicher Muße ausgestatteten höheren Ständen herrühren. Diese Gesellschaftsschicht schickt sich offenbar an, einzurücken in die Reihen des feindlichen Heeres, das gegen die Massennoth im Felde steht, — oder um ein anwendbareres Bild zu gebrauchen, das die Sümpfe und Moräste des Elends in planmäßig folgerechter Arbeit trocken zu legen sucht. Das Publicum, welches am 26. und 27. November 1880 auf dem Berliner Rathhaus den ernsten Berathungen der in halböffentlicher Conferenz versammelten deutschen Armenpfleger lauschte, bestand wesentlich aus Damen. Es waren die angesehensten unter den gemeinnützig-thätigen Frauen der Reichshauptstadt darunter; dieselben, welche schon einige Wochen früher auf dem Verbandstage der vom Lette-Verein geführten deutschen Frauen-Bildungs- und Erwerbs-Vereine in demselben Raume ihrerseits die Forderung der Aufnahme ihres Geschlechts unter das unentgeltlich dienende Armenpflege-Personal zum zweiten Mal öffentlich erhoben hatten. Auch jene Frauen, welche in den Vaterländischen Frauenvereinen thätig sind, unter den Auspicien der Kaiserin, wissen und empfinden jetzt, daß in der laufenden Armenpflege ihrer noch bedeutendere Friedensaufgaben harren, als in gelegentlichen außerordentlichen Nothständen. Keine städtische Armenbehörde wird mithin so leicht im Stiche gelassen werden, wenn sie sich nach dieser Seite um

thätigen Beistand wendet; keine hat also für die Ablehnung des Uebergangs zu individualisirender Pflege länger die Entschuldigung, daß es an ihrem Orte dafür völlig an Hilfskräften mangle.

Allerdings werden die Frauen, Neulinge die sie sind, nicht gleich für das Ganze der Armenpflege zu verwenden sein; und während sie für einige ihrer Obliegenheiten von vornherein geschickter sein werden als im Durchschnitt Männer, mögen andere ihnen einstweilen besser vorenthalten bleiben. Aber Angesichts solcher und so durchgeführter Unternehmungen wie derjenigen von Miß Octavia Hill und eines solchen Einflusses auf die Wohlthätigkeits-Praxis einer größeren Stadt, wie Frau Bürgermeister Sternberg ihn in Stettin geübt hat, wäre es, däucht mir, Ueberhebung und Einbildung, wollten wir Männer behaupten, es gebe in der Armenpflege auch auf die Dauer schlechthin unüberschreitbare Grenzen für das Vermögen einer Frau, die Kopf und Herz auf dem rechten Flecke und dazu die nothwendige Erfahrung hat. Ohnehin ist gar kein Grund vorhanden, sich hier um ein Niemals oder Bald und Gleich zu zanken. Es soll ja nicht etwa durch Reichsgesetz die allgemeine Wehrpflicht der Frauen zur Bekämpfung des Pauperismus statuirt und dann im Wege gebietender Vorschriften von oben ein größeres oder kleineres Stück Armenpflege ihnen ein für allemal ausgeliefert werden. Vielmehr klopfen sie nur bescheiden an die Pforte jeder einzelnen Armenverwaltung an und appelliren wegen des Einlasses an Verstand und guten Willen. Wer ihrer nicht zu bedürfen wähnt, der mag sie vorläufig noch draußen stehen lassen. Er wird sie dann zwar nicht abhalten können, an seiner Verwaltung eine practische Kritik zu üben, indem sie sich auf ihre eigene, vielleicht recht unkundige und störende Art an dem Unterstützungswesen des Ortes betheiligen. Wem das nicht behagt, der muß sie eben aufnehmen in die Schule seiner Zucht und erfahreneren Leitung!

Armenpflege hat einen Gegenstand von endloser Mannigfaltigkeit: alle die Existenzen, welche im Gedränge des Lebens ihren Halt verlieren und zu wirthschaftlicher Hilfsbedürftigkeit herabsinken. Darunter müssen, der Natur der Sache nach, mehr Weiber und Kinder sein als Männer; Weiber und Kinder aber befinden sich durchschnittlich besser unter der Vormundschaft einer Frau als eines Mannes. Die Untersuchung einer häuslichen Lage, welche des Eingriffs von außen bedarf, wird ebenfalls besser weiblichen Augen anvertraut als männlichen, weil jene der Regel nach eben in's Haus gerichtet sind, diese in die weite Welt. Solange die Pflegerinnen Neulinge sind, mögen sie gleich den Pflegern, denen die Uebung und Abhärtung des Dienstes noch abgeht, geneigt sein, Gaben zu vergeuden, auf das fremde Elend ihre subjectiven Gefühle und Begriffe anzuwenden, und allzu sehr ausgesetzt dem Betruge der Dürftigkeitsheuchlerinnen. Aber wenn ihre Lehrzeit vorüber ist und ihr Sinn ganz für die große Sache, der sie nun dienen, gewonnen, — warum sollten sie dann mit dem öffentlichen Pfennig soviel gedankenloser umspringen, als gute Hausfrauen mit ihrem eigenen oder dem ihres Mannes? Im Gegentheil: auch von der natürlichen und anerzogenen Sparsamkeit tüchtiger Frauen hat die Armenpflege am Ende der Uebergangs- und Einweihungszeit etwas zu erwarten. Das Meiste aber freilich von dem liebevollen Herzen, mit dem sie sich in das Einzelschicksal jedes ihrer

Pfleglinge vertiefen werden, und von dem Umstande, daß man unter den Frauen noch vielerwärts oder überall geradezu die besten dafür aussuchen kann, während wahrhaft tüchtige, von lebendigem Gemeinsinn erfüllte Männer heute mit öffentlichen Pflichten schon förmlich überladen zu sein pflegen.

Die moderne Armenpflege, wie wir sie jetzt in Deutschland verstehen, will keine Seele, die noch Hoffnung läßt, für das allein würdige Leben wirthschaftlicher Selbsterhaltung auf immer verloren geben. Sie hält deshalb bei der Beurtheilung und Behandlung des Menschen, der ihr verfällt, an der Möglichkeit der Wiederaufrichtung fest, und folglich auch an seiner wesentlichen Gleichberechtigung mit den Anderen. Indem sie ihm gibt, was ohne Gefahr des Unterganges nicht verweigert werden könnte, sucht sie doch seiner Gewöhnung an diese erniedrigende Abhängigkeit vorzubeugen. Daher keine Almosen länger als nöthig und größer als nöthig; Aufsuchung der verlorenen Erwerbsgelegenheit an seiner Statt oder gemeinsam mit ihm; Knüpfung persönlicher Beziehungen, die der Gönnerschaft durch einen wohlgemeinten Schein von Freundschaft, wenn nicht mehr, alles Niederdrückende und Verstimmende benehmen. In eine Fülle solcher edelmenschlichen Verhältnisse das kalte öffentliche Unterstützungsgeschäft aufzulösen, ist gewissermaßen das endliche Ziel der Bahn. Aber man wähne nicht, es im Fluge oder Sprunge erreichen zu können, sondern nur in dem Maße, wie die Empfänger sich den Gebern und die Geber den Empfängern stets williger entgegenneigen.

Denn noch allerdings fehlt viel, ja fast Alles, auf der einen Seite gerade wie auf der anderen, daß man in dieser ergiebigen Stimmung wäre. Oben und unten herrscht dieselbe kalte, hier stolze, dort trotzige Gleichgiltigkeit gegen einander vor. Die kaum abgedämmte social-demokratische Hochfluth hat viel Brücken hinweggerissen, viel fruchtbares Land übersandet, ihre nachhaltig erkältende Nässe auf beiden Ufern weithin bis tief in den Boden hinein zurückgelassen. Aber diesen gesellschaftlichen Unterboden allmälig wieder zu erwärmen, gibt es — das Wupperthal beweist es — kein durchgreifenderes Mittel, als guteingerichtete, treu verwaltete, wahrhaft wirksame Armenpflege. Senden wir vollends, wir Bessergestellten, unsere Frauen nicht einmal, sondern regelmäßig und fortlaufend zu den Frauen der Armen ab, so verdoppeln wir die Kraft, welche erwärmt und entsumpft. Diesem stillen aber gewaltigen Einfluß ist die Aufhetzung der revolutionären Agitatoren nicht gewachsen. Denn zuletzt und auf die Länge hält es der Mensch doch mit dem, der ihm eine thatsächliche Stütze bietet, nicht mit dem, der seiner Einbildungskraft ein Schmarotzerleben in Luftschlössern malt. Die ausgebildete Armenpflege aber hält den Gleitenden und richtet ihn wieder auf; sie findet ihn nicht ab mit einer sich im Augenblick erschöpfenden Hilfe, sondern klärt seine Lebensaussichten. So ist sie von allen Gegengiften der pessimistischen, radicalen Denkart das specifisch-wirksamste.

Es wächst zugleich im Bereich von Jedermanns Arm. Die Aufgabe kann bei richtiger Ordnung so viele Mitarbeiter brauchen, daß das Angebot kaum je zu groß werden wird; von jedem Einzelnen aber nimmt sie nicht mehr Zeit, noch vollends mehr Geld in Anspruch, als er gern bereit sein wird herzugeben. Wichtiger als viel Geld ist der rechte Geist, welcher Liebe mit geklärter Einsicht

paart. Führe dieser über Nacht in alle Gebildeten der Nation, so wäre morgen der gesegnete Tag, da wir erreichen würden, was Napoleon der Erste auf der Höhe seiner unumschränkten Herrschermacht sich vergebens vornahm: der Welt das Schauspiel eines großen Landes ohne Bettler zu gewähren, weil jedem Armen vorher eine bessere Art, zu reichlicherem Brote zu kommen, gewiesen worden wäre.

Die Reform der communalen Armenpflege ist der erste Schritt; aber er reicht nicht überall gleich weit, und allein ist es mit ihm nirgends gethan. Die gesammte Wohlthätigkeit muß in Zucht genommen und aus einem losen gefährlichen Spiel in ernste gemeinnützige Arbeit umgewandelt werden. Dann wird sie jener je länger desto weniger zu thun übrig lassen; und das ist gut, denn alle öffentliche Armenpflege ist am Ende doch nur ein nothwendiges Uebel, weil sie den Steuerzwang und die gesetzliche Dienstpflicht im Leibe hat anstatt der freiwilligen gegenseitigen Hingebung des Menschen an den Menschen, dieses festesten Kitts für die Gesellschaft wie für die Nation.

Bremen, Anfang Mai.

Deutschlands erster Inquisitor.

Von

Prof. **E. Winkelmann** in Heidelberg.

Jedem, welcher die Wartburg nach der Restauration derselben besucht hat, werden die herrlichen Fresken in Erinnerung sein, mit welchen M. von Schwind dort die Wände der zur romanischen Burgkapelle führenden Gallerie geschmückt und die lieblichsten Züge aus dem Leben der Landgräfin Elisabeth von Thüringen, ihre sieben Werke der Barmherzigkeit, verewigt hat. Diese wurde bekanntlich von der römischen Kirche heilig gesprochen, und das Verdienst, wenn es ein solches ist, ihr die Aufnahme in den römischen Kanon verschafft zu haben, gebührt zum großen Theile gerade dem Manne, von dessen Wirken hier gesprochen werden soll, dem Magister Konrad von Marburg, dessen Namen aber andererseits auch auf's Engste mit der ersten umfassenden Ketzerverfolgung in unserm Vaterlande verknüpft ist. Dieses konnte nur durch seinen gewaltsamen Tod davor geschützt werden, daß die Gräuel des Albigenserkriegs sich an den Ufern des Rheins in größerem Maßstabe wiederholten. Läßt sich aber eine eigenthümlichere Verbindung denken, als die, welche zwischen der heiligen Elisabeth und diesem Ketzermeister bestand? Dort eine fürstliche Frau, welche als Christin nur leben zu können meint, wenn sie aller Fürstlichkeit sich entäußert und aufgeht in den Werken der Menschenliebe, in dem niedrigsten Dienste der Armen und Kranken, und hier ein Mann, der ebenfalls Christenpflicht zu üben glaubt, wenn er zu fast schrankenloser Gewalt emporgestiegen unbarmherzig zertritt, was nicht ganz seines Glaubens ist. Und dennoch wurzeln beide in demselben Boden. Die übertriebene, fast schon krankhafte Ascetik Elisabeth's und der blinde Fanatismus Konrad's, sie sind nur verschiedene Ausstrahlungen eines und desselben Grundgedankens, nämlich der bedingungslosen Unterordnung jeder individuellen Existenz unter die Gebote der Kirche, welche ihren Mitgliedern nicht so sehr Menschenliebe als Selbstertödtung und nicht so sehr Glaubensinbrunst als Rechtgläubigkeit als den sichersten Weg zur Seligkeit anpries und in unzähligen Beispielen vor Augen stellte. Nun ist freilich Elisabeth zur Canonisation gelangt und sie hat sich zu allen Zeiten eines hohen Grades von Popularität er-

freut, während Konrad, obwol er für jene Forderungen der Kirche den Tod erlitt, nicht jener kirchlichen Anerkennung gewürdigt worden ist, unstreitig zu den unpopulärsten Figuren der deutschen Geschichte gehört und wahrscheinlich auch immer gehören wird. Eine bedeutende Persönlichkeit ist er aber jedenfalls gewesen und ich betrachte als eine nicht undankbare Aufgabe, zwar nicht eine der beliebten Ehrenrettungen zu versuchen, die in diesem Falle überdies schwerlich gelingen könnte, wol aber dieser Persönlichkeit, unbeirrt durch Sympathie oder Antipathie, dadurch gerecht zu werden, daß man Zeit und Umstände erwägt, unter denen sie gehandelt hat und handeln mußte. Will Jemand aber weitere Auskunft über das eigentliche Werden dieser Persönlichkeit, so bedauere ich höchlichst, einem solchen an sich vollkommen berechtigten Verlangen leider gar nicht entsprechen zu können, weil wir von Konrad von Marburg nur aus den letzten 15 oder 16 Jahren seines Lebens wissen und Genaueres sogar nur aus den allerletzten, welche seinen, ich gestehe es, nicht allzufeinen Ruf vornehmlich begründet haben. Es ist das überhaupt ein in den meisten Fällen gar nicht zu beseitigender Mangel der mittelalterlichen Geschichtsüberlieferung, daß sie sich um das Werden einer Persönlichkeit in der Regel nicht kümmert; aber man kann billig zweifeln, ob dieser Mangel nicht durch den Vorzug aufgewogen wird, daß die Forschung dort es nur mit fertigen Männern zu thun hat, und sich nicht mit dem Ballast von Ammen- und Kindergeschichten zu schleppen braucht, wie er sich besonders reichlich in der Geschichte der modernen Literaturen abzulagern pflegt.

So war der Magister Konrad, welcher in eigenen Briefen und bei anderen stets von Marburg heißt, weil er wahrscheinlich einem dort heimischen Ministerialengeschlechte entstammte, gewiß schon ein Mann in reiferen Jahren, als der Papst Innocenz III. am 8. Januar 1216 ihn mit zwei anderen berühmten Rednern zu Reisepredigern für die bremische Diöcese bestellte, um in derselben das Kreuz zu predigen für den eben vom Lateranconcile beschlossenen Zug zur Befreiung des heiligen Landes. Wann er geboren worden ist, wo er seine Studien gemacht, wegen deren er gerühmt wird, oder wo er etwa eine Lehrthätigkeit geübt hat, ferner welche kirchliche Stellung er vorher innegehabt hat — alles das sind Fragen, auf welche eine Antwort zu geben nicht möglich ist, und wir dürfen nur mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten, daß er zur Zeit jener Ernennung kein Mönch, sondern ein Weltgeistlicher war, und daß er vielleicht der Diöcese Meißen angehörte. Dem ihm gewordenen Auftrage, mit welchem er für uns in die Geschichte eintritt, kam er übrigens getreulich nach, auch dann noch, als andere Kreuzprediger nach dem Tode jenes Papstes ihren Eifer herabstimmten.

Jahre vergehen, in welchen von Konrad kaum anderes berichtet wird, als das Eine, daß der Papst Honorius III. ihn einmal zum Vermittler zwischen dem Kloster Nienburg und dem anhaltischen Hause bestellte, und wir wissen vor Allem nicht, wie er mit seinem Landesherrn, dem Landgrafen Ludwig IV. von Thüringen, in nähere Beziehungen getreten ist. Dieser Landgraf, ein ganz vortrefflicher Fürst, hatte sich 1221, selbst kaum 21 Jahre alt, mit der erst vierzehnjährigen Elisabeth von Ungarn vermählt, die von früher Jugend an ihm be-

stimmt und im Hause seiner Eltern aufgewachsen war, und Konrad von Marburg wurde nun 1225 der Beichtvater der jungen Fürstin. Er selbst hat nach ihrem Tode, als es sich um ihre Heiligsprechung handelte, darüber berichtet, wie er seines Amtes bei ihr gewaltet, ich will nicht sagen, in eigenthümlicher Weise, denn dergleichen mag auch sonst vorgekommen sein und noch vorkommen, aber doch so, daß es unserm modernen Gefühle im höchsten Grade auffällig erscheinen muß. Denn, wenn die junge Frau, welche übrigens in vollkommen glücklicher und mit drei Kindern gesegneter Ehe lebte, vor ihrem Beichtvater darüber jammert, daß sie überhaupt geheirathet habe und nun nicht jungfräulich in das ewige Leben eingehen könne, vernahm da der Beichtvater etwas anderes aus dem Munde der Landgräfin, als was er von seiner Auffassung der irdischen Vorbereitung für das Jenseits in sie hineingelegt und hineingelehrt hatte? Es ist schon die künftige Heilige, welche unter Konrad's geistlicher Zucht dem Himmel entgegenreift. Der Beichtvater der Frau, die ihm so sonderbare Geständnisse macht, ist aber zugleich der Vertraute des Mannes. Auch Landgraf Ludwig vermag nicht dem Einflusse dieser Persönlichkeit, dem Geiste, der durch Konrad am thüringischen Hofe herrschend wird, auf die Dauer zu widerstehen: er läßt Land und Leute, Weib und Kinder dahinten und eilt dem Kreuzheere zu, welches sich in Apulien sammelt, um unter der Führung des Kaisers Friedrich II. das heilige Land den Ungläubigen zu entreißen. Auch der Landgraf will sich des Himmels versichern und dieser öffnet sich ihm noch früher als seiner Gattin: nach kaum angetretener Fahrt ist Ludwig am 11. September 1227 zu Otranto gestorben.

Sein Tod war für Konrad ein schwerer Schlag, wurde zur entscheidenden Wendung seines Lebens. Ludwig hatte ihm vor seiner Abreise die Handhabung der landgräflichen Patronatsrechte übertragen, der Papst Gregor IX. ihm diese außerordentliche Stellung bestätigt; aber mit dem Tode des Auftraggebers hörte sie natürlich auf, als die Regierung von den Brüdern Ludwig's als den geborenen Vormündern seines kleinen Sohnes übernommen wurde. Und wenn der Einfluß, welchen Konrad bei der jetzt mit 20 Jahren verwittweten Elisabeth nun einmal hatte, dadurch erst recht sich befestigte, daß der Papst von sich aus die Fürstin geradezu seiner geistlichen Fürsorge überwies, so vermochte sie selbst doch nichts bei ihren regierenden Schwägern: im offenen Zerwürfnisse mit denselben hat sie zeitweise das Land räumen müssen. Eine feste, so zu sagen, officielle Geltung hatte Konrad also seit dem Tode des Landgrafen Ludwig in Thüringen nicht mehr und dieses Land konnte ihn, dem eben von Gregor eine neue ganz Deutschland umfassende Aufgabe gestellt worden war, im Grunde nur noch insoweit fesseln, als die Landgräfin seiner bedurfte. Diese aber machte auf dem Wege zur Heiligkeit, welchen er ihr gewiesen, schnellere Fortschritte, als er erwartet hatte und als ihm selbst lieb war, und wenn sie sich ihm nicht entzog und wegen der päpstlichen Weisung auch nicht gut entziehen konnte, die Möglichkeit war unleugbar vorhanden, daß sie seiner Leitung von selbst entwuchs. Konrad hatte ihrer Mildthätigkeit keine Schranken gezogen und er findet in dem erwähnten Berichte kaum ausreichende Worte, um sie ob der rührenden Hingebung zu rühmen, mit welcher sie nach der Abreise ihres Gemahls, als Hungersnoth und Krankheit im thüringischen Lande herrschten, die Armen gespeist, die Kranken gepflegt, allen

Benöthigten Hülfe gespendet hat. Aber das Andere war durchaus nicht nach seinem Sinne, was sie ihm jetzt als Wittwe vertraute, daß sie nämlich sich in ein Kloster zurückziehen, am Liebsten aber in Nachahmung der seit wenigen Jahren in Thüringen ansässig gewordenen Brüder vom Orden des Franz von Assisi von Thüre zu Thüre sich ihr Brot erbetteln möchte. Rundweg hat er ihr die Erlaubniß verweigert. Sollen wir nun sagen, er verweigerte sie etwa deshalb, weil er selbst nicht Lust hatte, hinter seiner fürstlichen Pflegebefohlenen her gleichfalls bettelnd zu vagabundiren? Es wird nicht viele geben, die ihn darum verurtheilen möchten, daß er in dem Ideale der Bettelbrüder nicht seinen eigenen Lebensberuf fand; aber was ihn den Wünschen der Landgräfin entgegen zu sein bestimmte, war doch noch etwas Anderes als die Rücksicht auf das eigene Selbst, es war eine, wenn ich mich so ausdrücken darf, mehr evangelische Erwägung. Mit weibischem Trotze hatte sie seine Weigerung beantwortet: „Nun so werde ich etwas thun, woran ihr mich nicht hindern könnt.“ Am Ostersamstage des Jahres 1228 sagte sie in der von ihr den Franciscanern eingeräumten Capelle zu Eisenach, indem sie die Hände auf den Altar legte, ihren Eltern und ihren Kindern ab, dem eigenen Willen und allem irdischen Prunke; als sie dann aber weiter auf ihr Wittthum verzichten wollte, da riß der Beichtvater sie hinweg und er berichtet wieder warum. Einmal waren noch Schulden des verstorbenen Landgrafen zu bezahlen und dann: legt der Besitz nicht auch Pflichten auf, in deren Uebung der innere Mensch erstarkt? Endlich, wo wollte Elisabeth die Mittel hernehmen zur Befriedigung ihres unglaublichen Wohlthätigkeitstriebes, wenn sie das Einzige, was ihr geblieben war, den Bettelbrüdern übergab? Ihrem etwas verschwommenen Enthusiasmus stellte Konrad eine gewisse nüchterne Werthschätzung des Irdischen entgegen. Er wollte ihr das Irdische bewahren, wie einen Schemel zum Himmlischen; sie glaubte dieses Schemels nicht mehr zu bedürfen. Die Meinungsverschiedenheit aber, welche hier zu Tage tritt und die anscheinend dazu geführt hat, daß Konrad die Landgräfin zeitweise sich selbst überließ und nach Marburg wegzog, sie ist in mehrfacher Beziehung lehrreich. Sie zeigt meines Erachtens unwiderleglich, daß Konrad selbst damals noch keineswegs die Anschauungsweise der neuen Orden theilte und daher, wenigstens im Jahre 1228, weder Dominicaner noch Franciscaner gewesen sein kann. Sie zeigt aber auch, daß Konrad immerhin ein gewisses Maß hielt, wenn er Elisabeth zur Heiligen erzog, und daß er eher bemüht gewesen ist, ihre Askese einzudämmen als sie anzuregen und zu steigern. Nicht er hat, wie die gewöhnliche Auffassung ist, das arme freudlose Weib gepeinigt und noch freudloser gemacht, sondern umgekehrt, sie wurde seine Last, eine Bürde seines Lebens, an der er gewiß um so schwerer trug, je mehr ihn größere und wichtigere Geschäfte als die Seelsorge einer einzelnen Frau in Anspruch nahmen. Wenn Frauen überhaupt nicht ganz leicht zu behandeln sind, so ist es besonders schwierig bei denjenigen, welche sich in aller Demuth und sonstigen Liebenswürdigkeit selbst schon halb und halb als Heilige fühlen.

Jene Trennung war nicht von Dauer. Elisabeth — die, beiläufig bemerkt, sich um ihre Kinder gar nicht gekümmert hat — unterwarf sich wieder der Leitung Konrad's, der seinerseits sie gewähren ließ, als sie in Marburg, wohin

sie ihm gefolgt war, zu Ehren des heiligen Franz von Assisi ein Spital gründete und sich nun ganz dem aufreibenden Dienste der Siechen und Elenden widmete. Auf seine Veranlassung ist es doch wol geschehen, daß der Papst dieses Spital mit einem Ablasse begnadigte. Ja Konrad ging noch weiter: da Elisabeth nun einmal durchaus arm sein wollte, richtete er selbst ihr dortiges Hauswesen auf dem denkbar bescheidensten Fuße ein und hinderte sie nicht, wenn sie auch hier wieder Magddienste verrichtete, unheilbare Kranke aufnahm und pflegte. An Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen hat es aber auch jetzt nicht gefehlt, weil nach Konrad's Ansicht auch das Erbarmen nothwendig eine Grenze haben mußte, und diese Grenze war doch wol überschritten, wenn Elisabeth z. B. ein aussätziges Mädchen zu sich nahm und persönlich pflegte, wusch und bettete. „Als ich das erfuhr", berichtet Konrad, „Gott erbarme sich meiner, da habe ich sie, weil ich Ansteckung für sie fürchtete, aufs Härteste gezüchtigt." Die Aussätzige mußte aus dem Hause, aber ihre Stelle wurde, sobald Konrad zur Ketzerpredigt ausgereist war, durch einen krätzigen Buben eingenommen, der sich denn auch bis zum Tode Elisabeth's im Hause behauptete. Es scheint, daß Konrad selbst zuletzt nicht blos des vergeblichen Widerspruchs müde wurde, sondern auch, so wenig er das Verfahren seiner eigenwilligen Pflegebefohlenen billigen konnte, zuletzt unwillkürlich von einer gewissen Bewunderung vor solcher Entäußerung des irdischen Selbst, vor dieser Abtödtung des Fleisches ergriffen wurde. Bewunderung spricht wenigstens aus den Worten, mit welchen er den von dem Gesichte Elisabeth's strahlenden Seelenfrieden, ihre Geduld bei der unvermerkt heranschleichenden Krankheit, den harmlosen Inhalt ihres Sündenbekenntnisses, die göttliche Ruhe ihrer letzten Stunden schildert. Am 17. November 1231 ist sie, noch nicht 25 Jahre alt, gestorben; vom 20. konnte er die erste an ihrem Grabe geschehene Heilung verzeichnen. Sie war ihm offenbar das göttliche Siegel auf dem eben beendeten Leben und der handgreifliche Beweis, daß nicht seine eigene nüchterne Halbverständigkeit Gott wohlgefällig gewesen sei, sondern jene völlige Hingabe der Persönlichkeit, wie Elisabeth sie selbst gegen seinen Willen nach dem Vorbilde der ersten Franciscaner geübt hatte, mit anderen Worten, daß der von den Franciscanern eingeschlagene Weg der rechte sei. Bemüht Konrad sich das Spital in Marburg, welches die Verstorbene, wie es in einer Urkunde ihrer Schwäger heißt, „nach thörichtem Rathe" den Johannitern hatte zueignen wollen, vielmehr den Franciscanern zuzuwenden, wird er bei seinem Ketzergeschäfte nun öfters mit Franciscanern zusammen genannt, — nun, wenn er sich, wie es mir durchaus wahrscheinlich ist, ihnen in einer oder der anderen Weise, vielleicht in weiterem Verbande als Weltbruder (Tertiarier) selbst angeschlossen hat, es wird geschehen sein unter dem frischen Eindrucke jenes Todes und der Wunder, welche demselben bald in größerer Zahl folgten. Es ging ihm mit Elisabeth, wie es jenem alten Meister ergangen war, welchen die Hoheit des von seiner eigenen Hand erschaffenen Götterbildes unwillkürlich zur Verehrung zwang: die Schülerin war zur gottbegnadeten Seligen geworden, er verzeichnete die Wunder, welche an ihrem Grabe in der Kirche zu Marburg geschahen, und bemühte sich bei dem Papste, für dieselben die kirchliche Anerkennung, für Elisabeth die Heiligsprechung zu erwirken.

Es wird überflüssig sein, hier im Einzelnen zu verfolgen, wie das Werk der Heiligsprechung weiter in seinen verschiedenen Instanzen betrieben worden ist; wie man in Rom der Sache mit unverkennbarem Wohlwollen entgegenkam — Konrad von Marburg gehörte selbst zu Denen, welche mit der Sammlung und Beglaubigung der Wunder beauftragt wurden —, und wie schon im Jahre 1235, obwol Konrad inzwischen seinen Tod gefunden hatte, Elisabeth wirklich kanonisirt worden ist. Nur das Verhältniß Konrads selbst zu der neuen Heiligen war es, welches uns interessirte: wir versuchten, indem wir ihre Entwickelung verfolgten, einzudringen in das Wesen dessen, der sie leitete. Denn so leichten Kaufs kommen wir nicht mehr davon wie frühere Generationen, welche, dem Gedankenkreise des Mittelalters völlig fremd, mit den glaubensüberzeugten Männern und Frauen desselben sich abgefunden zu haben meinten, wenn man sie schlechtweg als betrogene Betrüger bei Seite warf. Aber dürfen wir uns nun rühmen, das Wesen Konrad's von Marburg wirklich ergründet zu haben? Eine so einfach angelegte Natur war er sicherlich nicht, daß die Erkenntniß eines Motives ausreichen könnte, sein ganzes Handeln zu erklären. Ich deute aber absichtlich nicht auf die naheliegende Möglichkeit hin, daß der Abglanz, welcher von der neuen Heiligen auf ihn zurückstrahlte, einen gewissen Antheil an dem Eifer gehabt haben mag, mit welchem er sich ihrem Kultus widmete. Mächtiger als jedes persönliche Motiv ist bei ihm offenbar ein sachliches gewesen: Gott selbst legte nach der Meinung Konrad's und ebenso vieler Anderer mit den Wundern, welche er durch Elisabeth wirkte, ein durchschlagendes Zeugniß ab für die Wahrheit der römischen Kirchenlehre, in der sie gelebt hatte und in der sie gestorben war, — ein Zeugniß gegen die verschiedenen ketzerischen Richtungen, welche mehr oder weniger offen Lehre und Verfassung der römischen Kirche der Gottlosigkeit beschuldigten und denen keiner, wenigstens auf deutschem Boden, gründlicher zu Leibe ging, als eben wieder Konrad von Marburg. Die Wunder der heiligen Elisabeth sollten praktisch gegen die Ketzer verwendet werden. Gelang es sie mit denselben zu überzeugen, um so besser; wenn nicht, so war seine Losung ihre Vernichtung und er hatte, wie wir sehen werden, die Macht erhalten, letztere zu vollstrecken. Sein Ruf bei den Späteren beruht zumeist darauf, wie er diese Vernichtung ins Werk zu setzen versucht hat.

Nicht als ob er der Erfinder der Ketzerprocesse überhaupt oder im Besonderen der geistige Urheber jener besonders blutigen Verfolgungen am Anfange der dreißiger Jahre des 13. Jahrhunderts gewesen wäre, rücksichtlich derer die kölnischen Annalen in schauerlicher Kürze anzumerken für gut befinden, daß damals das Feuer Macht bekommen habe über die Sterblichen. Es wird nicht nöthig sein zum Beweise dieser Negation Beispiele aus früheren Jahrhunderten anzuführen oder, um bei dem 13. zu bleiben, bei dem Jammer der sogenannten Albigenserkriege zu verweilen. Die Vorgänge in Südfrankreich hatten aber die Aufmerksamkeit der kirchlichen Organe verschärft und diesen die Augen geöffnet über die Verbreitung der verschiedenen häretischen Richtungen, obwol man nach wie vor über ihre Lehren ziemlich im Unklaren blieb. Wir sind nun vollends in dieser Beziehung übel daran. Wir werden einerseits nicht ohne Weiteres

Alles, was von kirchlicher Seite über diese Häresien ausgesagt worden ist, auf die einfache Versicherung der rechtgläubigen Eiferer hin als wahr gelten lassen können; wir werden aber andrerseits allerlei Ungeheuerliches in diesen Aussagen nicht blos deshalb ablehnen dürfen, weil es zu ungeheuerlich sei. Es ist ja bekannte Thatsache, daß auch das unsinnigste Zeug seine Gläubigen findet, und wenn unser Jahrhundert glücklich bei allerlei polternden, kratzenden, scharrenden, schreibenden und musicirenden Geistern und vierdimensionalen Wesen angelangt ist, werden wir es dem 13. Jahrhunderte nicht übeldeuten dürfen, wenn dasselbe in seiner Mitte wirklich Leute gezählt haben sollte, welche für besonders heilbringend hielten, in ihren Conventikeln einem schwarzen Kater den Schwanz zu küssen. Solche Auswüchse religiösen Irrwahns mögen immerhin hier und da existirt haben; in der Hauptsache aber waren es waldensische und manichäische Lehren, welche auch in Deutschland, und wegen des regen Handelsverkehrs mit Südfrankreich und Italien besonders im Rheinlande, so stark vertreten waren, daß ihre Anhänger gewiß nach vielen, vielen Tausenden zählten. Dem glaubten nun die Organe der Kirche mit den üblichen Strafen entgegenarbeiten zu müssen, und zu diesen gehörte, wenigstens in Deutschland, seit langer Zeit der Feuertod. Schon im Jahre 1211 wurden in Straßburg an 80 Personen beiderlei Geschlechts verbrannt und aus den folgenden Jahren werden bald von hier bald von dort ähnliche Vorkommnisse berichtet, ohne daß eine unmittelbare Betheiligung Konrad's von Marburg an denselben erweislich wäre. Ist es immerhin möglich, daß er bei seinen damaligen Kreuzpredigten gegen die Ungläubigen außerhalb auch gegen die Irrgläubigen innerhalb der Kirche gewettert hat, und mag er dadurch gelegentlich den Anstoß zu Verfolgungen gegeben haben, so war das damals doch nicht sein eigentliches Geschäft und im Grunde für ihn auch gar kein Platz in dem Verfahren, welches im Ketzerprocesse beobachtet wurde. Denn die Entscheidung, ob jemand als Ketzer zu erachten und als solcher dem weltlichen Gerichte zu überliefern sei, war den ordentlichen geistlichen Richtern d. h. den Bischöfen auch durch die Bestimmungen des Lateranconcils von 1215 nicht entzogen worden, welches nur Specialcommissionen für die Voruntersuchung und auch diese unter der Aufsicht der Bischöfe angeordnet hatte. Mit der weltlichen Bestrafung aber und im Besonderen mit der Hinrichtung der Verurtheilten hat sich die Kirche, die bekanntlich „nicht nach Blut dürstet", nie befaßt und sie brauchte es auch nicht, da das weltliche Schwert sich ihr für diesen Zweck bereitwilligst zur Verfügung stellte. Der Kaiser Friedrich II. namentlich, der für seine Person kirchlich vollkommen indifferent war, aber ein stark ausgeprägtes Gefühl für Subordination hatte, sah in seinen mit der römischen Kirche zerfallenen Unterthanen nur Rebellen gegen die bestehende kirchlich-politische Ordnung; durch seine Gesetze von 1220 wurde die Bestrafung der Ketzer möglichst erleichtert und im Einzelnen vervollständigt, und wie er hier ohne Zweifel nur das sanctionirte, was die Kirche von ihm verlangte, so hat er auch später sich nicht bedacht, im Anschlusse an die noch zu erwähnenden päpstlichen Statuten von 1231 die Hinrichtung der Ketzer, den Feuertod, für das ganze Reich und ebenso für Sicilien zu verfügen, während man sich bis dahin in Italien mit

dem beständigen Banne und den damit auch sonst verbundenen Strafen den Ketzern gegenüber begnügt hatte [1]).

Man sollte meinen, daß dieser Apparat hätte ausreichen müssen, um der Kirche da, wo sie mit Recht oder Unrecht Ketzer zu finden glaubte, eine wirksame und prompte Justiz zu sichern, und es sind genug Belege dafür vorhanden, daß man mit demselben den beabsichtigten Zweck in der That erreichte. So wurde, um nur ein Beispiel anzuführen, welches in jener Zeit viel von sich reden machte, der Propst des Nonnenklosters Neumark bei Goslar, Heinrich Minnike, von dem Bischofe von Hildesheim abgesetzt und processirt, von einem päpstlichen Legaten in oberster Instanz verurtheilt und 1225 von dem hildesheimischen Vogte verbrannt. Zwei Jahre später dachte man jedoch in Rom schon anders, als ob die deutschen Fürstbischöfe doch nicht das rechte Interesse für jenes unerfreuliche Geschäft hätten und nicht die nothwendige Energie für dasselbe entfalteten, und Papst Gregor IX. — derselbe, welcher die Stifter der Bettelorden canonisirte und ihrer Mitglieder sich mit Vorliebe für seine Zwecke bediente, ein Mann, der auch sonst sich in revolutionärster Weise über jede Ordnung hinwegsetzte, welche seinen Absichten im Wege stand, — dieser Papst gab an demselben Tage, an welchem er Konrad von Marburg die Ausübung des landesherrlichen Patronats in Thüringen bestätigte, am 12. Juni 1227, ihm auch den Auftrag, selbständig die Ketzer aufzusuchen und abzuurtheilen und die Erlaubniß, sich nach seinem Gutdünken Gehilfen bei diesem Geschäfte zuzugesellen. Das war in der That etwas völlig Neues, wenigstens auf deutschem Boden. Der ordentlichen Gerichtsbarkeit der Bischöfe trat nun die außerordentliche Befugniß eines vom Papste bestellten, ihm unmittelbar verantwortlichen Agenten gegenüber, dessen Autorität sich auch nicht, wie die jedes Bischofs, auf einen einzelnen Sprengel beschränkte, sondern ganz Deutschland umfaßte. Deutschland hatte in der Person Konrad's von Marburg seinen ersten Inquisitor empfangen und die Bedeutsamkeit seiner Stellung darf darum nicht unterschätzt werden, weil er sich nicht Inquisitor nannte, sondern „Prediger des Wortes Gottes" — mit einer an sich ja harmlosen Bezeichnung, die aber schon ihren ganz bestimmten Werth dadurch empfangen hatte, daß mit derselben die Ketzerspürer in Südfrankreich ihr Handwerk verschönerten. Lassen wir uns auch dadurch nicht irre machen, daß in den nächsten Jahren nach dieser Ernennung von einer besondern Thätigkeit Konrad's in der angegebenen Richtung nichts zu hören ist: die unsicheren Verhältnisse am thüringischen Hofe nach dem Tode des Landgrafen Ludwig mögen Konrad für's Erste in der Entfaltung seiner inquisitorialen Machtmittel behindert haben, dann die Wahrnehmung der Interessen der an seinen Schutz gewiesenen Elisabeth und ihrer Kinder, endlich die wichtige Visitation deutscher Klöster, welche Gregor ihm fast gleichzeitig übertragen hat. Das Haupthinderniß aber war doch wol der im Herbste 1227 ausbrechende Streit zwischen dem Papste und dem Kaiser wegen der Kreuzfahrt des letzteren, bei welchem Streite die Fürsten, weltliche wie geistliche, sich fast ohne Ausnahme

[1]) Vgl. die interessante Abhandlung von J. Ficker, die gesetzliche Einführung der Todesstrafe für Ketzerei, in den Mitth. des k. k. Instituts für österreich. Geschichtsforschung, Bd. I.

auf die Seite des Kaisers stellten. Ist es denkbar, daß die geistlichen Fürsten nicht Alles gethan haben sollten, um die Wirksamkeit des päpstlichen Agenten, der obendrein ihr Concurrent war, abzuschwächen und lahmzulegen? Ich wenigstens kann es nicht als eine Zufälligkeit betrachten, daß das Einzige, was uns aus diesen Jahren über Konrad's inquisitoriale Thätigkeit berichtet wird — die kurze Notiz der Kolmarer Annalen zum Jahr 1229: „Konrad von Marburg predigt" — gerade aus dem Elsaß stammt, wo die päpstliche Aufreizung zur Rebellion bei dem Bischofe von Straßburg Gehör gefunden hatte, und ebensowenig scheint es mir ein zufälliges Zusammentreffen, daß diese Notiz der Nachricht von zwei damals zu Straßburg verbrannten Ketzern sich anschließt: Straßburg war die einzige deutsche Stadt, welche sich mit den Waffen in der Hand gegen das staufische Haus erhob. Hier wird Konrad gepredigt haben und jene Unglücklichen mögen die ersten Opfer seiner Inquisition gewesen sein.

Der Frieden zwischen Kaiser und Papst wurde 1230 hergestellt, die Reichsgewalt stand wieder den Bestrebungen des letzteren zur Seite und diese gingen nun unverhohlen darauf aus, auch in Deutschland die Inquisition als ein selbständiges kirchliches Institut zu gestalten und mit Vollmachten auszustatten, gegenüber welchen weder die Bischöfe noch die anderen Fürsten aufkommen könnten, weder der Einzelne noch irgend eine Gesammtheit einen Rechtsschutz behielt. In dieser Beziehung sind besonders diejenigen Statuten lehrreich, welche Gregor am 25. Juni 1231 dem Erzbischofe von Trier und so auch wol den anderen Bischöfen zur Nachachtung übersandte, und ich mag mir um so weniger versagen, einen Augenblick bei ihnen zu verweilen, weil sie erst seit wenigen Jahren bekannt geworden und daher bei den neueren Darstellungen dieser Ereignisse noch nicht verwerthet worden sind; vor Allem aber, weil sie allein den rechten Maßstab für das Verfahren Konrad's abgeben, welches aus ihnen sich begründete. Daß verurtheilte Ketzer dem weltlichen Gerichte überliefert werden sollten, um die verdiente Strafe, das hieß jetzt den Feuertod zu erleiden, — daß Geistliche vorher zu degradiren, reuige Ketzer lebenslänglich einzusperren seien, — daß solche, welche Ketzer bei sich aufnehmen, vertheidigen oder sonst begünstigen, und ebenso die, welche der Ketzerei bloß verdächtig sind, die bürgerliche Rechtsfähigkeit verlieren sollen — und diese Kategorien unterliegen selbstverständlich zugleich der Excommunication — das Alles ist freilich ein trauriges Denkmal der Zeit, aber doch Nichts, was ihr sonst fremd oder an sich außerordentlich gewesen wäre. Selbst der Feuertod, welchen die päpstlichen Statuten gegen die Ketzer verlangen, war gerade in Deutschland längst herkömmlich. Die verhängnißvollsten Wirkungen aber hatte die weitere Bestimmung, welche den Verdächtigen selbst den Beweis ihrer Unschuld zuschob, während es doch Pflicht der Kläger hätte sein müssen, ihnen ihre Schuld zu beweisen. Gelingt es ihnen aber nicht sich innerhalb eines Jahres von dem Verdachte zu reinigen, so sollen sie als Ketzer gerichtet werden. Wer aber konnte sich vor dem todbringenden Verdachte sicher glauben, wenn sogar ein bloßes Sich-Fernhalten von dem Verkehr mit den Gläubigen, ein etwas ungewöhnlicher Lebenswandel als ausreichende Verdachtsgründe erklärt wurden? Daß die Gläubigen kirchlich verpflichtet wurden, die ihnen bekannten oder auch nur vermutheten Ketzer zur

Anzeige zu bringen, liegt in der Natur der Sache: aber hieß es nicht dem widerlichsten Denunciantenthum Thür und Thor öffnen und auf die erdenklichste Niederträchtigkeit eine Prämie setzen, wenn dem Anzeiger nicht etwa ein himmlischer Lohn in Aussicht gestellt, sondern der dritte Theil von Hab' und Gut des Verurtheilten zugesprochen wurde?

Hören wir nun, was ein unbefangener Zeitgenosse, der Biograph des damaligen Erzbischofs von Trier, über die Ausführung der päpstlichen Instruction durch unsern Konrad von Marburg und seine Gehilfen berichtet. Ich wähle aber ihn und nicht etwa den an sich ebenfalls höchst merkwürdigen Bericht der Wormser Annalen, weil er besser unterrichtet ist und z. B. jene Instruction kennt, dann aber auch, weil es ein Geistlicher ist, der also schreibt, ein Mann, der von vornherein damit einverstanden ist, daß Ketzerei ein todeswürdiges Verbrechen sei, — dem man also in keiner Weise eine Voreingenommenheit gegen die Inquisition vorwerfen kann. Er berichtet aber also: „Im Jahre des Heils 1231 entstand eine Verfolgung der Ketzer durch ganz Deutschland und 3 Jahre lang sind sehr viele verbrannt worden. Haupt und Leiter dieser Verfolgung war Mag. Konrad von Marburg und seine Gehilfen, ein gewisser Konrad Dors und ein Johannes, der nur ein Auge und eine Hand hatte; diese beiden sollen bekehrte Ketzer gewesen sein. Das ist der Mag. Konrad, der, durch seine vielen Predigten und Kreuzpredigten berühmt, sich ein großes Ansehen bei dem Volke erworben hatte und der, auf die päpstliche Vollmacht vertrauend und mit festem Willen begabt, so zuversichtlich ward, daß er Niemanden fürchtete und daß der König oder ein Bischof ihm so wenig galt als ein armer Laie. Ihm und seinen Gehilfen standen in jeder Stadt die Dominicaner bei, und so groß war der Eifer aller dieser, daß keines Angeklagten Entschuldigung oder Weigerung, Berufung oder Zeugniß zugelassen und weder die Möglichkeit einer Vertheidigung oder Bedenkzeit gewährt wurde; sondern er hatte auf der Stelle zu wählen, ob er seine Reue bekennen und sich zum Zeichen der Buße scheeren lassen oder seine Schuld bestreiten und verbrannt werden wollte. Wer aber so geschoren war, mußte Mitschuldige angeben, sonst wurde er doch verbrannt. So mag mancher Unschuldiger verbrannt worden sein. Denn viele haben um des Lebens willen und aus Liebe zu ihren Kindern — die sonst das Erbe verloren — bekannt, gewesen zu sein, was sie nicht waren, und gedrängt, andere anzugeben, haben sie auch solche angegeben, die sie gar nicht kannten und die sie gar nicht angeben wollten. Ja ganz zuletzt kam man dahinter, daß die Ketzer einige der Ihren veranlaßt hatten, gleichsam aus Reue sich scheeren zu lassen, und diese klagten nun unschuldige Katholiken an. Niemand war so reinen Gewissens, daß er nicht auch in das Unglück zu kommen gefürchtet hätte. Keiner wagte für Angeklagte, ich will nicht sagen, Partei zu ergreifen, sondern auch nur ein gutes Wort einzulegen, weil man ihn sonst sogleich für einen Begünstiger der Ketzer erklärte. Denn gegen Vertheidiger und Heger der Ketzer war von dem Herren Papst der gleiche Spruch wie gegen die Ketzer selbst ergangen."

Jeder Commentar zu diesem Berichte wäre überflüssig, der fast in allen einzelnen Zügen durch das bestätigt wird, was nachher der Erzbischof Sigfrid

von Mainz und sogar ein Dominicaner dem Papste über das Walten Konrad's geschrieben haben. Sind dort aber die Dominicaner als an den Verfolgungen betheiligt hervorgehoben, so findet auch diese Angabe ihre Bestätigung in geheimen Weisungen, welche Gregor seit dem Herbste des Jahres 1231 an die Prioren der verschiedenen damals schon in Deutschland bestehenden Niederlassungen dieses Ordens gerichtet hat und mit denen er sie gleichfalls für die Inquisition in Bewegung setzt, so daß nun gleichzeitig aller Orten die Verfolgung in Angriff genommen werden konnte, nach der gleichen Regel oder, wie wir wol richtiger sagen müssen, in der gleichen Regellosigkeit.

Wer möchte wünschen, den Spuren Konrad's von Marburg, der immer als der eigentliche Leiter der ganzen Bewegung erscheint, oder der anderen Inquisitoren im Einzelnen zu folgen? „Richter ohne Erbarmen", werden sie in den Wormser Annalen genannt, Leute, welche im Stande waren, zahme Vorstellungen wegen der vielen Unschuldigen, welche durch ihren fanatischen Eifer das Leben verloren, mit der frechen Antwort zurückzuweisen: „Hundert Unschuldige wollten wir verbrennen, wenn auch nur ein Schuldiger darunter wäre". „Da zitterte," heißt es, „das ganze Land, und die anders wollten, vermochten Nichts."

Das Werk des Schreckens nahm seinen ungehinderten Fortgang. Kaiser und Reich sanctionirten auf dem Reichstage zu Ravenna im Februar 1232 jene gregorianischen Statuten. Die Fürsten und Herren, alle, welche Lehns- und Eigenleute hatten, waren bei ihrer Ausführung einigermaßen interessirt, indem schon am 2. Juni 1231 ein Reichsgesetz verfügt hatte, daß zwar die Erbgüter eines wegen Ketzerei Verurtheilten an seine Erben, die Lehen aber an den Lehnsherrn und die beweglichen Güter an den fallen sollten, dessen Mann er sei, — nach Abzug der Verbrennungskosten. Für sich selbst haben diese fürstlichen und ritterlichen Kreise zunächst wol nicht gefürchtet. Die Bischöfe aber, sofern sie nicht etwa wie der Gesinnungsgenosse Konrad's von Marburg, Bischof Konrad von Hildesheim, aus ganzer Ueberzeugung die außerordentliche Inquisition billigten, waren offenbar durch den doppelten Hochdruck, unter dem sie standen, durch die vereinigte Autorität des Papstes und des Kaisers und durch den entfesselten Fanatismus der Masse, in dem Grade eingeschüchtert, daß sie sich ihre eigene Gerichtsbarkeit durch jene Inquisitoren ruhig aus den Händen winden ließen und höchstens den Schein zu retten suchten, indem sie sich an dem Werke der Inquisition betheiligten, wie der Erzbischof von Mainz, oder gelegentlich auch selbständig vorgingen, wie der von Trier. Die Vernichtung der Ketzer an sich war ihnen natürlich schon recht, und sie hatten höchstens das eine gegen dieselbe einzuwenden, daß sie nicht ausschließlich von ihnen ausgehen sollte. Unter solchen Umständen wollte es schon etwas sagen, wenn der Erzbischof von Salzburg und der Herzog von Kärnthen ihren Amtleuten die Weisung gaben, nur die von der Inquisition überführten und geständigen Ketzer, wie es recht und canonisch sei, zu bestrafen.

Die Verfolgten hatten also nirgends wirksamen Rechtsschutz zu erwarten. Mußte man aber nicht auch die Möglichkeit in's Auge fassen, daß die Bedrohten, namentlich wenn sie wirklich so zahlreich waren, als man voraussetzte,

ihr Leben mit den Waffen in der Hand vertheidigen würden? Was in Südfrankreich geschehen war, das konnte sich auch wol in Deutschland wiederholen. In der That, Gregor IX. glaubte an diese Möglichkeit. In jenen neuen, im Herbste 1231 an Konrad von Marburg und die Dominicaner gerichteten Instructionen weist er sie an, jetzt das Kreuz gegen die Ketzer zu predigen. Wer solche Predigten besucht, gewinnt zwanzigtägigen, wer den Inquisitoren bei der Bekämpfung der Ketzer und ihrer Freunde hilft, erhält dreijährigen Ablaß; wer in diesem heiligen Kriege den Tod findet, soll aller Sünden los und ledig sein. Mit solchen Machtmitteln ausgerüstet, wagten sich die Inquisitoren, welche bisher nur Leute bäuerlichen und bürgerlichen Standes heimgesucht hatten, nun auch an Ritter und Burgherren, an Edle und Grafen. Eine Gräfin von Looz, die Grafen von Arnsberg und der Graf von Sain wurden verdächtigt, der Graf von Solms durch Todesfurcht sogar dahin gebracht, sich schuldig zu bekennen. Selbst die höhere Geistlichkeit fühlte sich nicht mehr sicher, besonders als der Papst das gegen Geistliche vorgeschriebene besondere Verfahren aller schützenden Förmlichkeiten entkleidete. Es war die höchste Zeit, sich aufzuraffen, wenn die sociale und die politische Ordnung des Reiches vor dem unaufhaltsam wachsenden kirchlichen Terrorismus gerettet werden sollte, der damals gleichmäßig in Frankreich, Italien und Deutschland an die Massen appellirte und an ihren Fanatismus, die rohesten Leidenschaften, Habgier und Mordlust aufstachelte und sich nicht schämte, den fanatisirten Gläubigen das nichtswürdigste Gesindel zuzugesellen. In Frankreich hatte man der Gewalt Gewalt entgegengesetzt; in Italien kam es damals vor, daß eine Stadtobrigkeit selbst über die hetzenden Reiseprediger und ihren Anhang herfiel; in Deutschland aber glaubte man naiver Weise noch immer der privilegirten Gesetzlosigkeit durch den höflichen Hinweis auf das alte Herkommen und Recht steuern zu können.

Der Graf Heinrich von Sain war der Citation Konrad's von Marburg nicht gefolgt, sondern hatte den Schutz des Königs und der Kirchenfürsten angerufen. Auf dem großen Fürsten- und Kirchentage zu Mainz vom 25. Juli 1233 sollte nun Konrad seine Citation gegen den Grafen begründen. Er war dazu nicht verpflichtet und es war auf seinem Standpunkte ein Fehler, daß er sich dazu herbeiließ. Was in den Ketzergerichten, in welchen er Partei und Richter zugleich gewesen war, bisher als vollgültiges Zeugniß gegolten hatte, mußte den Augen, mit welchen die zu Mainz Versammelten die Sache sahen, in ganz anderem Lichte erscheinen. Von den Angebern, welche Konrad vorführte, wollten jetzt einige von der Sache gar nichts mehr wissen; andere bekannten, sie seien gezwungen oder verlockt worden, Böses gegen den Grafen auszusagen, und diejenigen, welche ihre Aussagen aufrecht hielten, waren nicht frei von dem Verdachte, daß sie sich von persönlichem Hasse leiten ließen. Trotz alledem konnte der König Heinrich, Friedrich's II. Sohn, nicht dazu gebracht werden, gleich hier ein Ende zu machen. Ein anderes Mal solle darüber weiter verhandelt werden. Es war eine Galgenfrist, die dem Grafen bewilligt wurde. Was nützte es ihm, sich in den Schutz des Reiches gestellt zu haben? Was half es ihm, daß der Erzbischof von Trier ihm öffentlich vor allem Volke das Zeugniß eines guten Katholiken gab? Der Inquisitor erkannte

nur soviel an, daß er der Ketzerei nicht überführt sei; von dem kaum minder gefährlichen Verdachte hat er ihn nicht losgesprochen. Vergebens appellirt der Graf an den Papst, vergebens erbieten sich Domherren von Mainz, Worms, Speier und Straßburg nach Rom zu gehen, um „den Grafen, die Herren und ganz Deutschland zu vertheidigen“: Konrad weiß besser als sie Alle, was des Papstes Wille ist, und er ist entschlossen, ihn rücksichtslos zu vollstrecken. König, Bischöfe, Alle sind ihm verdächtig, Begünstiger der Ketzer zu sein. Wenn sich in der bloßen Thatsache, daß die Fürstenversammlung sich mit der Angelegenheit befaßte, und in ihrer halben Parteinahme für den Angeklagten das Herannahen einer Reaction gegen sein Walten ankündigte, das bisher nirgends einem Widerstande begegnet ist: hat der Papst nicht fürsorglich in seine Hand die Waffe gelegt, mit der jeder Widerstand gebrochen werden kann? Vergebens mahnt der Erzbischof von Mainz, der bisher seinen Bestrebungen ganz freundlich gewesen war, erst allein, dann in Gemeinschaft mit den Erzbischöfen von Trier und Köln den Inquisitor zur Mäßigung: dieser macht jetzt zum ersten Male von seiner Vollmacht in ihrem ganzen Umfange Gebrauch und predigt gleich in Mainz das Kreuz gegen die Ketzer und die Helfer derselben. Da die Organe des Staates und der Kirche nicht willenlos seinen Absichten sich dienstbar machen wollen, versucht er es jetzt mit kirchlichen Freischaaren.

Aber es steht geschrieben: „Wer das Schwert zieht, soll durch das Schwert umkommen.“ Als Konrad in dem Bewußtsein, über einen ungeheuren Anhang verfügen zu können, das ihm vom Könige und dem Mainzer Erzbischofe angebotene Geleit für die Rückreise verschmähte und also ohne Bedeckung nach Marburg heimkehrte, da wurde er in der Nähe dieser Stadt am 30. Juli 1233 von solchen, die sich durch ihn gefährdet wußten, überfallen und mit seinem Gefährten Gerhard Lützelkolb, einem Franciscaner, erschlagen. Und nun erhob sich aller Orten das gewaltsam unterdrückte Rechtsgefühl des Volkes gegen die römische Weise. Man brachte die falschen Zeugen, durch welche so Viele in's Unglück gestürzt worden waren, in's Gefängniß. Von den berüchtigtesten Genossen des Erschlagenen wurde der einäugige Johannes bei Friedberg gehängt, Konrad Dors in Straßburg getödtet. „Also wurde,“ wie es in der Wormser Chronik heißt, „mit Gottes Hilfe Deutschland von jenen gesetzlosen und unerhörten Richtern befreit,“ und der Trierer Geistliche drückt in ähnlicher Weise seine Befriedigung über das Ende der „stürmischen Verfolgung“ aus.

Aber war man denn wirklich schon so weit? Der Tod Konrad's von Marburg half wenig, wenn der Papst nicht darauf verzichtete, durch außerordentliche und mit außerordentlichen Machtbefugnissen ausgestattete Agenten, so zu sagen, persönlich die Verfolgung zu betreiben, oder falls er darauf beharrte, wenn dann nicht das Reich sich besser als bisher gegen die römischen Uebergriffe zu wehren verstand. Ich muß nochmals bemerken, daß es sich gar nicht darum handelte, die Ketzerei straflos zu lassen — auch die weltlichen Gesetze behandelten sie durchaus als ein straf-, ja todeswürdiges Verbrechen —, sondern die Zeitgenossen verlangten nichts weiter, als Regelung des Verfahrens, damit solche offenbare Maßlosigkeiten, Rechtsverletzungen und Ungeheuerlichkeiten nicht wieder vorkommen könnten, wie diejenigen, zu welchen sich Konrad von Marburg

und wol noch mehr seine Unterhelfer hatten fortreißen lassen. Und daß in der That das äußerste Maß überschritten worden war, scheint auch Gregor, so sehr er den erschlagenen Meister wegen seines Eifers rühmte, stillschweigend anerkannt zu haben; er hat wenigstens darauf verzichtet, ihm einen Nachfolger zu geben, sondern den Erzbischof von Mainz, den Bischof von Hildesheim und den Provinzial der Dominicaner beauftragt, die Ketzerverfolgung fortzuführen. An der Sache selbst hielt Gregor dagegen unerbittlich fest und an den einmal gegebenen Instructionen wurde nicht das Geringste geändert, so daß es auch in den nächsten Jahren nach dem Tode Konrad's bei uns nicht ganz an Ketzerprocessen gefehlt hat. Aber sie waren weder so häufig noch so tumultuarisch wie vorher, und sie scheinen allmälig ganz eingeschlafen zu sein. Was jedoch die Hauptsache, die Kreuzpredigt gegen die Ketzer, betrifft, welche Gregor seinen Commissarien immer wieder an's Herz legte, so war diese allerdings zu der Zeit, da Konrad von Marburg um's Leben kam, nicht mehr blos ein frommer Wunsch, sondern damals schon, wahrscheinlich ohne sein Zuthun, von dem Erzbischofe von Bremen gegen die stedingischen Bauern südlich vom Jahde-Busen zur Anwendung gebracht worden, und sie hat im folgenden Jahre zur fast vollständigen Vernichtung dieser Bauerschaft geführt. Als aber der eine der neuen päpstlichen Commissarien, nämlich der Bischof von Hildesheim, das Unwesen clericaler Freischaaren auch auf das innere Deutschland ausdehnen wollte und in Sachsen und Thüringen das Kreuz gegen die Mörder Konrad's predigte, da zeigte es sich, daß der König, die geistlichen und weltlichen Fürsten einmüthig zusammenhielten, um einen solchen Hohn auf jede staatliche Ordnung nicht aufkommen zu lassen. Der vom Papste angeordneten Kreuzpredigt wurde der Landfrieden vom 11. Februar 1234 entgegengesetzt, welcher die unberufene Anwendung von Gewalt mit schweren Strafen bedrohte, und von der Kreuzpredigt gegen Ketzer ist dann in Deutschland auch nicht mehr die Rede gewesen, bis man sie zweihundert Jahre später gegen die Hussiten in's Werk setzte, damals aber wesentlich zur Förderung des Reichskrieges. Es ist zuletzt bei uns doch gelungen, die bisherige kirchenpolitische Praxis zu behaupten gegen die radicalen Tendenzen, von denen das Oberhaupt der Kirche sich leiten ließ.

Und damit könnte ich schließen, wenn ich nicht noch einige Bemerkungen zur Würdigung des Mannes beifügen möchte, mit dessen Thätigkeit wir uns eben beschäftigt haben. Man mochte ihn hassen, aber nicht gering schätzen. Abgemagert durch vieles Fasten, Studiren und Anstrengungen aller Art, pflegte er auf unscheinbarem Maulthiere durch das Land zu reiten, um bald hier, bald dort mit gewaltiger Predigt die Geister zu entzünden. Reichthümer und kirchliche Ehren, die er leicht hätte erlangen können, verschmähte er; das Kleid eines einfachen Weltgeistlichen genügte ihm. Herben Aussehens, streng gegen sich selbst und gegen Andere, entbehrte er doch nicht durchaus des Wohlwollens; aus seiner thüringischen Zeit wird uns berichtet, daß er mild und gütig sein konnte, daß er sich bemühte, das Loos der bedrückten Bauern zu bessern und den Uebergriffen herrschaftlicher Blutsauger zu steuern. Dabei geht durch sein ganzes Wesen eine gewisse praktische Verständigkeit. Wie er der übertriebenen Ascetik der thüringischen Landgräfin Schranken gezogen hat, wie er bestrebt war, ihr ein einiger-

maßen menschenwürdiges Dasein selbst gegen ihren Willen zu sichern, so hat er bei seinem Ketzergeschäfte zwar nicht die leiseste Regung von Mitleid verrathen, aber die päpstliche Vollmacht, Freischaaren aufzubieten, doch anderthalb Jahre auf sich beruhen lassen, ehe er von ihr Gebrauch machte. Er zieht sie erst hervor, als er auf anderem Wege das vorgeschriebene Ziel nicht mehr erreichen zu können glaubt, als ihm ein Widerstand entgegentritt, den er nicht anders zu bewältigen weiß. Da schwinden ihm freilich alle Bedenken: er scheut sich nicht, nöthigenfalls Recht und Ordnung, Wohlstand und Gesittung seines Vaterlandes in Trümmer zu schlagen, wenn diese Trümmer nothwendig sind, um dem Idole der Glaubenseinheit und Glaubensreinheit den Herrscherstitz zu bereiten. In der That, der Papst, welcher die Ketzerei mit Stumpf und Stiel ausrotten wollte, hätte kein geeigneteres Werkzeug finden können, als diesen Konrad von Marburg, zu welchem die Einen mit bleicher Furcht, als zu einem erbarmungslosen Richter, die Anderen — die Rechtgläubigen — in scheuer Verehrung wie zu einem Heiligen emporschauten. Wenn sich das zuletzt geändert hat, wenn sein Verfahren zuletzt auch in streng-kirchlichen Kreisen Mißbilligung fand und finden mußte — anscheinend selbst bei den Dominicanern —, die Gerechtigkeit muß man ihm zu Theil werden lassen, daß er auch da nie und nirgends aus einem persönlichen Interesse gehandelt hat. Voll und ganz stellte er sich in den Dienst der einen, untheilbaren und unfehlbaren Kirche und, wenn er sich auf's Bedenklichste in der Wahl seiner Helfer und seiner Mittel vergriff, im Großen und Ganzen vollstreckte er doch nur den Willen seines römischen Meisters. Der Inquisitor Konrad von Marburg ist undenkbar ohne den Papst Gregor IX.

Gino Capponi.

Von

F. von Sarburg.

Es sind nicht immer die höchsten, Allen in die Augen fallenden Berge, aus denen jene Ströme entspringen, welche der Landschaft Fruchtbarkeit und Reichthum zuführen; und nicht immer sind es die am meisten bekannten, in Aller Munde lebenden Männer, welche den tiefgreifendsten und weittragendsten Einfluß auf den Geist und die Arbeit ihrer Zeitgenossen üben. Gino Capponi war eine jener Naturen, die, niemals in weitesten Kreisen populär, Tausenden selbst dem Namen nach unbekannt, doch auf ihre Zeit die nachhaltigste Einwirkung üben. In den großen Krisen, welche die italienische Halbinsel seit einem halben Jahrhundert betroffen, ist Capponi's Name nur selten genannt, niemals gleich demjenigen eines Gioberti, Azeglio, Cavour, La Marmora in den Vordergrund getreten; und doch konnte man sagen, daß derselbe seit fünfzig Jahren verknüpft war mit Allem, was in Toscana, in Italien, Großes und Gutes geschehen ist. Capponi hat das Glück gehabt, sehr bald nach seinem Tode in dem Kreise seiner nächsten Freunde zwei Biographen zu finden, deren persönliche wie schriftstellerische Bedeutung der Höhe ihrer Aufgabe vollkommen entsprach[1]): versuchen wir es,

[1]) Zu den nächsten Freunden Capponi's zählten der Senator und Staatsrath Marco Tabarrini und Alfred von Reumont, welcher, frühzeitig mit Gino Capponi bekannt geworden, als königl. preußischer Ministerresident in Florenz und auch später in den engsten Beziehungen zu ihm lebte. Ersterem verdanken wir „Gino Capponi. I suoi tempi, i suoi studi, i suoi amici. Memorie raccolte da M. T., Firenze. G. Barbèra 1879", letzterem das fast zu einer politischen Zeitgeschichte Italiens ausgewachsene bedeutende Werk: „Gino Capponi. Ein Zeit- und Lebensbild. Gotha. Perthes, 1880." Schon zu Lebzeiten Capponi's schrieb Enrico Montazio (Turin, 1862) dessen Vita — eine unbedeutende Leistung, so daß sie von Tabarrini und Reumont nicht einmal erwähnt wird. Weitere Quellen für unsere Kenntniß des Gegenstandes sind die autobiographischen Erinnerungen Capponi's selbst („Ricordi"), welche Tabarrini im II. Bande der Scritti editi e inediti di G. C. (Firenze, 1878) herausgab; die von Vannucci bekannt gemachten Briefe Capponi's an Niccolini. Aurelio Gotti's „Ricordo di G. C.", Prof. Dr. Gubernatis „Ricordi" (Firenze, 1873), Custode Causa's „Ricordi storico-biografici (Firenze, 1876). Auch Bersezio in seinem „Regno di Vittorio Emmanuele II. Trent' anni di Vita Italiana (Torino, 1879)" hat Capponi einige gutgeschriebene, wenn auch nicht erschöpfende und nicht völlig exacte Seiten gewidmet (bes. II, 259 ff.).

an ihrer Hand und unterstützt von unseren eigenen Erinnerungen ein Bild des Mannes zu entwerfen, welchen man den „letzten Florentiner" genannt hat.

I.

Die Capponi sollen zu Anfang des 13. Jahrhunderts aus Lucca nach Florenz gekommen sein und sich durch Seidenfabrikation bereichert haben; schon 1250 erscheinen sie in den Listen der Zünfte[1]). Ihre geschichtliche Stellung verdanken sie Gino Capponi, der 1406 als Bevollmächtigter der Republik die Unterwerfung Pisa's entgegennahm, nachdem er in seiner Jugend den Popolanen ein mächtiger Bundesgenosse im Kampfe gegen den Adel gewesen war. Die Blüthezeit der Familie fällt in's 15. und 16. Jahrhundert, wo man die Capponi die „Scipionen von Florenz" nannte. Berühmt ist die Unterredung, welche Piero Capponi als Gesandter seiner Vaterstadt mit Karl VIII. hatte (1494, 17. November), der sich als Protector von Florenz gerirte und ungemessene Contributionsforderungen stellte. Piero riß dem den Vertragsentwurf ablesenden Secretär das Papier aus der Hand und warf es zur Erde. Als dann der König ausrief: „Wir werden die Trompeten blasen lassen," antwortete Piero unerschrocken: „Und wir werden die Sturmglocken läuten," worauf Karl es für gut hielt, sich mit seinem Gegner zu vertragen. Piero's Sohn Niccolò war das Oberhaupt der Republik, als dieselbe die Herrschaft der Medici 1527 zum letzten Male abgeschüttelt hatte. Unser Gino Capponi wurde am 14. September 1792 als der einzige Sohn Pier Roberto's und der Maria Maddelena Frescobaldi in dem Palaste der Via S. Sebastiano (jetzt Capponi) geboren, welcher, nach Zeichnungen Carlo Fontana's zu Anfang des vorigen Jahrhunderts und in Verhältnissen gebaut wurde, die in Florenz nur denen des Palazzo Pitti nachstehen. Gino's Geburt fiel also in das nämliche Jahr, in welchem Pius IX. und Rossini zur Welt kamen. Sein Vater, Oberhofmeister des Großherzogs Ferdinand, folgte diesem am 27. März 1799 in's Exil nach; als er im Herbste zurückkehrte, ging ihm die Familie nach Venedig entgegen, wo eine von Gino's frühesten Erinnerungen, das Conclave, stattfand, das Pius VII. zum Papst machte. Nach kurzer Reaction mußte der Großherzog wieder weichen, und nun begleitete die ganze Familie Capponi die depossedirte Herrschaft nach Wien, dann nach Gratz, bis der Großherzog nach Salzburg übersiedelte. Fast elfjährig seiner Heimath wiedergegeben, erhielt der Knabe eine sorgfältige und wahrhaft liberale Erziehung in Florenz, auf welche zunächst sein vornehmster Lehrer, Giovan Battista Zannoni, Lanzi's Nachfolger am Museum, dann Tommaso Puccini, Director der Uffizien, maßgebenden Einfluß gewannen. Neben ihnen müssen sein Lehrer im Griechischen, Padre Bettini, Servit, und der Calasanzianer Stanislao Canovai, auch Lanzi genannt werden. Unter der Obhut dieser Männer lernte Gino vor Allem arbeiten — keine Kleinigkeit für einen Sohn des hohen Adels, der

[1]) Niemand dachte weniger daran, den plebejischen Ursprung seiner Familie zu verdecken, als Gino Capponi. Dem von Venezianer Kaufleuten abstammenden Grafen Agostino Sagredo gegenüber sagte er einmal: „Gehen Sie, aller Unterschied zwischen unseren Familien bestand darin, daß meine Voreltern das Stück nach der Elle, die Ihrigen es nach dem Stück verkauften."

sonst den Studien nicht besonders zugethan war und in einer Stadt, welche Niccolini den Palast des Müßigganges genannt hat. Ich habe mit diesem Manne einen der Jugendfreunde genannt, welche am längsten in der Intimität Gino's lebten: später hat Niccolini das Band der Freundschaft vollständig zerrissen. Im Jahre 1812 trat Gino mit seiner Abhandlung über Amerigo Vespucci in der Columbarischen Gesellschaft zuerst schriftstellerisch auf. Die Versuche der Napoleonischen Regierung, ihn für sich zu gewinnen (Ende 1812 bot man Gino an, als Auditeur in den Staatsrath einzutreten) und durch ihn auf den frondirenden Vater einzuwirken, schlugen fehl, obgleich der Sohn der französischen Herrschaft gegenüber keine völlig ablehnende Haltung beobachtete. Kurz nach seiner Heirath (1811) mit Giulia Riccardi del Vernaccia ging er (1813) als Mitglied einer florentinischen Deputation nach Paris, wo er mit dem Kaiser eine nicht uninteressante Unterredung hatte und mit Cesare Balbo, seinem spätern langjährigen Freunde und Gesinnungsgenossen, zusammentraf. Gino's Rückkehr nach Italien fiel bereits in die beginnende Restauration; er begrüßte im April 1814 mit seiner Mutter Pius VII. in Imola und sah am 17. Septbr. Ferdinand III. wieder in Florenz einziehen. In demselben Jahre verlor er seine Gemahlin, die er sechzig Jahre überleben sollte; die Pflege der Kinder (zweier Töchter) übernahm seine Mutter. Der junge Mann war in seinem Charakter zu unabhängig, seine liberalen Neigungen zu ausgesprochen, als daß er sich zum Eintritt in die Verwaltung hätte entschließen können, welche, wenn auch in den Händen Vittorio Fossombroni's, doch immer nur das klägliche Werk des Wiener Congresses zu stützen und durchzuführen im Stande war. Capponi conspirirte nicht, aber er mochte auch diesem Regimente nicht dienen: „Mehr als zu befehlen, liebte ich stets, selber frei zu bleiben und Andere frei zu lassen ... Ich war eine Art Liberaler in partibus, von geheimen Verbindungen, Machinationen und Gesellschaften rein wie ein heranwachsendes Mädchen. Die Regierung mißfiel mir, weil mir schien, daß die moralischen Kräfte des Landes, in denen für mich das Hauptgewicht liegt, unter dieser Regierung sich abnutzten; aber es fiel mir nicht ein, gegen deren tägliches Thun und Schaffen zu declamiren. Wenn ich am Palazzo Vecchio vorüber ging, stieg mir nie der Wunsch auf, in demselben Platz zu nehmen; mein Ehrgeiz ging diesen Weg nicht. ... So lebte ich lange Jahre, Anfangs in quälerischer Unthätigkeit, später in Studien vertieft. Als endlich der Name Pius' IX. die Sache Italiens zu einer populären machte, als eine wunderbare Uebereinstimmung Gedanken und Willensmeinungen aller Classen und Charaktere vereinigt auf ein verständiges Ziel hinlenkte, als unter diesem Einfluß die Secten schwiegen und eine moralische Wiedererhebung die politische Befreiung zu verkünden schien, als lebendigster Glaube mich erfüllte und ich die Zeit zum Handeln erachtete, da war es für mich zu spät, und Gottes Hand hatte mir das Verbot auf die Stirne gedrückt!"

Einstweilen also verzichtete Capponi auf die Schule des Handelns und er beschloß, die Welt kennen zu lernen aus Büchern und auf Reisen. Das Jahr 1816 führte ihn nach Rom, von wo er mit dem Grafen von Velo nach dem Süden reiste. In Palermo ward er dem dort hofhaltenden Kronprinzen, dem späteren Re Bomba vorgestellt; „er habe, schreibt er, nie etwas Dümmeres ge-

sehen, als diesen Prinzen, auch die Prinzessin sei einfältig, wenn auch ihre Erscheinung nicht so häßlich." Seine Besteigung des Aetna hat Gino in einem vorzüglichen Aufsatz beschrieben[1]). Die Fahrt durch Calabrien und Apulien ließ ihn einen Blick in die dumpfe Gährung und das unter der Decke wuchernde Sectenwesen werfen, welches die unbefriedigenden Zustände unter den heimgekehrten Bourbonen hervorgerufen. Im Jahre 1817 zu dem Prinzen Karl Albert von Savoyen, Carignan, der damals die älteste Tochter des Großherzogs heirathete, in oberflächliche Beziehung getreten, ging er 1818 zum zweiten Male nach Rom, im Spätherbst desselben Jahres nach Mailand, wo er mit Cicognara, Jacopo Tribulzio, Monti, Mai, Rosmini in Verkehr trat und in Alessandro Manzoni einen vertrauten Freund gewann. In Paris sah er die Restauration Ludwig's XVIII. am Werke; er ging dann nach England, dessen Institutionen er mit äußerster Liebe studirte und das bald für ihn das Land seiner Ideale wurde. Zahlreiche Verbindungen mit englischen Familien machten ihn rasch mit einer Gesellschaft bekannt, deren zuvorkommende Gastfreundschaft der Fremde auch jetzt noch zu rühmen hat. In London lebte er viel mit Ugo Foscolo, dessen ausschweifende Phantasie er mit zweifelhaftem Erfolge zu zügeln suchte; ging dann wieder nach Paris zurück, wo er Zeuge der Ermordung des Herzogs von Berry war, bereiste Holland, die Rheinlande und wohnte in Mannheim der Hinrichtung Karl Ludwig Sand's bei. Man kann sich denken, in welcher Stimmung er Deutschland verließ; sie spricht aus jener Bemerkung über ein Bildniß Leopold's II.: auch in der Kaiser-Dalmatica scheine er immer der Mann, der auf einem Maulthier die toscanische Maremma und die Romagna durchreitet — „das war die Aufgabe, zu der ihn die Natur bestimmt hatte und worin er wirklich groß war". Bei Leopold dachte Capponi an ein Dutzend anderer Fürsten jener Tage.

Das Fehlschlagen der piemontesischen Bewegung 1821 entmuthigte die italienischen Patrioten. Karl Albert, der damals zu seinem Schwiegervater in's Exil ging, konnte ihm nur mäßiges Vertrauen einflößen. Capponi wandte sich von der Politik zur Literatur. Er fand in P. Vieusseux den geeigneten Mann, um sein längst gehegtes, oft mit Foscolo besprochenes Project einer die besten Kräfte Italiens concentrirenden Zeitschrift zu verwirklichen. So entstand die „Antologia", die dem aufstrebenden Geist der Nation bis 1833, wo sie unterdrückt wurde, zum Organ diente. Giordani und Coletta, Giacomo Leopardi, Niccolò Tommaséo, Niccolini, Libri, waren die Männer, welche mit Capponi an der Spitze des Unternehmens und fast aller literarischen Regungen Toscana's in den zwanziger und dreißiger Jahren standen und Vieusseux' Lesecabinet das Foyer, wo man sich traf — Capponi's Palast und seine Villen, besonders Varramista, die Mittelpunkte dieses an Geist und Hoffnungen so reichen, von der großherzoglichen Regierung mit begreiflichem Argwohn überwachten Kreises. Für die historische Forschung hatten die Bestrebungen Capponi's durch die Anregung der „Documenti di storia italiana" (1836—37) eben größere Bedeutung erlangt, als ein Augenleiden sich einstellte, für das er vergebens bei Walther in München

[1]) Tabarrini, p. 38 f.

Heilung suchte (1841) und das nun zu völliger Erblindung führte. In die Zeit dieser furchtbaren Heimsuchung fielen noch schmerzliche Familienverluste. Sein Vater war 1825 vorausgegangen, jetzt (1839) folgte seine Mutter, und im Augenblick, wo ihm der letzte Hoffnungsschimmer erlosch, verlor er seine geliebte Tochter Ortensia (1844).

Es ist nicht meine Absicht hier die Fortschritte jener Bewegung zu schildern, welche, in der Literatur von Giuseppe Giusti, Niccolini, vor Allem von Gioberti und Cesare Balbo ausgehend, zu jenem Neo-Guelfismus geführt hat, an dessen Spitze sich Pio IX. 1846 stellen zu wollen schien. Schon vor diesem Ereigniß hatten sich zwei Parteien aus dieser Schule abgesondert: die eine, durch Niccolini's „Arnaldo da Brescia" (1843) repräsentirt, ging auf directe Bekämpfung des Papstthums aus — sie hat in Mazzini und Garibaldi ihren Höhepunkt erreicht — die andere erstrebte die Einheit und Unabhängigkeit Italiens in einem italienischen Staatenbund, dessen Präsidium der Papst wenigstens nominell hätte; ihre Vorkämpfer waren neben Gioberti Massimo d'Azeglio und Balbo, mit deren Ideen sich Capponi im Wesentlichen einverstanden erklärte. Kein Wunder, daß er Pio Nono's Thronbesteigung mit höchster Spannung zusah. An der Umgestaltung der staatlichen Institutionen seines Heimathlandes nahm denn Capponi einen hervorragenden Antheil: sie führte zu der Verkündigung der Repräsentativ-Verfassung vom 17. Februar 1848 und zu der Bildung des Ministeriums Capponi (16. August 1848). An die Spitze der Geschäfte gestellt, gab sich der blinde Ministerpräsident über seine Lage keinerlei Illusionen hin. Er machte Anstrengungen, um den Friedensschluß zwischen Piemont und Oesterreich zu beschleunigen und damit der bedenklichen Ungewißheit ein Ende zu bereiten, in welcher Italien durch den Waffenstillstand vom 9. August gelassen war. Es gelang nicht. Im Innern war die demokratische Revolution zu weit gediehen; Gino selbst schildert, wie er durch die Fehler der voraufgehenden Ministerien ohne Geld, ohne Soldaten, nur mit einer unzuverlässigen, und vom Pöbel verlachten Bürgergarde Zustände vorfand, die ihn hätten abhalten sollen, die Zügel der Regierung zu ergreifen. Der Aufstand in Livorno, Guerazzi's und Montanelli's Auftreten geben den Ausschlag für Toscana. Capponi hat seine Verwaltung, die er bereits am 29. October an Guiseppe Montanelli abgab, eine ruhmlose genannt. Aber, fragt Reumont mit Recht, woher hätte diese Verwaltung Kraft nehmen sollen? Der Großherzog hatte keinen politischen Ueberblick und war der linkischste Mann von der Welt, die Deputirtenkammer zu etwas Anderem, als zum Sprechen, vollkommen unfähig. Leopold II. entzog sich bekanntlich dem Andringen der Revolution durch die Flucht nach Gaëta (1849); nach der Restauration durch die Oesterreicher zurückgekehrt, hatte er nur einmal noch eine Zusammenkunft mit Gino Capponi. Der Großherzog meinte, jetzt (wo die Oesterreicher in Florenz standen) herrsche Ruhe im Lande; „ja," war die Antwort, „auf der Straße."

Die Jahre der Reaction (1849—59) lebte Gino Capponi wieder ganz seinen literarischen Interessen. So verhaßt ihm die Fremdherrschaft war — er fand seine Blindheit wenigstens für Etwas gut, nämlich, daß er die Oesterreicher nicht zu sehen brauchte —, er hatte seinem Souverän doch zu nahe gestanden, um

dessen Regierung irgend welche Schwierigkeiten zu bereiten. Als die Ereignisse von 1859 den Sturz der großherzoglichen Regierung herbeigeführt, der Friede von Villafranca die Zurückführung derselben bestimmt hatte, hielt er diese Restauration weder für glücklich, noch auf die Dauer für haltbar. Am 16. August votirte er mit 167 Deputirten die Ausschließung der Dynastie Lothringen-Habsburg. Den alten, 1847 von ihm selbst bevorzugten Plan eines Staatenbundes gab er als überholt auf und stimmte Cavour bei, „der allmälig Europa zu der Einsicht brachte, ein zerrissenes Italien sei ein Aergerniß und ein Hemmniß, ein geeinigtes Italien kein Anlaß zu Besorgniß". Zum Senator des Königreichs ernannt, hat er an den Commissionsberathungen oft, an der Discussion nur einige Mal Theil genommen; sehr merkwürdig ist das Schreiben, welches er im Spätherbst 1863, während Turin noch Hauptstadt war, an Gaetano de Castilla richtete, und in welchem er sich für Civilehe, doch verbunden mit kirchlicher Trauung aussprach. „Dem Staate sein Recht, ihr Recht auch der Kirche." Die Beschießung von Porta Pia 1870 und die Annexion Rom's fand seinen Beifall nicht. Die Rede, welche er am 29. December 1870 im Senat hielt, zeugt von seiner hohen staatsmännischen Einsicht und sagte alle Schwierigkeiten voraus, denen sich das Königreich durch die Annahme des von dem Herzog von Caetani-Sermoneta überbrachten Plebiscits ausgesetzt habe.

Capponi's letzte Jahre waren ganz dem Umgang mit seinen Freunden und literarischer Beschäftigung gewidmet. Er theilte das gemeine Loos eines hohen Alters, über fast Allen, die man einst geliebt, das Grab sich schließen zu sehen. In seiner eigenen Familie fehlte es nicht an herben Verlusten. Von den gleichgesinnten oder geistesverwandten Männern, die seine Mitarbeiter, Gesellschafter, Hausgenossen gewesen, starben schon in den 60er Jahren Vieusseux (1863), Niccolini (1861), C. Ridolfi, V. Antinori, Massimo d'Azeglio († 1866). Das neunte Decennium seines Lebens brachte ihm (14. Sept. 1872) den Geburtstagsgruß des Deutschen Kaisers, aber auch den Tod naher Freunde; Capei's, der an seinem Tisch vom Schlag getroffen wurde († 1868, 13. Aug.), Ag. Sagredo's († 1871), Raffaelo Lambruschini's, eines liberalen Abbete's, mit dem ihn politische und landwirthschaftliche Interessen von früh an verbunden hatten († 1873), Niccolò Tommaséo's, des unruhigen dalmatiner Gelehrten († 1874, 1. Mai), Francesco Bonaini's, des hochverdienten Archivdirectors († 1874). So starb Capponi, wie er sich ausdrückte, selber stückweise. „Ich bin," meinte er 1872, „fast das einzige Blatt am alten Stamme; noch ein Windstoß, so bin auch ich weggeweht." Im Winter 1876 merkte man den zunehmenden Verfall seiner Kräfte; am 1. Febr. 1877 ergriff ihn ein Fieber, wie es scheint, mit Lungenentzündung, dem er am 3., Nachmittags 1½ Uhr erlag. „Ganz Florenz," sagt Reumont, „empfand, was es an dem Manne verlor, ohne dessen ehrwürdige Gestalt auch die bejahrten Bürger sich die Stadt nicht gut denken konnten." Man strömte nach dem Palast, um die verehrten Züge noch einmal zu sehen; das Begräbniß war das eines Fürsten, großartig durch Theilnahme des königlichen Hofes und der Spitzen der Gesellschaft, großartiger noch durch die wahre Trauer einer ganzen Bevölkerung. Nur durch ein „artifizio settario" meinte die „Civiltà cattolica", habe es solche Dimensionen gewinnen können. Capponi's sterbliche Reste ruhen in

dem Garten der Villa von Marignolle neben den Gebeinen seines Vaters und seiner Gattin.

II.

Gino Capponi's politische Stellung und Bedeutung ist in der Darlegung seiner Entwickelung und seines Lebenslaufes im Wesentlichen gekennzeichnet. Seine Jugend war in die Napoleonische Zeit gefallen, wo die Geister Italiens zwischen der Anhänglichkeit an die alte und veraltete Ordnung der Dinge und jenem vagen Liberalismus getheilt waren, dessen „vornehmste Signatur die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden ist, mit dem ewigen Schiboleth des Fortschritts, dessen Ungeduld keine Frucht wahrhaft reifen läßt". Gino Capponi war von streng monarchischen Gesinnungen ausgegangen und hat diese im Grunde nie für die volle Demokratie ausgetauscht. Im Jahre 1821 mahnte er Karl Albert an seine fürstliche Stellung und erinnerte ihn an Joseph's II. Wort: „mon métier à moi est d'être royaliste". Aber von der Beschränktheit der meisten adligen Royalisten war Capponi allezeit frei. Die römische hohe Aristokratie, die sich in keinem Decennium unseres Jahrhunderts im Allgemeinen durch Geist und Thätigkeit ausgezeichnet, war ihm nicht sympathisch, und er meinte von mehr als einem Mitglied desselben, er würde ein ganz anderer Mensch geworden sein, „wäre er nicht mit dem Riesenzopf eines römischen Fürsten auf die Welt gekommen". Frühzeitig neigte Capponi zu dem Liberalismus der italienischen Patrioten hin: aber die Besonnenheit und Mäßigung, die ihm im Blut lagen, sein bedächtiges, ja zauderndes Temperament bewahrten ihn vor den Extravaganzen der Feuerköpfe jener Schule, wie Niccolini's und Ugo Foscolo's. Letzterer hat das selbst anerkannt. Nach Capponi's Abreise aus London schrieb er an eine Freundin: „Der liebe Capponi! Ich habe mit Ihrer und seiner Abreise Alles verloren, was hier mein Leben erfreute. Sein Geist ist hochstrebend, kraftvoll, unabhängig, aber zugleich reich und maßvoll; er ist ein Denker und von so naturwüchsiger Originalität, daß er in wenig Jahren die Fesseln einer falschen Erziehung und die einfältigen Vorurtheile unwissender Priester und müßiger Edelleute von selber zerbrochen hat."

Capponi war Anhänger der constitutionellen Monarchie, deren „Erfindung er vielleicht ebenso schön für die Könige, wie für die Völker" fand[1]). Er warf es Napoleon I. vor, daß er sich nicht zu ihr bekannt und mit ihr Polen und Italien regenerirt habe[2]). Welches Ideal er sich speciell für Italien zurecht gelegt hatte, haben wir oben gesehen. Ohne jemals den geheimen Gesellschaften angehört zu haben,[3]) stand er ganz entschieden auf der Seite derer, welche die Be-

[1]) „E così l'invenzione delle monarchie costituzionali è forse tanto bella per i re come per il popolo, almeno se ci fosse senno nella forza." Tabarrini p. 92.

[2]) Ebendas.

[3]) Capponi hat selbst in einem Briefe an die Redaction des „Siècle" erklärt, daß er niemals Carbonaro gewesen, eine Erklärung, welche Tabarrini S. 104 hervorhebt Angesichts der niedrigen Insinuation der „Civiltà cattolica", welche auf Montazio's Auctorität hin behauptet hatte, Capponi habe von Jugend auf dem Carbonarismus angehört. Vgl. Civ. catt. 1879, Ser. X, vol. X, 709 ff.

freiung Italiens von der Fremdherrschaft und die Einigung desselben durch ein Staatenbündniß anstrebten. Massimo d'Azeglio und Cesare Balbo waren diejenigen, mit welchen er in seinen politischen Aspirationen am meisten übereinstimmte. Gioberti's mächtigen Geist verkannte er nicht; aber er verkannte auch nicht, wie sehr dessen überschwängliche Phantasie den Boden der praktischen Wirklichkeit verließ. Das merkwürdigste Buch Vincenzo Gioberti's, den „Primato", fand er im Ganzen lobenswerth (mi parve buono in tutto), aber doch nur mit starkem Vorbehalt, indem er weder die in demselben niedergelegten Ideen über den Primat der italienischen Nation, noch die tiefe Antipathie gegen die Franzosen guthieß und endlich Gioberti darin nicht beipflichtete, daß derselbe die Wiedergeburt Italiens hauptsächlich vom Papstthum erwartete [1]). Wie hoch auch einen Augenblick die Erwartungen waren, welche er auf Pio IX. gesetzt, er fand bald, daß der Taumel in Rom über das Maß schieße; und „die großen Kinder" klagte er, „verderben mir Pio Nono". Ein Zögling von Priestern, war Gino Capponi gleichwol niemals ein Freund der Priesterherrschaft. Ein mit überwiegend geistlichen Kräften und unter überwiegend geistlichen Gesichtspunkten regierter Staat erschien ihm in dem heutigen politischen System Europas als eine Anomalie. [2]) „Die Priester," schreibt er 1837 gelegentlich eines Aufenthalts in Ancona, „haben nicht das Herrscherbewußtsein wie Monarchen und Aristokraten; sie wollen herrschen, aber regieren können und wollen sie nicht, und wofern sie nur das Geld haben, lassen sie die Anderen schon gerne machen [3])." Er constatirte, daß die Herrschaft der Priester im Kirchenstaat keineswegs hart und drückend war; sie erscheint ihm im Gegentheil schlaff, sorglos und ohnmächtig: daß sie sich nur durch fremdes Militär aufrecht erhalten kann, dünkt ihm ein Anzeichen ihres baldigen Todes [4]). Gleichwol hat er der gewaltsamen Abschaffung der päpstlichen Souveränetät niemals das Wort geredet. Wie er 1845 diese Unabhängigkeit als Nothwendigkeit betont, so hat er seit 1870 nicht unterlassen, sowol bei der Annexion von Rom als bei Berathung des Garantiengesetzes seine ernstesten Bedenken gegen das Vorgehen der Regierung geltend zu machen. Er fand, daß, nachdem Italien eine Revolution durchgemacht, welche ihm einen Platz in der Reihe der Nationen verschafft habe, man jetzt zu Schritten übergehe, welche von Andern als specifisch revolutionär angesehen werden und daß bei diesen Händeln „Kategorien von Individuen aufgetaucht seien, welche das conservative Europa zu fürchten hat und die nicht geeignet sind, guten Rath zu verschaffen". Die Schwierigkeiten des Garantiengesetzes lagen ihm darin, daß weder die Einwilligung des Papstes, noch die reife Ueberzeugung der italienischen Katholiken, noch die Zustimmung der fremden Mächte gewonnen sei. „Es ist," rief er den Senatoren in seiner oben berührten Rede vom 29. December 1870 zu, „es ist Thatsache, nur die Unabhängigkeit des Papstes sichert in Rom unsere Unabhängigkeit. So lange dieselbe nicht festgestellt ist, können wir, ich sage hier nichts Neues, Rom

[1]) Tabarrini p. 258.
[2]) Reumont S. 344. Tabarrini p. 91.
[3]) Tabarrini p. 233.
[4]) Ebend. p. 235.

nicht moralisch noch sicher besitzen. In der Stadt der Paläste werden Sie genöthigt sein, für sich Paläste zu suchen; aber alle werden niedriger sein als der Vatican, welchen Jahrhunderte mit jenem Hebel, der mächtiger als alle anderen ist, mit der Religion emporgehoben haben. Der Bewohner dieses Palastes kann Keinen über sich anerkennen — die Leere dieses Palastes würde erschreckende Einöde sein [1])!"

Wie die Unabhängigkeit des römischen Stuhles mit dem im Princip doch von ihm angenommenen italienischen Einheitsstaates zu vereinbaren sei, darüber finde ich keine Aeußerung Capponi's. Er dachte darüber vermuthlich wie d'Azeglio, mochte aber 1870 in Verlegenheit sein, wenn es sich um die praktische Lösung der Frage handelte. Jedenfalls wollte er dieselbe weder durch bruske Gewalt noch auf Schleichwegen gelöst wissen. Capponi verhehlte sich in der That nicht, die Gefahren, „welche," wie der Staatsrath Tabarrini selbst sich ausdrückt, „die neue Richtung des italienischen Gedankens auf Pfaden bedrohten, von denen er nicht glaubte, daß sie zur wahren Freiheit führten." Mit Schmerz sah er die Politik des neuen Königreichs mehr und mehr sich auf den Boden rein materieller Interessen stellen. Die Moral der Interessen allein dünkte ihm nicht hinreichend, um die Freiheit zu begründen und er lebte der festen Ueberzeugung, daß die anarchische Herrschaft der Massen immer nur das Vorspiel des Despotismus vom Glück begünstigter Cäsaren sei. Oft hob er hervor, die systematische Nichtswürdigkeit der italienischen Politik im 16. Jahrhundert habe dem Volke und Lande nichts genutzt; hatte Pompeo Neri im vorigen Jahrhundert, zur Zeit des Absolutismus, in seinen „Responsi" gesagt, der Fürst müsse der erste Ehrenmann des Staates (il primo galantuomo dello Stato) sein, so forderte Capponi, die Träger der öffentlichen Gewalt sollten Muster von Moralität und Ehrenhaftigkeit sein. „Wehe," rief er aus, „wehe der Regierung, welche zur Gemeinheit herabsinkt (s'incanaglia) und allen Anspruch auf Achtung verliert" [2]). Es braucht für den Kundigen nicht hervorgehoben zu werden, auf welche Männer und welche Vorgänge diese Worte zielten.

Ein so freier und hochgebildeter Geist, wie Gino Capponi, mußte über nationale Vorurtheile und provinziale Eitelkeit weit erhaben sein. Es mag unsern Lesern von Interesse sein, das Urtheil dieses Mannes über die verschiedenen Völker Europa's zu kennen. Am meisten hat Capponi, wie schon bemerkt, England imponirt. Nation, Verfassung und Literatur behagten ihm gleichmäßig, und seine politischen Ideen waren nach denen Altenglands eingerichtet. Die Beweglichkeit und die angenehmen Umgangsformen der Franzosen sagten ihm zu; aber während er die Individuen mochte, hatte er für das Volk und seine Politik wenig Sympathie. „Sie wissen," schrieb er 1850 an Tommaséo, „daß die Franzosen, einzeln genommen, gute Leute sind, während es mit Frankreich ein schlimmes Ding ist (è cosa pessissima)" [3]). „Frankreich," sagt er ein anderes Mal, „hat ein einziges Princip das seinige zu nennen, die nationale

[1]) Reumont S. 349.
[2]) Tabarrini p. 257 f.
[3]) Ebend. p. 358.

Einheit — dies Princip liegt in seiner Natur und ist von ihm stets vorangestellt worden. Alle übrigen Principien hat es anderswo geholt, in sich aufgenommen, verarbeitet, gezeitigt und gewissermaßen popularisirt und verbreitet. Darin liegt seine Kunst und Gewandtheit. Aber kein anderes großes moralisches, intellectuelles, sociales Grundgesetz ist französischen Ursprungs, und das der nationalen Einheit hat Ludwig XIV. zum Ideal der nationalen und absoluten Monarchie gestaltet[1])." Die Holländer fand unser Capponi zu phlegmatisch, ihre Porzellangesichter langweilten ihn; die tüchtigen Eigenschaften dieses Volkes will er aber nicht bestreiten und gibt zu, daß andere Nationen manches von ihnen zu lernen hätten[2]). Betreffs Irlands urtheilt er, die Unterdrücker wie die Unterdrückten seien gleichmäßig Schuld an dem Unglück der Insel und er klagt den Clerus an, daß er nichts gethan, um das Volk aus seiner schmachvollen Roheit herauszuziehen[3]). Deutschland sah er auf seiner Reise, zu einer Zeit, wo die Nebel der Reaction auf ihm lagen, und es ward ihm offenbar nicht wol, während rings um ihn die Burschenschaftler verfolgt wurden. Von der deutsch-österreichischen Herrschaft in Italien sagt er: „Die Macht der Franzosen lag darin, daß ihre Herrschaft Leben eingoß; bei den Priestern wohnt der Tod, bei den Deutschen der Schlaf. Die Deutschen schlugen aus Furcht vor jeder Bewegung alles nieder; das ist ihre Erbsünde gegen Italien; im Uebrigen waren sie gerechtere, mildere, verträglichere Herren als die Franzosen." Hatte Capponi in der Politik einige Mühe, sich mit uns zu verständigen[4]), so hat er dagegen in der Literatur, besonders der historischen, Deutschland sein Recht angedeihen lassen. Von seinen eigenen Landsleuten meinte er, ihr Hauptübel sei, daß sie weder mit den Armen, noch mit dem Kopf, noch mit dem Willen arbeiteten: „arbeiteten wir, so wären wir die Ersten, prima virorum".

III.

Die italienischen Altliberalen waren in ihrer Mehrzahl nicht irreligiös oder antireligiös, wenn wir der „Civittà cattolica" auch zugeben, daß sie nicht gerade von ihrer Religion waren. Silvio Pellico war von tiefer Frömmigkeit, auch ehe seine lange Gefangenschaft ihn zum Mystiker machte. Santa Rosa versäumte in seinem Pariser Exil die Messe nicht und konnte sich ereifern, wenn die französischen Abbé's das Latein der Messe durch ihre Aussprache verdarben. Der Naturforscher Collegno, Giuseppe Montanelli, in seiner Art auch Carlo Bini waren gläubig. Gaetano di Castilla machte sein Kerker auf dem Spielberg tiefreligiös, und Confalonieri empfing die Sacramente, ehe er des Letzteren Leidensgenosse wurde, auf dem Krankenbett. Wenn Niccolini und Ugo Foscolo, Leopardi und Guerazzi der Religion den Rücken kehrten, so bezeugten ihr Alessandro Manzoni und Tommaséo um so größere Achtung, und weder Cesare

---

[1]) Reumont S. 412.

[2]) Tabarrini p. 87.

[3]) Ebend. p. 72 f.

[4]) So forderte er noch 1866 das Trentino: „Voi sapete che di politica non m' intendo, ma Trento lo voglio, delenda Carthago, anche a pagamento." Tabarrini p. 323.

Balbo noch Massimo d'Azeglio hörten auf, Katholiken zu sein. So war auch Gino Capponi gläubig, wenngleich, sagt Tabarrini, „nicht wie alte Weiber und Sacristane". Er war in tiefster Seele dem Materialismus abhold und öfter pflegte er auszuführen, wie gerade die materialistischen Schichten der Florentiner Gesellschaft im 16. Jahrhundert die Freiheit verriethen, während der letzte Verzweiflungskampf des untergehenden Freistaates von den Piagnonen geführt wurde, in deren Herzen die Stimme Savonarola's noch wiederhallte. Angesichts des modernsten Materialismus konnte er sich, so wenig er laudator temporis acti war und so entschieden er sich als Sohn seines Jahrhunderts bekannte, doch des Gefühls nicht erwehren, daß auch unsere Gesellschaft sich in Decadenz befinde. Bei dieser Sachlage wollte er die Action des Christenthums in keiner Weise geschmälert und behindert wissen [1]), und er beklagte von diesem Gesichtspunkt aus die Engherzigkeit und Beschränktheit des ultramontanen Systems, welches die Form über das Wesen der Sache erhob und auch das Erhabenste klein machte [2]). In gewisser Beziehung hat Capponi's religiöser Standpunkt Verwandtschaft mit demjenigen der liberalen Katholiken Frankreichs, wie wir ihn in einem früheren Aufsatze vorgelegt haben [3]). Aber die Romantik des französischen Katholicismus schloß ein Element in sich, welches Capponi von jeher widerstrebte. Gino Capponi war entschieden liberal, aber niemals demokratisch gesinnt. Er hat mit Lamennais Beziehungen gehabt [4]), ohne mit ihm oder seiner Schule geradezu jemals intim gewesen zu sein. Die Erwartung des Heiles von den Massen lag nicht in seinem Temperament, und noch weniger konnte der revolutionäre Mysticismus der „Paroles d'un Croyant" — „der Jeremias in Babeuf übersetzt" — einen Reiz für ihn haben. Aber auch in der Schule der eigentlichen liberalen Katholiken der vierziger Jahre mußte der stark ausgeprägte demokratische Zug ihm mißfallen [5]). So gewiß es ist, daß der Liberalismus vermöge seiner Grundgesetze die Theilnahme am Staatswesen, an der Gesetzgebung und der Verwaltung auf alle Elemente auszudehnen suchen muß, welche durch Bildung und sociale Stellung Fähigkeit und Anspruch darauf haben, so gewiß erschien ihm als eine Unterhöhlung der Gesellschaft, wenn man vermöge des demokratischen Princips jene Theilnahme auf Alle ausdehnte, mochten sie auch noch so wenig sich dazu schicken. Auch Lacordaire erwartete die Besserung unserer Zustände im Staate wie in der Kirche aus dem Schoße des Volkes, und sein bedeutendster Schüler, der Dominicaner Didon hat in seinen viel besprochenen Conferenzen

---

[1]) Schrieb doch selbst E. Renan: „... prenons garde d'être complices de la diminution de vertu qui menacerait nos sociétés, si le christianisme venait s'affaiblir. Que serions-nous sans lui?"

[2]) Tabarrini p. 355.

[3]) S. Felix Dupanloup, Deutsche Rundschau 1880, Band XXIII, S. 222 ff.

[4]) Tabarrini p. 211 (vergl. Reumont S. 403) theilt einen Brief Lamennais' an Capponi vom 24. Februar 1832 mit. Die von E. D. Forgues herausgegebene Briefsammlung des Ersteren (Paris, 1859) enthält leider kein Denkmal der Beziehungen beider Männer.

[5]) Ob Capponi Lacordaire kennen gelernt hat, kann ich nicht sagen. „In Pisa," schrieb er 1835 an Tommaséo, „sah ich Montalembert, und wir verplauderten einen Abend gemüthlich miteinander. Eine schöne Seele, Euch mit Liebe und Achtung zugethan. Wir verständigten uns besser, als ich erwartete." Reumont S. 404.

von Notredame, die ihm 1879 die Verbannung in ein Kloster Corsica's zu Wege brachten, den Bund der Religion mit der Demokratie verkündet. Das Alles war schwerlich nach dem Herzen Capponi's. Auch das Hineinziehen der Religion in die Politik war ihm mehr als bedenklich, nicht blos in der Weise, wie die Jesuiten und Veuillot sie übten, sondern auch in den liberalen Schulen. „Die Religion," schreibt er einmal an Lambruschini, „schließt die allgemeine heilbringende Theorie in sich, gießt sie über die Welt und Menschen aus wie Himmelsregen. Der Mensch sammelt sie ein und gebraucht sie, nach seiner Natur und seinem Bedarf, wie nach den Umständen. Verbinde die Religion, das heißt ihre Moral, mit der socialen Oekonomie, mit der Politik, womit du willst; aber, um Alles in der Welt, mache die Oekonomie oder irgend ein soziales System oder eine der Discussion unterworfene Wissenschaft nicht zu einem Theile der Religion, denn ihre Principien stehen über den Thatsachen, und in allem Anderen können die Thatsachen dir von einem Moment zum anderen Unrecht geben. Die Religion darf nie angerufen werden, irgend eine sociale Frage oder ein politisches System oder ein materielles Interesse zu definiren; das haben Päpste gethan, indem sie dieselbe auf den Boden herabzogen, das haben die Saint-Simonisten gewollt. Sie verkündet, sanctionirt, veredelt die großen leitenden Principien, deren praktische Anwendung Sache der Menschen ist. Wenn die Religion die Liebe und die Gleichheit geheiligt, die Menschenwürde anerkannt hat, so hat sie, was ihr zustand, gethan, um jede wohlthätige Umwälzung zu fördern[1])."

Ein Mann, der so dachte, konnte die Organisation der „katholischen Partei" in Frankreich nicht mit Wohlgefallen sehen. Der Ausdruck schon erschien ihm als die thörichteste Profanation der Religion. Mit Heftigkeit widersprach er François Rio, der den Katholicismus auf sein politisches Banner schrieb und als ausschließliches Schiboleth für die Jünger der Kunst aufstellte. Aber auch der milde und besonnene Ozanam fand nicht immer seinen Beifall, und gelegentlich des von diesem gestifteten Vincentiusvereines äußerte Capponi, er könne diese Reglementirung und Disciplinirung der Wohlthätigkeit nicht loben und glaube, die heutige Welt sei nicht geneigt, sich in Confraternitäten einordnen zu lassen[2].)

Gino Capponi hatte, wie alle die Besten in der Kirche, auf eine Transformation der Kirche — eine Reform, wenn man lieber will — gehofft, als Pius IX. den Stuhl Petri bestieg. Er sah sich in seinen Hoffnungen getäuscht. Aber selbst die unerwünschteste Wendung der Dinge konnte ihn in seinen wesentlich conservativen religiösen Ueberzeugungen und seiner Stellung zur Kirche nicht irre machen. Führte man ihm den „Syllabus" und spätere Entscheidungen des Lehramtes als ewige Hindernisse einer Aussöhnung des Christenthums mit der modernen Bildung an, so sprach er die Ueberzeugung aus, daß diese Dinge wol Kämpfe in den Schulen hervorrufen, aber auf die wirkliche Welt (sul mondo reale) ohne Einwirkung bleiben werden; sein Urtheil berührte sich also

---

[1]) Reumont S. 405.
[2]) Tabarrini p. 356.

mit dem, was Lord Acton seiner Zeit in der „Times" erklärt hat[1]). Im Zusammenhang dieser Ansichten konnte er dem Altkatholicismus keinen Geschmack abgewinnen, und er sah in der von Döllinger versuchten Annäherung an die griechisch-russische Kirche nur eine Täuschung. Capponi haßte Alles, was nach sektirischem Geiste schmeckte, und es entging ihm nicht, daß die Bildung der altkatholischen Gemeinde die reformatorischen Elemente innerhalb der Kirche gerade lahm legen werde. „Je mehr die Opposition ihr Feld zu erweitern sucht, um so mehr bedroht uns anderseits engere Begrenzung. Die Jesuiten, die an politischen Ideen keinen Mangel, im Gegentheil Ueberfluß haben, haben meiner Ansicht nach ganz richtig berechnet, daß es, diesem Streben ihrer Widersacher gegenüber, sich möglichst zusammenzufassen und zusammenzuhalten gilt, woran ich den Hauptgrund neuerer Vorgänge zu erkennen glaube. Politisch haben sie vielleicht Recht, im Religiösen möge Gott uns beistehen — und Er wird es[2])."

Was sich in Deutschland seit 1870 zugetragen, hat Capponi's Aufmerksamkeit in hohem Grade beschäftigt. Ich fand ihn 1874 mit allen unseren Kämpfen vollkommen auf dem Laufenden. Er beklagte es, daß mein Vaterland in einem Augenblick, wo es tiefsten Friedens bedurfte, in eine der gefährlichsten inneren Krisen hineingerissen sei. „Der Reichskanzler," sagte er, „ist ein großer Mechaniker; in Bezug auf die geistigen Mächte verrechnet er sich, und scheint sich keinen rechten Begriff von der Natur des Widerstandes zu machen, den er provocirt. Das unverjährte Recht der Kirche anerkennen, ist kein Canossa. Wollend oder nicht wollend, muß es doch geschehen, wenn dem Volke Ernst ist mit seinem Glauben und seiner Anhänglichkeit, wie es mir bei den deutschen Katholiken zu sein scheint. Gebe Gott, daß es so bleibe; die, welche jetzt dagegen kämpfen, werden selber davon Vortheil ziehen. Keine Regierung — ich leihe der Erfahrung eines langen Lebens Worte — vergibt sich etwas, wenn sie Dingen Rechnung trägt, die außerhalb ihrer Competenz liegen, und deren nach beiden Seiten genügende Gestaltung ihr eigenes Interesse ist[3])." Diese Worte, welche Reumont mittheilt, stehen in vollkommener Uebereinstimmung mit dem, was ich selbst aus Capponi's Munde gehört habe, wie sie denn überhaupt durchaus im Zusammenhang mit der Auffassung des Verhältnisses von Staat und Kirche bei den romanischen Liberalen stehen — einer Auffassung, welcher Terenzio Mamiani mir gegenüber noch vor wenigen Monaten mit den Worten Ausdruck verlieh: „wir wollen weder den Papst-König, noch den König-Papst" (vogliamo nè il papa-re nè il re-papa) und welche im Grunde auf das Cavour'sche „Libera Chiesa in Libero stato" zurückgeht[4]). Es kann

---

[1]) Lord J. Acton, The Times, nov. 24, 1874: „In my endeavour to show that the safety of the State is not affected by the Vatican decrees I affirmed that they assign to the Papacy no power over temporal concerns greater than that which it had claimed and exercised before, and that the causes which heretofore deprived those claims of practical effect continue to operate now."

[2]) Reumont S. 407.

[3]) Ebend. S. 411.

[4]) Ich verweise für die Geschichte dieses vielberufenen Satzes auf den Aufsatz meines leider

hier nicht der Ort sein, auf diesen Gegenstand einzugehen und noch weniger, an dieser Formel die Bismarck'sche Politik zu messen; ich referire, aber ich kritisire hier nicht.

IV.

Gino Capponi besaß Eigenschaften, welche ihn in hervorragender Weise zum Schriftsteller befähigten. Er brauchte den Rath nicht auf sich zu beziehen, welchen, ich glaube, Le Brun Frauen und Fürsten gab: „inspirez, mais n'écrivez pas". Wenn gleichwol seine schriftstellerische Thätigkeit nicht im Verhältniß zu seinem Vermögen und der langen Dauer seines Lebens stand, so lag der Grund zunächst in dem schweren Unglück, welches ihn in seinen besten Lebensjahren traf und das bei den meisten Anderen jeder literarischen Beschäftigung ein Ende gemacht hätte. Aber Gino gab, auch erblindet, die Arbeit nicht auf. Von kleineren Gelegenheitsschriften und Aufsätzen, welche nach seinem Tode von Tabarrini gesammelt wurden, abgesehen, schenkte er 1852 seinem engeren Vaterlande die von seinem Freunde Giuseppe Giusti angelegte, von ihm selbst beträchtlich vermehrte Sammlung toscanischer Sprichwörter, deren zweite, 1871 erschienene Auflage weitaus Capponi's alleiniges Werk ist und seinen Namen am Kopfe trägt. In dem köstlichen Bande gab er seiner Heimath ein Denkmal volksthümlicher Sitte und Weisheit, „hunderte von Zeugnissen markiger, ausdrucksvoller, zierlicher Sprache".

Sein letztes und Hauptwerk ist die „Geschichte der florentinischen Republik", an der er im Grunde ein halbes Leben gearbeitet, die er dann, auf Reumont's Zureden, gegen seine anfängliche Absicht noch selbst dem Druck übergab (1875) und deren durchschlagender Erfolg die letzte große Freude seiner sich dem Ausgang zuneigenden Tage war[1]). Die Geschichte der älteren Zeit läßt die Strenge archäologischer und historischer Kritik vermissen; aber als Geschichtsschilderung des 15. und 16. Jahrhunderts steht das Buch in seiner Art einzig da. „Ein Werk späten Greisenalters, ist es voll Kraft und Leben, die Frucht reifer Erfahrung, langen Nachdenkens, sorgfältiger Studien, voll Vaterlandsliebe und warmen Gefühls für die alte Größe seiner Heimath, aber ohne Parteigeist und Sucht der Beschönigung, unabhängig, gerecht, ruhig ... Es macht dem Leser klar, wie das kleine Florenz gleichsam durch wunderbare Fügung wuchs und die Führerschaft der modernen Civilisation übernahm."

So groß Capponi's schriftstellerische Verdienste sind, größer noch sind die, welche er durch Anregung und Inspiration Anderer gehabt hat. Ich kann hier leider nicht auf so Vieles eingehen, was der Erinnerung werth wäre: wenn von Florenz aus seit fünfzig Jahren eine Erneuerung des wissenschaftlichen Geistes und vornehmlich ein kräftiger und höchst erfolgreicher Anstoß für die historischen Studien ausgegangen ist, so ist dies in erster Linie Gino Capponi's Werk, und

---

so früh dahingegangenen Freundes Guido Padelletti: „Libera Chiesa in Libero Stato: Genesi della Formula Cavouriana", in der „Nuova Antologia" (Juli 1875).

[1]) Vergl. „Deutsche Rundschau" 1875, Band III, S. 128: „Gino Capponi und die Geschichte der florentinischen Republik", von Angelo de Gubernatis.

der „letzte Florentiner" hat hier in gewisser Beziehung jene Rolle gespielt, welche den großen Medicäern des 15. Jahrhunderts in der Geschichte der Wissenschaften zugeschrieben wird.

V.

Gino Capponi war von hohem herrlichen Wuchse, aus dem schönen offenen Antlitz, dessen Licht so früh erloschen war, strahlten Geist und Güte. Seine Stimme war über das Maß der Conversation stark und erhoben; Vincenzo Salvagnoli nannte sie die Glocke (il campanone) des Palazzo Vecchio. Fürstlich in Denkart und Benehmen, konnte Niemand in seinen Lebensgewohnheiten einfacher sein. Fremder Hilfe bediente er sich, auch in seiner Blindheit, so wenig als möglich, und man hatte Mühe, ihn zu bewegen, sich auf der Straße führen zu lassen. Tabarrini hörte ihn oft sagen: „ich war nicht zum Marchese geboren; dieser große Palast liegt mir auf der Seele, so oft ich in denselben eintrete; ich weiß nicht, wie ich's machen soll, um hineinzugehen, während der Kutscher draußen bleiben muß. Ich hätte mir einen Bruder gewünscht, der die Sorge für das Haus übernommen hätte; mir hätten ein Tausend Zechinen, eine kleine Villa, Reisen und Studieren genügt." In dem Palaste der Via S. Sebastiano bewohnte er die Prunkgemächer nie. Seine Zimmer lagen an der Nordseite des zweiten Geschosses. „Ein geräumiger schmuckloser Vorsaal mit einigen großen stark nachgedunkelten Porträts der mediceischen Zeit, ein sehr einfaches Vorzimmer, an den Wänden vortreffliche Federzeichnungen Luigi Sabatelli's, darunter die ergreifende Composition der Pest Boccaccio's, führten in das nicht große, von Luigi Ademollo grau in grau gemalte Arbeitszimmer, wo er im Lehnstuhl neben dem Marmorkamin zu sitzen pflegte. Der Tisch mit Büchern, an der Wand ein tragbares Repositorium, ein Schränkchen für Handschriften, ein schmales Sopha, ein paar Stühle. Neben dem Arbeitszimmer lagen Schlafgemach und Badecabinet. Die große Bibliothek füllte eine beide Flügel des Palastes verbindende Gallerie; mehrere andere innere Räume dienten als Arbeitszimmer des Secretärs und für die täglich sich häufende Masse der Bücher, Zeitschriften, Papiere." Ich werde den Eindruck nie vergessen, welchen mir der erste Besuch in diesen Räumen hinterließ. Durch einen seiner nächsten Freunde bei Capponi eingeführt und angemeldet, fand ich ihn in dem Arbeitszimmer, dessen Einfachheit, man könnte fast sagen Aermlichkeit, gegenüber dem heutigen Luxus auffiel. Er saß auf dem schmalen Divan, der Vorleser entfernte sich, nachdem ich eingetreten, der Herr des Hauses erhob sich, und wie der blinde Mann den Mund öffnete und seine Menelaosstimme mir die süße Sprache Dante's zutrug, so hatte ich, der junge Fremde, den Eindruck, daß hier einer der Könige der Menschheit zu mir gesprochen habe. Stand das vollgewichtige Organ der Anmuth der Conversation einigermaßen im Wege, so entschädigte er dafür durch die Fülle köstlicher Erinnerungen, welche sein unvergleichliches Gedächtniß in einem langen Leben aufgehäuft hatte. „Der Mann, der von Wien im J. 1800 mit der noch lebendigen Tradition Metastasio's, mit Sonnenfels' Publicistenruf und Heinrich Joseph's von Collin Tragödien, von Alfieri's Tod, von Napoleon und Elise Baciocchie erzählte, der den Hirten des Hermas,

Augustinus' Bekenntnisse, Prudentius' peristephanische Hymnen wie Homer und Thukydides, Virgil und Tacitus kannte, in der Divina Commedia zu Hause war und ganze Seiten aus Ariost's Satiren gegenwärtig hatte, auf Macchiavell und Guicciardini mit vollkommener Sicherheit verwies, recitirte lange Stellen von Molière und Voltaire, von Shakespeare und Byron, verlor nicht einen Vers aus Manzoni's Chören und Hymnen, wußte hundert Epigramme und satyrische Stellen von Parini und Alfieri bis auf Giuseppe Giusti."

Capponi war in der Verwaltung seines sehr bedeutenden Vermögens achtsam und haushälterisch. Die Hebung der Landwirthschaft war ihm nicht nur im wohlverstandenen eigenen Interesse, sondern auch in demjenigen seines engeren Vaterlandes eine Herzenssache und er hat sich viele Jahre hindurch theoretisch, schriftstellerisch und praktisch mit diesem überall wichtigen, für Italien vielleicht die ernsteste Lebensfrage bildenden Gegenstande befaßt. In der Verwendung seines Vermögens zeigte er von jeher große Freigebigkeit. Tabarrini konnte hervorheben, daß in den letzten sechzig Jahren kein dem Vaterland zu Ehren gereichendes Werk in Italien geschehen sei ohne die Unterstützung von Capponi's Namen und Börse. In den Tagen der Reaction hatte Vieusseux bei ihm ein offenes Conto zur Linderung der Noth, in der manche der Exilirten darbten; so hat, ohne Capponi's Wissen freilich, auch Garibaldi seiner Zeit sich seiner Wohlthaten zu erfreuen gehabt. Das Asyl für gefallene Mädchen, den Ritiro Capponi, welchen seine fromme Mutter bei Porta San Gallo gegründet, stiftete er gewissermaßen von Neuem und sorgte für dessen einsichtige Leitung. Sein Hauswesen hatte einen patriarchalischen Zuschnitt und es bestand ein an leider längst verschwundene Zeiten erinnerndes familiäres Verhältniß zwischen dem Hausherrn und der meist aus den Colonenfamilien der Capponischen Besitzungen herstammenden Dienerschaft.

Gino Capponi's Auffassung der Welt und der Dinge war mehr großartig als im Einzelnen immer zutreffend: in den Menschen hat er sich oft geirrt, seinem Herzen zur Ehre. Im Umgange war er von einer Feinheit, die der Empfindlichkeit nicht entbehrte, ohne je anders als großmüthig und edel zu sein. Er kannte nur ideale Zwecke und wollte nur ideale Mittel. Zum Handeln war er weniger geeignet. Giusti meinte einmal: „ich würde mich mit Gino nach geschehener That besprechen, vorher nicht, am Wenigsten, wenn es auf rasches Handeln ankäme, selbst auf Kosten eines Irrthums. Wer alle Federn liest, wird niemals ein Bett machen [1])." Wenn seine contemplative und alles abwägende Natur ihn vor manchem übereilten Entschlusse bewahrte, so hat sie ihm quälende Zweifel nicht erspart und seiner Stellung in der Welt und inmitten bedeutender Ereignisse den Stempel der Ungewißheit und Energielosigkeit aufgedrückt. In der Jugend hatte ihn die bittere Schule des Lebens nicht hinreichend gewürfelt; seine beste Männerkraft lähmte sein physisches Unvermögen und das Bewußtsein, einem kleinen und kleinlich regierten Gemeinwesen anzugehören; das Florenz Leopold's II. war kein Klima für große Thaten und gewaltige Entschlüsse. Capponi hat das selbst am tiefsten und schmerzlichsten

[1]) Chi guarda a ogni penna, non fa mai letto.

empfunden; er fühlte den Abstand dessen, was er leistete, und dessen, wohin seine Gedanken und Wünsche ihn trugen, die weite Entfernung, die auch hier Ideal und Wirklichkeit trennen. In einer Grabschrift, die er sich selbst bestimmte, hat er sein Leben nutzlos und unglücklich genannt. Unglücklich ja, aber nutzlos gewiß nicht; und Gino Capponi hat, Alles in Allem, in ruhigen Stunden gewiß selbst dies Facit seines Daseins nicht gezogen. Leopardi's verzehrender Weltschmerz war seine Passion nicht, und die gerade an ihn gerichtete „Palinodie" des berühmten Dichters war ihm gar nicht aus der Seele geschrieben [1]). Es war eine milde, ergebene Melancholie, welche den Blinden in den langen Stunden seiner Einsamkeit besuchte, und ich stelle mir vor, daß bei aller männlichen Fassung doch manche Thräne den Weg über dies edle Antlitz gefunden hat — „cum tamen interpellat fletus". — —

Das Urtheil der Zeitgenossen über Gino Capponi ist, soweit es in Betracht kommt, einstimmig in Anerkennung und Verehrung seines Namens: [2]) nur den Schriftstellern der „Civiltà cattolica" war es vorbehalten, einen Stein auf sein Grab zu werfen [3]). — Gervinus hat ihn schon vor Jahren mit dem Freiherrn von Stein verglichen [4]), und ich denke, die Nachwelt wird mit Reumont von dem Einen wie von dem Andern sagen: „Ein Edelmann wie Wenige, in Person und Haltung, in Gesinnung und Ausdruck, Gott und dem Volke treu, mit warmem Herzen, offener Hand, freier Stirn, furchtlosem Worte."

---

[1]) Vergl. Capponi's Aeußerungen über Leopardi bei Tabarrini p. 143, 366.

[2]) Wenn Madame Hortense Allart (Les enchantements de Pruderie, par Mme P. de Salomon, 1825, p. 145) ihn in einem Anflug übler Laune einmal „très-hautain, très-orgueilleux" nennt und meint: „c'était plutôt un ambitieux grandiose et decouragé", so nimmt sie ebend. p. 259 und 262 dies Urtheil mit den Worten zurück: „Le marquis Camillo (d. i. Gino), un peu maigri, me parût plus beau et plus aimable que jamais ... Il est d'une société pleine d'attrait, d'un esprit vif, plein d'abandon à d'une conversation brillante, très-savant, sans nulle prétention. Dans son âme un fond de grandeur et de bonhomie vous inspire en lui la plus grande confiance." Aehnlich äußerte sich Chateaubriand.

[3]) Vergl. den heftigen Artikel gegen Tabarrini, Civ. catt. a. a. O., wo indessen mit den Worten geschlossen wird (S. 726): „Capponi sei übrigens besser als sein Biograph gewesen." Wie sich die moderne Geschichte Italiens in dem Kopfe der Jesuiten zurecht legt, zeigt am besten der Satz S. 719: „Wer spricht in der That heute noch von Leuten wie Tommaséo, Lambruschini, Gioberti und so vielen Andern dergleichen? Sie sind vergessen! Und so wird es den Heuchlern, die noch am Leben sind, gerade ergehen. Man wird vielleicht noch eine Zeitlang von den Cairoli oder Garibaldi reden. Aber wer soll sich über fünf Jahre mit jenen Füchsen im Gewand der Hennen (di queste volpi intabarrate da galline — das auf Tabarrini und die national gesinnten Katholiken gehende Wortspiel ist in seiner Feinheit und Rohheit nicht zu übersetzen) noch abgeben?"

[4]) Gervinus, Gesch. des XIX. Jahrh. III. 8.

Potsdamer und Berliner Briefe eines preußischen Officiers aus dem Jahre 1848.

IV.

Potsdam, den 19. October. — ... Der 15. October, des Königs Geburtstag, war durchaus gut vorübergegangen, die Feier war ganz und gar patriotisch und die Truppen zeigten einen ausgezeichneten Geist, verträglich unter sich und ihren Officieren zugethan. Da kam am Montag die Arbeiterunruhe in Berlin, die hier Alles in Spannung setzte und natürlich neuerdings die Hoffnung wachrief, daß nun der Augenblick gekommen sei, wo man mit Entschiedenheit einschreiten könne. Indessen die Bürgerwehr wurde Herr des Aufruhrs. Jetzt hat man sich fast selbst erschrocken über die Energie, die man entfaltet, und den Arbeitern scheinen Concessionen gemacht werden zu sollen. Ein Mitglied der Nationalversammlung hat sich bereit finden lassen, eine Petition derselben zu überreichen, die freilich laut Majoritätsbeschlusses zu den Acten gelegt worden ist, auf deren Erfüllung indessen demokratische Clubs und Plakate mit aller Energie dringen. Die Zeitungen sind fast sämmtlich unter dem Terrorismus des Pöbels, und es fragt sich, ob dieser nicht seine Herrschaft weiter auszudehnen sich bestreben wird. Vielleicht gibt es dann noch Etwas, was auch uns gestattet, Fuß im Bügel zu fassen und damit Herr des unbändigen Thieres zu werden, das nur einen kräftigen Reiter gebrauchen kann. So harrt man von Tage zu Tage, harrt auf den Kampf — den Kampf mit seinen Landsleuten und im eigenen Lande! — — —

St... schreibt mir aus Mannheim, wo er im Hauptquartier des General Dunker, der das dort zusammen gezogene Corps commandirt, beschäftigt ist. Er hat im September eine schöne Dienstreise über Luxemburg nach Thionville und Metz gemacht und schreibt sehr zufrieden mit der Aufnahme und dem Benehmen unserer Truppen im Badenschen. Er meint, Preußen hätte dorthin keine besseren Diplomaten senden können, um seine Sache zu führen. Sie sind jetzt mit den Truppen nach Rheinhessen gegangen.

Den 21. October. — Gestern war wieder etwas Unruhe in Berlin, viel Volks auf den Beinen und Bürgerwehr in Waffen. Einestheils hatte eine

neue Verschiffung von Munition aus dem Zeughause Anlaß zur Aufregung gegeben; andererseits die Niederlegung der Präsidentschaft seitens Grabow's in der Nationalversammlung, und endlich drittens das Zusammentreten des demokratischen Congresses. Es sind viele österreichische und polnische Volksführer mit denen des Südwesten Deutschlands dort zusammen getroffen. Man sagt allgemein, sie beabsichtigten, „unserm König die Krone Deutschlands anzutragen", und, falls er sich weigere, die Republik zu proclamiren. Wir harren ihrer. —

Ich habe noch darauf zu antworten, daß man bei Euch der Ansicht ist, das preußische Heer habe eine vollkommen reactionäre Tendenz. Diese Behauptung hat mich etwas echauffirt; sie zeigt von der sehr geringen Kenntniß der hiesigen Verhältnisse und von einem leeren Wiederholen der Aussagen derjenigen Zeitungen, die nun einmal den Umsturz wollen. Es ist von jeher sehr viel Liberales in dem Officiercorps gewesen. Die Begünstigung, die man auf jede Weise der Ausbildung des Einzelnen zu Theil werden ließ, mußte dies befördern. Und so huldigt bis auf den heutigen Tag die Armee zum entschieden größten Theile dem Liberalismus, aber nicht dem Radicalismus. Die Armee hält fest zum Könige, ist aber viel zu loyal gesinnt, nur je daran zu denken, den der Bevölkerung gemachten Versprechungen auch nur ein Jota entziehen zu wollen. Bei der vollständigen Auflösung aller Corporationsverhältnisse hier in Preußen, außer dem in der Armee, ist es natürlich, daß die letztere in einem entschiedenen Gegensatze zu dem übrigen Theile der Bevölkerung erscheint. Sie fühlt sich in sich, kennt ihre Kraft und schließt sich nach Außen ab. Somit erscheint sie für das Alte gesinnt. Wie sie selbst noch wenig verändert und nur dem Gesetz und der Ordnung, dem Thron und der Integrität des Vaterlandes zugethan ist, wird sie von allen Denen als reactionär verschrieen, die gegen jene gar zu gern entschiedene Angriffe führen möchten. Aber es heißt wirklich mit unverzeihlicher Armuth sich gegen Thatsachen ausrüsten, wenn man die ehrenhafte Haltung unserer Armee reactionären und selbstsüchtigen Tendenzen zuschreibt . . . .

Den 23. October. — . . . Unsere Truppen haben, der Jahreszeit und der Dauer ihrer Concentrirung wegen, weitläufiger dislocirt werden müssen, so daß es jetzt kaum möglich ist, sie vor Verlauf von zweimal vierundzwanzig Stunden vor den Mauern Berlin's vereinigt zu haben. Sollten daher einmal bei uns ähnliche Ereignisse eintreten, wie in Wien, so wundert Euch nicht, wenn die Einwirkung der bewaffneten Macht auf dieselben etwas warten läßt; wir kommen endlich doch. Die Montags-Emeute wird natürlich von den Parteien ausgebeutet. Die Ereignisse in Wien, die sich ja günstig zu gestalten scheinen, werden auch hier bedeutend influiren. Bei uns sind seit zwei Tagen alle Posten von Wien ausgeblieben, das deutet auf die endlich eingetretene Cernirung der Stadt und damit auch die Niederwerfung der Revolution. Unsere Volksführer haben sich auch zum großen Theil dorthin begeben. Ich wollte, Windischgrätz finge sie mit.

Durch das Schwankende in unseren Verhältnissen sind wir natürlich in großer Spannung und das Ungewisse hat etwas sehr Unbehagliches und Störendes. Das Ministerium ist noch nicht gestürzt, es hat sogar den Anschein, als würde

es sich halten; indessen wird jedenfalls der General von Pfuel die Präsidentschaft niederlegen, weil er sich nicht mit des Königs Ansichten in Einklang setzen kann. Graf Brandenburg ist allerdings hier und man hat ihm auch die Stelle Pfuel's angetragen, er hat sich bis jetzt aber nicht entschlossen, darauf einzugehen. Brandenburg ist wol nicht gut in Schlesien zu entbehren. Es scheint gewiß, daß man ein Truppencorps bei Oderberg zusammenziehen will, nominell zum Schutz der Grenze, in Wirklichkeit wol um in Schlesien selbst Herr der Anarchie zu werden; und diese Maßregel, die mit dem Aufbieten der Landwehr zusammenhängt, mag der Grund zu Brandenburg's hiesigem Erscheinen sein.

In den Zeitungen steht wieder viel davon, daß Truppen von Hannover nach Thüringen marschiren sollen. Das Reichskriegsministerium schleudert die Regimenter hübsch umher! —

Den 3. November. — ... Der Graf Brandenburg ist mit der Bildung des neuen Ministeriums beauftragt. — Er ist ein natürlicher Sohn des Königs Friedrich Wilhelm II., also ein Onkel des Königs. Wie zu erwarten stand, brachte die Kundgebung dieser Berufung ganz Berlin und namentlich die Nationalversammlung in die vollste Aufregung. Eine Deputation der letzteren langte gestern hier an, um dem Könige Vorstellungen gegen diesen Schritt zu machen und ihn zu bitten, ein volksthümliches Ministerium zu creiren. Die Deputation wurde allerdings zugelassen, indessen wegen Mangels eines anwesenden Ministers mit ihrem Bescheide auf spätere Zeit vertröstet. Was nun heute in Berlin vorgegangen ist, darüber fehlen mir noch die Nachrichten. Wir sind auf Alles gefaßt. Bleibt der König consequent, so beginnt der Kampf über kurz oder lang und unter den allerungünstigsten Verhältnissen, denn das Land wird für Brandenburg schwerlich Partei nehmen. Gibt er nach, nun, dann hat er ohne Kampf die fürchterlichste Niederlage erlitten und fällt in die Hände der radicalen Partei in der Nationalversammlung. Weiß der Himmel, was aus diesen Wirrnissen wird!

Vorgestern war ich zum Prinzen Friedrich Karl eingeladen, in Ueberrock und Mütze, ganz sans gêne. Wie ich eben zu ihm gehen wollte, wurde seitens der Bürgerwehr Generalmarsch geschlagen. Man hatte einem Kaufmann die Fenster einwerfen wollen, oder es schon gethan, und damit war die Hilfe der letzteren requirirt. So mußte ich denn, anstatt zu meinem Prinzen, zu meinem General, der zugleich Commandant der Stadt ist. Ich wanderte mit ihm in den Straßen umher, wo der Tumult losgegangen war. Erst gegen 10 Uhr konnte ich noch zum Prinzen gehen, wo mehrere Officiere ganz behaglich zusammen saßen, Cigarren rauchten und sich allerhand Dinge erzählten, die mit dem Treiben um uns herum gar keinen Zusammenhang hatten. Eine wahre Erholung!

Mein Vater schreibt mir in seinem letzten Briefe: „Behalte Dein Herz auf der Stelle, wo es sitzt, und den Kopf oben und kühl. Es steht Dir noch Vieles bevor! Und beides, Herz und Kopf, hilft für diese und für die künftige Welt — für dieses und für das — künftige — Leben. Möge ich Dich auch in dem letzteren wiedersehen, für das jetzige bin ich in der Beziehung jetzt nicht bange!“ —

Den 5. November. — ... Wie uns Wien erregt, davon hast Du keinen Begriff; die Nachrichten von dort treiben die beiden sich gegenüberstehenden Parteien zu immer ärgerer Reibung gegen einander. Ein entschiedener Sieg der Rechten und die Krisis ist da. — Die Zeitungen werden Dir Bericht erstattet haben über die wiederholten skandalösen Auftritte in Berlin. Sie schweigen indessen über die Formirung zweier mobilen Colonnen, die eine in Schlesien, die andere in Sachsen. Mit dem Auftreten der Truppen ist in beiden Gegenden Ruhe und Unterwerfung unter das Gesetz wiederhergestellt.

Vor wenigen Tagen waren hier wiederholt Abgeordnete aus Frankfurt; sie sprachen mit viel Vertrauen von der Richtung der dortigen Entwickelung. Man ist dort mehr als je für Gesetz und Ordnung gesinnt, aber scheint der Aufgabe nicht gewachsen.

Uns beschäftigt in diesem Augenblick außerordentlich der Entwurf des Militärausschusses zu Frankfurt zu einem Reichswehrgesetz. Eine die Sache vorzüglich behandelnde Broschüre ist in Berlin erschienen: „Kritische Bemerkungen über den Entwurf des Wehrausschusses der Reichsversammlung zu einem Gesetz über die deutsche Wehrverfassung". Auch ich habe darüber etwas in der „Neuen Preußischen Zeitung" veröffentlicht.

Den 10. November. — ... Die Zeitungen, die heute in alle Welt gehen, werden Euch die Nachrichten bringen, daß Wrangel an der Spitze seiner Truppen heute in Berlin, und zwar ohne Widerstand zu finden, eingerückt ist. Heute früh halb acht Uhr wurde ich zum General beschieden; auf Befehl des Staatsministeriums sollten heute Nachmittag die ganze alte Garnison von Berlin und die Truppen, die in Schleswig gefochten haben, nebst einigen anderen Nachmittags zwei Uhr zu fünf Thoren gleichzeitig einmarschiren. Der größere Theil unserer Brigade aber blieb hier und mit dem auch mein General und sein Stab. Zu thun gab's aber den ganzen Tag über genug; dort mußten Ordres, hier Contreordres gegeben werden; hier war für die Bagage, dort für die zurückgebliebenen Kranken, am anderen Ort für die Eisenbahn zu sorgen. So ist der Tag rasch vorübergegangen, mit dem einzigen Kummer, daß mein General nicht auch nach Berlin zog und wir ihn begleiteten. Wie sich das dort entwickeln wird, weiß der Himmel. Die Truppen stehen in respectvoller Haltung, ihnen gegenüber die Bürgerwehr. Die letztere gibt sich alle Mühe, jeden Ausbruch des Unmuths zurückzuhalten, und bislang ziehen nur wenige Proletarierhaufen umher, die schweigend der Befehle ihrer Häupter harren. Ein Zufall kann Berlin in Kampf und Blut verwandeln; dann werden wir auch wol folgen. Möglich indessen, daß man der Gewalt weicht und der ansehnlichen Kraft gegenüber, die in Berlin entwickelt ist, die Aeußerungen des Grolls auf später verschiebt. —

Meine Ansicht über die neue Phase, in die unser politisches Leben eingetreten, ist die, daß das vorige Ministerium durch Ungeschicklichkeit und Mangel jeder Entschlossenheit die Krone in die unangenehmste Lage gebracht hatte; sie mußte, wollte sie nicht Alles verlieren, entschiedenere Männer an die Spitze der Verwaltung stellen, die die Uebergriffe der Nationalversammlung sowol, wie

diejenigen des Proletariats u. s. w. zurückwiesen. Sie mag lange gesucht haben, den richtigen Mann zu finden. Sie suchte ihn auf der Rechten und außerhalb der Nationalversammlung. Sie wollte nicht zu Solchen greifen, die mehr links saßen wie das vorige Ministerium, und so wählte sie Brandenburg. Das neue Ministerium, in dem auch ein Mitglied sitzt, das auf dem ersten vereinigten Landtage auf das Entschiedenste, aber ohne großes Geschick das alte régime vertrat, Herr von Manteuffel, beginnt seine Wirksamkeit mit einem Staatsstreiche, wenigstens halte ich seinen Schritt, die Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg, dafür. Jeder Staatsstreich findet aber seine Beurtheilung erst nach dem Erfolge. Gelingt er, so wird man Brandenburg in den Himmel erheben; mißlingt er, so kann es dem Könige die Krone kosten. Auf jeden Fall ist der Ungewißheit und erschlaffenden Unthätigkeit der königlichen Partei endlich, und Gott sei Dank, ein Ende gemacht. Ob man der Regierung aber dazu Glück wünschen soll, das müssen erst spätere Tage lehren. Vorläufig hat nur ein Theil der Rechten die Nationalversammlung verlassen. Die Uebrigen, noch immer eine beschlußfähige Anzahl, sitzen noch in diesem Augenblicke und tagen. Entscheiden wird sich die Krisis erst, wenn der 27. dieses Monats herankommt, der Tag nämlich, zu dem die Versammlung nach Brandenburg berufen worden ist. Gelingt es der Regierung, dort eine Versammlung in beschlußfähiger Anzahl zu Stande zu bringen, so wird man auch wol über die anderen Berge kommen. Gelingt dies aber nicht, muß man zu anderen Wahlen schreiten, dann ist es schlimm, sehr schlimm. Sind die zurückgebliebenen Deputirten klug, so lassen sie sich mit Gewalt von ihren Sitzen treiben. Geschieht das, so fürchte ich, daß nur eine glückliche Entscheidung im blutigen Kampfe, und zwar nicht allein in Berlin, die Krone retten kann. — Der Umstand, daß dieser entscheidende Schritt von einem Ministerium Brandenburg ausgeht, entzieht leider! der Krone Viele, die sonst treu zu ihr gestanden hätten. Die nächsten Tage sind von der größten Wichtigkeit für die Geschichte Preußens. Was werden die Provinzen thun? — Der junge Gardefähnrich hier in Potsdam jubelt und glaubt, es geht zu Kampf und Sieg; die bedächtigen Leute ziehen sich mit ihrer Meinung zurück und sehen mit tiefem Ernst der Zukunft entgegen. — In welcher Spannung nach alledem wir übrigens in den letzten Tagen gewesen sind, das läßt sich nach dem Vorstehenden ermessen. Gestern Mittag wußte ich schon als Geheimniß, daß die entfernter stehenden Truppen in Marsch waren; ich hatte bereits eine Menge Befehle in diesem Sinne auszufertigen gehabt, ich wußte, daß viel auf dem Spiel stand, mit wie pochendem Herzen mußte ich nun nicht heute Morgen die Ordre bekommen, beim General zu erscheinen. — —

Ich habe vor einigen Tagen bei einem meiner Gönner, dem Hauptmann von Bergh, etwas sehr Hübsches gesehen. Es naht sich nämlich der Tag der silbernen Hochzeit des Königlichen Paares. Dazu schenken ihm die Damen des Hofes ein Album. Von jedem Jahre ist einer der bezeichnendsten Tage ihres gemeinschaftlichen Lebens gewählt und sein Andenken in der Darstellung einer Gegend oder dergleichen niedergelegt, dazu ein biblischer Spruch geschrieben. Das ist alles von sehr geschickter Hand ausgeführt und wirklich höchst gelungen. Am sinnvollsten ist der Todestag der Mutter der Königin dargestellt. Eine

sehr zart und graziös gezeichnete Trauerweide umschließt die Theatinerkirche in München, wo sie beigesetzt ist. Man hat ordentliche Freude, wenn etwas Künstlerisches das Auge einmal wieder labt.

Den 13. November. — Ihr werdet in großer Spannung sein, Weiteres von mir zu hören. Viel, namentlich Sicheres, kann ich Euch nicht schreiben; auch ist meine Zeit beschränkt. — Unsere Truppen sind bis auf zwei Bataillons und drei Schwadronen, die die hiesige Garnison bilden, gegen Berlin hin ausmarschirt. Berlin ist in Belagerungszustand erklärt. Das Nähere wissen wir kaum. Die Stadt wird auf's Engste eingeschlossen. Sie soll durch Hunger zu jeder Bedingung gezwungen werden. — Unsere Regierung ist zu diesen Schritten gezwungen worden; gezwungen durch die schiefe Stellung, in die sie das Pfuel'sche Ministerium gebracht hat, durch die heillosen Uebergriffe der Nationalversammlung und durch die Anarchie in Berlin und im Lande. Wir handeln im Einklange mit der Centralgewalt in Frankfurt. — Wir haben hier in Potsdam einen wichtigen Posten und an Arbeit fehlt es nicht, trotz der wenigen Truppen, die hier verblieben. Vor Allem schützen wir das Königliche Haus. Der König mit seinen Brüdern ꝛc. ist in's hiesige Residenzschloß gezogen, Sanssouci und die Schlösser sind verlassen. Dann müssen wir mit Entschiedenheit dem Verkehr von Magdeburg aus, woher bewaffneter Zuzug erwartet wird, entgegentreten. Der Würfel ist gefallen. Die Entscheidung, wer kann sagen, wo die liegt? Wird sie das Schwert bringen? Bis jetzt sprechen die Berichte von unruhigen Auftritten im ganzen Lande. Ich lebe mit meinem General auf außerordentlich gutem Fuß. Er zeigt mir das vollste Vertrauen und läßt mir viel freie Hand. Ich bin glücklich, daß endlich das Schwanken der Verhältnisse aufgehört hat und daß wir wieder entschieden und kräftig handeln. Meine Ueberzeugung ist, der König konnte nicht anders handeln. Möge seine Sache der Himmel schützen! —

Berlin, den 17. November. — ... Da durch das Vorrücken der Truppen meine Stellung in Potsdam voraussichtlich nicht andauern konnte, so erwartete ich schon eine Aenderung derselben und erhielt denn auch am Montag Abend den Befehl des General von Wrangel, nach Berlin zurückzukehren. Ich fuhr am Dienstag Nachmittag hinüber und meldete mich sofort bei dem General. Er war sehr freundlich und hörte meinen Bericht so aufmerksam an, daß ich mir bei seiner sonstigen schroffen Art alles Glück dazu wünschen konnte. Zum Schluß gab er mir noch einen Auftrag für Potsdam und lud mich auf den folgenden Tag zu sich zu Tisch ein. Ich mußte also nochmals zurück und blieb dort bis zum Mittagszuge am Mittwoch, der mich dann zu Wrangel's wohlbesetzter Tafel im Königlichen Schlosse führte. Es war in hohem Grade interessant, die wenigen Stunden dort gerade unter den jetzigen Verhältnissen zuzubringen. Befehle wurden gegeben, Ordonnanzen kamen, Benachrichtigungen aus dem Ministerium gingen ein, überall war Spannung in Bezug auf die Entwickelung der bedeutenden Krisis, in der wir uns jetzt befinden. Meine Hoffnung indessen, die mir Wrangel eröffnet hatte, auf's Neue über mich dispo-

niren zu wollen, ging nicht in Erfüllung. Ich sitze hier wieder in meiner Bibliothek und schlucke Actenstaub, während Andere, mit den Tagesbegebenheiten in unmittelbarer Berührung, auch wirkliche Lebensluft einathmen. —

Vor meinem Fortgange von Potsdam habe ich aber doch noch zu guter Letzt recht thätig sein können, indem wir zwei Nachmittage und Abende hintereinander unruhige Auftritte hatten, die, als unter den Augen der Majestät, und theils gegen das Schloß selbst gerichtet, um so ernster angesehen wurden. Die wirkliche Collision mit den Tumultuanten beschränkte sich auf die Abwehr eines Angriffs auf eines der Portale des Schloßhofes, wobei auch einige Schüsse aus der Menge fielen, im Uebrigen hatten wir nur Vorkehrungen zu treffen und bedrohte Punkte durch das bloße Aufstellen von Truppen in Schutz zu nehmen. Es gab einige hübsche militärische Bilder, wenn die Truppen in der schönen Einfassung der Schloßräume entweder um die Bivouakfeuer standen, oder sich um die Kamine der Säle gelagert hatten. — Man war froh, endlich Gewehr im Arm für den König thätig sein zu können. — Montags früh langte in Potsdam der Befehl an, aller Verkehr mit Berlin solle unterbrochen werden. Dieser Befehl beruhte auf einem Mißverständnisse, mußte aber doch mit aller Strenge aufrecht erhalten werden und es gab zu manchen komischen Scenen Veranlassung, wenn man Damen und besorgte Gatten zurückhalten mußte. Es war dies eins der mir mitaufgebürdeten Geschäfte, wenigstens in zweiter Instanz darüber zu entscheiden, *ob* oder *nicht*, und ich habe oft innerlich laut gelacht, wenn ich äußerlich streng und ernst sein mußte. Mit dem Nachmittage trat schon wieder freier Verkehr ein, und Alles war beim Alten.

Hier in Berlin befinden wir uns denn noch im Belagerungszustande, der aber mit äußerster Nachsicht geübt wird. Die Entwaffnung der Bürgerwehr geht ihren ruhigen Gang fort. Gestern Abend waren etwa $^2/_5$ der Stadt abgesucht, man hatte 9600 Gewehre in Empfang genommen, ohne irgend welchen Widerstand zu finden.

Aus den Zeitungen wirst Du ersehen haben, daß die zur Versammlung vereinigt gebliebenen Abgeordneten wiederholt auseinander getrieben worden sind; sie haben einen Haupttrumpf in der Steuerverweigerung ausgespielt; seitdem sind sie ruhig.

Die Nachrichten aus den Provinzen lauten sehr verschieden. Aus Westphalen, der Mark, Pommern, Preußen und Posen sind sie durchweg zufriedenstellend, dagegen sind sie sehr schlimm aus Thüringen, Sachsen und Schlesien. Der Rhein hält sich bis jetzt noch ruhig. Das Ministerium hat Muth und bis jetzt spricht Manches für das Gelingen seines Beginnens. Indessen liegt die Entscheidung erst in der Entwickelung der nächsten Tage und ohne Besorgniß kann man denselben nicht entgegen sehen; nicht etwa, daß es jetzt noch zu einem Kampfe kommen werde; nein, gerade der passive Widerstand, der den militärischen wie administrativen Anordnungen entgegengesetzt wird, lähmt die Kraft der Regierung und entzieht ihr die Sympathie der Bevölkerung.

Die ruhige Haltung der Berliner, theils durch Muthlosigkeit, theils aber auch durch eine politische Ueberzeugung hervorgerufen, muß die *Bewunderung*, oder wenigstens doch die *Verwunderung* der Unparteiischen ebensosehr hervor-

rufen, als das maßvolle und humane Benehmen des Militärs bei seinem schweren und anstrengenden Werke. Die Truppen liegen in den großen Königlichen Gebäuden zu Hunderten, der Kälte ausgesetzt und wahrlich nicht bequem gebettet. Verpflegt werden sie gut. — Alle Besorgnisse über Untreue sind geschwunden. Den 19., gestern, besuchte mich Gr. auf dem Büreau des Generalstabes. Fast könnte ich ihn um seinen schön durchlebten Sommer und seine jetzige Stellung beneiden, und doch — wenn ich bei dieser neidischen Regung nun erwäge, ob ich es missen möchte, diese für Preußen so unendlich wichtige Zeit miterlebt zu haben, ob ich, trotz des Unmuths, den sie so hundertfältig dem Gemüthe zutrug, die gewaltige Erfahrung, die mir dadurch wurde, daß ich unmittelbar in ihr stand, aufgeben wollte, so entscheide ich mich dagegen. Ja, ich glaube fast, es wäre mir unmöglich gewesen, dieser Zeit fern zu bleiben und mich, in andere Interessen verflochten, ihren Eindrücken zu entziehen.

In diesen Tagen ist ein alter Bekannter von mir ein Opfer seiner unklaren politischen Anschauungen geworden. Es ist ein Lieutenant v. W., der nach Verlegung der Nationalversammlung und nach dem Einrücken des Militärs sich zu Aeußerungen hinreißen ließ, welche des Königs Sache so gravirten, und das zwar vor der Front des Regiments, daß er in Folge dessen und auch schriftlicher Exposé's, hat nach Spandau abgeführt werden müssen. Ich kenne ihn seit 1839, war mit ihm auf Kriegsschule und hatte ihn sehr gern. Er war ein nobler, durchaus liebenswürdiger Mensch, hat Vieles gelernt, war aber immer unklar und confus. Er war längere Zeit Erzieher eines Prinzen aus kleinem Hause. Ich hoffe, daß das Kriegsgericht nicht das Aeußerste über ihn erkennen wird.

Unsere Verhältnisse scheinen sich zu consolidiren; man sieht mit mehr Vertrauen der Entwickelung entgegen als vor wenigen Tagen. Berlin ist fürchterlich still; fast erfaßt es Einen zuweilen krampfhaft, wenn man diese Grabesruhe auf den sonst so lebhaften Straßen wahrnimmt. Den Truppen wird nicht der mindeste Widerstand entgegen gesetzt. — — — —

Die Nachrichten aus Preußen, Pommern, Posen und den Marken sowie aus Westphalen sind gut. Dagegen ist ein Theil von Schlesien in vollem Aufstande; am Rhein nehmen die Angelegenheiten eine sehr bedrohliche Wendung und in Thüringen haben sich starke bewaffnete Haufen von Bauern gebildet. Vier Bataillons märkischer Landwehren wurden bei Wittenberg concentrirt. Sächsische Landwehren werden ebenfalls gegen Thüringen dirigirt. Auch die Lausitz erregt Besorgniß. Eine Nachricht, die leider noch immer der Aufklärung bedarf, hat Viele alarmirt und betrübt, nämlich, daß Thüringische Bauern in einem Hohlweg zwanzig Husaren überfallen und gefangen genommen hätten.

Die Commissäre der Reichsgewalt bestehen entschieden auf Ausführung der Beschlüsse der Frankfurter Nationalversammlung. Sie sollen sogar mit Execution gedroht haben, und als man sie fragte, mit was für Truppen man eine solche denn vollziehen wolle, hat man erwidert, mit preußischen. Sollte man es wirklich wagen, die Brandfackel der Zwietracht in unser eignes Heer zu schleudern? — Ich hatte sehr viele Briefe zu schreiben. Von allen Seiten kamen die Aufforderungen, Nachrichten aus Berlin zu geben. Es haben sich aus den Zeitungen durchaus falsche Bilder in den Provinzen über den Zustand der

Hauptstadt verbreitet. — Abends bin ich fast regelmäßig in einer Restauration in der Leipzigerstraße, d. h. von neun Uhr an, wo man Neues erfährt, Abgeordnete von der Rechten und Ministerial-Beamte findet und wo man seine politischen Sympathien und Antipathien austauscht. Es ist merkwürdig, wie unsere Regierung namentlich bei den jüngeren Richtern und Assessoren ihre Gegner findet.

Den 21. November. — ... Ich bin wieder zum großen Generalstabe zurückgekehrt und in meine alte Beschäftigung bei der historischen Abtheilung eingetreten. Es ist ein eigenthümlicher Contrast, dort das Leben nur in und aus Acten und Büchern und draußen der Wirrwarr der Verwickelungen, die Ungewißheit der Entscheidung, einer Entscheidung über das Schicksal Preußens nicht allein, sondern auch Deutschlands, ja vielleicht des nächsten Geschicks des gebildeten Continents. Auf den Straßen nimmt man freilich nicht mehr die zornglühenden Gesichter der beiden Streitenden wahr, dort ist Ordnung und Vertrauen wiedergekehrt und die maßvolle Haltung des Generals von Wrangel und des Ministeriums gewinnen dem Belagerungszustand Freunde und die Bürgerschaft Berlins hat sich zum größten Theile der Regierung zugeneigt. Die alte Anhänglichkeit an die Krone und der monarchische Sinn kriechen allmälig wieder an's Tageslicht, nachdem sie, furchtsam genug, sich lange Zeit in den entlegensten Winkeln verborgen hatten. Es ist jetzt mehr Leben auf der Straße als vor dem Einrücken der Truppen, man sieht wieder anständige Personen und allmälig auch wieder Equipagen. Man lebt so ruhig, daß man beinahe an die Zustände vor dem 18. März erinnert werden könnte. Geschäfte, Handel und Wandel beginnen wieder aufzuleben; die Truppen sind nicht mehr consignirt und vermehren das Leben auf den Straßen. Die fliegenden Buchhändler, sowie die ganze Straßenliteratur ist verschwunden. An den Ecken sind nur noch obrigkeitliche Ankündigungen und Plakate von Kroll und Gungl zu lesen, das Theater ist wieder besucht; der Proletarier ist wieder höflich geworden und die rothen Hahnenfedern sind von den Calabreserhüten wieder verschwunden. Aber hier liegt auch nicht mehr die Entscheidung. Diese wird in den Provinzen gegeben und namentlich am 27. oder an den folgenden Tagen in Brandenburg. Die Krone hat va banque gespielt. Jede Concession sowol wie das Mißlingen des Begonnenen läßt sie vollständig untergehen. An ein Halten ist dann nicht mehr zu denken. Sie muß somit auf dem einmal eingeschlagenen Wege vorwärts gehen. Ihre Schritte, bis jetzt unleugbar mit großem Geschick gethan, sind vom Glück begleitet gewesen. Die Ruhe, die der Ueberlegung und Erwägung gelassen worden ist, und daß es hier zu keinem Zusammenstoß kam, zeigen überall ihre entschiedene Wirkung. Die heftigen Erklärungen, die von allen Seiten gegen die Regierung anlangten, machen fast überall Beistimmungen Platz. Jeder, der hierher gesandt wurde, jede Deputation, jede Commission nimmt von hier ein anderes Bild von den Verhältnissen sowol wie von dem Ministerio mit zurück, als das war, welches mitgebracht wurde. Brandenburg ist ein Mann ohne viel Gelehrsamkeit oder politische Bildung, aber ehrenwerth durch und durch, entschieden, consequent und die Ruhe selbst;

er ist mit einem scharfen Verstande und mit vielem Wohlwollen ausgestattet, ist aber in seinem ganzen Wesen durchaus Aristokrat. Manteuffel ist bekannt vom ersten vereinigten Landtage her, in Geschäften bewandert und brauchbar. Ladenberg gilt als ein Mann von vielem Geist; er war eins der tüchtigsten Mitglieder des Ministeriums Eichhorn, aber fortwährend mit seinem Chef gespannt; sein Name hat einen guten Klang im Lande. Strotha wurde von der Armee immer in seine jetzige Stellung gewünscht; er ist ihr durchaus gewachsen und gewinnt sich die ungetheilte Anerkennung. Rinteln soll ein tüchtiger Jurist und ein braver Mann sein. Alle fünf Männer aber verdienen die höchste Anerkennung deshalb, weil sie den Muth hatten, dem Könige ihr Leben zu Gebote zu stellen; denn das wagen sie auf ihrer ferneren Bahn. Ebenso aber steht ihre ganze äußere Zukunft auf dem Spiele, denn das begreifen sie selbst, daß, wenn sie auch siegen, sie nicht lange im Amte bleiben werden und dann vollständig beseitigt werden. Der König war durch das Ministerium Pfuel in eine fürchterliche Lage gebracht. Es war eigens dazu geschaffen, daß es mit Entschiedenheit die Nationalversammlung in ihre Grenzen zurückführen sollte, und es war nachgiebiger als jedes andere. — Es war durchaus nothwendig, daß man endlich einmal dem Lande ein „Erwache" zurief; die leidenschaftliche Erregung, in der sich Alles befand, duldete gar keine ruhige Erwägung und keine von der Meinung der Nationalversammlung abweichende Weise, die Zukunft des Landes zu sehen und zu gestalten. Dies „Erwache" mußte von Leuten gesprochen werden, die dem eigenthümlichen Leben, wie es sich *in* der und *um* die Nationalversammlung gebildet hatte, vollständig fremd geblieben waren. Ich hätte allerdings dazu populärere Namen gewünscht und glaube auch, daß diesen ein sicherer Sieg zuzuschreiben gewesen wäre; aber der König war von allen seinen Anhängern verlassen. Niemand hatte mehr Muth, Niemand hatte den ehrenwerthen Charakter, den jene Fünf documentirten. Ich muß gestehen, daß, als ich die Namen „Brandenburg und Manteuffel" hörte, als ihre ersten Schritte bekannt wurden, ich gar kein Vertrauen zu dem Gelingen des Unternehmens hatte. Das maßvolle Benehmen Wrangel's und die glücklichen Resultate hier in Berlin, wo bis jetzt nicht der mindeste Exceß vorgekommen ist, trotzdem, daß jetzt die ganze Bürgerwehr entwaffnet ist, etwa 22,000 Gewehre ihr abgenommen worden sind, trotzdem, daß die Truppen mit der ganzen Erbitterung vom März her hier wieder einzogen, haben meine Meinung vollständig umgestaltet. Dazu hat das lächerliche und gesetzlose Benehmen des Rumpfparlaments ihm die Sympathien entzogen, die es anfangs hatte. Ich habe jetzt alle Hoffnung! — Es wäre doch ein großartiges Resultat, wenn man ohne jedes Blutvergießen hier in diesem so unter- und durchwühlten Lande Ordnung und Gesetz wieder in Ansehen brächte und die Krone auf's Neue feststellte. Es wäre ein Resultat, größer als alle die Erfolge der österreichischen Waffen. Die Haltung unserer Regimenter ist bis jetzt wahrhaft bewundernswerth; so anständig und ruhig, so gemessen und entschieden. Sie leiden hier keine Noth. Die Bürger sowol wie das Landvolk von draußen verpflegen sie auf das Reichlichste. Aller Groll zwischen dem größeren Theile der Bürgerschaft und dem Militär ist verschwunden. Aber, wie gesagt, die Entscheidung liegt nicht hier und liegt nicht in heute oder morgen.

Den 23. November. — Berlin ist gar nicht wieder zu erkennen; Stettin, Danzig, Königsberg, Posen, Breslau, alle die großen Hauptstädte der Provinzen erfreuen sich der Ruhe und der Ordnung; die Landwehren in Pommern haben sich mit wahrem Fanatismus zu den Fahnen gestellt; in Posen halten die Deutschen die Polen vollständig in Schach. Der General v. Lindheim ist zum Commandirenden sämmtlicher Truppen in Schlesien ernannt. Bei Breslau ist ein Corps mit 32 Geschützen zusammengezogen. Der Oberpräsident, der sich gegen das Ministerium erklärt hatte, ist abgesetzt, die Regierungscollegien haben sich für Brandenburg erklärt. Das Schlimmste ist Sachsen; schlimm auch durch die Unfähigkeit der dort leitenden Personen. — Die nächste jetzt erhobene Frage ist die, wird in Brandenburg eine beschlußfähige Versammlung zu Stande kommen, und zwar eine solche, mit der man regieren und verhandeln kann? Man hofft es. Es wird Alles zu ihrer Aufnahme vorbereitet. Wenn aber das nicht? Man sagt, dann würde das Ministerium provisorisch eine Verfassung octroyiren, und zwar als solche den Entwurf, wie ihn die Centralabtheilung der Versammlung angenommen hatte. Wird die das Land annehmen? Und was dann? Dies was weiter? Es ist schwer zu sagen; und wol ist es möglich, daß daran die Krone eher scheitert, als an der Steuerverweigerung. — Ein Officier von unserem Corps ist nach Wien geschickt worden. Er sendet uns interessante Briefe, die eine Schilderung von den dortigen traurigen Verhältnissen geben, wie sie sich kaum eine Phantasie entwerfen kann. Das in Wien geflossene Blut hat das der Berliner gerettet. —

Ich füge noch Einiges über unsere hiesigen Truppen bei. Wir haben hier einundzwanzig Bataillone Infanterie, einundeinhalb Bataillon Jäger, zwei Schwadronen und sechsunddreißig Geschütze in der Stadt und fünfundzwanzig Schwadronen, einige Bataillons und vierundzwanzig Geschütze, die die Stadt cernirt halten. Die Ersteren commandirt der General von Thümen, die Letzteren der General von Prittwitz. Die Truppen in der Stadt sind fast sämmtlich in königlichen Gebäuden untergebracht, und zwar namentlich in solchen, deren Besitz entscheidend über den der Stadt ist. Die Bataillons sind 802 Mann stark (wovon die Kranken abzurechnen sind); der Gesundheitszustand ist durchweg gut. Die Entwaffnung der Bürgerwehr ging so von Statten, daß man Aus- und Eingang der zu entwaffnenden Straße stark besetzte und nun starke Patrouillen hineinsandte, die aus den Häusern die Waffen in Empfang nahmen, nicht das Hausrecht verletzten. Nur, wo Demonstrationen Waffendepots vermuthen ließen, da wurde visitirt. — Potsdam ist außerdem jetzt wieder mit dreiundeinhalb Bataillons, fünf Schwadronen und fünf Geschützen besetzt. —

Den 1. December. — Beim Christmond sind wir wieder angelangt; wie unendlich rasch ist das Jahr seinem Ende nahegerückt! Es kommt mir vor, als wenn ich eine bedeutende Entfernung in sehr raschem Ritt zurückgelegt hätte, ohne Athem, ohne Rast, ohne Gedanken, und — plötzlich aufgeschreckt — zu der Ueberzeugung gelangt wäre, welch' weiten Weg ich hinter mir hätte. — Wir sind hier wirklich an einen Abschnitt gelangt; so mag denn

jener Eindruck erklärlich sein, auf den mich das Niederschreiben des 1. December hinwies. — Das Ministerium beschäftigt sich mit Herstellung der Ordnung und der Achtung vor dem Gesetz im ganzen Lande und ist damit sehr glücklich gewesen. Mehr als irgend Jemand im ganzen Lande es erwartete, haben die extremen, hochverrätherischen Beschlüsse der zurückbleibenden Mitglieder der Versammlung den guten Sinn der Bevölkerung wach gerufen. Ein Kaufmann und Fabrikant Jacobs in Potsdam zahlte am Tage, nachdem die Steuerverweigerung decretirt worden war, vorschußweise funfzigtausend Thaler Steuern *sofort*. — Die Landwehren sind so vollzählig und so eifrig auf ihren Sammelorten erschienen, wie die kühnste Hoffnung es sich nicht dachte; die Truppen erwerben sich überall die höchste Anerkennung, und die Districte, wo noch Anarchie herrscht, werden täglich mehr und mehr durch mobile Colonnen beschränkt und werden bald gänzlich verschwinden. Nur Sachsen, Theile von Schlesien und die Moselgegend erfordern noch einige Thätigkeit. Die Landwehr wird schon bald zum Theil wieder entlassen werden können, und man hat ohne österreichische Gräuelscenen ein viel bedeutenderes Resultat erreicht.

Damit ist allerdings ein großer Schritt vorwärts gethan; indessen für die Zukunft noch sehr wenig, nur so viel, daß man die Zügel jetzt scharf angezogen halten und dadurch mit größerer Ruhe Stürmen und Ungewittern entgegensehen kann. Das Unglück unseres Landes liegt in dem geringen Charakter unserer Nation, der allerdings nur durch eine reiflichere politische Bildung begründet zu werden vermag. Das zeigt die Unreife unseres Volkes, daß es *solche* Vertreter hierher senden konnte; daß es sich von diesen so lange aufregen und leiten ließ! — Wer bürgt denn dafür, daß wir nicht, wie wir in diesem Augenblicke einen Umschlag in der öffentlichen Meinung für die Monarchie und das Gesetz sehen, bald wiederum den entgegengesetzten erleben? Und keine Classe erscheint fast deprimirter, als unsere Richter und Juristen ..... Jetzt zeigt sich wol die volle Consequenz des zersetzenden Jung-Hegelianismus. — Unsere Presse ist dazu so ohne Halt und Werth, daß man auch auf sie keine Hoffnung bauen kann, und dennoch ist sie so voll Einfluß. Welche Corporation sich allein bewährt hat, das ist die Armee, und uns Einzelnen wird jetzt häufig eine Anerkennung zu Theil, wie man sie sich wol nie träumen ließ! Es ist aber auch wahr, wenn man sieht, mit welcher Ordnung und Mäßigung sich unsere Leute hier und überall bei tausend Entbehrungen dem schwierigen Dienste unterziehen, muß man mit Hochachtung und Liebe für sie erfüllt werden. — Die Schwierigkeit unserer jetzigen Lage besteht darin, wie man über den Moment der Bildung einer neuen beschlußfähigen, traitablen Kammer wegkommen, wie man auf eine gute Weise zu einer Verfassung gelangen will. Vor drei Tagen erschienen die Abgeordneten der Linken einzeln in Brandenburg, um dort zu protestiren; sie haben sich in den Augen jedes Gebildeten selbst begraben. Aber wie nun eine andere Kammer bekommen? Gagern hat sich hier viel Mühe gegeben, zu vermitteln u. s. w. Indessen wir Preußen sind keine blinde Anhänger dieses Mannes, der ganz Deutschland mit in die Wirrnisse hineingeritten hat; der wol momentan mit fortreißen, aber niemals wirklich leiten kann. Wohin hat er denn jetzt die Centralgewalt und Frankfurt geführt? Sie

scheinen so ziemlich ihrem seligen Ende mit raschen Schritten entgegen zu gehen, wenn nicht noch von anderer Seite Hülfe kommt. — Unser Ministerium bleibt, trotz der Frankfurter Wünsche, und wird nicht eher abtreten, bis daß seine Aufgabe vollendet ist, nämlich eine beschlußfähige Kammer eine compacte Majorität darbietet, aus der ein neues Ministerium hervorgehen kann. Die Herren Commissare haben ihre Flügel eingezogen, nachdem sie einen Blick in's Land, in die Armee und in die eigentliche Lage der Dinge thaten. Mir macht Alles den Eindruck, als wenn die Regierung, so sehr sie sich auch dagegen sperrt, genöthigt sein würde, eine Verfassung zu octroyiren, sofort die neuen Wahlen dieser gemäß zu veranlassen und somit eine ganz neue Aera zu beginnen. — Hier in Berlin ist vollständige Ruhe. Ob nicht ein Mal ein Putsch versucht wird? Die Truppen sind immer darauf vorbereitet. — Wrangel wacht! — Gestern rückte hier das Garde-Landwehr-Bataillon aus Stettin ein, das schönste Bataillon vielleicht, welches die Armee hat. Es besetzte das Schloß. — Vorgestern trafen die Cavallerie-Regimenter ein, die am 19. März die Stadt verließen, so daß jetzt sämmtliche Truppentheile, die damals die Garnison bildeten, wieder hier sind, und noch einige andere dazu, nämlich zwölf und ein halbes Bataillon und etwa dreißig Geschütze, jedes Bataillon zu achthundert Mann.

Den 7. December. — ... Ich habe diese Woche mehr den Freuden der Welt gelebt, als dieses seit Monaten geschah. Theils regt die glückliche Wendung unserer politischen Angelegenheiten dazu an, theils brachte es der Zufall so mit sich. — ... Selbst das Diner bei dem Junggesellen, wo lauter alte Herren waren, war interessant, weil jetzt, bei der großen Erregung des allgemeinen Interesses und allgemeinen Nachdenkens, auch bei den vertrocknetsten Naturen kein Gespräch unbedeutend werden kann. Abends war ich bei Z.'s, wo der Papa, von Brandenburg heimkehrend, zum Besuch war. Er war Stellvertreter eines Abgeordneten zur Nationalversammlung. Dieser hatte in den letzten Stürmen, zur Partei der Forttagenden gehörend, sein Mandat niedergelegt, und Z. war sofort an seiner Statt nach Brandenburg gegangen. Aber kaum vier Tage dort, war die Auflösung der Versammlung erfolgt. Er hatte viel zu erzählen, auch über die Aufregung in seinem Kreise zu berichten. Dort, wie an so manchen Orten, hatte sich zuerst die allgemeine Stimmung durchaus gegen die Regierung ausgesprochen und erst mit der Steuerverweigerung hatte man den Degen für Krone und Thron in die Hand genommen.

... Das Vertrauen zu den Zuständen wächst mit jedem Tage. Der Thron hat einen entschiedenen Sieg gewonnen und hat ihn außerordentlich glücklich zu benutzen verstanden. Der König scheint in diesem Augenblicke die Liebe und das Vertrauen mehr als je zu besitzen. Adressen und Deputationen in Unzahl strömen aus allen Weltgegenden heran, und man sieht endlich einmal wieder mit Freude und Zuversicht in die Zukunft. Die octroyirte Verfassung hat im Allgemeinen die volle Anerkennung der Bevölkerung. Den Wünschen des größeren Theiles derselben entspricht sie; ein anderer Theil sieht ein, daß sie die für den Augenblick einzig mögliche war; verhältnißmäßig nur wenig zahlreiche Par-

teien auf der äußersten Rechten oder äußersten Linken machen gegen sie Opposition. Ueber dem materiellen Inhalt der Verfassung vergißt man ihre formelle Entstehung, und man reicht sich überall die Versöhnungshand. Es läßt sich nicht leugnen, daß es von dem ungeheuersten Gewinn für die Zukunft ist, daß der König die Verfassung gab, sie sich nicht von einer constituirenden Versammlung aufdringen ließ. Damit ist die Revolution factisch beendigt; die Selbstbestimmung, die dem Könige in den Märztagen entrissen war, hat er sich wiedergewonnen. Er verdankt das Resultat vorerst sich selbst und seinem Entschlusse, einmal dem Treiben der Leidenschaft und des Unrechts in Berlin durch kräftiges Handeln ein Ende zu machen, dann seine Lieblingsideen und Phantasien aufzugeben und, treu seinen Märzversprechungen, sie mit so demokratischen Principien zu vertauschen, wie sie in der Verfassung zur Anerkennung gekommen sind. Er verdankt es dann dem Ministerium, das in voller, ehrenwerthester Hingebung sich als Schild vor den Thron stellte und wahrlich einen sehr gefahrdrohenden Pfad durchlief. Er verdankt es ferner der Armee, die sich treu und glorreich bewährte. In ihr ist eine Stimmung wie nach einem glänzenden Siege auf dem Felde der Ehre, während es doch nur ein Triumph der Treue und der Disciplin war. Der König verdankt seinen Sieg aber namentlich auch den Fehlern seiner Gegner. Bis zur Steuerverweigerung standen die Sachen für ihn ganz schlecht. Die letztere riß dem Lande die Binde von den Augen und der Versammlung die Maske vom Antlitz. —

Schwierigkeiten könnte uns noch Frankfurt bereiten, dessen Desavouirung unseres Ministeriums bislang noch keine Anerkennung fand. Mit jenen Schritten des Königs ist allerdings dem Frankfurter Verlangen kein Genüge geleistet. Das Ministerium ist nicht allein conservirt, sondern es hat sich auch ergänzt, was auf kein Abtreten desselben hindeutet, und darauf ging doch das Verlangen Frankfurts. Wir sind natürlich gespannt darauf, wohin das führt. Vielleicht begnügt sich Frankfurt hier, wie es dazu gezwungen sein wird Oesterreich gegenüber.

Gagern hatte allerdings hier die Ueberzeugung gewonnen, daß man mit unserer Kammer nicht weiter kommen könne, indessen doch sehr ein Nachgeben und ein Eingehen auf die Frankfurter Vermittelungsvorschläge gewünscht. Einer unserer Generale hatte ihm gesagt: Wenn wir uns reinwaschen wollten, so brauchten wir keine Frankfurter Seife. — Es ist wol erklärlich, daß man hier nicht sehr erbaut von dem Manne ist, der damals die Souveränität des Volkes proclamirte und späterhin den „kühnen Griff" that. — Wir haben in diesem Augenblicke noch eine bedeutende Macht auf den Beinen. Ueber 50 Landwehrbataillone sind eingekleidet. Ich glaube nicht, daß man lange anstehen wird, sie wenigstens theilweise wieder zu entlassen. Von allen Seiten laufen gute Nachrichten ein. Berlin macht für den Augenblick gar keine Besorgnisse. Trotzdem garnisoniren hier und in nächster Umgegend etwa dreizehn Bataillone mehr als vor dem achtzehnten März. Auf der Hut muß man den Wühlereien gegenüber natürlich noch immer sein, die bei dem bedrängten Unterkommen der Truppen und ihrem beschwerlichen Dienste wol Terrain gewinnen könnten. Außer den

obengenannten stehen fünf Bataillons concentrirt bei Wittenberg à portée, um eventuell gegen Berlin oder gegen Sachsen verwendet werden zu können, und von hier bis Stettin sind vier Bataillons echellonirt, an der Eisenbahn, um ebenfalls herangezogen werden zu können. —

Den 10. December. — . . . Wir haben hier jetzt das wieder erlangt, was zu entreißen namentlich Frankfurt und als dortiger Chorführer Gagern thätig war, nämlich die Souveränität für die Krone, nicht für das Volk. Die hiesige Nationalversammlung wollte sich als constituirende geriren, und jede Einsprache des Königs in ihren Willen wurde als ein Unrecht desselben hingestellt. Die Umstände haben das Ding umgedreht. Der König hat die Verfassung gegeben; sie ist ihm weder abgerungen noch aufgezwängt; er hat sie in dem Augenblicke gegeben, wo er wieder in dem Vollbesitz äußerer Gewalt getreten war, wo er auf den Händen von 188,000 Mann seiner Armee getragen wurde. Das ist der ungeheure errungene Vortheil. Damit ist die Krone in den Herzen und in dem Urtheile des Volkes so außerordentlich groß geworden. Dies ist der Gegensatz: Der König gewann seine Souveränität wieder und gab eine Verfassung; Gagern mit Frankfurt aber wollten, daß das Volk sich eine Verfassung gäbe und die Fürsten dieselbe nothgedrungen annehmen. Die Letzteren würden unendlich inconsequent werden, wenn sie gegen das Verfahren des Königs nicht aufträten, wenn sie nicht die Souveränität des Volkes zu wahren trachteten. Möglich ist es allerdings, daß sie schweigen in Anbetracht ihrer effectiven Schwäche. — Gagern mag ein edler Mensch sein, ein Mann von hohen Gaben ist er gewiß. Er sowie ein großer Theil seiner Partei haben aber den Radicalen und Republikanern die Hand geboten und eine Revolution gemacht, statt daß sie auf Seite der Regierungen hätten treten und diese zu Reformen hätten veranlassen müssen. Es ist das ein Fehler, der sich in allen Revolutionen wiederholt und, um ihn zu vermeiden, bedarf es freilich einer großartigen, politischen Anschauung und einer sittlichen Durchbildung, die den Demagogen der Neuzeit abgeht. Die gemäßigt Gesinnten geben der Bewegung den Anstoß, protegiren sie auf alle Weise, entwinden der Regierung den Zügel, werden dann selbst Knechte der Bewegung, die sie unter ihren Rädern zermalmt. — Diese Schwärmer glauben immer die Kraft zu haben, ein „Bis hieher und nicht weiter" sprechen zu können; es geht ihnen wie dem Phaeton. Sie stürzen und mit ihrem Sturz vernichten sie Wohlstand, Glück und Gesittung. Wohin wäre es in Preußen und damit in Deutschland gekommen, wenn es hier so fortgedauert hätte? Und wer hat es effectiv gerettet? Die Treue der Armee! Jene hatten das Vaterland und die Krone lange in Stich gelassen, oder waren paralysirt!!

Ich bin davon durchdrungen, daß Gagern und die Seinigen niemals die Bewunderung der Nachwelt haben werden, weil sie, ohne großartige politische Anschauungen nur Unterthanen des Augenblicks, sich den nächsten Augenblick unterthänig machen wollten. Vincke und Radowitz stehen viel erhabener da, namentlich der Erstere. —

Daß Frankfurt uns hätte einen Halt bieten können, wenn die Krone hier in dem letzten Streite unterlegen wäre, ist ein Irrthum, der mit dem Hand in Hand geht, dem Gagern selbst unterlag, daß man eine durch ideale Macht geförderte Revolution in ihrem raschen Laufe aufhalten könne. Daß Frankfurt uns eine Zeitlang ein Halt gewesen wäre, ist ebenfalls ein Irrthum in den Thatsachen. — Der Commissär der Reichsgewalt, General von Schäffer, der in Posen'schen Angelegenheiten hier war, sagte in meiner Gegenwart: Ganz Süddeutschland, mit Ausnahme von Bayern, erhielte seinen Halt jetzt nur durch Frankfurt und Letzteres den seinigen nur durch Preußen; wenn wir mit ihm brächen, so stürzte dort Alles über den Haufen, und das sagte er hier in den Tagen, wo die Krisis am wenigsten günstig sich für den König zu entscheiden drohte. —

Unsere Truppen werden hier gepflegt und gehegt, die Damen stricken Strümpfe und sie werden überhaupt mit allem Möglichen ausgestattet.

Den 17. December. — ... General von Wrangel hat den Truppenbefehlshabern die Erlaubniß ertheilt, Urlaub während der Feiertage bis zu Neujahr geben zu dürfen. — Mein General hat mir durch seinen Adjutanten sagen lassen, er werde meine Beförderung zum Hauptmann nicht bis zum März, dem gewöhnlichen Avancements-Termin, anstehen lassen.

Die Nachtigallen werden zur Errichtung des eigenen Herdes mir ihr schönstes Lied singen! . . .

Die Holländer und Engländer in Südafrika.

Von

Professor **Georg Gerland** in Straßburg.

I.

Die Eigenthümlichkeiten Afrika's treten in dem etwas sich verjüngenden Südende des Continents besonders deutlich hervor. Zu dem fast ganz flachen, muldenförmigen, nach Westen etwas geneigten Inneren, dessen tiefste Einsenkung der Garrib oder Oranjefluß durchströmt, steigt man von Osten durch eine breite, gebirgige Küstenterrasse auf, zunächst zu dem gewaltigen Kathlamba- oder Drakengebirge, welches das Innere Transvaal's, das Basutoland und den Oranjefreistaat umwallt und nur durch schmale, oft sehr steile Gebirgsschluchten, die sog. Kloofs, passirt werden kann. Die Südküste steigt in vier Terrassen, deren dritte, breiteste durch die Wüste Karru gebildet ist, zum Innern an; der Westen zeigt die gleichen Verhältnisse, nur minder scharf ausgeprägt. Die Westhälfte des Continents, nördlich vom Oranjefluß bis etwa zum südlichen Wendekreis, ist äußerst unfruchtbar: denn hier breitet sich im Innern die Wüste Kalasari aus, welche ihren Einfluß bis zum Meere geltend macht. Wohnlicher wird der Continent erst wieder nördlich von der Walfischbai im Lande der Damara, und östlich im Westgriqualand, welches den Uebergang zu dem reichlich bewässerten, fruchtbaren Osten bildet, dem auch der Oranjestrom (der leider nicht schiffbar ist) seine nie versiegende Wassermenge verdankt. Der ungeheuren, etwas welligen Fläche des Inneren, die an den tiefsten Stellen ihrer einzelnen Mulden oft salzhaltige Seen oder ausgetrocknete Salzfelder (die sog. Pan's) trägt, sind einzelne Berge, auch Gebirgszüge aufgelagert, von massiger Gestalt, schroff nach allen Seiten abgeschnitten, oben stets plateauartig abgeflacht. Nach Osten zu werden sie häufiger: so im Transvaal die Magalies-, die Waterberge u. a. Die geognostische Beschaffenheit ist einfach: die aufgesetzten Gebirge aus Kalk oder Sandstein bestehend, sind Reste meist sehr alter Sedimentmassen, welche einst in der Gipfelhöhe der Berge den krystallinischen Grund des Plateau's überdeckten. Auch heute ist der letztere vielfach noch von solchen Sedimenten umhüllt, die meist stark verwittert, oft schon in Flugsand übergegangen sind;

an anderen Stellen liegt er weithin frei. Vulkanische Durchbrüche zeigen sich sehr häufig. Ganz außerordentlich ist der Reichthum an nutzbaren Mineralien: abgesehen von den Diamanten- und Goldfeldern, auch Silber, Eisen, Blei, Kupfer sind z. B. im Transvaal häufig, wo indeß ihre Ausbeutung bisher nur von der eingeborenen Bevölkerung betrieben wurde. Von besonderer Wichtigkeit sind ferner ausgedehnte Kohlenlager im Transvaal, deren Vorhandensein längst bekannt, deren Ausnutzung kaum im Beginn ist.

Die Ost- und Südterrassen haben reichlichen Regenfall, der indeß auch im Osten des Centralplateau's, in Transvaal durchaus nicht fehlt. Er beginnt im September, stark ist er indeß erst im December; im März hört er auf. Im Gegensatz zu dem mehr maritimen Klima der Küstenländer ist der Winter in Transvaal trocken und kalt; da jedoch die Kraft der Sonne um die Mittagszeit hohe Wärmegrade bewirkt, so entstehen ziemlich schroffe Temperaturwechsel, welche gesundheitlich nicht zum Besten wirken. Im Allgemeinen aber ist das Klima sehr gesund. Im Winter sind kalte Südweste häufig; im Sommer wehen bisweilen heiße Gluthwinde aus dem Innern.

Sehr merkwürdig sind die Vegetationsverhältnisse. Das Innere des Continentes zeigt eine ausgebildete Steppen-, ja im Westen eine Wüsten-Vegetation; dagegen gehören die östlichen Küstenländer der tropisch-afrikanischen Flora an, und der Süden bildet ein höchst eigenthümliches Vegetationsgebiet für sich. Daher kommt zunächst der ungemeine Formenreichthum Südafrika's, wie es denn wol auf der ganzen Erde verhältnißmäßig kein arten- und namentlich kein blumenreicheres Gebiet gibt. Freilich ist das Innere, so weit es nicht Wüste ist, über ungeheure Strecken nur mit Gras bewachsen, und auch auf den Küstenterrassen sind solche Grasfluren nicht selten. Ihre Eintönigkeit wird belebt durch zahllose Blumen und unterbrochen durch weite Strecken, die mit niederem Buschwerk bestanden sind. Wälder finden sich in den Gebirgszügen, an deren Flanken sie emporklettern, und in den Schluchten, welche von den Flüssen gebildet sind; auf der Ebene selbst nur selten und nie in geschlossenen Beständen. Hier bestehen sie nur aus Akazien, ohne reichliche Holz- und Blattentwickelung; wohingegen die Wälder der Ostgebirge eine ganze Reihe tüchtiger Bäume und werthvoller Hölzer aufzuweisen haben. Tropisch dicht aber werden sie auch hier nur in den seltensten Fällen. Palmen überschreiten das Drakengebirge landeinwärts nicht. Aber in dem herrlichen Klima, in dem äußerst fruchtbaren Boden des Transvaal und Oranjefreistaates gedeihen alle unsere und alle subtropischen Früchte, wie Aepfel, Birnen, Pfirsiche, Mandeln, Feigen, Wein, Granaten, Orangen; in geschützten Lagen und Gegenden wachsen auch die tropischen Culturpflanzen auf's Ueppigste, so vor allen die Banane, die Baumwolle, der Kaffeebaum. Ebenso gedeihen alle Getreidearten — kurz, es ist kaum ein Land, welches bei verständiger Ausnutzung leistungsfähiger wäre, als das Capland, Natal und die Staaten des inneren Südafrika.

Mit diesen Vegetationsverhältnissen steht die Fauna des Landes in engstem Zusammenhang. Die Gazellen und Gnus, die Giraffen, Zebra's und Büffel, die Strauße, Elephanten, Nashörner sind die natürlichen Consequenzen der weiten, steppenartigen Grasflächen, der Mimosen- und Gebirgswälder; die zahl-

reichen Löwen, Hyänen und andere Raubthiere wieder die Consequenzen der so massenhaften Grasfresser. „Nirgends," sagt Darwin in Beziehung auf das Thierleben Südafrika's, „wird so viel Blut vergossen, als hier." Aber nirgends ist auch die Arten- und namentlich die Individuenzahl der mächtigsten Quadrupeden größer als hier; was natürlich gleichwichtig und anziehend für die Eingeborenen wie für die Einwanderer ist. —

Zur Zeit der Entdeckung war das Capland von zwei Volksstämmen bewohnt: den Hottentotten und ihren Verwandten, den Buschmännern; und mehr im Osten und Norden von den Bantuvölkern. Beide theilen auch heute noch sich mit den Europäern in den Besitz von Südafrika. Zwar als selbständige Nation sind die Hottentotten aus dem Capland verdrängt; doch wohnen noch Scharen von ihnen, holländisch sprechend, daselbst als englische Unterthanen, meist der dienenden Classe angehörig, doch vielfach auch als selbständige Farmer. In den Bergen nördlich vom Oranjefluß bis etwa zur Walfischbai leben sie noch als freies Volk nach ihrer alten Weise, etwa 18,000 Seelen betragend; rechnen wir aber die Bergdamara oder Haukoin des Damaralandes zu ihnen, welche nahe mit ihnen verwandt sind, so steigt ihre Zahl auf 50—60,000. In der Colonie gibt der Census von 1875 (nach Behm und Wagner „Bevölkerung der Erde" 5, 55, 7) 98,361 Hottentotten an, darunter freilich viele Mischlinge; doch ist es eine wichtige Thatsache, daß in unmittelbarem Verein mit den Culturvölkern ihre Zahl weit bedeutender ist, als da, wo sie frei und selbständig leben. Die Hottentotten des Griqualandes sind eine durchaus gemischte Bevölkerung; auch sie reden holländisch und ihre Zahl beträgt neben 12,374 Weißen (meist Boeren) 32,903 Seelen (Behm und Wagner 6, 72). Neben den 236,783 Weißen der Colonie verdient dieser hottentottische Theil der Bevölkerung politisch gewiß um so mehr Beachtung, als er in der Cultur tüchtige Fortschritte gemacht hat, wie er denn u. A. sehr brauchbare Soldaten stellt. Die Buschmänner, in den unfruchtbarsten Bezirken der Colonie, der Westküste des Damaralandes, in der Kalasari ein elendes Jäger- und Räuberleben fristend und nur am Ngamisee seßhaft, werden nicht mehr als 10,000 Seelen betragen.

Weit wichtiger noch als die Hottentotten sind die Völker des großen Bantustammes. Zu ihnen gehören im Süden und Südosten des Continents die Kafferstämme, die Amakosa, Amapondo, die Fingo, die Zulustämme, von denen die Ama-swazi besonders genannt werden müssen, und die Matabela; ferner die Stämme der Betschuanen, zu welchen unter andern die Basuto zu rechnen sind. In der Colonie wohnen von ihnen, wenn man die Mischlinge nicht mitzählt, 287,640 Seelen (Cens. v. 1875); in Kaffraria und den Transkai-Districten 400,500; in Basutoland 127 330, in Natal etwa 300,000, im Oranjefreistaat 66,000, in Transvaal 839,930; im Zululand etwa 150,000, im Land der Matabela, nördlich von Transvaal, mindestens eine Million. Als Gesammtsumme haben wir also 3,172,000; zählen wir die Hottentotten hinzu, so haben wir etwa 3,357,000 Eingeborene Südafrika's. Die Bantustämme der von Portugal beanspruchten Länderstrecken haben wir im Minimalansatz auf 10 Millionen zu veranschlagen: auch diese zahlreichen Völkerscharen sind für die politischen Verhältnisse Südafrika's deshalb zu beachten, weil in der Geschichte der Kaffervölker

große Kriegswanderscharen, welche Alles weithin überschwemmten, nicht selten und gerade von Norden her aufgetreten sind. Bleiben wir aber bei Südafrika, so stellen sich den Eingeborenen an Weißen gegenüber: 236,783 in der Colonie, im Oranjefreistaat 65,000, in Transvaal mindestens 40,000, in Natal etwa 56,000, in Westgriqualand 12,400, zusammen also etwas über 400,000. Die Eingeborenen betragen also fast 3 Millionen mehr. Auch die Bantustämme sind eine hochbegabte Nation: scharfsinnig, rasch das für sie Nützliche begreifend und annehmend, in Handel und Politik klug und gewandt, und dabei activer und thatkräftiger als die Hottentotten.

Die Weißen selbst sind vorherrschend Holländer. So die im Griqualand und im Oranjefreistaat; etwa 36,000 Boeren leben in Transvaal; in der Colonie ist bei weitem die größere Hälfte holländischer Abkunft. Daher ist die holländische Sprache zwar nicht die officielle, aber die verbreitetste in Südafrika. Deutsche sind in der Colonie etwa 6—7000, in Transvaal etwa 2000; die Franzosen, welche nach der Aufhebung des Edictes von Nantes einwanderten, sind zu Holländern geworden; ebenso haben sich ihnen viele deutsche Einwanderer assimilirt.

II.

Aber nicht blos die physische Beschaffenheit, auch die geographische Lage Südafrika's ist von hoher Bedeutung. Wer Südafrika hat, beherrscht den südatlantischen, den indischen Ocean und vor allen Dingen die Verbindung zwischen beiden, den Seeweg nach Indien. Der Suezcanal kann gesperrt werden — nicht ohne Grund hat England Cypern in Besitz genommen — der Weg um Südafrika nur dann, wenn eine bedeutende Seemacht daselbst feste Station hat. Es ist interessant zu sehen, wie schon das erste Eintreten Südafrika's in die europäische Geschichte die Antagonien, welche heute daselbst herrschen, gleichsam im Keime zeigt. Allen Nationen, die nach Ostindien fuhren, hatte das Cap zur Rast- und Erquickungsstation gedient; besonders wichtig aber wurde es nach der Gründung der holländischen und der englischen ostindischen Compagnie. Schon 1620, so berichtet Barrow nach den Acten der englischen ostindischen Compagnie, nahmen zwei englische Capitäne das Cap in englischen Besitz; sie fanden neun große holländische Schiffe vor und erfuhren, daß die Generalstaaten ebenfalls die Absicht hegten, hier eine Niederlassung zu gründen. Doch ist von beiden Niederlassungen nicht wieder die Rede, bis der holländische Schiffsarzt Jan van Riebeck es durchsetzte, daß die ostindische Compagnie seines Vaterlandes 1652 das Cap wirklich in Besitz nahm, und gleich damals soll, nach Kolbe's Bericht (1700), auch die Gegend um Port Natal von den Eingeborenen gekauft sein, freilich für eine Kaufsumme, deren unzweifelhaft übertriebene Höhe die ganze Nachricht unwahrscheinlich macht.

So bedeutend im 17. Jahrhundert Cultur und Weltstellung der Holländer war, so hoch diese ihre ost- und westindischen Besitzungen schätzten: das Capland blieb ihnen immer nur eine Schiffahrtsstation, um welche sich das Mutterland nicht sonderlich kümmerte, deren eigentlichen Werth man kaum erkannt. Im 18. Jahrhundert trat vollends ein allgemeiner Rückgang der Weltmachtstellung

Hollands ein, bis das Land 1795 ganz von Frankreich überwältigt wurde. So konnte, als damals England das Cap für sich nahm, um den für den Seeverkehr so wichtigen Platz nicht in die Hände der Franzosen kommen zu lassen, das Mutterland für seine Colonie nichts thun, und seit 1815 verblieb das Cap, nachdem es von 1801 bis 1806 noch einmal an Holland zurückgekommen war, dauernd im Besitze der Engländer.

Wol widersetzte sich die holländische Regierung am Cap namentlich 1806 der englischen Occupation mit gewaffneter Hand; aber dieser Widerstand war ganz unbedeutend und rasch vorübergehend, denn er fand bei der Bevölkerung keine irgend kräftige Unterstützung. Ein eigentlich politisches Leben, eine feste politische Form und Ordnung hatte sich bisher am Cap nicht entwickelt; aber nicht außer Acht zu lassen ist, daß die Colonie von der ostindischen Compagnie angelegt, das Capland im Besitz dieser letzteren war. Feste Grenzen gab es nicht; man schob dieselben mit dem immer weiteren Vorrücken immer weiter hinaus. Ein organischer Zusammenhang zwischen den einzelnen Centren der Colonialansiedelungen, zwischen den verschiedenen Districten war nicht vorhanden; ja 1795 waren die östlichen Districte unter sich in heftigem Kampf und in einer Art Aufruhr gegen die Regierung der Colonie. Auch zu einer gesetz- und gleichmäßigen Behandlung der Eingeborenen war es nicht gekommen: doch standen alle Weiße in ihren Sympathien auf das Schroffste gegen die Urbevölkerung zusammen. Sonst that der Einzelne, der als Boer entfernt von der Capstadt wohnte, was er wollte; Befehle der Regierung wurden nicht befolgt, wenn sie dem Einzelnen nicht anstanden. So Le Vaillant's, so Lichtenstein's Schilderungen. — Diesen Formlosigkeiten mußte die neue, die englische Regierung ein Ende machen. Vor allen Dingen mußte der unabläßige kleine Krieg zwischen Farbigen und Weißen aufhören, wenn die Colonie gedeihen sollte. Dazu aber mußte die Willkür des Einzelnen beschränkt, eine feste Grenze und geregelte Verhältnisse den Eingeborenen gegenüber geschaffen werden. Mittlerweile kamen immer mehr englische Colonisten am Cap an und die Regierungssprache wurde englisch, was natürlich den Holländern, den Boeren unbequem war; und als nun gar die englische Regierung einige gesetzliche Bestimmungen zum Schutze auch der Eingeborenen traf, da brach unter ihnen offene Empörung aus. Um die Engländer aus dem Osten der Colonie zu vertreiben, wandten sie sich an den berühmten Kafferfürsten Gaika, dem sie ein Bündniß anboten. Er war klug genug, dies abzulehnen; dennoch konnte ein Theil der Empörer nur mit Gewalt und nach heftigem Blutvergießen überwältigt werden. Sechs von ihnen wurden zum Tode verurtheilt, die Andern sollten der Execution beiwohnen. Allein vor der Vollziehung des Urtheils brach das Schaffot zusammen; es mußte erst neu errichtet werden, bis man die Schuldigen mit dem Tode bestrafen konnte; endlich wurde die Strafe aller erneuten Bitten um Gnade ungeachtet an ihnen vollzogen. Das geschah am 9. März 1815 und erregte die Boern im höchsten Maße, wie denn dieses traurige Ereigniß auch jetzt wieder vielfach zur Sprache gekommen ist. Indessen mußte die Regierung so handeln, wenn sie nicht alle Macht verlieren wollte. Zwar die schlechte Verwaltung Lord Somerset's, welche den blutigen Kafferkrieg von 1819 hervorrief, drückte die Engländer mehr als die Boeren, mit welchen

letzteren der Lord hinsichtlich der durchaus gewaltsamen Behandlung der Eingeborenen auf gleichem Boden stand. Als er aber 1827 seine Stellung aufgeben mußte und Sir Lowry Cole Gouverneur der Capcolonie wurde, da kam ein Plan, welchen die englische Regierung schon seit ihrem ersten Auftreten am Cap unter Lord Macarty gehegt hatte, zur endlichen Durchführung: die Emancipation der Hottentotten erhielt am 15. Januar 1829 in der Colonie Gesetzeskraft.

Es ist dies einer der wichtigsten Punkte in der Geschichte des Caps. Die holländische Regierung hatte den Hottentotten ihre nationale Unabhängigkeit gelassen, ja dieselbe stets von neuem betont. Allein diese Gerechtigkeit und Milde war ihnen nur zum Unheil ausgeschlagen. Denn da sie in Folge der immer weiteren Ausbreitung der Europäer mehr und mehr verarmten, so kamen sie allmälig in ein Verhältniß von Leibeigenschaft, welches drückender war, als Sklaverei. So hatte sich namentlich als Rechtsgebrauch ausgebildet, daß jeder Herr die Kinder des freien Hottentotten, der bei ihm arbeitete, bis zu ihrem 25. Jahr ohne Lohn für seine Arbeit verwenden konnte, wenn er sie in ihrer Jugend ernährt hatte. Nach diesem Termin wurden sie jedoch häufig auch noch festgehalten, oder aber ohne den mindesten Lohn und Besitz entlassen. Ihre Behandlung war eine ganz willkürliche, oft eine höchst grausame. Einen Sklaven zu schonen, war Grund vorhanden, denn er hatte viel Geld gekostet: was aber lag an einem freien Hottentotten! Und doch waren letztere ganz unentbehrlich. Denn sie waren es hauptsächlich, welche Vieh, Garten und Feld besorgten. Auch in den Kriegen gegen Buschmänner und Kaffern haben sie den Colonisten treffliche Dienste geleistet. Uebrigens waren es keineswegs die Boeren allein, welche sie bedrückten; die englischen Farmer thaten es denselben völlig gleich. In den Grenzdistricten der Colonie waren ihre Leiden natürlich am größesten. Es ist völlig der Wahrheit widersprechend, wenn man behauptet hat, ihr Zustand sei etwa dem der europäischen Arbeiter gleich gewesen. Als man die so lange Bedrückten, völlig Mittellosen nun plötzlich emancipirte, ohne auch nur im Mindesten für sie zu sorgen, da kam, was kommen mußte: viele gingen im sittlichen und physischen Elend des Vagabundirens unter. Daß sie aber alle, das ganze Volk durch diese Emancipation zu Grunde gegangen seien, ist eine sehr irrige Behauptung. Nicht Wenigen gelang es, sich eine selbständige Lebensstellung zu erwerben, andere blieben in Dienstverhältnissen, alten oder neuen; aber unleugbar war jene an sich ganz richtige und nothwendige Maßregel der Regierung höchst ungeschickt ausgeführt. Die Hottentotten brachte sie in große Gefahr; sie erbitterte die Colonisten aufs gewaltigste, namentlich die Boeren, weil diese am meisten durch dieselbe getroffen waren.

Nicht lange darauf sollte diese letzteren ein noch härterer Schlag durch die englische Gesetzgebung treffen: Die Aufhebung der Sklaverei. Schon der letzte holländische Gouverneur, der vortreffliche General Janssen, hatte auf die Gefahren des Sklavenhaltens mehr als einmal hingewiesen, aber ohne Erfolg. Auch läßt sich nicht leugnen, daß die Sklaven, welche einen sehr werthvollen Theil des Eigenthums darstellten, im Ganzen und namentlich in vielen holländischen Familien nicht schlecht gehalten wurden, wenngleich es auch an vielen Beispielen zügelloser, ja unmenschlicher Rohheit nicht gefehlt hat, und die Klagen, welche

von vielen der Sklaven erhoben wurden, keineswegs alle grundlos waren. Aber da dieselben, in den holländischen Familien wenigstens, ganz zum Hause gehörten, so war die Aufforderung an erstere, ihre etwaigen Klagen bei der Regierung anzubringen — mit welcher Aufforderung die Sklavenemancipation eingeleitet wurde — natürlich für die Herren im höchsten Maße ärgerlich. Um so mehr, als auch manche der Sklavenhalter keineswegs gegen die Emancipation waren, sobald dieselbe vernünftig durchgeführt werde. Die Maßnahmen freilich, welche die Colonisten als die richtigen der Regierung vorschlugen, waren so dürftig daß sie derselben nicht genügen konnten. Sie hob also die Sklaverei 1834 plötzlich auf; aber auch jetzt war, wie bei der Hottentottenemancipation, nicht im Mindesten für die plötzlich frei werdenden Sklaven vorgesorgt, so daß die ganze Colonie von Neuem mit Vagabunden überfüllt und ein völlig unerträglicher Zustand hervorgerufen ward. Noch dazu ließ man die Sklaven mitten im Sommer frei, vor der Ernte, so daß die Colonisten durch den plötzlichen Mangel an Arbeitskräften die größte Schädigung ganz zwecklos erduldeten. Um Schlimmes schlimmer zu machen, kam die Entschädigungssumme (3 Mill. Pf. Sterl.), welche das englische Parlament für die Sklavenbesitzer des Caps bestimmt hatte, nur zum dritten Theil (1,200,000 £) an und zwar in Anweisungen auf die Bank in London, wodurch die Colonisten, namentlich wieder die Holländer, abermals große Verluste erlitten. Viel von diesen Härten und Einbußen folgte mit Naturnothwendigkeit aus der Aufhebung der Sklaverei; auf keinen Fall beabsichtigte England, die Dinge absichtlich feindselig gegen die Boeren zuzuspitzen. Denn ganz das Gleiche traf andere englische Colonien und auch am Cap wurden die englischen Colonisten nicht minder hart betroffen, als die Holländer. Aber natürlicherweise fühlten diese letzteren die Schädigungen mit doppelter Erbitterung und unleugbar waren alle diese Einrichtungen so völlig ungeschickt, daß wir sie heute, bei ruhiger Erwägung, kaum begreifen können. Die großartige Leistung der Sklavenemancipation wuchs thatsächlich der englischen Regierung über den Kopf.

Allein die Erbitterung der Colonisten, nicht der Boeren allein, sondern auch der Engländer, ward vollends zu Flammen angefacht durch die Verhältnisse im Osten, durch die Stellung der Regierung zu den Kaffern. Diese waren allerdings schon durch die stetige Ausdehnung der Grenzen schwer geschädigt worden. Sie rächten sich durch Einfälle in die Colonie, welche Räubereien die Colonisten durch die berüchtigten Commandos, Beute- und Vertilgungskriege in das Gebiet der Kaffern mehr als ausgiebig heimzahlten. Die Kaffern sowol wie die Boeren haben kein höheres Lebensinteresse, als ihre Herden: beide Nachbarn konnten sich also nicht empfindlicher kränken, als durch solche Beutezüge und der kleine Krieg, der dieselben begleitete, war furchtbar blutig und aufreibend. Deshalb beschloß die englische Regierung, die Kaffern aus dem östlichen Coloniegebiet zu vertreiben und setzte dies 1811 mit der größten Härte, ja Grausamkeit gegen die Kaffern durch. Nur Gaika und sein Stamm blieb damals, wie auch 1815, als ihn die Boeren zum Kampfe gegen die Engländer aufforderten, neutral und da nun auch Lord Somerset Verträge mit ihm abschloß, so entlud sich die Rache der übrigen Kafferfürsten auf ihn. Sie besiegten ihn 1818 so vollständig, daß es nun wieder die Colonialregierung für nöthig

hielt, die Feinde ihres Verbündeten zu strafen, in ihr Land eindrang, es völlig verwüstete, und ihnen, die mit den Colonisten nie in Feindschaft gelebt hatten, 23,000 Rinder wegnahm. So entbrannte der Kaffernkrieg von 1819, aus welchem die Europäer siegreich hervorgingen. Aber auch Gaika mußte ihnen ein großes Stück Landes abtreten. Dies nahm freilich sein Sohn Makomo wieder an sich und die Regierung ließ es ihm, bis er plötzlich 1829 ohne rechten Grund vertrieben wurde — eine neue Kränkung, welche die Amakosa, deren Fürst Gaika war, in hohem Maße empfanden. Der Grenzkrieg, die Commandos begannen wieder, bis endlich 1834 die Kaffernstämme in die Colonie einfielen und dieselbe bis Grahamstown hin verwüstete. Colonel Harry Smith trieb sie zurück und im Frieden, der im Sept. 1835 zu Stande kam, wollte ihnen Sir Benjamin D'Urban das Land bis zum Kai-bette abnehmen. Lord Glenelg aber, damals an der Spitze der Colonialregierung, bestimmte den Fischfluß als Grenze, der mit seiner waldigen Umgebung als Grenzfluß gegen einen Feind wie die Kaffern weit weniger günstig ist, als der Kai mit seinen kahlen und steilen Ufern. Vergebens protestirte Sir Benjamin: er legte sein Amt nieder und sein Nachfolger, Sir George Napier, führte Lord Glenelg's Bestimmungen aus.

Ohne Zweifel war den Kaffern in allen diesen Dingen schweres Unrecht geschehen und dies wieder gut zu machen war die wohlmeinende Absicht Lord Glenelg's. Allein es war ein großer Fehler, daß d'Urbans Politik aufgegeben wurde. Die Kaffern hielten die Zurückgabe ihrer Ländereien für Furcht und Schwäche der Engländer. Abhilfe ihrer freilich gerechten Beschwerden konnte nur durch feste Grenzen geschaffen werden und dann durch energische Gerechtigkeit nicht blos gegen, sondern auch für sie. Man hat für die unklugen Maßregeln Lord Glenelg's die Missionäre verantwortlich gemacht. Allerdings spielen dieselben in diesen südafrikanischen Wirren eine nicht unbedeutende Rolle. Sie haben von jeher auf das schwere Unrecht, welches den Eingeborenen von den Colonisten zugefügt wurde, und in welchem der erste und hauptsächlichste Grund zu den Mißverhältnissen beider Rassen liegt, rücksichtslos und muthvoll hingewiesen. Daher sind sie zwar auf das heftigste angefeindet, aber mehr gescholten, als widerlegt worden. Es ist gewiß, daß der Gedanke, welchen sie vertreten, stark auf Lord Glenelg einwirkte; unmittelbar die Hand im Spiele hatten sie jedoch nicht. Wenn die Boeren keine Entschädigungen für die Kriegsverluste erhielten, so konnten sie dieselben ebensowenig beanspruchen, wie die geschädigten Engländer sie verlangt haben. Wenn sie aber auch die versprochenen Schadloshaltungen für ihre Proviantlieferungen, für die Pferde, welche sie dem Heere stellten, nicht bekamen, so war dies eine neue, sehr bedenkliche Unterlassungssünde der Regierung.

Durch alles dies waren die Colonisten sehr erbittert; unter den Boeren aber erhob sich ganz offen eine allgemeine Bewegung. Viele von ihnen beschlossen, sich eine andere Heimat zu suchen, wo sie nach ihrer eigenen Art, unbehelligt durch die englische oder irgend welche Regierung, wohnen könnten. Also begann der große Auszug, das erste „Trekken" (Ziehen, Fortziehen) derselben von 1835 an, und Einzelne zogen schon damals über den Oranjeriver, ja nach Transvaal, während sich der Hauptstrom ostwärts wandte, um sich in Natal niederzulassen.

Dort gründeten sie die Republik Natal. Allein auch dort beanspruchte sie die englische Regierung als ihre Unterthanen und setzte diesen Anspruch mit Waffengewalt rasch durch: die Boeren unterwarfen sich, obwol sie anfangs sich im Vortheil befanden. So kam Natal (am 8. August 1844) an England und mit ihm auch die dort lebenden eingeborenen Stämme. England gab den letzteren, die jetzt unter seinem Schutze standen, alles Land, welches ihnen rechtmäßig zugehörte, zurück. Der Zulufürst Dingaan, welcher 1838 einen großen Theil der ankommenden Boeren erschlagen hatte, war 1840 im Rachekrieg besiegt und getödtet worden.

Diese Thatsachen werden nach den verschiedenen Parteistandpunkten sehr verschieden beurtheilt, meist sehr zu Ungunsten der englischen Politik. Nicht mit Recht, wie mir scheint. Schon seit alter Zeit war die Grenze der Colonie durch das „Trekken" der Boeren erweitert worden. Daß die Hinausgezogenen dennoch zur Colonie gehörten, war nie bezweifelt worden, auch nicht zu den Zeiten der schon bestehenden englischen Herrschaft. Jetzt aber wollten die Boeren einen selbständigen Staat gründen, sich von England lossagen. Unzweifelhaft waren sie, wenn auch von anderer Nationalität, englische Unterthanen; eine solche Art der Abtrennung konnte sich die Regierung unmöglich gefallen lassen; wenigstens hatte sie das unbestreitbare Recht, sie zu verbieten.

Mächtiger aber als die Emancipation der Hottentotten, dann der Sklaven, oder der Unmuth über das Verfahren der Regierung im Kafferkrieg, oder die nationale Abneigung des Holländers gegen den Engländer, oder die Hoffnung, in Natal oder tiefer im Innern bessere Weidegründe zu finden, wirkte bei den Boeren das Bestreben, ganz für sich allein zu wohnen, in vollster, individueller Unbeschränktheit. „Denn," so sagt Dr. Gustav Fritzsch, der ausgezeichnete Kenner Südafrika's, der lange in den Capländern verweilt hat, „wo die Cultur festen Fuß gefaßt hat und geordnete Verhältnisse eintreten, weicht der Trekboer in die Wildniß aus. . . . Diese vielbesprochene Neigung der Ansiedler, stets weiter und weiter auszugreifen, ist gemäß mit einem ordentlichen Staatsleben nicht vereinbar und hat daher stets vielen Tadel erfahren; doch läßt sich nicht verkennen, daß durch diese Unsitte eine Truppe von Pionnieren geschaffen wird, welche dem Fortschritt der Cultur die Bahn ebnet, ohne daß die Einzelnen selbst die geringste Neigung dafür hätten." Dieser Fortschritt ist aber nur dann möglich, wenn eine Culturmacht diesen Pionnieren nachfolgt.

Die Boeren im Norden des Oranjeflusses gründeten 1842 auch hier eine Republik, gegen deren Selbständigkeit die Capregierung sofort protestirte. 1848 wurde dann die Souveränität der Königin durch Sir Harry Smyth officiell ausgesprochen und im Treffen bei Boomplaats (29. Aug. 1848) mit Waffengewalt durchgesetzt. Doch hat sechs Jahre später England seine Oberhoheit freiwillig aufgegeben und so ist seit 1854 der Oranjefreistaat unabhängig.

III.

Die Wohnung des Boers ist sehr einfach. Ein innen und außen weiß getünchtes Lehmhaus mit Grasdach, die Fenster meist offene Luken, die man Abends zustellt; in der Mitte ein größerer Versammlungs- und Wohnraum,

dahinter die Küche, ringsher die einzelnen Schlafräume; der Fußboden festgestampfter Lehm, der öfters mit Wasser, in welchem Kuhdünger aufgelöst ist, überstrichen wird, um ihn staubfrei zu halten. Reichere Besitzer bedecken ihn mit Thierfellen. Das Hausgeräth, alles selbst gefertigt, ist höchst primitiv. Am Haus ist der Garten, sind die Aecker, beide meist nur klein und mit den dürftigsten Werkzeugen bestellt. Mais, Weizen und Gerste sind die wichtigsten Ackerfrüchte; Niemand baut mehr, als er selbst braucht. Der Anbau tropischer Gewächse, der so außerordentlich lohnend sein könnte, ist kaum hier und da versucht. Auch die reichen Bodenschätze sind nicht erschlossen, von einer wirklichen und nun gar rationellen Ausbeutung, selbst der Kohlen, ist nicht die Rede. Ja ein Gesetz, welches zu den ältesten Gesetzen der jungen Republik gehört, verbot überhaupt jedes Aufsuchen und Verwerthen von Mineralien. Ein anderes verbot, daß ein Engländer oder Deutscher Grundeigenthum im Freistaate besitzen dürfe. (Friedr. Jeppe, Transvaal Book Almanac and Directory for 1881, S. 65). Viehzucht und zwar Heerden von Schafen, Rindern und Pferden bilden das eigentliche Lebensinteresse der Boeren; doch besorgt auch hier, wie beim Feldbau, der farbige Diener alle Arbeit. Aber der reichste Herr kennt in seinen Heerden Stück für Stück. Wintervorräthe für das Vieh sammelt man nicht. Ist kein Gras mehr vorhanden, so zieht man nach Norden in das sogenannte Buschfeld und bleibt da mit dem Vieh bis zum Frühling. In seiner eigenen Lebensweise ist der Boer nüchtern und mäßig und dabei meist von rühmenswerther Gastlichkeit. Gegen Feinde, namentlich Farbige, ist er rücksichtslos hart und grausam.

Das Familienleben ist ganz patriarchalisch. Der Wille der Eltern gilt als einziges Gesetz. Die Familienanhänglichkeit ist groß: der erwachsene Sohn baut sich in der Nachbarschaft der Eltern ein Haus und bleibt mit ihnen im steten Zusammenhang. Allein mit nicht verwandten Familien ist der Boer durchaus unverträglich; er wohnt am liebsten so, daß er keine Nachbarn hat und gesellige Zusammenkünfte nur selten eintreten können. Ein eigentlich politisches Leben hat sich bis jetzt nicht entwickelt. Sie haben wol einen Präsidenten, einen Volksraad, einen Gesetzcodex; aber viel fehlt, daß diese Staatsmaschine irgendwie befriedigend functionirte. Man gehorcht nur, wenn man es bequem findet.

Auch geistige Interessen, wissenschaftliche Kenntnisse hat der Boer nur in untergeordnetem Grade, so wie die Ideen des modernen Lebens ihm im Allgemeinen fern stehen. Die Erziehung beschränkte sich bisher auf die Elemente des Lesens, Schreibens und Rechnens; dagegen ward große Sorgfalt auf das Erlernen mancher Handwerksgeschicklichkeit verwendet, die im häuslichen Leben nöthig ist.

Eine strenge Religiosität, vielleicht richtiger gesagt, ein starrer Orthodoxismus beherrscht die Boeren; mit demselben verträgt sich ganz gut große Abneigung gegen die Mission, namentlich die englische, und jenes Gesetz, welches Jeppe eines der kennzeichnendsten ihres Gesetzbuches und auch heute noch vollkommen gültig nennt, daß nämlich die Gleichheit Weißer und Farbiger weder in Staat noch Kirche gelten solle.

Alles in Allem fehlt es keineswegs an tüchtigen, ja gewinnenden Charakterzügen. Wohl zu bemerken ist aber, daß die holländische Bevölkerung der Städte,

der Capstadt einen ganz anderen Charakter zeigt, und eine, wie gar nicht erst gesagt zu werden braucht, völlig modern-humane Bildung besitzt; daß ferner die Boeren keineswegs eine rein holländische, sondern eine aus Holländern, Franzosen und Deutschen gemischte Bevölkerung darstellen, daß endlich viele der englischen „Pionniere des Westens" eine Reihe ganz ähnlicher Charakterzüge aufweisen. Wir haben es also nicht mit einem bestimmten Nationalcharakter zu thun, sondern nur mit einer Halbcultur, welche auf einer längst verlassenen Stufe der allgemeinen Entwickelung zurückgeblieben ist.

Das Wesen der Boeren wird uns den Schlüssel zu den sonst kaum begreiflichen Vorgängen geben, welche wir jetzt zu betrachten haben. Schon 1838, also lange vor der englischen Unterwerfung erhoben sich in Natal (ja schon auf dem Wanderwege dahin) Streitigkeiten unter den Führern der Boeren, deren keiner sich dem Anderen fügen wollte. So wanderte denn einer von ihnen, Potgieter, mit seinen Anhängern gleich damals nach Transvaal, welches sie nach demselben Rechte der Gewalt, das sie, von England ausgeübt, so ungern ertrugen, den einheimischen Stämmen abnahmen. Nach der englischen Besitzergreifung Natals folgte jenem ersten Exodus eine Menge Boeren, und 1847 der zweite Führer, Pretorius, mit einer ganzen Karawane von Familien, welche unterwegs das größte Elend ertrugen, nur um von England loszukommen. Aber in Transvaal begannen sofort die Streitigkeiten unter einander: Pretorius und Potgieter, untereinander in Hader, widersetzten sich beide dem ersten Volksraad der Republik, lehnten beide den Eid, den jener von ihnen verlangte, ab; und als Pretorius am 16. Januar 1852 am Sandfluß den Unabhängigkeitsvertrag mit England schloß, war Potgieter nicht zu bewegen, an den Verhandlungen Theil zu nehmen. Dieser Vertrag garantirte den Bauern völlige Unabhängigkeit; England versprach keine Verbindung mit den Eingeborenen jenseits des Vaalflusses einzugehen und die Boeren verpflichteten sich, daß kein Sklavenhandel unter ihnen geduldet werden solle.

So schien die „holländsche Afrikaansche Republik" oder wie der Transvaalstaat der Boeren vom Sept. 1853 sich nannte, die „Südafrikanische Republik" am Ziel ihrer Wünsche zu stehen; allein die Streitigkeiten entbrannten nach Potgieter's und Pretorius' Tod unter ihren Söhnen aufs Neue. Das Land theilte sich in drei unabhängige Republiken, Zoutpansberg, Lydenburg und die südafrikanische Republik. Und dazu erhob sich auch noch Hader mit dem Oranjefreistaat, welchen Martinus Pretorius, der an seines Vaters Stelle Präsident geworden war, annektiren wollte. Schon standen 1857 beide Boeren-Heere einander gegenüber, als man endlich, weil Niemand die Feindseligkeiten zu eröffnen wagte, Friede schloß, aber ohne Vereinigung, während Zoutpansberg 1858 und Lydenburg 1860 der südafrikanischen Republik unterworfen wurde. Sir George Grey, damals Gouverneur der Colonie, hatte abgelehnt, als Vermittler in den Zwistigkeiten der Oranje- und der südafrikanischen Republik aufzutreten, weil England mit diesen Angelegenheiten nichts zu thun habe.

Martinus Pretorius gab die Idee eines großen, einheitlichen südafrikanischen Freistaates nicht auf. Vielmehr nahm er, der Präsident des Transvaal, einen sechsmonatlichen Urlaub, reiste nach dem Oranjefreistaat und erklärte von dort

aus, daß er Präsident auch dieses Staates geworden sei. Weit entfernt, ihn in seinen Plänen der Einheit zu unterstützen, riefen die Boeren ihn zuerst zurück, dann verlängerten sie zwar seinen Urlaub, aber in Transvaal selber hörte damit seine Regierungsthätigkeit auf. Vielmehr erhoben sich drei Parteien, welche sich einander auf das heftigste befehdeten, weil jede von ihnen den Vicepräsidenten stellen wollte.

Im Streit jener drei Parteien kam es so weit, daß die eine von den beiden anderen in Potchefstrom belagert, ja bombardirt wurde. Das Bombardement war freilich ungefährlich; die Kinder spielten bald mit den Kugeln in der Straße. Erst 1864 ward die Zänkerei nach heftigem Blutvergießen beigelegt. Pretorius mußte der Präsidentschaft des Oranjefreistaates entsagen und blieb Präsident in Transvaal. Seine Idee, die Einheit der südafrikanischen Boeren herzustellen, hatte sich als Chimäre gezeigt. — Allein den Gedanken einer Machterweiterung der Transvaalrepublik gab der Präsident nicht auf: im April 1868 erließ Pretorius eine Proclamation (sie ist abgedruckt im 24. Ergänzungsheft zu Petermann's Mittheilungen, 1868 S. 1), in welcher verkündet ward, daß die Republik die Delagrabai, sowie alles Land westlich bis zu einer Linie nordsüdlich vom Ngamisee annectirte. Der Volksraad hatte zugestimmt. Aber natürlich nicht so Portugal, welches energisch protestirte. Auch Sir Ph. Wodehouse sprach seine Mißbilligung aus. Denn diese Annexion — deren Durchführung niemals auch nur versucht ist — würde einen Krieg mit den Eingeborenen herbeigeführt haben, dessen Ende nicht abzusehen war.

Außerdem stimmte die Proclamation sehr wenig mit den Finanzen der Republik, welche völlig zerrüttet waren. Von 1865 bis 1870 waren fünf Papiergeldemissionen im Werthe von etwa 100,000 £ gemacht, wobei die Regierung mehr Banknoten ausgab, als der Volksraad erlaubt hatte (Jeppe 1881, 75). Sie waren werthlos, weil jede Sicherheit fehlte. So war das Vertrauen zur Regierung mächtig erschüttert. In den Streitigkeiten, welche sich um die Diamantfelder erhoben, ließ der Volksraad den Präsidenten ganz fallen, worauf dieser seine Entlassung einreichte (Sept. 1870).

An seine Stelle wählte man den Theologen François Burgers, einer der ältesten und angesehensten holländischen Familien der Capstadt entsprossen. Nicht wegen seiner Ansichten ward er gewählt; denn diese waren freisinnig im Sinne der deutschen Theologie und paßten nicht, wie sich sofort zeigte, zu den religiösen Ansichten der Boeren. Burgers, ein Mann von seltenen Talenten, von glänzender Rednergabe, ward nun Präsident und er wollte reformiren. Vor allem die Finanzverhältnisse; dann die Rechtspflege und Verwaltung, ein neues Erziehungsgesetz nach europäischem Muster sollte gegeben werden — alles dies griff der neue Präsident mit bewundernswerther Energie zugleich an, und erlebte in Allem vollständiges Fiasco. So groß wurde bald der Widerwille gegen seine Neuerungen, namentlich gegen sein Schulgesetz, welches den Religionsunterricht aus den Schulen verbannte, daß eine Reihe von Boerenfamilien nach Westen „trekkte", um sich bei den Damara „anzukaufen". Die Unglücklichen verkamen indeß fast ganz in der Wüste.

Die wichtigste Frage war natürlich die Geldfrage. Der Credit der Republik

war geschwunden, ihr Papiergeld werthlos. Burgers griff energisch ein. Mit Beistimmung des Volksraades nahm er zunächst ein Anlehen von 63,000 £ zu 6%, später ein zweites von 18,000 £ bei der Handelsbank der Capcolonie auf, um mit diesen Summen das cursirende Papiergeld einzulösen. Allein der Staat hatte die Einkünfte nicht (denn die Steuern blieben aus), die Schuld zu decken. Nach der Einlösung war die Schatzkammer leer, der Credit schlechter als zuvor. Und dennoch plante Burgers gleichzeitig eine Eisenbahn nach Delagoabai! Ein sehr richtiges Unternehmen: denn unbestreitbar ist die Delagoabai der natürliche Hafen Transvaals und in Natal nahm die englische Regierung sehr hohe Durchgangszölle. Aber woher Geld bekommen? Präsident Burgers reiste deshalb (1875) nach Europa, um in Holland eine Anleihe von 300,000 £ aufzunehmen; allein obwol es bei seiner Zurückkunft hieß, er habe die volle Summe erlangt, so waren doch nur 90,000 £ gezeichnet und diese nicht ohne abermalige starke Ausgaben der Republik, welcher diese neue Anleihe in ihrer Unfertigkeit mehr schadete als nützte. Als nun Burgers 1876 zurückkehrte, brach ein Krieg aus mit Secucuni, einem der Republik unterworfenen Häuptling, welcher sich einige feste Plätze angelegt hatte, hierauf die Steuern verweigerte und den kleinen Krieg mit Viehdiebstahl begann; für seine friedliche Unterwerfung verlangte er große Länderstrecken, auf welche er Ansprüche zu haben glaubte. Der Volksraad erklärte natürlich den Krieg, Burgers rief die junge Mannschaft der Boeren, etwa 2 600 Mann und die verbündeten Amasuazi zu den Waffen. Anfangs hatte man gute Erfolge; später aber, als der Krieg gefährlicher wurde, ließen die Boeren die Amasuazi allein kämpfen und sahen dem Kampfe ruhig zu, so daß die letzteren in hohem Grade aufgebracht nach Hause zurückkehrten; und hierauf lief auch das Heer der Boeren, die schon lange nach Hause verlangten, trotz Burgers' Ermahnungen, Bitten, Drohungen auseinander! Unter den Augen des Präsidenten, der vergebens bat, man möge ihn lieber erschießen! In Folge dieser Vorgänge verlor Burgers, der unter den Boeren schon längst keine Sympathien mehr besaß, alle Aussicht auf Wiederwahl zum Präsidenten.

In solchem Zustande befand sich Transvaal — zerrüttet, Justiz und Verwaltung ohne Halt, das ganze Staatsleben in völliger Auflösung, die Eingeborenen ringsher in heftiger Gährung — als Sir Theophilus Shepstone nach Pretoria kam.

IV.

Wie ganz anders hatte sich der Oranjefreistaat entwickelt! Er verdankte dies zunächst seiner günstigeren, weil abgeschlosseneren Lage, der Nähe der englischen Colonien, vor allen Dingen aber der trefflichen Verwaltung des Präsidenten Brand, der mit großem Tact und wirklich politischem Sinn die Republik leitete. Nur zwei Mal seit 1854 waren mit England Verwickelungen eingetreten. In dem Unabhängigkeitsvertrage von 1854 versprach England dem Freistaate (Artikel 2), daß es in keine Beziehungen zu den eingeborenen Häuptlingen treten noch irgend welche Verträge abschließen wolle, welche „injuricus" oder „prejudicial" seien für die Interessen des Freistaates. Zugleich aber wurden alle eingeborenen Stämme der Oranjerepublik für frei und unabhängig erklärt. Allein

die Basuto unter ihrem Führer Mosheſh waren mit den Boeren fortwährend im Streite und bedrängten ſie ſo, daß der Präſident zwei Mal die engliſche Regierung des Caps um Hilfe bat und zwei Mal, 1858 und 1864, durch einen Schiedsrichterſpruch derſelben Hilfe empfing, welchem Mosheſh ſich fügte, obwol er zu Gunſten des Oranjeſtaates ausfiel (Parl. Papers respect. the recognition of the Basuto Tribe 1869; Edinb. Review 1877, 372 f.). Allein die Streitigkeiten begannen ſtets von Neuem, keineswegs allein durch die Schuld der Baſuto, und dieſer Krieg wurde von beiden Seiten auf völlig barbariſche Weiſe geführt. Die Baſuto ſollten eben vernichtet werden. Ein ſolcher Krieg aber, welcher dieſelben zur Verzweiflung treiben mußte, war bei dem ohnehin ſchwierigen Verhältniſſe zu den Eingeborenen für die Colonie höchſt gefährlich. Dies war der Grund, warum Sir Ph. Wodehouſe, als Mosheſh, auf Anrathen der franzöſiſchen proteſtantiſchen Miſſionare, aber- und abermals bei der Capregierung um Aufnahme in den britiſchen Unterthanenverband, d. h. um Rettung bat, endlich auf dieſe Bitten einging. Das geſchah 1868; 1870 wurde das Baſutoland der Capcolonie einverleibt, doch nicht ganz: ein nicht unbedeutender Theil deſſelben verblieb dem Oranjefreiſtaat. Letzterer, welcher die früheren engliſchen Entſcheidungen, als er um Hilfe bat, ruhig hingenommen hatte, proteſtirte jetzt auf das Heftigſte.

Noch leidenſchaftlicheren Widerſpruch erfuhr England bei der Annexion der Diamantfelder. Das Terrain war ſchon vor der Auffindung der Diamanten ſtreitig zwiſchen einem Griquahäuptling und dem Oranjefreiſtaat: England ſollte gerade entſcheiden, als die Digger herbeiſtrömten. Anfangs hielten dieſe ſelbſt unter ſich Ordnung; allein es wurden ihrer immer mehr und mehr, und weder der Freiſtaat noch gar der Häuptling konnte hier für die öffentliche Ordnung einſtehen. Dieſe Macht beſaß nur England; und da es eben die Entſcheidung getroffen hatte, die Diamantfelder (d. h. der größte Theil; ein Theil verblieb dem Oranjeſtaat) ſeien Eigenthum der Griqua — welche Frage, wie geſagt, nicht jetzt erſt aufgeworfen wurde, ſondern ſchon ſchwebte — ſo erklärte es, um die Sache zu beenden, die Griqua auf ihren öfters ausgeſprochenen Wunſch für engliſche Unterthanen und nahm alſo die Diamantfelder für ſich. Die Anſprüche der Republik wurden derſelben für 90,000 £ abgekauft, eine Entſchädigung, mit welcher ſich Präſident Brand zufrieden erklärte.

Auch für die Transvaal-Republik hatte die Eingeborenen-Frage eine ſehr gefährliche Wendung genommen. Namentlich waren die Zulu durch den Vertrag der Boeren mit Cetewayo, einem ihrer Fürſten aufgebracht — die Republik hatte demſelben nämlich zwei ſeiner nach Transvaal geflüchteten Brüder, ſeine Rivalen hinſichtlich der Thronfolge, für ein großes Stück Land ausgeliefert. Schon damals wären die Zulu gegen Transvaal losgebrochen, wenn ihnen Sir Theoph. Shepſtone, derzeitiger Staatsſecretär für die Angelegenheiten der Eingeborenen in Natal, die erbetene Neutralität zugeſagt hätte.

Dieſe allgemeine Kriegsgefahr war der Grund, weshalb Sir Theoph. Shepſtone Anfang 1877 als Special-Commissioner der Königin nach Transvaal kam. Er ſollte mit der Republik über den eben wieder ausgebrochenen Secucuni-Krieg, über die Eingeborenen-Frage unterhandeln und verhehlte den Vertretern der

Republik nicht, welche Gesinnungen die Zulu hätten. Die Lage der Republik war allerdings verzweifelt, und so kamen Stimmen und Petitionen für die Annexion von verschiedenen Seiten. Im Februar wurde einem außerordentlich einberufenen Volksraad die Alternative vorgelegt: entweder völlige Umänderung der Verfassung und des politischen Verhaltens, oder aber Eintreten in ein Bündniß der südafrikanischen Staaten unter englischer Flagge (Jeppe, Transv. book Alm. 1879, S. 96; 1881, S. 79). Präsident Burgers sprach offen im Volksraad, daß eine neue Constitution ebensowenig helfen werde, als die alte; dennoch entschloß sich der Raad, wenn auch widerstrebend, zu einer solchen. Als aber Anfang April Shepstone noch Nichts eingeleitet sah, erklärte er, bei dem Drange der Lage, die allerdings mißlich genug war, nicht länger warten zu können und erklärte die Annexion.

Ohne Zweifel bestand eine starke Partei, welche die Annexion nicht wünschte und zwar aus politischen, besser gesagt aus nationalen Gründen; Sir Bartle Frere schildert uns die Stimmungen, welche er 1879 in Transvaal vorfand (the Nineteenth Century 1881, S. 229), und an der Schärfe, wie an der Unbefangenheit seiner Beobachtung ist nicht zu zweifeln. Vorherrschend war die Ansicht, daß man zwar lieber unabhängig geblieben wäre, doch aber die Annexion, die man als nothwendig einsah, gut hieß. Daneben freilich gab es eine Partei, welche um jeden Preis die Annexion rückgängig machen, die alte Republik wieder herstellen wollte. Trotzdem, daß so Vieles durch die englische Regierung besser geworden war — die Finanzen, die Verwaltung waren geregelt, der Bau der Delagoabahn auf's Lebhafteste in Vorbereitung.

Diese Kriegspartei schlug los, als England von allen Seiten und zwar wesentlich in Folge der früheren Zustände in Transvaal mit den Eingeborenen engagirt war. Auf die verschiedenen Wechselfälle des Krieges einzugehen, ist hier nicht der Ort. Von vornherein war klar, daß die Stellung der Boeren auf längere Zeit unhaltbar, ihr Land den nachrückenden Verstärkungen durch Umgehung leicht preisgegeben war. Von den Boeren gingen demgemäß die ersten Friedensvorschläge aus, und England nahm sie ohne Rancune sofort an. Denn es hatte von Anfang an nicht mehr verlangt, als was man jetzt anbot: Anerkennung der Souveränetät der Königin, Aufgeben aller auswärtigen Politik, deren Leitung England übernimmt; ein englischer Resident in der Hauptstadt, eine Commission zum Schutze der Eingeborenen — und im Uebrigen vollkommenes Selfgovernment der Boeren.

V.

Dies sind die geschichtlichen Vorgänge in Südafrika. Man hat die englische Politik bekanntlich im höchsten Maße getadelt, namentlich in der Annexion Transvaals einen groben politischen Fehler gesehen. Aber abgesehen davon, daß die Republik der Handelsbank der Capcolonie eine sehr große Summe schuldete, welche durch die in ihrem gegenwärtigen Zustande ganz werthlosen liegenden Gründe des Transvaalstaates keineswegs gedeckt waren; abgesehen von den Gräueln des Sklavenhandels, welcher zwar versteckt — die Waare ging unter der Bezeichnung „schwarzes Elfenbein" — aber doch mit gedruckten und vom Land-

drosten unterzeichneten Formularen betrieben oder unter dem Gesetz der Lehrlingschaft für Kaffernkinder von 1850 verschleiert ward; abgesehen auch von den Einreden, welche man aus dem, durch die Umstände ganz haltlos gewordenen Sandfluß-Vertrag ableitete, (er untersagte in seinem § 4 Sklaverei in jeder Form auf das Strengste): abgesehen von allem Diesem darf man nicht außer Acht lassen, daß Südafrika für England ein höchst wichtiger Besitz ist. Die englischen Politiker können also unmöglich zugeben, daß sich am Cap eine zweite bedeutende und England feindselige Macht entwickele. Nun denke man an des Präsidenten Pretorius Annexionsgelüste, die er 1868 in alle Welt verkündete, man denke ferner an die von vielen Boeren projectirte Niederlassung in Damaraland! Daß solchen Plänen gegenüber, auch wenn sie bisher gescheitert waren, die britische Regierung vorsichtig sein mußte, ist klar: sie brach ihnen die Spitze ab durch die 1876 vollzogene Annexion der Walfischbai. Auch diese Maßnahme ist auf das Seltsamste von der englischen Presse bekrittelt worden. Dieselben Vorsichtsmaßregeln waren es, welche England im Osten und schon seit langer Zeit befolgte. Port Natal, die Delagoabai kann die britische Regierung nicht in feindliche Hände übergehen lassen; deshalb mußte sie den Boeren nach Natal folgen, mußte sie protestiren gegen die Besitznahme der Delagoabai durch die Transvaalrepublik. Nicht sowol wegen der Gefährlichkeit der Boeren, als weil sonst die Bai jedem Feinde Englands offen gestanden hätte.

Allerdings hatte England Ursache, sich vor einer Macht zu fürchten, und diese Macht war Deutschland. Schon im Jahre 1873 ging das Gerücht durch Südafrika, die Reichsregierung hätte die Delagoabai gekauft und dies Gerücht wurde in den holländischen Bauernrepubliken mit großem Jubel aufgenommen (E. v. Weber, Vier Jahre in Südafrika, 2, 328 f.). In Bloemfontein hatte Burgers kurz vor seiner Reise nach Europa sich offen dahin ausgesprochen, er werde auch Berlin besuchen (ebendas. 544), jedenfalls in der Absicht, um den Beistand des Reiches zu gewinnen. Von diesem Besuche soll ihn schließlich doch englischer Einfluß abgehalten haben. Jedenfalls kam er nicht zu Stande. Diese Pläne und Gesinnungen waren natürlich den englischen Staatsmännern am Cap nicht unbekannt geblieben, wie dies Sir Bartle Frere (Governor des Caps von 1870—79) in seinem sehr beachtenswerthen Aufsatze über Transvaal offen ausspricht (The Nineteenth Century 1881, S. 222). Da heißt es: „Die Umwandlung Transvaals in eine verbündete Colonie war und ist noch ein Lieblingsproject mancher Männer der deutschen Handelswelt und in Holland unter Denen, welche ein endliches Aufgehen in das Deutsche Reich kommen sehen. Es ist unnütz, auszudenken, was geschehen wäre, wenn die deutsche Regierung diese Pläne unterstützt hätte; aber da die englische Regierung ein solches Resultat für möglich halten mußte, so wäre es selbstmörderische Politik in Bezug auf unsere südafrikanischen Colonien gewesen, wenn man nicht sofort der Transvaal-Republik in irgend welcher Form den Beistand, den sie suchte, gegeben hätte, um ihre Existenz zu bewahren, als sie in vollständiger Auflösung war." Die deutsche Regierung ging nicht auf diese Pläne ein; sie „beabsichtigte nicht, diesem Project (Ankauf der Delagoabai und Bündniß mit Transvaal) näher zu treten", wie

der Reichskanzler auf zwei Memoranda E. v. Weber's antwortete, und es ist begreiflich genug, und durchaus nur zu billigen, daß sie es nicht beabsichtigte.

Die Absichten und Erfolge der englischen Politik können uns unsympathisch sein: allein Neigung und Abneigung darf uns nicht bestimmen, wenn wir einen Staat historisch betrachten oder politisch beurtheilen wollen. Messen wir England mit demselben Maße, mit welchem wir andere Großstaaten oder gar uns selber messen, werden wir also dem englischen Standpunkte gerecht, so müssen wir eingestehen, daß die englische Politik Erfolge anstrebte und schließlich errungen hat, welche für Englands Interesse nothwendig waren.

VI.

Woher kommt es nun aber, daß trotzdem England überall nur dem heftigen Tadel begegnet ist, während die Boeren ebenso allgemein warme, ja leidenschaftliche Anerkennung gefunden haben?

Die Anerkennung für sie entspringt großentheils aus der Antipathie gegen England; und diese hat ihren Grund in der mangelhaften Durchführung der englischen Politik, in den Fehlern der englischen Verwaltung. Die britische Regierung fühlte sich gezwungen, die Aufgaben, welche nur durch Macht, durch strenge und starke Jurisdiction zu lösen sind, in ihre Hand zu nehmen. So die Behandlung der Eingeborenen, die Regelung der Diamantfelder. Allein die englische Jurisdiction, das englische Recht hat da, wo es auf rasche Entscheidung, auf momentan-energisches Einschreiten ankommt, keine Macht. Entstanden im Kampf einer Bürgerschaft, welche um Selfgovernment und gleichberechtigte Freiheit gegen bevorrechtigte, mächtige Stände rang, schützt es die Personen der Streitenden mit einem solchen Wall von Sicherungen und Rechten, daß man vor Rechten kaum noch zum Recht kommt. Es ist so complicirt, daß es schwerfällig, für nicht englische und gar für die leidenschaftlichen Verhältnisse einer Diggerbevölkerung völlig unbrauchbar ist. Der nicht Einflußreiche, der die weitläufige Maschine nicht in rascheren Gang bringen, der Arme, der nicht viel zahlen kann (denn das englische Recht ist sehr theuer), kommen besonders leicht bei ihm zu kurz. Alles dies beweisen mehr als genügend die heillosen Zustände, welche auf den Diamantfeldern nach der englischen Besitzergreifung eintraten. E. v. Weber schildert als Augenzeuge sie in ihrer ganzen Erbärmlichkeit. Vorher herrschte daselbst ein roher, aber insofern nicht unbilliger oder unerträglicher Zustand, als er sich auf das Gleichgewicht der vorhandenen Kräfte eingestellt hatte. Daß ein solcher Zustand nur ein labiler ist, daß der Schwächere dabei stets zu kurz kommt, ist klar. Als aber englische Rechtscentren eingeführt waren, hörte wegen der verjährt-altmodigen Art und Langsamkeit des Verfahrens die Möglichkeit Recht zu erlangen und damit das Recht selber fast ganz auf. Der Zustand ward dermaßen unerträglich, daß eine allgemeine Gährung entstand und eine Petition an die Königin um Abhilfe erging (E. v. Weber 1, 371 ff.). Dem englischen Prestige schadeten diese Verhältnisse um so mehr, als man die Annexion der Diamantfelder schon an und für sich als ein Unrecht ansah.

Diesem Mißerfolg der englischen Justiz und Verwaltung, für welchen übrigens Beispiele sich auch aus anderen Erdtheilen reichlich beibringen lassen,

gesellte sich in diesem Falle noch Halbheit oder Schwäche im politischen Auftreten hinzu. Transvaal wird annectirt, aber es fehlt an Truppen, um rasch das Gewünschte zum Ziel zu führen. Die Hottentotten, die Sklaven werden emancipirt: aber man sorgt nicht für sie, man läßt sie im Elend verkommen. Die Eingeborenen sollen geschützt, sollen englische Unterthanen sein, aber man überläßt sie ganz sich selbst und ihrer Barbarei; sie erheben sich, es ist kein Militär zur Hand, um sie rasch zum Gehorsam zurückzubringen.

Dieses Verfahren ist um so verhängnißvoller, als England selber einen ganz neuen Rechtsboden geschaffen hat, an welchen die Menschheit, auch die cultivirte, sich erst gewöhnen muß. Man mache sich nur klar, welch' ungeheure Bedeutung die Sklavenemancipation und die fast noch wichtigere Gleichstellung der Farbigen für jetzt und namentlich für die Zukunft hat. Aber gerade diese größte civilisatorische That Englands ist es, welche ihm die meisten Feinde zugezogen hat. Viele, sogar die meisten Weißen, welche in Colonien leben und namentlich solche, die gern rasch und rücksichtslos reich würden, sagen, daß die Farbigen nur Barbaren sind und bleiben werden. Kaffernseelen, so sprach sich sogar eine große deutsche Zeitung noch ganz vor Kurzem aus, haben doch zunächst nur für Missionäre Werth.

Englands Regierung und Parlament und ein großer Theil der öffentlichen Meinung sind anderer Ansicht. Ohne die rechtliche Gleichstellung der Rassen ist eine humane Entwickelung der Welt nicht möglich; die Emancipirung der Farbigen ist nur die Consequenz der europäischen Civilisation. Diese große Idee Englands, die so vielen seiner Gesetze zu Grunde liegt, muß also festgehalten werden. Sie ist die große Leistung, mit welcher die Mission in die Entwickelung der Menschheit eingegriffen hat; denn ihr, der Mission (nicht blos der englischen), entstammt diese Idee. Die englische Mission hat übrigens vielfach, absichtlich und unabsichtlich, England vorgearbeitet. Englands heutige Weltstellung wäre unmöglich ohne dies Gesetz der rechtlichen Gleichstellung aller Menschen.

Aber der großen Mehrheit liegen solche Ideen fern. Zur sittlichen, zur politischen Macht werden dieselben erst durch die Energie, die äußere Kraft, mit der sie sich geltend machen. Nur dem höchst civilisirten Menschen imponirt das Gesetz seiner Idee wegen: der rohen Kraft, mag diese nun als farbige Barbarei oder als weiße Selbstsucht auftreten, imponirt nur die Kraft. Der reichliche Haß, den sich England durch diese neuen Ideen zugezogen hatte, würde politisch ihm nicht geschadet haben, wenn es das Gesetz der Gleichberechtigung unter stetig sorgfältiger Ausarbeitung desselben (keine kleine Arbeit) mit klarer, selbstbewußter, rascher und unwiderstehlicher Macht und Strenge überall durchgeführt hätte.

Das Gesetz würde sich dann auch praktisch im hohen Maße nützlich zeigen. Zunächst in Südafrika. Nur durch die vollständige Gleichstellung beider Rassen vor dem Recht, welches wirklich (nicht blos auf dem Papier) und rasch den Kaffer ebenso wie den Europäer, aber den Europäer auch ebenso wie den Kaffer straft oder schützt, nur hierdurch läßt sich wirkliche Ruhe und gedeihliche Entwickelung Südafrika's erreichen. Denn nur hierdurch kann der Eingeborene erzogen werden, da er durch diese Gleichstellung in das Culturleben eingegliedert, durch das Gesetz von seiner Barbarei befreit wird. Nur hierdurch können dem

Lande die nöthigen Arbeitskräfte zugeführt werden, freie und selbstwillige, welche für die modernen Verhältnisse die allein brauchbaren sind. Entwaffnungen der Eingeborenen und dergleichen Mittel helfen auf die Dauer nicht, sie erbittern nur und führen zum Verzweiflungskampf, wie die letzten Jahre gezeigt haben. Sie sind auch, bei der bisherigen Behandlung der Eingeborenen, eine Ungerechtigkeit, ja Grausamkeit, welche ein Volk demüthigt, lähmt, aber nicht erzieht. Die Kaffern haben gezeigt, daß mit ihnen, auch wenn sie bewaffnet sind, dauernder Friede möglich ist; ihre Aufstände lehren auf das Deutlichste, daß rasch wirkende und sie und die Weißen gleich behandelnde Gerechtigkeit sie im Frieden und in der Cultur erhalten wird.

So bleibt für England in Südafrika noch viel zu thun. Dies Viele ist eins: mit consequenter Klarheit und rascher Energie die Bahn zu verfolgen, die es eingeschlagen hat. Sie ist die richtige, sowol für die praktischen Ziele der Gegenwart, wie für die fortschreitende Entwickelung der Cultur; sie umfaßt beide Arbeitsgebiete der Menschheit, das der praktisch-leiblichen wie der geistig-culturellen Arbeit, die einander nach einem tiefen Naturgesetze ergänzen. Keine Nation, welche neben England sich an der Weltherrschaft betheiligen will, darf auf Erfolg hoffen, wenn sie nicht streng an jenen sittlichen, civilisatorischen Errungenschaften Englands festhält, nicht energisch dieselben weiter führt. Denn was die Menschheit von Culturideen einmal besitzt, läßt sie sich nicht wieder rauben. Ein Herabsinken auf niedrigere Stufen des Völkerverkehrs wäre ein Anachronismus und Anachronismen sind bekanntlich die größten politischen Sünden. Ein Volk aber, welches diese Ideen in sich aufnimmt und sie bei eigener Tüchtigkeit und Kraft in ihrer Reinheit mit größerer Energie und Consequenz durchzusetzen im Stande wäre, ein solches Volk würde neben England seine weltbeherrschende Stellung und in den farbigen Rassen fähige und treue Verbündete finden, welche als politisches Gegengewicht nicht zu unterschätzen sind.

Die Wandlung in Rußland.

Von

Frhrn. **von der Brüggen.**

Was heute in Rußland vorgeht ist wichtig genug um die Aufmerksamkeit nicht blos der Diplomaten, sondern auch aller Denkenden in Europa zu fesseln. Ich meine nicht den Nihilismus noch die Processe gegen Attentäter, noch Judenhetzen, sondern was wichtiger als alles Dieses ist: die Errichtung einer slawistischen Regierung. Denn das ist der Kern aller in letzter Zeit nach längerem Schwanken gefaßten Entschlüsse und eingetretenen Ueberraschungen. Der Zar selbst hat Altmoskau herbeigerufen und sich seiner Führung überantwortet. Das ist ein Ereigniß von so gewaltiger Tragweite, daß es heute noch unmöglich ist die möglichen Folgen alle zu übersehen, zu ahnen, und daß das Gefühl überwiegt, es sei eben Alles möglich — wenn es bei diesem zarischen Entschluß bleiben sollte.

Die Wandlung ist heute noch im Fluß. Was wir bisher wissen, ist: das am Tage der Ermordung Alexander's II. von diesem unterzeichnete Project zur Einberufung einer Notabelnversammlung wurde auf Befehl seines Sohnes von einer Commission nochmaliger Prüfung unterworfen. Anfangs in Petersburg, dann in Gatschina fanden unter Vorsitz des Zaren, oder doch unter seinem Beisein Verhandlungen dieser Commission statt, in welchen der Zar anfangs der energisch verfochtenen Meinung der Minderheit unter Führung von Pobedonoszew zuneigte. In einer späteren Sitzung in Gatschina legte Loris-Melikow gegenüber der Forderung von Pobedonoszew nach Stärkung der Autokratie seine fünf Punkte vor, darin er für die in jenem bereits sanctionirten Project enthaltenen Principien eintrat. Melikow's Ansichten gewannen hier eine Mehrheit von 9 Stimmen gegen 4, und man glaubte nun allgemein, daß der erste Schritt zu einem constitutionellen Staatsleben gesichert sei, um so mehr als auch der Zar seine frühere Abneigung schien aufgegeben zu haben. Als nach der großen Maiparade am 1/13. Mai in den Straßen Petersburgs ein Extrablatt des „Reg.-Anzeigers" vertheilt und verkauft wurde, griff Jedermann mit der Ueberzeugung darnach, darin die Proclamirung der ständischen Berufung zu finden. Man wollte seinen Augen kaum trauen als man statt dessen das Manifest vom 29. April las, welches nur von der Selbstherrschaft und ihren göttlichen Beziehungen handelte, die Aussichten auf eine weitere liberale Ent-

wickelung aber kategorisch abschnitt. Ton und Inhalt des Manifestes waren indessen keineswegs ohne allen Zusammenhang mit vorhandenen Wünschen und geäußerten Forderungen im Volke. Seit dem Morde des 1/13. März hatte die Moskauer slawistische Partei in einer an ihre besten Zeiten erinnernden Sprache in der Presse auf das verhaßte Petersburger Regiment herabgedonnert und genau dasjenige gefordert, was jetzt gewährt ward: Wiederherstellung der vollen zarischen Allgewalt. Wenn man in Petersburg dennoch völlig überrascht wurde, so geschah es, weil man die Möglichkeit gar nicht in Betracht zog, daß die leidenschaftlichen und vielfach ausschweifenden und abschweifenden Kundgebungen Moskau's Gehör finden könnten, und weil man zu sehr auf den Einfluß Melikow's und seiner Freunde sich verließ. Am 2. Mai bereits hörte man, daß Katkow seit ein paar Tagen in Petersburg sei, und es war nun kein Zweifel mehr möglich: das von Pobedonoszew verfaßte Manifest war das Werk des von Katkow erlangten Einflusses. Nun konnte man auch auf weitere Aenderungen im Sinne der Moskauer gefaßt sein, und man wunderte sich nicht mehr zu erfahren, daß Melikow am Tage des Manifestes noch um seinen Abschied gebeten und denselben erhalten habe. Gleich darauf „erkrankten" andere Minister, Abasa, Milutin; Walujew wußte wieder sich in eine zweifelhafte Wolke zu hüllen. Die neue Regierung wurde nun durch die Ernennung des sechswöchentlichen Domänenministers Grafen Ignatjew zum Minister des Innern eröffnet, womit dieser ehemalige Diplomat zum leitenden Minister emporstieg. Der frühere General des Slawencomité's Tschernäjew ward vom Monarchen empfangen, Aksakow aus Moskau herbeigerufen, kurz eine weite Perspective auf Vervollständigung des Ministeriums im Sinne der Moskauer aufgethan. Bald darauf erfolgte denn auch der Rücktritt der Minister der Finanzen, Abasa, des Krieges, Milutin, und in Aussicht steht die Entfernung der Minister der Volksaufklärung, Makow, der Justiz, Nabokow. Das Domänenamt ist bereits durch Ostrowski besetzt worden, Pobedonoszew, Obrutschew, Fadejew, Aksakow treten in den Vordergrund.

Wie gewaltig nun auch die Bedeutsamkeit dieses Umschwunges ist, und wie allgemein überraschend derselbe gekommen ist, so vermag ich darin doch nichts zu erblicken, was außerhalb eines natürlichen, längst vorgezeichneten Laufes der Dinge läge. Nur die Lage des Augenblicks konnte vergessen lassen, welche Stellung das Zarthum längst zur Moskauer Partei einnahm. Erinnern wir uns der letzten Hauptepochen in dem Leben jener Partei, so hätte das Ereigniß vom 13. März uns sofort nach Moskau das Auge wenden müssen. Das Geschehene konnte meine Ansichten von dieser Partei nur festigen, wie ich sie noch vor einem Jahre ausgesprochen habe[1]: „Die Moskauer Slawistenpartei, schrieb ich damals, ist die einzige politische russische Partei im Reiche . . . . . Auch ohne revolutionäre Ziele sind politische Bewegungen vorauszusehen, welche, nach dieser oder jener Richtung sich äußernd, doch fast unfehlbar immer und überall zuletzt gegen die absolute Gewalt anstoßen werden. Und die absolute Gewalt wird einer Stütze im Volk außer der polizeilichen und militärischen immer

[1]) „Im neuen Reich", 1880, Heft 4, 5, 6.

wieder bedürfen und wird sie vorläufig nur in der Moskauer Partei finden. So scheint mir die Bedeutung dieser Partei eine große und ihr Einfluß auf die Leitung des Staates eine in Zukunft wachsende." Diese Gedanken waren hervorgerufen worden durch die drohende Haltung Rußlands gegen Deutschland, eine Haltung, in welcher Alexander ohne Zweifel seine sichersten Stützen in Moskau fand. Jede neuere Krisis, jede Gefahr, in welcher das Zarthum sich befand, hat dem Hervortreten der Slawisten Raum geschaffen. Es ist Jedermann erinnerlich, welche Rolle die Slawisten 1876 und 1877 während des Krieges spielten. Sie haben eigentlich diesen Krieg gemacht, indem sie von ihren Slawencomités aus die serbische Brandstiftung mit Tschernäjew in's Werk setzten, welche dann weiter das Feuer verbreitete. Sie hatten ihre Hand während des ganzen Krieges sowol in der Diplomatie durch Ignatjew als im Heerlager durch ihre Agenten. Tscherkasski wurde durch sie Administrator Bulgariens. Sie billigten den Vertrag von San Stefano und verwarfen laut den von Berlin. Sie waren, als während der Unglückszeit vor Plewna der Unmuth im Reich gefährlich wurde, die einzige Stütze des Thrones. Sie leisteten diesen Dienst nicht zum ersten Mal, denn 1863 hatten sie vor Allen sich den Polen entgegengeworfen und die Richtung der russischen Politik gegenüber diesem Volke für lange bestimmt. Was ihre Kraft von jeher, 1863 wie 1877 gewesen war: der feste Wille und der sittlich-nationale Glaube, das war ihnen seitdem nicht geschwunden. Vielmehr war diese Kraft in ihnen nur gewachsen, wenn nicht absolut in ihnen selbst, so dadurch, daß ihre Gegner und Nebenbuhler in Petersburg an Kraft eingebüßt hatten. Die beiden letzten Jahre waren erfüllt vom Brandgeruch nihilistischer Minen; ein Attentat folgte dem anderen, ein Proceß dem anderen; der anfänglichen Ruhe unter dem Regiment des Grafen Melikow glaubte man nicht, weil man überall das Wachsen der nihilistischen Kräfte spürte. In der Petersburger Gesellschaft hatten die früheren Attentate keine ernsthafte Wirkung hinterlassen. Vielmehr griff das Interesse an den aufregenden Processen und die Neigung mit dem unterirdischen Feuer zu spielen nur weiter um sich. Das Russenthum Petersburgs stand der Sache theils frivol, theils theilnehmend gegenüber. Der Reiz geheimer Thätigkeit, die so merkwürdige Leidenschaft für das Martyrium, welche uns so oft entgegentritt in dieser russischen Welt, die Verachtung der offenkundig elenden Beamtenwirthschaft, der nationale Leichtsinn, die nationale Indolenz, die Maßlosigkeit des politischen Doctrinarismus: alles dieses lähmte die Muskeln des Widerstandes gegen das nihilistische Treiben und förderte seine Verbreitung. Zugleich gewöhnte man sich an die Erwartung eines neuen großen Schauplatzes zur Befriedigung individuellen Ehrgeizes durch die Errichtung einer Verfassung nach europäischem Muster. Viele mochten bereits die glänzenden Reden studiren, welche sie halten würden und den Beifall im Voraus genießen, den sie voraussahen. Sie blickten daher auf die Gegenwart mit doppelter Verachtung herab und setzten sich über alle die wiederkehrenden Erschütterungen mit der stillen oder ausgesprochenen Meinung hinweg, es seien das natürliche Folgen davon, daß man sich höheren Orts nicht entschließen könne, mit dem alten Plunder zu brechen und radical neu zu bauen. Im Herzensgrunde meinte so Mancher damit, daß alles Unglück schwinden

müsse, sobald man ihn nur werde reden lassen, eine Anschauung, welche ja bekanntlich auch anderwärts, bei uns in Berlin wie im Palast Bourbon zu Hause ist.

Anders die Moskauer Slawisten. Hier war politischer Ernst vorhanden und — politisches Verständniß für die Interessen der Partei. Sie behandelten den Nihilismus nicht wie ein interessantes Spiel, einen aufregenden Kampf zweier fremden Gewalten. Sie traten ihm überall energisch und offen entgegen, mit dem Glauben an sich selbst und der Rücksichtslosigkeit, die sie stets ausgezeichnet hat. Ihnen war nicht blos Europa „verfault", sondern vor Allem Petersburg, und darin hatten sie freilich in gewissem Maße recht. Sie schlugen mit der derben Faust auf Petersburg und Alles los, was ihnen im Wege stand zur Erreichung des Einflusses auf den Monarchen. Sie liebäugelten niemals mit dem Nihilismus, noch wollten sie von einer europäischen Constitution etwas wissen. Kirche und Zar waren die einzigen Heiligthümer, bei denen sie schwuren. Die Einfachheit und Fraglosigkeit ihrer im Grunde doch vorwiegend negativen Principien gereichten ihnen zum Vortheil gegenüber der vielgestaltigen und unreifen Speculation ihrer Gegner, und zuletzt, falls es auf eine Berufung an das Volk angekommen wäre, hätten diese ihre Principien sich ohne Zweifel als stärker erwiesen als alle Weisheit von Nihilisten, Aufgeklärten und Spöttern. Auf diese Leute konnte man sich im Nothfalle verlassen.

Der Nothfall trat nun ein. Der junge Zar sah vor sich die Männer, unter deren Staatsleitung der Nihilismus trotz aller Processe nur immer weiter um sich gefressen hatte. Er sah die ihm so verhaßte Corruption durch alle Adern dieser Staatsleitung gehen, bis hinauf in die feinsten und höchsten Centren. Diese Leute traten vor ihn mit neuen schön gearbeiteten Plänen; aber die sie ausführen sollten, waren immer wieder die alten Hände, an denen bis tief hinab leider so viel Unsauberkeit klebte und die dem jungen Herrscher mit diesem Makel nun einmal kein Vertrauen einflößen konnten. Mit einem Manne, mit einigen ehrlichen Männern war ja nicht geholfen. Und viel mehr als das durfte man auf dieser Seite kaum zu finden hoffen. Der Zar zeigte sein Mißtrauen in dieser Richtung schon durch seine persönliche Zurückhaltung von diesen Männern. Graf Woronzow-Daschkow und ein paar weniger hervorragende Herren waren die einzigen Vertrauten, und diese selbst ragten keineswegs durch Geistesgaben, sondern nur etwa durch ihre einfache Lauterkeit des Charakters hervor. Aber eine kräftige Stütze gegen die Gefahren mußte doch gesucht werden, und wollte man, konnte man sich den Liberalen Petersburgs nicht anvertrauen, so war nur noch Moskau übrig. So rief man wieder wie schon unter der Herrschaft Alexander's II. in der Stunde der Noth Katkow herbei. Er kam, und dieses Mal, so scheint es, nicht wie ehedem um Handlangerdienste zu verrichten, nicht um vorübergehend die Kraft der Slawisten dem Zar und dem Staat zur Verfügung zu stellen und wieder zu gehen, wann er seine Schuldigkeit gethan; sondern um jetzt zum ersten Mal selbst mit den Kräften der Moskauer die Staatsleitung zu übernehmen. Das Manifest war die Ankündigung des Antritts der slawistischen Regierung.

Dem Manifest vom 29. April (11. Mai) folgte am 6./18. Mai ein

Rundschreiben des Grafen Ignatjew an die Provinzialgouverneure, welches das Manifest erläutern sollte. Vielleicht erkannte man die Nothwendigkeit einer Erläuterung aus der Aufnahme, die das Manifest im Inlande und Auslande fand. Presse und Börse sind die heutzutage gewöhnlichsten Meinungsmesser in öffentlichen Dingen. Die russische Presse hatte mit Ausnahme der slawistischen Moskauer Organe und einer Petersburger Zeitung mit verlegener Gewundenheit sich geäußert, was so viel bedeutete, als schweigende Abweisung. Die Börse hatte sofort den Rubel herabgesetzt. Aus beiden Symptomen mußte man auf eine dem Manifest sehr ungünstige Stimmung in der großen Mehrheit der russischen Presse und in Europa schließen. Und allerdings war die Sprache des Manifestes eine solche, wie sie seit lange nicht mehr auch in Rußland gehört worden war. Man hatte sich auch dort der gottgesetzten Selbstherrlichkeit etwas entwöhnt seit dem Tode von Zar Nikolaus. Man wußte nicht, was man unter dem Aufruf zum Ausbau dieser Selbstherrschaft sich denken sollte, und man wußte eben so wenig wie man diesem Anspruche gegenüber, dem andern Aufruf nachkommen würde, welcher die „localen" Kräfte zur besseren Kindererziehung, zur Wiederherstellung von Wahrhaftigkeit und Redlichkeit, zur Vernichtung der Rebellion herausforderte. In dem Manifest hatten neben den Ansprüchen der Kirche und des Zarthums die localen Kräfte kaum einen Raum. Nicht mit einem Worte wurde darin eines dem Volk gebührenden Rechtes erwähnt, keine Silbe sprach von dem, was Jedermann noch gestern für unmittelbar bevorstehend und für eine unentreißbar sichere Erbschaft des Volkes von dem verstorbenen Zaren gehalten hatte. Denn ich vermuthe, daß auch die Moskauer von der Wandlung überrascht wurden. So mag ein Commentar allerdings nothwendig erschienen sein, um den harten Stoß nachträglich etwas zu mildern. Ebenso nützlich mochte es erscheinen, in Europa der Besorgniß entgegenzutreten, daß man es etwa auf eine Wiederkehr nikolaischer Zustände abgesehen habe. Das Rundschreiben bleibt nun freilich auf dem Grunde des Manifestes stehen, es erklärt die Selbstherrschaft als das „Unterpfand der Wohlfahrt und der friedlichen Entwickelung" des russischen Volkes. Es erklärt, die Nihilisten hätten es auf „das Grundprincip unserer Staatsordnung, die Selbstherrschaft abgesehen" und ruft zum Kampf gegen diesen Angriff auf. Aber es folgt gleich darauf ein Bekenntniß, welches mit solcher Offenheit bisher seitens der Regierung noch nicht abgelegt wurde. Indem man nach den Ursachen der nihilistischen Bewegung forscht, kommt man zu der Erkenntniß, daß dieselben „tiefer liegen", nämlich: in „der aller religiösen und festen sittlichen Principien baren Erziehung", in der Unthätigkeit der Behörden, in der nachlässigen Erfüllung ihrer Pflichten und in der Gleichgültigkeit, mit welcher sich viele administrative und öffentliche Beamten gegen das allgemeine Wohl verhalten, in jener eigennützigen Behandlung des staatlichen und öffentlichen Eigenthums, welche bei uns eine so sehr gewöhnliche Erscheinung bildet." Weiter wird die tiefe und allgemeine Entsittlichung offen anerkannt, und gegen alle diese Uebel die Mitwirkung des Volkes an der vom Selbstherrscher beschlossenen Bekämpfung derselben aufgerufen. Hier nun ist der Punkt, an dem der Werth dieser Manifestation von seiten der leitenden Classen Rußlands gemessen wird. Es fragt sich,

welcher Art die gewünschte Mitwirkung sein soll. Auch der verstorbene Zar hat mehrfach das Volk gegen die Rebellion zu Hilfe gerufen. Aber es wurde ihm namentlich von Seiten des Charkower und des Moskauer Adels geantwortet, der Wille mitzukämpfen gegen die Rebellion, mitzuwirken gegen die entsittlichende Kindererziehung sei vorhanden, nur die Möglichkeit den guten Willen zu bethätigen, sei durch die Regierung selbst unterbunden worden; man gebe dem Adel die Rechte zu handeln, die Freiheit sich zu bewegen, so werde er seine Pflicht thun. Der verstorbene Zar nahm diese Antwort übel auf und es blieb bei der alten fortschreitenden Beschränkung der im Jahre 1864 verliehenen Landschaftsverfassung, ja diese Beschränkung wuchs durch die Erweiterung der Macht der localen Gouverneure gegenüber den landschaftlichen Körpern. Es scheint nun, als ob das ministerielle Rundschreiben in dieser Richtung bestimmte Concessionen in Aussicht stellen wolle. Es verheißt „Wiedereinführung von Ordnung und Gerechtigkeit" in diesen localen Institutionen — freilich noch recht allgemeine Verheißungen. Weiter aber wird mit besonderem Nachdruck die leitende Stellung des Adels hervorgehoben. Ihm wird zugeschrieben, daß er „stets der Stimme der Wahrheit und der Ehre gefolgt" sei; daß er stets den ihm gebührenden Einfluß ausgeübt habe, und zwar „im Interesse des Gemeinwohles"; daß er stets bereit sei, dem Rufe der obersten Gewalt zu folgen — kurz, ihm werden allerlei Tugenden nachgesagt, deren Vorhandensein ihm allerdings einigen Anspruch auf Mitwirkung und Macht sichern müßte. Schon die schmeichelhafte Charakteristik eines Standes, dessen Einfluß seit geraumer Zeit auf ein sehr geringes Maß thatsächlich gesunken war, deutet darauf hin, daß man beabsichtigt, mehr als bisher sich seiner zu bedienen und dafür seine Interessen mehr als bisher zu berücksichtigen. Darauf deutet auch das stark betonte Versprechen, die ständischen Rechte unverletzt zu erhalten und alles Das zu verwirklichen, was „als Grundlage der vom Monarchen verliehenen Institutionen festgestellt war". Etwas nebenbei werden dann auch den übrigen Ständen Verheißungen der Sicherheit gemacht.

Wol das Wichtigste aber wird in wenig Worten ganz zuletzt ausgesprochen: „Unverzügliche Maßregeln" werden in Aussicht gestellt, „um einen geregelten Modus festzustellen, welcher eine lebendige Theilnahme der localen Kräfte an der Durchführung der allerhöchsten Pläne feststellt". Auch diese Sätze hüllen sich in ein recht fragwürdiges Dunkel. Allein, wenn überhaupt Ernstliches dabei in Absicht genommen ist, so vermag ich schwer etwas Anderes darunter zu verstehen, als den Plan, der localen ständischen Selbstverwaltung weitere Ausdehnung zu geben unter Führung des Adels. Wäre dieses nicht die Absicht, so hätte das vorhergehende Versprechen genügt, die unter dem verstorbenen Zaren ertheilten Institutionen auszubauen. Es kommt aber nun zuletzt etwas Neues hinzu, und dieses Neue besteht, so scheint es, in der Anbahnung einer Decentralisation, bei welcher dem Provinzialadel eine leitende Rolle zugedacht ist. Es ist das eine Neuerung im System auch gegenüber den bisher herrschenden Principien des europäischen Liberalismus, eine Neuerung, welche unwillkürlich an das einzige wirklich staatsmännische Project erinnert, das bisher bekannt geworden ist, ich meine das Project Peter Schuwalow's,

welches darauf abzielt, das Reich in ziemlich radicaler Weise zu decentralisiren, nämlich durch Zerschlagen in Statthalterschaften oder Generalguberniate mit provinziell ständischer Theilnahme an der Verwaltung.

Wenn das alles wäre, wenn keine anderen Absichten, Neigungen, Leidenschaften, Traditionen mit dem Einfluß der Slavisten emporzukommen drohten, so hätten wir Grund, das Manifest oder besser das neue System nicht blos als das Zeugniß eines mannhaften Muthes gegenüber den nihilistischen Minirern, sondern als den Act einer verständig praktischen Politik anzuerkennen, wenigstens insoweit, als dieses System den bisherigen, so unendlich verderblichen Centralisationseifer auf administrativem Gebiet abzuwerfen entschlossen wäre. Ja, ich wage weiter zu gehen: wenn besonnene Vernunft in der Politik regierte, so wäre ich geneigt, nicht blos die Weisheit dieses ministeriellen Rundschreibens zu bewundern, sondern auch dem selbstherrlichen Manifest aufrichtig und vertrauensvoll zuzustimmen. Wenn mit der bloßen Vernunft zu rechnen wäre, sowol bei Bauer wie Adel, wenn bei der Masse des Volkes wie bei den oberen Classen nur die ruhige vernunftgemäße Entwickelung, ein verständiges Wohlergehen geeignet wären, die Wünsche zu erfüllen, die Ansprüche zu befriedigen: dann wüßte ich trotz allen noch sehr wol zu erhebenden Einwänden auch heute keinen besseren, vernünftigeren Weg als den einer aufgeklärten Selbstherrschaft mit durchgeführter provinzieller Decentralisation. Hundert Gründe der Vernunft sprechen dafür. Ohne auf niedere Gründe einzugehen, nur den einen: das Reich kann, meines Erachtens, unter keiner andern Form als dieser, in seinem äußeren Bestande erhalten werden. Ohne Selbstherrschaft ist das heutige Rußland von der Weichsel bis zu den Kurilen unmöglich. Aber Vernunft regiert nun einmal sehr selten die Welt, und gewiß nicht heute die vielen Politiker des russischen Reiches. Vernunft regiert weder die Masse der „Westler", die europäischen Staatsformen anhängen, noch die Slawisten, welche sie verdammen. Leidenschaften, Glauben, Traditionen regieren statt dessen, und zwar hier in ganz besonders hohem Grade. Denn der Grundcharakter des Moskauer Slawismus ist ja ganz eigens der Widerwille und Widerspruch gegen alles Das, was auf dem Wege abwägender Erkenntniß als in Europa gut und für Rußland begehrenswerth seit zwei Jahrhunderten eingeführt wurde. Gerade die Sitten, die Wissenschaften, die Einrichtungen, deren Vernünftigkeit einem Peter I. oder Alexander II. im Westen sie anerkennen ließ, werden von den Slawisten bekämpft, und zwar nicht als unvernünftig, sondern als unslawisch. Hier stehen sich Vernunft und Leidenschaft in ganz offener Feindschaft gegenüber. Die Westler und außer ihnen viele Andere, wie z. B. auch die heutigen Nihilisten, sind dem ihrer Meinung nach Vernünftigen so sehr ergeben, daß sie dabei nur zu oft die Natur von Land und Leuten außer Acht lassen. Die Ideen, welche in diesen Kreisen herrschen, sind vielfach wirklich für Rußland so „fremde", daß die ganze Maßlosigkeit der russischen Speculation dazu gehört, um sie für praktisch, nützlich auf russischem Boden zu halten. Man beobachte einmal den Russen auf einer Ausstellung, etwa einer landwirthschaftlichen in Moskau. Er erfaßt rasch den Nutzen einer Maschine, den Werth einer Breitenburger Kuh, und sofort läßt er sich von seiner Erkenntniß hinreißen. Niemand kauft so viel unnütze Dinge als der

Russe, unnütz, weil der Käufer nur ihre Vernünftigkeit im Auge hatte, ihre praktische Anwendbarkeit auf die Verhältnisse seines Landgutes aber nicht erwog. Aehnlich geht es oft auch den russischen Politikern. Es sind Leute, die Europa gesehen haben und europäische Dinge oft sehr scharf zu sehen und zu beurtheilen wissen. Aber sie lassen nur zu leicht außer Acht, daß die Breitenburger Kuh nicht wie die russische bei 30 Grad Frost die von ihr so zu sagen eigenmäulig ausgefressene Höhlung in dem Strohhaufen auf dem Hofe bewohnen kann, ohne umzukommen. Bei Diesen ist es genug, daß ihnen ein höherer Milchertrag vernünftig erscheint, um die Kuh sofort zu kaufen. Ihre Vernunft ist eine einseitige, sie ruht auf bloßen Doctrinen und Speculationen. Bei ihren Gegnern, den Slawisten, herrscht wiederum ein Uebermaß vom Gegentheil. Um wieder ein scharfes Beispiel zu nehmen: der Slawist ist geneigt, auch wenn er den Nutzen von Regenschirmen anerkennt, dieselben zu verdammen, weil sie nicht von Russen erfunden wurden. Das Vernünftige als solches gilt ihm sehr wenig und das traditionell Nationale sehr viel. Der Slawist hat gewiß sehr viel gesunden Sinn auf seiner Seite, aber wie er heute ist, erscheint er mir als noch recht unreif in seinem staatlichen Streben. Sein gesunder Sinn sagt ihm, daß viele der gegenwärtig Rußland drückenden Schäden aus dem Eifer sich herschreiben, mit dem seit zweihundert Jahren von oben her darnach gestrebt wurde, europäisches Wesen in Rußland einzubürgern. Es gibt heute kaum eine öffentliche Einrichtung in Rußland, die nicht nach irgend einem außerrussischen Muster begründet worden wäre. Und leider muß man bekennen, daß es nur wenige öffentliche Einrichtungen gibt, die ihren Ansprüchen gerecht würden. Die inneren Zustände sind auf den meisten Gebieten sehr unbefriedigende, vielfach sogar verzweifelte. Je mehr europäische Einrichtungen, Erfindungen, Bedürfnisse, Industrie in's Land drangen, um so größer ward die Unbefriedigung und Unzufriedenheit im Volk, nicht so sehr mit diesen Neuerungen, als infolge derselben. Der Nihilismus selbst ist durchaus auf diesem Boden erwachsen, und die Slawisten haben ohne allen Zweifel recht, wenn sie behaupten, es könnte keinen Nihilismus geben, wenn man nicht Rußland hätte europäisiren wollen. Sie haben sogar, wie mir scheint, darin recht zu behaupten, daß die europäische Cultur nicht nothwendig für den Russen passe. Wenn sie aber den Beweis für solche Behauptungen antreten sollen, so pflegen die logischen Gründe meist sehr mangelhaft und das Gefühl sehr vordrängend zu sein. Niemand wird an dem aufrichtigen und starken Patriotismus der Slawisten zweifeln. Vielmehr ist dieser wahrscheinlich ihre höchste Tugend, durch welche sie allen den übrigen politischen Meinungen im Reich überlegen sind. Allein eine so werthvolle Kraft der Patriotismus auch sei, so kann er nicht die nüchterne Intelligenz ersetzen, mit der ein Reich in friedlichen Zeiten regiert sein will. Man kann mit dem höchsten Enthusiasmus nicht eine trigonometrische Aufgabe lösen; man kann umgekehrt mit der höchsten Vernunft nicht immer einen wüthenden Stier bändigen.

Daher ist die slawistische Partei bisher immer eine Stütze des Thrones für unruhige Zeitabschnitte gewesen, wo der Enthusiasmus, der Patriotismus, wo die öffentliche Tugend in's Gewicht fiel, nicht aber in Zeiten, wo es galt weise zu sein und klug zu rechnen. Zweimal rief der Staat die Slawisten gegen

äußere Feinde auf; jetzt zum ersten Mal gegen innere Feinde. Und zum ersten Mal sollen die Slawisten nun nicht blos patriotisch sein, sondern auch praktisch den Staat lenken. Dazu übernehmen sie diese Aufgabe in einer Zeit, wo Erscheinungen von einer bisher dem Lande völlig fremden Art die Zustände weithin vergiftet haben, wo mehr als jemals der Entwickelungsgang des Staates und des Volkes auf grundlegende Neubildungen in materieller wie in geistiger und sittlicher Rücksicht hindrängt. Es ist, so ahnt mir, der Moment, wo Rußland sich entscheiden soll, ob es nicht blos europäische Kleider tragen, sondern wirklich innerlich die europäischen Lebensformen aufnehmen, oder zurücksinken will in die einfachen Formen vorpetrinischer Aera. Bisher hat von Peter I. her doch nur der Staat, die Regierungsmaschine mit europäischen Werkzeugen, und daneben die fremde Einwanderung in europäischem Geiste gewirkt. Das Volk hat hie und da fremde Erzeugnisse kennen gelernt, aber nur äußerlich, ohne Sinn und thätiges Verständniß dafür, was diese Erzeugnisse hervorbringen ließ. Der Russe steht im Ganzen auch heute noch der europäischen Cultur recht fremd gegenüber. Aber die Zeit ist gekommen, wo die europäischen Begriffe über öffentliche Dinge immer schneller eindringen und im Verhältniß zu der Aufnahmefähigkeit des Volkes politisch bewegend wirken. Ebenso ist der Augenblick gekommen, wo auf wirthschaftlichem Gebiet Rußland nur die Wahl hat: durch radicale innere Umgestaltung der gewaltigen transatlantischen Nebenbuhlerschaft die Stirn zu bieten, oder in den bisherigen Productionsgleisen bleibend, rasch zu verarmen, zu veröden, zu verwildern.

Es sind also außergewöhnlich große Aufgaben, die weniger einer neuen Regierung, als einem neuen und auf Dauer angelegten System von vornherein gestellt sind. Ihnen gerecht zu werden, genügt nicht der Patriotismus, sondern bedarf es staatsmännischer Kraft, sind Genius, Kenntnisse von besonderer Höhe erforderlich. Die slawistische Partei nun hat bisher nicht Gelegenheit gehabt, sich politisch zu schulen. Sie hat einige Mal ihre Ideen zur Geltung gebracht, aber meist durch Beeinflussung Anderer, die sie ausführten. Wo Männer der Partei gelegentlich selbst ihre Anschauungen praktisch ausführten, wie Milutin und Tscherkasski 1864 in Polen, wie Tscherkasski, Ignatjew, Tschernäjew 1876 und 1877 in den Donauländern, da waren diese Bethätigungen nicht immer von vollem Glück begleitet. Was aber überall hervortrat, war der Glaube der Partei an sich selbst und die Rücksichtslosigkeit in der Handhabung der Macht, zwei Eigenschaften, deren Werth in kritischen Zeiten nicht unterschätzt werden darf. Um so drängender wird die Frage, was für einen Gebrauch diese Partei nun, da sie eine Fülle der Macht in ihrer Hand hält wie nie zuvor, von derselben machen werde.

Es läßt sich nicht verkennen, daß eine gewisse Continuität vorhanden ist zwischen der heutigen Moskauer Slawistenpartei und dem Altmoskau früherer Jahrhunderte. Gerade die Grundanschauungen der Feindschaft gegen die fremdländischen Bestrebungen der Regierung stellen diese Verbindung her. Seit Peter an der Newa sich ansiedelte, ist Moskau stets der Herd des Mißmuthes über die Auswanderung der Regierung aus dem altrussischen Lande und die seitdem beginnende Bekämpfung altrussischer Sitte durch fremde Gebräuche gewesen.

In Moskau sammelte sich stets der durch irgend welche Ereignisse hervorgerufene Groll des Adels und der Kirche gegen die Zaren. Nach Moskau zog sich Alles zurück, was die Gunst des Petersburger Hofes verloren, oder was nach dieser Gunst nicht getrachtet hatte. Dort erhielt sich deshalb fortdauernd ein Grad von selbständigem Meinen und von Selbstgefühl, der im übrigen Reiche verloren ging oder nie vorhanden war. Jedesmal wann der Versuch erneuert ward, den Hof wieder nach Moskau zurück zu bringen, ging derselbe von Moskau aus und hatte den Sinn einer Abwendung von Europa. So war es, als die Dolgoruki's im Jahre 1728 die Residenz nach Moskau zurückgebracht hatten und Jedermann die Knute zu gewärtigen hatte, der nur von einer Rückkehr nach Petersburg sprach. So war es, als unter Elisabeth die Regierung in Moskau von Tscherkasski, später von Bestuschew in Petersburg gelenkt wurde. Vor Allem gingen diese altrussischen Staatsmänner daran, die Fremden aus Amt und Macht zu treiben, die Beziehungen zu Europa abzubrechen. Sie gingen soweit, mehrfach eine Rückgabe der Ostseeküsten einzuleiten, um nur von der verhaßten Verbindung mit dem Westen und von dem ebenso verhaßten Petersburg loszukommen. Zugleich unternahmen sie jedesmal, die Selbstherrschaft des Zarthums zu beschränken zu Gunsten einer Theilnahme des alten Bojarenthums an der Gewalt. Beide Male waren es die Fremden, die Deutschen besonders, welche diese Anschläge gegen die Autokratie zu nichte machten. Der Einfluß der Fremden auf die Regierung war nur in Petersburg möglich, er stand und fiel mit dem Wechsel der Residenz. Und in Wahrheit ist Petersburg bis auf den heutigen Tag nicht blos die Stadt der Fremden, sondern eine fremde Stadt für Rußland geblieben. Das Volksbewußtsein ist Moskau treu geblieben und die Zaren haben das immer anerkannt, indem sie dort sich krönten, dort in national entscheidenden Stunden an das Bewußtsein der Nation den Aufruf erließen. Noch in unseren Tagen verkündete Alexander II. von Moskau aus den Krieg gegen die Türken, und unter der Führung eines Dolgoruki hat Moskau stets während der neueren Zeit an der Spitze aller patriotischen Unternehmungen und Opfer gestanden, freilich auch an der Spitze Derer, welche eine Mitwirkung bei der Regierung des Staates forderten.

Es wäre ungerecht, diese Haltung Moskau's einfach für den Ausdruck einer barbarischen, jeder Cultur widerstrebenden Gesinnung zu erklären. Vielmehr bin ich geneigt, darin ein gutes Maß gesunden Volkssinnes zu erblicken, welcher zum großen Theil wol nur halb bewußt oder unbewußt die Schäden empfindet, die aus der Gewaltsamkeit petrinischer und nachpetrinischer Veredelungsversuche für die Wurzel des russischen Wildlings sich ergeben haben. Denn es scheint mir, daß die tiefgehende organische Krankheit, an welcher Rußland leidet, wesentlich ihren Ursprung habe in dem Mißverhältniß, das zwischen dem Wildling und dem Pfropfreis einer sehr verfeinerten Cultur bestand und noch besteht. Das abgenutzte Bild von dem Indianer, der an Branntwein und Eisenbahnen zu Grunde geht, behält seine Wahrheit. Die tausende zarischer Decrete, welche seit zweihundert Jahren die Sitten und Einrichtungen Europa's über Rußland ergossen, haben fast alles Altrussische, bis etwa auf das bäuerliche innere Gemeindeleben, umgewälzt, aber ein europäisches Culturvolk ist dadurch nicht ge-

schaffen worden. Es hieße sehr leicht von unserer Cultur denken, wenn man annehmen wollte, daß sie sich so in ein oder zwei Jahrhunderten erlernen ließe. Wo man hinblickt in Rußland, tritt Einem das Unharmonische eines rohen Volkes, beladen mit einer Menge von Bruchstücken hoher Cultur entgegen, die theils nur einem oberflächlichen Genuß dienen, theils unverstanden, mißbraucht, nichts oder gar Uebeles wirken. Der Staat ist möglichst europäisch geworden, Volk und Land sind im Innersten russisch geblieben. Vor Allem ist die Kirche dieselbe geblieben, welche sie vor Peter war. Sie sind im Innersten russisch, und können doch sich nicht nach ihrer Natur ausleben, entwickeln, weil überall das europäisch Fremde sie daran hindert. So fault die Wurzel des Wildlings an vielen Stellen.

Wenn man scharf hinblickt, bemerkt man bald, wie eben das, was den Staat ausmacht, der Hauptsitz der Schäden ist. Läßt sich denn etwa nicht die unabsehbare Reihe der Klagen, die verderbten Zustände fast immer auf das eine Uebel zurückführen: die Verderbtheit, Unfähigkeit des Beamtenthums? Alles, was etwas Bildung aufgenommen hat, was sich zur Führung des Volkes eignen könnte, wird seit Peter I. von dem Staate aufgesogen, in europäische Formen gezwängt und dem Volke so entfremdet. Das Beamtenthum ist das Fremde und zugleich die Quelle der meisten Uebel, und natürlich schließt das Volk, daß das Fremde das Uebel selbst sei. Es thut nichts zur Sache, daß die Verwaltungsmaschine vor Peter nicht besser, nicht weniger käuflich, kenntnißlos, roh war, als die heutige. Vielleicht sogar wäre es heute nicht besser ohne diese europäisch gedrillte Bureaukratie. Aber diese Bureaukratie, die einmal europäisch geformt war, ist schlecht; Grund genug für den Russen, das Schlechte mit dem Europäischen zu identificiren. — Ist es ferner nicht der heutige Staat, der die oft drückenden Steuern erhebt, der von der Trunksucht den größten Theil seiner Einnahmen zieht und dieselben auf die Erhaltung eines ungeheuren Heeres verwendet? Wozu haben diese Heere seit Peter gedient, als um in Europa eine Rolle zu spielen? Und so fort. — — Solche Ideen mögen, genau genommen, entkräftet werden können, aber manche nahe liegende Ursachen rufen sie hervor und das allgemeine Mißbehagen nährt sie. — Und zuletzt die jüngste Bewegung des Nihilismus. Sie steht durchaus auf europäischem Boden und richtet sich gegen den Staat, gegen die heutige bureaukratische Herrschaft. Schon vor Jahren konnte man beobachten, daß der Nihilismus von seinem blos negativen Wege zu positiveren Zielen ablenkte[1]). Diese Entwickelung setzt sich auch jetzt fort und gewinnt dadurch immer festeren Boden, und wie heftig die Moskauer Führer auch in letzter Zeit gegen den Nihilismus gedonnert haben: der Tag könnte nicht fern sein, wo sie mit ihm Frieden schließen werden. Denn je mehr der Nihilismus sich von den anfänglichen europäisch-phantastischen Doctrinen loslöst und die Punkte seines Angriffs gegen den Staat maßvoller und fester bestimmt, um so mehr nähert er sich Denen, welche ebenso wie er den heutigen russischen Staat bekämpfen. Die Einen führen die Fahne der staatlichen Freiheit, die Andern die der nationalen Freiheit, beide erhoben gegen den Staat, den Jene den abso-

[1]) Vergl. „Deutsche Rundschau" 1878, Band XVI, S. 207 ff.: „Der Nihilismus in Rußland" am Schluß.

luten, diese den fremden Staat nennen. Im Augenblick freilich wirft sich Moskau zwischen das Zarthum und die Mordwaffen des Nihilismus. Allein Moskau ist niemals ganz selbstlos bei solchen Gelegenheiten gewesen und könnte, einmal in der Macht, anders denken als vorher, da es in der Opposition war; und der Nihilismus ist von Jahr zu Jahr praktischer geworden, und hat noch jüngst erklärt, nicht gegen den Herrscher, sondern gegen die Staatsform zu kämpfen. Ich sehe demnach keineswegs eine unüberbrückbare Kluft zwischen Slawismus und Nihilismus in ihrer heutigen Entwickelung. Vielmehr glaube ich, daß der Slawismus sehr bald dazu greifen wird, den Nihilismus zu bekämpfen indem er ihm auf halbem Wege entgegenkommt; indem er selbst daran geht, die Staatsform zu ändern.

Was die slawistische Partei zunächst wünscht, ist zu herrschen, und dazu bedarf sie der Verlegung der Regierung nach Moskau. Die Rechnung ist höchst einfach. Will die Partei durch den Zaren herrschen, so muß sie in gewissem Maße über ihn herrschen, ihn beeinflussen. Durch den Zaren hat auch Altmoskau stets gesucht zu gebieten, niemals etwa ohne einen Zaren, und daher waren immer Zaren und Zarinnen, die sich möglichst wenig um Geschäfte kümmerten und einem stillen oder lauten, genußreichen Privatleben ergeben waren, die geeignetsten für die Wünsche und Handhaben Moskau's. Um aber nicht von fremden Einflüssen stets bedroht zu sein, mußte der Zar und die Regierung in Moskau unter den Augen der Partei bleiben. Diese nämlichen Gründe nöthigen heute die Slawisten, den Ruf „nach Hause!" immer stärker dem Zarthum zuzurufen. In Petersburg, in dieser vielsprachigen modern europäischen Stadt auf altem finnischen Boden, wo die oberen Classen, was geistiges und materielles Gewicht betrifft, mehr von Fremden als von Russen ausgefüllt sind, in dieser Atmosphäre könnte das slawistische Regiment sich dauernd nicht halten. Also wird die Partei darauf aus sein, den Zaren heimzuführen. Wenn er nicht freiwillig Lust verspürt, die Mordstätte seines Vaters zu verlassen, so könnte leicht ein kleiner Putsch, irgend eine neue Gefahr die Neigung hervorrufen. Und Katkow wird nicht zaudern, einen solchen Augenblick zu benutzen, indem er zu den Füßen des geliebten Zaren eilt und ihn anfleht, die Mörderhöhle zu verlassen und in den Kreis seiner treuen Russen heimzukehren, die allein im Stande und entschlossen seien, ihn zu schützen. Erst dann, wenn im Kreml nicht blos die Krönung vollzogen, sondern der Zarenhof dort wieder errichtet sein wird, kann das neue System für gesichert gelten.

Die neue Regierung, das neue System, die neue Aera — lauter Namen, bei denen Jeder etwas Anderes meint. Wollte man einen der Herren Slawisten fragen, so wäre kein Name umfassend genug um den Gegensatz zu der bisherigen Ordnung der Dinge zu bezeichnen. Sollte aber Herr Katkow selber im Einzelnen sagen, welche neue Maßregeln aus dem neuen System fließen werden, so fürchte ich, wird auch er bald am Ende seines Programmes anlangen. Denn eben nicht in praktisch ausgeprägter Staatskunst liegt die Stärke der Partei. Indessen hat sie lange genug mit Worten gekämpft, aus denen wir auf ihre Absichten im Allgemeinen einige Schlüsse ziehen dürfen.

Verhältnißmäßig am einfachsten haben die Moskauer sich zu der äußern

Politik gestellt. Sie wünschen eigentlich gar keine Allianzen mit Europa, wollen sich um Europa nicht kümmern, wogegen Europa sich auch um Rußland nicht kümmern soll. Keinerlei Rücksichten also in staatlichen und wirthschaftlichen, merkantilen und industriellen Fragen auf europäische Interessen, möglichste Unabhängigkeit durch Schutz der eigenen Production ohne fremde Hilfe. Hegemonie über die slawischen Stämme und daher einige Eifersucht gegenüber Oesterreich und der Türkei; Haß gegen die Schöpfer und Schöpfungen des Berliner Friedens; Sammlung der nationalen Kraft im Süden, am Schwarzen Meer. — Im Innern vorerst Säuberung der Verwaltung von dem persönlichen Einfluß der Nichtrussen, Mehrung der Stellung und Bedeutung des russischen Adels, Aussöhnung desselben mit dem Bauern und Rückkehr zu einem möglichst patriarchalischen Verhältnisse; Wiederherstellung der Autorität des Thrones, der Kirche, und des Adels, Besiegung der Rebellion und der modernen Doctrinen; Mitwirkung der oberen Classen an der localen Verwaltung wie an der obersten Regierung, und dadurch Niederdrückung der Bureaukratie; langsame und selbständige Entwickelung des Volkslebens ohne fremde Schablone, Stärkung des kirchlichen Einflusses, Ausbau der Schule auf Grundlage des Classicismus; endlich Stärkung des nationalen Selbstbewußtseins.

Vorläufig zielen die Forderungen der eifrigsten Slawisten freilich noch weit über diese Ideen hinaus. Ihrem Gebahren nach gibt es kaum etwas Europäisches, was nicht zu vernichten wäre in Rußland, und kaum etwas was der staatlichen Sorge werth wäre außer dem russischen Landvolke. Sie fordern nicht blos die Entfernung aller fremdländischen Männer, sondern auch aller fremdländischen Ideen und Sitten. Das sind indessen so offenbar unerfüllbare Wünsche und so leidenschaftliche Urtheile, daß ich nicht glaube, es könnte von den Slawisten in der That der Versuch zur Ausführung gemacht werden. Etwas anders verhält es sich mit der ebenso leidenschaftlich bisher behandelten Stellung Altmoskau's zu den nichtrussischen Gebieten des Staates. Seit mehr denn zwanzig Jahren führt Altmoskau offenen Krieg gegen die Polen, die Deutschen der Ostseeprovinzen, die Finnländer, die Kleinrussen, zum Theil mit dem Ziel nationaler Eroberung, zum andern Theil als Mittel um das nationale Selbstbewußtsein des Volkes zu wecken. Verbände sich mit diesem zur Schau getragenen nationalen Fanatismus die staatliche Gewalt, so drohte ein barbarischer Vernichtungskampf gegen jene fremden Stämme und deren durch Jahrhunderte mühsam erhaltene und entwickelte Cultur. Es wäre ein wirklicher Angriff gegen die europäische Cultur, der die unheilvollsten Folgen nach sich ziehen könnte; es wäre ein zwecklos brutales Verwüsten höherer Cultur aus blindem nationalem Haß. Es ließe sich indessen auch denken, daß die Slawisten es vorzögen, sich zu diesen fremden Gebieten ähnlich zu stellen wie zu den übrigen Fremden; daß sie streng jeden Einfluß jener Deutschen und Polen auf Rußland abschnitten, dafür aber wiederum diese Stämme mehr als bisher sich selbst überließen.

Dieses sind indessen Fragen der Zukunft, welche zu erörtern mehr ein Bedürfniß als von Nutzen ist. Denn eben weil die heute regierende oder doch allem Anschein nach zur Regierung berufene Partei noch niemals in dieser Stellung war, können ihre bisher geäußerten Meinungen nicht voll in's

Gewicht fallen. Immerhin aber bleibt es von der höchsten Bedeutung, daß zum ersten Mal nach langer Zeit eine bestimmte Partei unter der zarischen Autorität das Staatssteuer in die Hand genommen hat, und daß diese Partei wieder die slawistische von Moskau ist. Nicht als ob auch eine andere Partei hätte zur Macht kommen können: einfach deshalb nicht, weil es im Grunde genommen keine andere Partei in Rußland gibt. Die Nihilisten haben diese Bedeutung bislang nicht, und die eigentlichen Gegner der Slawisten, die „Westler", entbehren dessen, was die Seele einer Partei bildet, der selbständigen, aus eigner Wurzel wachsenden Ideen und Ziele. Die Westler leben nicht von sich, sondern von Europa, sie haben im russischen Volk keinen Boden. Ihre Kraft liegt in der Petersburger Hofwelt und in dem Beamtenthum. Auf dem nationalen Boden haben sie der allgemeinen Strömung sich allgemach so weit bereits fügen müssen, daß ihr ehemaliges Wesen, Vertreter europäischer Bildung zu sein, ihnen immer mehr abhanden kommt. Sie sind in ihrer Mehrzahl nur noch Westler im Salon, politisch aber entweder indifferent oder Doctrinäre. Es gibt unter ihnen wenige von politischem Ernst und praktischem Verständniß, und ihr bester Kopf, Peter Schuwalow, wird schwer die Brücke über die Kluft finden, welche ihn vom Zaren und von Katkow trennt. War er es doch, der einst als Haupt der dritten Abtheilung die Correspondenzen zwischen dem damaligen Thronfolger und Katkow auffing und den heutigen Zaren beim damaligen Zaren denuncirte. Außer ihm aber haben die Westler kaum einen schöpferischen Mann unter sich. Aber die Westler haben Rußland so lange beherrscht, daß ihre Absetzung eine Thatsache von größter Tragweite ist. Wir stehen vor einer Sachlage, die völlig neu ist. Wir haben bei der jetzt regierenden Partei Energie, Muth, Selbstvertrauen beobachten können. Darf man aus ihrer Vergangenheit auf ihre Regierungsart schließen, so müssen wir annehmen, daß sie es an entschiedenem Handeln nicht werde fehlen lassen. Man erzählt sich, Katkow sei aufgefordert worden, das Portefeuille des Unterrichts anzunehmen, habe es aber unter Hinweis auf sein Alter abgelehnt. Er nimmt indessen schon jetzt eine Stellung ein, die ihm großen Einfluß auf die Politik sichert, was schon daraus zu entnehmen ist, daß, während alle anderen Blätter gegenwärtig in strengere Zucht genommen worden sind, als seit dem Preßgesetz von 1865 ausgeübt wurde, Katkow allein in seiner „Moskauer Zeitung" sagen darf, was ihm beliebt, und dieses Vorrecht gegen seine Gegner weidlich ausnutzt. Vorläufig aber ist es bei den Worten geblieben. Denn so energisch der Anlauf zu dem neuen System auch schien, so sind seit dem zarischen Manifest nunmehr zwei Monate dahingegangen, und — es ist nicht mehr geschehen, als in ähnlichen Lagen auch früher geschah: man hat einige Commissionen niedergesetzt. Die Verkündigungen des Manifestes sowol als des Ignatjew'schen Rundschreibens haben noch keinerlei Thatsachen gefördert. Bald nach dem Rundschreiben wurde sogar telegraphisch angekündigt, daß in kürzester Frist die verheißene Herbeiziehung der localen Kräfte zur Mitwirkung bei der Verwaltung erfolgen werde. Indessen ist davon bisher nichts geschehen, und auch in anderen Gebieten ist ein von Tag zu Tag merklicherer Stillstand eingetreten. Bis in das Privatleben der Provinz verbreitet sich gerade jetzt das Bewußtsein, daß die Staatsgeschäfte oben außerordentlich stocken. Es

ist als ob auf einen neuen Windstoß nun Windstille eingetreten wäre. Das aber wäre ein schlimmes Zeichen, schlimmer als wenn die Moskauer ihren gewagten Curs steuerten. Es wäre ein Anzeichen der Schwäche, der Unentschlossenheit, und würde die Richtung der Politik wiederum völlig fraglich machen. Es ist wahr: die Moskauer zeichnen sich auch nicht gerade durch ein sehr positives, klares Programm aus. Aber sie haben bisher, wo sie zum Handeln kamen, wenigstens Entschlossenheit gezeigt. Sollte ihnen diese Kraft unterbunden werden, so wäre, wie ich fürchte, das Reich schlimmer dran als vordem, weil damit ein unberechenbares Schwanken beginnen müßte. Gewinnen würden dabei nur und in hohem Maße die Nihilisten, deren Muth ja weder gebrochen, noch deren Mittel erschöpft sein dürften. Die gewagtesten Unternehmungen würden kaum bedenklicher sein, als das Stillestehen inmitten der überall um sich greifenden Zersetzung, Entmuthigung, Unterwühlung.

Als nächste Nachbarn haben wir von einer slawistischen Regierung in Rußland wenig Gutes zu erwarten. Aber eben so wenig beruhigend kann das thatenlose Forttreiben des russischen Staatsschiffes ohne feste Richtung für uns sein. Seit Jahren beobachten wir das Wachsen der revolutionirenden Elemente und das Sinken der Regierungskräfte. Eine Regierung Moskau's wäre ein letzter Versuch, diesen Gang aufzuhalten, und wenn schon eine Revolution jenseits unserer Grenzen kommen soll, so dürfen wir wünschen, daß sie lieber von oben als von unten komme. Das Gefährlichste von Allem wäre für das Zarthum der Versuch, sich zwischen beide Bewegungen zu klemmen und damit sich von allen realen politischen Kräften zu trennen. Weder die Ignatjew, Aksakow und übrigen Moskauer, noch auch die Nihilisten sind Leute, die man lange in Ruhe halten kann, ohne sie zu gebrauchen oder zu bekämpfen, und daher wird der gegenwärtige neutrale Zustand, der Alles in Frage läßt, wol nicht lange andauern. Wenn aber die Moskauer, wie vorauszusehen ist, ihren Ring schließen und das Steuer ganz in die Hand nehmen, so wird man vielleicht von jenem Tage her den Abschluß einer Periode des russischen Reiches datiren dürfen, welche als die europäische bezeichnet werden könnte und welche, mit dem tyrannischen Peter beginnend, damit endet, daß die Kraft des auf den Wegen äußerer Cultur hereingedrungenen politischen Denkens den fünfhundertjährigen Zarenbau bis zum Fundament herab gelockert hat.

Ignaz Moscheles.

(1794—1870.)

Ein Erinnerungsblatt

von

Ferdinand Hiller.

Je zahlreicher die Persönlichkeiten heranwachsen, die in Kunst und Literatur zur Blüthe gelangen (zu einer Blüthe, die leider nicht immer reife Früchte zeitigt), desto mehr wird es zur Pflicht, das Andenken derjenigen ehrend zu bewahren, die den Samen ausstreuten. In unserer Tonkunst ist diese Pflicht der Dankbarkeit um so mehr geboten, als die Nachfolgenden durch die Ausbeutung ihrer Vorgänger sie um so schneller in den Schatten drängen. Denn wenn die Werke der plastischen Künstler in einem Weltmuseum aufgestellt bleiben, welches alle gebildeten Nationen stets zu bereichern streben, so gleichen die Thaten der Musiker mehr den Vorgängen in der politischen Welt, wo eines das andere verdrängt und nur den allerhervorragendsten Menschen und Begebenheiten eine lebendige Erinnerung bewahrt bleibt.

Zu den ausgezeichneten Tonkünstlern, welche, zwar unvergessen, aber wenig genannt sind in dem Bruhaha unserer Tage, gehört Ignaz Moscheles. Und doch steht er in vorderster Reihe unter denen, welche auf die Entwickelung des alles beherrschenden Pianoforte einen bedeutenden Einfluß ausgeübt haben. Jene Art von *sensationellem* Erfolg, wie er heutigen Tages fast unerläßlich ist, wenn von Erfolg die Rede, er war der Erste, der ihn errang. Seine Vorgänger, von Mozart bis zu Hummel, erregten Wohlgefallen, Entzücken, Bewunderung — Moscheles wurde neben alle dem angestaunt.

Seine einfache, würdige und doch so glänzende Laufbahn als Virtuose wie als Componist für sein Instrument bietet dem Biographen weder Gelegenheit zur Erzählung abenteuerlicher Begebenheiten, noch zur Klarstellung schwerverständlicher Seelenzustände. Außerordentlich begabt, schon als sechzehnjähriger Knabe ein Künstler und ein Mann, war sein ganzes Leben seiner Kunst, seiner Familie, seinen Freunden und Schülern geweiht; gleichmäßige Treue bewahrte er den einen wie den andern. Die Memoiren, die seine hochverehrte Gattin veröffentlicht hat, geben die Einzelheiten seines ununterbrochenen, unverdrossenen Wirkens und zeigen, absichtslos, daß hier eine wahrhaft glückliche Existenz sich vollendete. Dazu gehört aber nicht nur Glück *und* Verstand, es gehört auch gar mancherlei dazu, was weder dem einen noch dem andern entspringt — Herz vor allem.

Mir war es nicht gestattet, während längerer Zeit in der Nähe des verehrten Mannes zu weilen — doch kam er zum erstenmal in mein elterliches Haus, als ich ein zehn- bis elfjähriger Knabe war, und wenige Monate vor seinem Tode ward mir noch die Freude zu Theil, ihm in Hamburg zu begegnen und unvergeßliche Stunden mit ihm zu verleben und zu — musiciren. In den langen Jahren, die dazwischen liegen, blieb mir Moscheles stets ein warm theilnehmender Freund und der Zufall mochte uns zusammenführen wo es sei, in den verschiedensten Orten, in den verschiedenartigsten Verhältnissen — er blieb sich immer gleich.

Nur war er darauf bedacht, den Unterschied der Jahre, wie er naturgesetzlich stets weniger hervortritt, in der Verkehrsweise mehr und mehr verschwinden zu lassen.

Die Zeitungen spielten zu Anfang der zwanziger Jahre noch keine große Rolle in Deutschland — die Fama war um so thätiger. Was erzählte sie nicht für Wunderdinge von dem jüdischen Pianisten aus Wien, der jetzt nach Frankfurt kommen und dort ein Concert veranstalten sollte! Und es war ihr Zeit dazu gelassen — man reiste schneckenartig langsam und ein Concert war auch nicht mit der Miethe eines Saales und einigen Zeitungsanzeigen vorbereitet. Ein Vocal- und Instrumentalconcert mußte einem verehrungswürdigen Publicum geboten werden — ein Orchester war unbedingt nöthig, denn ohne den Vortrag eines „Concertes mit Orchesterbegleitung" ging es nicht ab. Auch mußte jeder Theil durch eine Ouvertüre eingeleitet werden — und eine Sängerin mußte Abwechselung in die Claviervorträge bringen. Wird man es für möglich halten, daß sogar die Erlangung eines Flügels, auf welchem ein Moscheles spielen sollte, ihre Schwierigkeiten hatte? Eine alte Dame, fertige Pianistin, hielt in Frankfurt eine Niederlage Streicher'scher Flügel (der einzigen, die man anerkannte) und es war fast ein diplomatisches Kunststück, ihr ein Instrument abzulocken zum öffentlichen Gebrauch. Ihren eigenen Vorträgen mußte man ein gefälliges Ohr leihen, die aufgestellten Flügel gebührend bewundern, leise mit der Bitte heranrücken — und für die Ehre, die man ihrem Instrument erzeugte, für die Reclame, die man dafür machte, ein sehr dankbares Gemüth zeigen.

Der Saal war überfüllt; auf dem wenig erhöhten Podium des Orchesters bis zu den Füßen des Spielenden saßen die elegantesten Damen — da trat ein fataler Umstand ein. Das Orchester war genöthigt, ehe es in's Concert kam, eine Trauerspielouverture im Theater zu absolviren und ließ länger als billig auf sich warten. Wie war das Publicum während der Pause, mit der das Concert begann, zu beschäftigen? Moscheles entschloß sich schnell. Er sollte zu Ende des Abends eine freie Phantasie zum Besten geben; er that es zu Anfang — eine wahrhaft heroische That! Sie erfüllte jedoch nicht nur ihren Zweck, sie bewirkte mehr. Das Publicum war mit einem Schlag gefangen genommen und die fragliche Wirkung eines neuen langen Clavierconcerts im Voraus glänzend gesichert.

Dieses Concert (Nr. I, in Es-dur) und die Variationen auf den Alexandermarsch (wol eine musikalische Perle des Wiener Congresses), waren die Kampfesrosse, welche Moscheles auf seiner ersten Kunstreise tummelte und mit denen er unerhörte Triumphe errang. Als Componist hat er diese Stücke in seinen späteren Erzeugnissen weit übertroffen — dem Virtuosen gaben sie Gelegenheit, das Eigenthümliche seiner eminenten Technik zu offenbaren. Die darin enthaltenen Schwierigkeiten waren kühnerer Natur, drangen schärfer in's Ohr, ja theilweise in's Auge, als die Wagnisse der Vorgänger. Die unfehlbare Sicherheit, mit der Moscheles sie beherrschte, die Frische, das Feuer, die Kraft, die anmuthige Keckheit, die sein Spiel in jener Epoche charakterisirten, wirkten hinreißend und machten ihn in der kürzesten Zeit zum berühmtesten Pianisten. Zugleich zeigte sich der durchgebildete Zögling einer gründlichen Schule im Aufbau und in der Instrumentation des Clavierconcertes und vollends in der formgewandten, alle Kunstmittel bewältigenden Leichtigkeit seiner extemporirten Vorträge.

Moscheles hatte sich die gesammte Claviermusik von Bach bis Hummel zu eigen gemacht. Als die Fis-moll-Sonate des Letzteren erschien (auch heute noch eine der schwierigsten pianistischen Aufgaben), entstand eine lebhafte Bewegung in der jungen clavierspielenden Wiener Welt. Jeder wollte sie zuerst bezwungen haben, man studirte gleichsam um die Wette; Moscheles aber errang mit einem öffentlichen Vortrag des gefährlichen Stückes den Sieg.

Mehr als irgend eine andere seiner Productionen stellten die „Studien" (Op. 70) die Bedeutung des Meisters als Componisten fest. Mir ist der erste Eindruck derselben um so unverwischbarer geblieben, als ich sie (sie waren kaum erschienen) im

Hause Schelble's durch Mendelssohn kennen lernte, der sie hoch pries und zum Beleg seiner Worte eine nach der andern auswendig vortrug. Kein Zweifel, daß diese Stücke zu den dauerndsten der Clavierliteratur gehören. Hatte auch John Cramer durch seine reich erfundenen, in conciser Formvollendung nicht wieder erreichten „Etuden" gezeigt, wie man den trockensten Theil der Technik in echt musikalischer Weise den Studirenden zugänglich machen könne, so gab Moscheles in seinen „Studien" Stücke, welche, unbeschadet ihrer specifischen Nützlichkeit, durch natürliche Originalität und breitere Durchführung der Gedanken zum selbständigen Vortrag geeignet waren, die ersten Muster der später vielcultivirten Concertetude. Einige derselben gehören sogar zu den frühesten Vorbildern der sogenannten romantischen Claviermusik und die Vorliebe, die Mendelssohn für sie hegte, mag zum Theil in einer Art Wahlverwandtschaft gegründet gewesen sein.

Zu seinen stimmungsvollsten und abgerundetsten Compositionen gehören ferner die große Sonate zu 4 Händen (in Es-dur), die Sonate mélancolique (eigentlich nur ein Allegrosatz), das Duett für zwei Claviere: „Hommage à Händel" und zuletzt, aber nicht als letztes, das zweite Concert in G moll. Die beiden ersten dieser Werke haben es mit der Gegenwart durch die aus dem Ton fallenden Passagen etwas verdorben, welche trotz Beethoven, lange Zeit von bedeutenden Meistern (wie z. B. auch Spohr) für ein nothwendiges Erforderniß gehalten wurden. In dem G moll-Concert, einem Concert, thun sie nur ihre Bürgerpflicht, und ich kann nicht einsehen, daß es sich deshalb weniger zum öffentlichen Vortrag eignen sollte, als so manche andere, viel gespielte, welchen es an Gehalt mindestens gleichsteht. Es käme hier nur darauf an, daß ein ausgezeichneter Pianist die Initiative ergriffe; aber wie wenige sind dieser Initiative fähig! Auch die große Phantasie mit Orchester auf irländische Lieder muß ich nennen, obschon ihre Zeit vorüber sein mag. Aber sie enthält vor dem Schlusse eine merkwürdige Combination, in der drei Thema's zu gleicher Zeit erklingen. Die Ausführung dieses Kunststückchens durch den Componisten war bewundernswerth. Denn die Motive traten nicht nur mit der vollkommensten Deutlichkeit hervor, sie waren verschiedenartig charakteristisch gefärbt. Kaum wüßte ich ein zweites Beispiel so vollendet mehrstimmigen Vortrags.

In London, wo Moscheles lange Jahre lebte, übten die Piano's und die Pianisten, das Publicum und die Verleger mehrfachen Einfluß auf ihn aus. Die englischen Flügel waren zu jener Zeit allen übrigen an Fülle des Tones weit überlegen und die dortigen Meister des Clavierspiels aus Clementi's Schule, Cramer vor allen, zeichneten sich durch breiteren, nuancirteren Vortrag vor den Virtuosen der Wiener Schule aus. So modificirte denn auch Moscheles wesentlich seine Spielweise; ob zu deren absolutem Vortheil, wage ich nicht zu entscheiden. Viele zogen die frische, leichte Elasticität seiner ersten Jahre vor. Anderntheils sah er sich, wie Cramer, Ries, Kalkbrenner, e tutti quanti, veranlaßt, für's große Publicum und deren Repräsentanten, die Verleger, mancherlei zu schreiben, was — deren Wünschen entsprach. Künstlerische Sorgfalt bethätigte er jedoch auch bei den geringsten Ephemeriden. Bekanntlich nahm Moscheles, auf seines geliebten jungen Freundes Mendelssohn Bitte, eine Lehrerstelle am Leipziger Conservatorium an — unzweifelhaft vor Allem, um in dessen unmittelbarer Nähe zu leben. Leider sollte ihm dieses Glück nur kurze Zeit beschieden sein. Doch verließ er auch nach Mendelssohn's Tode den neuen ihm liebgewordenen Wirkungskreis nicht. Ihm, David und Hauptmann verdankt, nach der Gründung durch Mendelssohn, das Leipziger Conservatorium seinen Ruf und seine Bedeutung.

Ruhig, einfach, würdevoll und wohlwollend war Moscheles' Wesen und Thun. Obwol er schwerlich die Briefe Lord Chesterfield's an seinen Sohn studirt hatte, befolgte er dessen Vorschrift, ein Gentleman dürfe nur lächeln, nicht lachen. Heiter sah ich ihn fast immer, ausgelassen lustig habe ich ihn nie gesehen. Sehr bestimmt in seinem Urtheil über Musik und Musiker und durchaus freimüthig, trugen seine Aeußerungen doch stets das Gepräge der Anspruchslosigkeit und fern lag ihm dabei

alles Persönliche. Was er dachte, sprach er mit einer charakteristischen Gleichmäßigkeit des Tons aus, ohne je laut, geschweige heftig zu werden — oder satyrisch oder überschwänglich. Man konnte nicht seiner Meinung sein, aber an der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit derselben war nicht zu zweifeln. Schmeichelei lag ihm eben so fern als Malice. Zuvorkommend, gefällig, jedem das Seine gönnend, gern das Gute anerkennend, gehörte er zu den seltenen Männern, die, nicht nur hervorragend, sondern auch reich und berühmt, wol Gegner aber keine Feinde hatten[1]).

So manche wohlthuende Erinnerung bewahre ich von meinen Begegnungen und Begegnissen mit ihm. Dem Knaben gab er einige Clavierstunden und bestärkte dessen Eltern in dem halb gefaßten Entschlusse, ihn der Musik zu widmen. In Paris, wo mir die Freude zu Theil wurde, seine schöne geistvolle Gattin kennen zu lernen, bezeigte er den regsten Antheil an meinen Bestrebungen. Nach einer längeren Reihe von Jahren traf ich ihn in Köln, da ich von Düsseldorf herüber gekommen war, um im Abschiedsconcert meines werthen Vorgängers, des Kapellmeisters Dorn, mitzuwirken. Dieser hatte das zufällige Eintreffen des berühmten Künstlers benutzt und ihn ersucht, in einem Stück für zwei Claviere, welches er mit mir spielen sollte, seine Parthie zu übernehmen. Mit liebenswürdigster Gefälligkeit willigte Moscheles ein und verlieh hierdurch dem Abend einen besonderen Glanz.

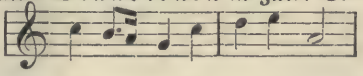
Zum niederrheinischen Musikfeste im Jahre 1862 kam er nach Köln. Es war ein schönes Fest — Händel's „Salomon" wurde vortrefflich aufgeführt und Moscheles war sehr erfreut und befriedigt. So betheiligte er sich denn auch an einer Spazierfahrt nach Brühl, welche nach Abschluß der drei Tage von einer Künstlerschar unternommen wurde. Wir saßen in demselben Coupé nebeneinander, hatten mancherlei besprochen, als er plötzlich meine Hand ergriff und sie herzlich drückend zu mir sagte: „Nun müssen wir uns aber auch duzen!"

In Leipzig hatte ich oft die Freude in seinem gastfreundlichen Hause zu verkehren; auch mancher interessante Brief wurde mir von dort aus von ihm zu Theil. Einen derselben, den er mir nach einer Aufführung meines „Ver sacrum" im Gewandhause schrieb, theile ich hier mit, weil er bezeichnend ist für das wohlwollende Wesen des vortrefflichen Mannes, das sich schon darin zeigt, daß er mir ihn sandte. Wie selten nehmen sich Künstler die Zeit und die Mühe, den Collegen solche Wohlthat zu erzeigen, wenn weder eine Verpflichtung noch ein persönlicher Zweck sie dazu veranlaßt!

Leipzig, den 2. Februar 1868.

Mein lieber Hiller!

Es ruft Dir eine Freundesstimme ein herzliches Bravo zu über Dein Werk: „Ver sacrum", welches am 30. Januar im Gewandhausconcert aufgeführt wurde. Die Stimme dieses Freundes ist rein, obschon alt, doch noch nicht ausgesungen. Es wollen sich hier einige unreine dieser Stimme in moto contrario anschließen, aber sie läßt sich nicht irre machen und bleibt mit allen Grundtönen in guter Beziehung. In ihr vibrirt noch das herrliche Motiv



und das wunderschöne Soloquartett.

Gott verleihe Dir noch lange die feste Willenskraft — erhalte eine freundliche Erinnerung Deinem J. Moscheles.

P. S. Hill war herrlich."

Gar manche leben und wirken, welchen Moscheles Lehrer und Gönner gewesen, die Gelegenheit hatten, den Menschen und Künstler zu verehren. Möchten sie sein Andenken so treu bewahren wie er es verdient!

---

[1]) Es ist bekannt, daß sein Einfluß es war, der die philharmonische Gesellschaft in London veranlaßte, Beethoven ein glänzendes Geschenk während seiner letzten Krankheit zu übersenden, und nicht minder, daß er sich C. M. v. Weber's während seines Aufenthaltes in der englischen Hauptstadt mit aufopfernder Güte und Liebe annahm.

Sprache und Sprachen.

In diesen bösen Zeiten, wo es nicht mehr genug ist, daß man deutsche, englische, französische, italienische, spanische, portugiesische, neugriechische, dänische, schwedische und holländische Bücher lesen kann, sondern wo ein armer und geplagter Gelehrter sehr scharf angelassen wird, wenn er ein in sein Fach einschlagendes Buch nicht gelesen hat oder nicht lesen kann, das in russischer, polnischer, ungarischer, finnischer, isländischer, rumänischer oder serbischer Sprache, ja sogar in Sanskrit, Bengali oder Hindustani geschrieben und ihm zugeschickt worden ist, schien es mir gerathen, einmal einen Nothschrei auszustoßen. Ich that dies an einem Orte, wo ich glaubte, daß man vielleicht Erbarmen üben und meinen Stoßseufzer nicht ganz unbeachtet würde verklingen lassen, in einem Album nämlich (Albumul Macedo-Român), welches in Rumänien zu einem wohlthätigen Zweck erscheinen sollte. In Rumänien entfaltet sich eine neue, liebliche, wahrscheinlich naturwüchsige und volksthümliche Literatur. Warum nicht? Je mehr, je besser. Aber weshalb sollen die Abhandlungen einer wissenschaftlichen Akademie in Bucharest in rumänischer Sprache erscheinen? Damit sie Niemand lese als die einheimischen Mitglieder der Akademie, vielleicht nicht einmal alle von ihnen? Dasselbe gilt von den wissenschaftlichen Publicationen der russischen, der ungarischen, finnischen und vieler anderen Akademien und gelehrten Gesellschaften, obgleich diese von Zeit zu Zeit wol ein Zugeständniß zu Gunsten der unwissenden Gelehrten machen, und ihre bedeutendsten Beiträge in französischer, deutscher oder englischer Sprache erscheinen lassen. —

Im Mittelalter sprach und schrieb man ja auch in manchen unbekannten Zungen, aber das große europäische Parlament der Wissenschaft hatte doch immer die lingua franca des Lateinischen, in der ein Jeder, der von den Besten seiner Zeit gelesen werden wollte, sich überall Gehör verschaffen konnte. Jetzt schreibt Niemand mehr Lateinisch außer dem Papst, und um nur bei meinem eigenen Fache zu bleiben, so sind mir die werthvollen Arbeiten von Lönrot, von Afanasief, von Hazdeu, von Hunfalvy ganz unzugänglich, wenn nicht einer oder der andere unter meinen polyglotteren Freunden sich meiner erbarmt. Geht dies so fort, so werden wir bald wallisische, rhätische, serbische, japanesische und singhalesische Denkschriften heraus zu buchstabiren haben, und die Gelehrten müssen schließlich an chronischer Mezzofantiasis zu Grunde gehen. Man sage doch nicht, es sei unmöglich, eine zweite Sprache außer seiner Muttersprache so zu lernen, daß man sich in ihr verständlich ausdrücken kann. Was gewesen ist, kann wieder sein, und Englisch und Französisch sind wahrhaftig nicht schwerer, als Lateinisch, was jeder Gebildete in den Jahrhunderten der Finsterniß und Unwissenheit zu schreiben verstand. —

„Wozu aber in der Wüste predigen," sagen alle weisen Leute, wenn sie von einer Bewegung hören, die ihr Ziel unmöglich bei ihren Lebzeiten erreichen kann. Natürlich werden wir es nicht erleben, daß alle gelehrten Bücher in keiner außer den vier Weltsprachen gedruckt werden, so wenig als wir es erleben werden, daß die Deutschen ihre eckigen Buchstaben, oder selbst die Tamulen oder Singhalesen ihre

schwindsüchtigen Alphabete für die breiten, fließenden römischen Lettern vertauschen. Nichts kann vernünftiger sein, als die jetzt so viel besprochene und belächelte Reform der Schlechtschreibung in der deutschen, sowie in der englischen Sprache; nichts jedoch marschirt so langsam als — die Vernunft. Sie ist die wahre Schildkröte; aber trotz alledem und alledem — und dies ist und bleibt der erste von allen Glaubensartikeln — sie überholt den Hasen. Was wäre aus der Welt geworden ohne die Prediger in der Wüste, ohne die Märtyrer und Propheten? Was wäre aus Deutschland geworden ohne Walther, Hutten, Arndt, Uhland? So lange sie lebten, hieß man sie Träumer, wol auch gefährliche Menschen. Was sie sangen und sagten, nannte man unreife Ideen, von denen der praktische Mann und der wahre Staatsmann gar keine Notiz nehmen konnte. Ja, ja, so geht es immer und wird es immer gehen. Wenn die Aepfel reif sind, kann sie Jeder pflücken; aber wo wären die reifen Aepfel, wenn es keine unreifen gegeben?

Da also mein Nothschrei in den Karpathen ungehört verklungen, so wage ich schon an die große Glocke zu schlagen und schicke Ihnen diese Zeilen für die „Deutsche Rundschau" — vielleicht daß sie doch irgendwo einen Widerhall finden.

Was will die Sprache?

Sie will gar Vieles, und Vieles hat sie vollbracht.

Ja Alles was wir sind und was wir haben, nennt es wie Ihr wollt, Denken, Wissen, Schaffen, ohne die Sprache wäre es nicht.

Was wollte aber die Sprache vor Allem, als sie hervorbrach in Tönen, und die Worte auf Flügeln des Gesanges hinausflogen in die weite Welt?

Sie wollte die fremden Menschen rufen, wie der Vogel den Vogel ruft, sie wollte die dunkeln Nebel zerstreuen, welche den Nächsten vor den Blicken des Nächsten verhüllen, sie wollte die alten Freunde wieder versammeln aus Weit und Fern. Millionen wollte sie umschlingen, und das erste Wort war der erste Gruß, der erste Kuß der ganzen Welt.

Aber was die Sprache gewollt, das haben die Sprachen zerstört. Die Sprachen vereinigen die Menschen nicht, sie trennen sie, mächtiger als Berge und Meere. Die Vögel im Walde verstehen noch immer ihren alten Ruf; — die Menschen verstehen sich nicht mehr. Wie ein Vogel im Käfig, so ist der Menschengeist in seiner eigenen Sprache gefangen. Er strebt hinaus in die frische, freie Luft, aber die eisernen Stäbe der Sprache treiben ihn zurück, bis er endlich den alten Traum der Menschheit vergißt, und die Menschen, die in anderen Käfigen leben, Schwätzer (Mlêkkha), Stumme (Njemtz), wenn nicht Barbaren nennt.

Da gibt es nun sehr weise Leute, die sagen uns, es mußte so sein, es konnte gar nicht anders sein. Es war keine Strafe, sagen sie, daß „die Sprachen verrückt wurden, so daß Keiner des Andern Sprache vernahm": es war ein Segen, daß die Menschheit sich trennte, denn nur so konnte in vielen kleinen Kreisen der ganze Reichthum der Menschennatur verwirklicht werden.

Schön! schön! Es gibt eine Weisheit, die meint, daß Alles was wirklich ist, vernünftig sei. Es gibt aber auch eine andere Weisheit, die dafür sorgt, daß etwas wenigstens von dem, was vernünftig ist, wirklich werde.

Die etwa tausend Sprachen der Menschheit sind die reine Unvernunft, denn was sich selbst widerspricht, ist und bleibt, trotz aller Philosophie, unvernünftig, und daß eine Brücke ein Graben sei, das widerspricht sich selbst.

Nun ist aber das Reich der Unvernunft gar groß und mächtig, und läßt sich nicht auf einmal über den Haufen werfen. Auch sind seine Minister gar kluge Leute. Niemand spricht so vernünftig als diese Priester der heiligen Unvernunft. Wollen sie etwas recht Schlechtes vertheidigen, so ziehen sie in Mönchskutten einher. Wenn sie etwas recht Dummes zu sagen haben, legen sie den akademischen Talar an. Gilt es etwas wahrhaft Gemeinnütziges zu hintertreiben, so setzen sie die phrygische Mütze auf, oder schmücken sich mit vaterländischen Farben und Fahnen.

So haben sie unter der Maske des Patriotismus die Völker beredet, daß es nichts Unantastbares, nichts Heiligeres gebe, als ihre Muttersprache und daß ein Volk aufhöre ein Volk zu sein, wenn es seine Sprache aufgibt. Die Walliser sollten nur immer Wallisisch, die Wallonen Wallonisch sprechen und schreiben; sonst begingen sie Hochverrath an sich und an ihren Vätern. Jetzt gibt es kaum eine Sprache, kaum ein Volk, klein oder groß, das nicht zu dieser Lehre bekehrt wäre.

Japan allein macht eine Ausnahme und beschämt die ganze Welt. Als dieses Volk von gegen 35 Millionen, mit einer Civilisation und Literatur älter als die meisten Europa's, aus seinem Schlummer erwachte und eine Welt um sich sah, in der es fremd und unverstanden dastand, fühlte es, daß es mit seiner Sprache, wie mit einer Kugel am Fuße, nie in den Wettlauf der Menschheit eintreten könne. Und die wahren Patrioten des Landes, denen das Wohl der Nachwelt mehr am Herzen lag als die Bequemlichkeit der Mitwelt, beschlossen, daß in allen Schulen des Landes Englisch gelehrt werde, damit das heranwachsende Geschlecht in geistigen Verkehr treten könne mit dem Volke von England und Amerika, ja mit den Pflanzstätten der ganzen Welt. Soll die Muttersprache deshalb ausgerottet werden? Nein, sie soll bleiben und wird bleiben für lange Zeiten, als die heimliche und vertrauliche Sprache des Hauses und des Herdes, der Liebe und des Leids, so wie die Schleswig-Holsteiner ihre „Moderspraak so slicht und recht" sich nicht wollen rauben lassen, trotzdem sie auf dem Schlachtfelde des Geistes die Sprache Luther's und Goethe's ebenso kräftig zu schwingen wissen, wie Schwaben und Baiern.

Es gab eine Zeit als die lateinische Sprache die lingua franca des Geistes war. Die Zeit ist vorüber, und an der Stelle der einen todten Sprache stehen jetzt in Europa vier lebende Sprachen, unter denen jedes Volk, das auf die Bühne der Welt treten will, seine Wahl hat: Englisch, Französisch, Deutsch und Italienisch. Jeder Gelehrte, jeder Philosoph, jeder Staatsmann, der mitreden will, muß in einer dieser Sprachen frei sprechen und schreiben können, so wie jeder Gebildete alle vier Sprachen leicht verstehen muß.

Daß neben dieser Weltliteratur viel heimathliche Dichtung fortblühen wird, daß wir rumänische Lieder, serbische Balladen, dänische Tragödien, plattdeutsche Vertellen und russische Novellen von Jahr zu Jahr in reicher Fülle erhalten werden, wer zweifelt daran? Aber der Weltsprachen, die eine Vergangenheit und die eine Zukunft haben, sind jetzt nur vier in Europa. Ob es je nur *eine* Weltsprache geben wird, in der Völker, Kirchen und Akademien miteinander reden werden, wer weiß es? Die Sprachen von Babylon, von Jerusalem, von Athen und von Rom sind verklungen: — sind Englisch, Französisch, Deutsch und Italienisch so viel besser als sie?

Doch lassen wir die Zukunft und die großen Hoffnungen! Was wir thun können, was Jeder thun kann, ist auf dem weiten Felde der Unvernunft wenigstens ein Vorurtheil mit der Wurzel auszugäten. Ein solches Vorurtheil ist's, daß wahre Vaterlandsliebe unmöglich sei ohne eine vaterländische Sprache, und daß die erste Pflicht eines jeden Patrioten darin bestehe, die alte, schwere, verrostete Rüstung seiner Landessprache auf ewige Zeiten im Kriege wie im Frieden zu tragen.

Wer glauben kann, daß die Sprachen dazu da sind, daß die Menschen sich *nicht* verstehen, der möge bei diesem Dogma bleiben. Die Zukunft wird zeigen, daß kein Mensch und kein Volk seine Schuld an die Menschheit in Scheidemünze zahlen kann.

Oxford, 5. Mai 1880. F. Max Müller.

Literarische Rundschau.

Von Nikolaus I. zu Alexander III.

Von Nikolaus I. zu Alexander III. St. Petersburger Bilder zur neuesten russischen Geschichte. Zweite Aufl. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1881.

Einige Theile dieses neuen interessanten Beitrags zur Kunde russischer Zustände, mit dem der Verfasser der Bilder aus der Petersburger Gesellschaft uns beschenkt, werden den Lesern der „Rundschau" bereits alte Bekannte sein; so die beiden geheimen Denkschriften von 1864 und 1868/69, das Schreiben des Feldmarschalls Paskiewitsch an Fürst M. D. Gortschakow: Um so mehr möchten wir die Aufmerksamkeit auf die übrigen neuen Aufsätze dieses merkwürdigen Buches lenken. In dem ersten derselben „Aus der dritten Abtheilung" führt der Verfasser den actenmäßigen Beweis, daß diese einzigartige Behörde länger als ein Menschenalter das Centrum der gesammten kaiserlichen Verwaltung, die Regierung der Regierung gewesen ist und zeigt auf wie schwachen Füßen die Vertheidigung derselben ruht, daß die Corruption des russischen Beamtenthums ein solches Correctiv bedurft habe, indem vielmehr eine solche überall geheim und offen eingreifende Behörde die Autorität der Regierung habe untergraben und die Willkür sanctioniren müssen. In dem Aufsatz „die Petraschewski'sche Verschwörung" sehen wir, daß bereits 1848 durch den Druck des Nikolaischen Regiments sich eine geheime Opposition gebildet hatte, welche von den früheren Verschwörungen, namentlich der sogenannten Dekabristen vollständig verschieden war, indem sie nicht sowol auf eine politische als auf eine sociale Revolution ausging, den politischen Radicalismus als etwas bereits ganz Ueberwundenes behandelte und bei den letzten Consequenzen der westeuropäischen Entwickelung, den Systemen Fouriers, L. Blanc's und Proudhon's einsetzte. Wir haben es hier also mit einem Vorläufer des Nihilismus zu thun und finden schon damals die für letzteren typische Erscheinung der Theilnahme des weiblichen Geschlechtes, welches durch eine Literaturgesellschaft unternimmt, die Masse des Volkes für die Revolution zu bearbeiten. Der auf das äußerste gesteigerte Druck der letzten Regierungsjahre Nicolaus' I. konnte nicht verhindern, daß die damals gesäeten und eben durch die Unterdrückung geförderten Keime um so üppiger unter seinem Nachfolger in's Kraut schossen. „Die russische Emigration in London" führt aus den nachgelassenen Schriften A. Herzen's den Beweis, daß dieser Begründer der russischen Revolutionspartei schließlich zu vollständiger Klarheit über die Thorheit des Londoner Emigrantenthums gelangte und das Treiben der ihm großentheils befreundet gewesenen Würdenträger der kosmopolitischen Revolutionspartei mit Ekel betrachtete. In schärfster Weise geißelt er die Großmannssucht, Kleinlichkeit und Kopflosigkeit der Flüchtlinge, welche an ihren Illusionen hartnäckig festhielten, stets welterschütternde Umwälzungen planten und dabei nicht über jämmerliche persönliche Eifersüchteleien und Zänkereien hinaus-

kamen. Zwei neue Actenstücke „zur Geschichte des polnischen Aufstandes von 1863" geben uns ausführliche Mittheilungen über die polnische Frage auf dem Wiener Congreß und zeigen, daß noch im Juni d. J. die russische Regierung zu Verhandlungen mit den Westmächten und Oesterreich über die polnische Frage bereit war, der Umschwung von dem seit 1862 befolgten reformatorischen, polenfreundlichen Regiment zu der rücksichtslosen Niederwerfung und versuchten Zerstörung der polnischen Nationalität sich erst einige Wochen hernach beim Kaiser Alexander vollzog.

Vor allem wird unter den heutigen Verhältnissen der Schluß des Buches fesseln „Der Ausgang Alexander's II." Der Verfasser führt uns in gedrungener Kürze die unlösbaren inneren Widersprüche der Regierung des so schmählich hingemordeten wohlwollenden Fürsten vor, der es trotz der besten Absichten nie zu einem einheitlichen consequent durchgeführten Systeme gebracht hat, sondern vielmehr seine Kräfte an die Vereinigung unvereinbarer Gegensätze wandte und in dem Bestreben, Allen gerecht zu werden, Alle unbefriedigt gelassen hat. Während Alles darauf ankam, einerseits die öffentliche Meinung durch genaue Erfüllung der gemachten Versprechungen und durch streng gesetzliche Haltung der Regierungsorgane zu gewinnen, andererseits aber zugleich bestimmt zu sagen, welche Grenze die Regierung einzuhalten entschlossen sei, wurden alle möglichen Reformen zugleich in Angriff genommen und zwar bei einer ganz disparaten Zusammensetzung der Rathgeberschaft des Monarchen; während man unvermittelt von strengster Censur für Moskau und Petersburg in die Preßfreiheit hinüber sprang, wurden in einem Athem angekündigt: Neuregelung der Stellung des Adels, Umgestaltung der gesammten Rechtspflege, der Polizei, des Domänen- und Unterrichtswesens! Das Fundamentalreglement für die Justizreform verkündete: Unabhängigkeit der Gerichte von der Verwaltung, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, Geschworene für Strafsachen, Aufhebung des privilegirten Gerichtsstandes, Unabhängigkeit der Richter, Begründung eines Advocatenstandes; Dinge die anderswo der Preis hundertjähriger Culturarbeit gewesen waren, sollten hier über Nacht eingeführt werden. Umgekehrt machte man in Polen den Fehler, kostbare Jahre mit Erwägungen und administrativen Mißgriffen zu verlieren, so daß, als endlich der einzige neuere polnische Staatsmann, Wielopolski, die Zügel ergriff, die günstige Conjunctur, wo geringe Zugeständnisse dankbar angenommen wären, vorüber war und die demokratische Partei die Oberhand gewann, welche hoffte sich auf die russische Revolutionspartei zu stützen. Das Ende war, daß Polen den Nationalfanatikern überliefert ward, während man in Rußland mit der Ausführung liberaler Gesetze vorging. Mit dem Karakosow'schen Attentat dämmerte den leitenden Kreisen die Vorstellung auf, daß der eingeschlagene Weg ein falscher gewesen und man versuchte nun ebenso unglücklich conservative Politik zu machen, wie vorher liberale, indem man die neuen Institutionen äußerlich aufrecht hielt, aber sie innerlich lahmlegte. Kriegsgerichte und außerordentliche Commissionen engten die Thätigkeit der Gerichte ein. Die Verschickung im Verwaltungswege blühte wieder; da die Landschaftsinstitutionen lediglich von einem turbulenten Adel zu Redeübungen benutzt waren, während die Local- und Provinzialverwaltung in die greulichste Unordnung gerieth, engte man die Thätigkeit derselben immer mehr ein und stellte sie unter Aufsicht. Die den Universitäten und Gymnasien unvermittelt gewährte Freiheit der Bewegung, welche die nihilistische Propaganda groß zog, wurde nun durch Gewaltmaßregeln beschränkt, welche die gemaßregelten Schüler nun der Revolutionspartei in die Arme führten. Kopflos wurde die ganze Armeeorganisation erschüttert und die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, so daß bei Beginn des türkischen Kriegs eine vollständige militärische Verwirrung herrschte; die magern Lorbeeren desselben und die schreienden Mißbräuche der Heeresverwaltung, das furchtbare Ueberhandnehmen der Trunkenheit zufolge der Einführung der Branntweinaccise thaten das Uebrige. Unaufhaltsam wuchs die Partei des Umsturzes empor, ein Attentat folgte dem andern, bis endlich die Anarchisten ihr Ziel erreichten und zum ersten Male ein Czar auf offener Straße gemordet hinsank. Den neuen Herrscher rühmt alle Welt wegen seines tadellosen Privatlebens, er allein von allen Großfürsten hat sich im Kriege als tüchtig

und gewissenhaft gezeigt und gleich nach seinem Regierungsantritt bewiesen, daß er als Souverän frühere Reibungen zu vergessen wisse und nur danach frage, ob der Betreffende geeignet sei, dem Staate Dienste zu leisten. Allein mit Recht führt der Verfasser an, daß Alexander's III. Regierungshandlungen Rathlosigkeit und Widersprüche zeigen und die seit dem Erscheinen des Buches eingetretenen Maßnahmen verstärken diesen Eindruck. Autokrat *sein* mag in Rußland nöthig sein, aber Autokrat *scheinen* ist das schlimmste. Wir reden nicht von der Seltsamkeit der Wahl Ignatieff's, sofern dessen Person den Höfen von Berlin und Wien das tiefste Mißtrauen einflößen muß, während der Kaiser ausdrücklich die Aufrechthaltung der alten Allianzen betont: „der Vater der Lüge" ist ein vielgewandter Mann, der vor Allem auf den eigenen Vortheil sieht und sich deshalb schon dem Willen des Gebieters fügen wird; aber im Innern muß er sich auf eine Partei stützen, und dies kann nur die der Slavophilen sein. Was diese für Rußland wollen, ist sattsam bekannt und nichts ist sicherer, als daß ein solches Regiment rasch das düstere Horoskop erfüllen wird, welches der Verfasser der Zukunft Rußlands stellt. Das Reich des Ostens scheint uns da zu stehen, wo Frankreich im Anfang der achtziger Jahre stand: das alte System ist bankrott; ist die Bewegung einmal in Fluß gekommen, so wird keine Macht der Erde im Stande sein, sie zu hemmen — sie wird vorwärts stürmen, bis sie Rußland und noch mehr mit ihren Ruinen bedeckt hat.

Das Molière-Studium in Deutschland.

Molière und seine Bühne. Molière-Museum. Sammelwerk zur Förderung des Studiums des Dichters in Deutschland unter Mitwirkung von Bodenstedt, Dingelstedt, Humbert, Laun, Fritsche u. a. in zwanglosen Heften herausgegeben von H. Schweitzer. Leipzig und Wiesbaden, 1879 ff. Bis jetzt drei Hefte.

Unlängst beschwerte sich Barine in der „Revue politique et littéraire" darüber, daß die deutschen Literarhistoriker Molière auf dem von ihnen dem Shakespearecultus errichteten Altar zu opfern sich verpflichtet hielten, und fand es befremdlich, daß ein Volk, das sich universeller Sympathien für die verschiedensten Erscheinungen der Weltliteratur rühme und dem doch ein Goethe durch seine Bewunderung Molière's ein so beachtenswerthes Beispiel gegeben habe, wenig Verständniß für dessen Größe zu besitzen scheine. Der Vorwurf ist nicht ganz ungerecht und von A. W. Schlegel bis zu dem Kritiker im „Neuen Reich", der vor einigen Jahren Molière aus unseren Schulen verbannt wissen wollte, kann man eine Reihe geringschätziger Urtheile citiren, die grell abstechen gegen die Bewunderung, welche nicht nur von den Landsleuten des Dichters, sondern auch bei den uns stammverwandten Engländern von den bedeutendsten Schriftstellern fast einstimmig dem großen Komiker gezollt wird. Es gibt indeß auch in Deutschland eine Gemeinde von Kennern und Bewunderern Molière's, Männer wie P. Lindau, A. Laun, Fritsche, Humbert, der kürzlich verstorbene Baudissin, die durch Ausgaben, Uebersetzungen, biographische und ästhetische Beiträge unermüdlich ihn bei uns mehr einzubürgern versuchen. Ihnen gesellt sich H. Schweitzer zu, indem er die Publication eines Sammelwerks beginnt, das unter dem Namen „Molière-Museum" erscheinen soll und bestimmt ist, zu einer tieferen Erkenntniß und Würdigung des Dichters bei uns beizutragen, die Bedeutung desselben in cultur-, literar- und bühnengeschichtlicher Hinsicht zur Anschauung zu bringen und von allen neuen auf ihn bezüglichen Forschungen Rechenschaft zu geben. Das Werk will also für Deutschland sein, was für Frankreich der unlängst begründete „Moliériste" ist. Die Molièreliteratur ist bekanntlich eine sehr reiche; zählt doch Lacroix in seiner „Bibliographie Moliéresque" 1733 verschiedene Ausgaben, Uebersetzungen und sich

mit dem Dichter befassende Schriften auf; Schriftsteller fast aller europäischen Nationen sind dabei betheiligt und erst kürzlich hat z. B. A. Veselovsky in Moskau und in russischer Sprache auch im Auslande beifällig aufgenommene Studien über den Tartüffe und den Misanthrope veröffentlicht. Namentlich in Frankreich ist in den letzten Jahren Alles, was auf Molière, seine Familie, die Entstehung und die Quellen seiner Werke Bezug hat, Gegenstand der minutiösesten Détailforschung geworden. Da muß uns denn ein Centralorgan für die Molièrestudien in Deutschland, das zugleich auch über alle einschlägigen Forschungen im Auslande auf dem Laufenden erhält, sehr willkommen sein. In dem ersten Hefte gibt der Herausgeber zuerst auf 105 Seiten eine allgemeine Einleitung, die sich namentlich mit der Würdigung des Dichters, den ersten deutschen Uebersetzungen seiner Werke, dem Urtheile der Zeitgenossen und den frühesten biographischen Mittheilungen beschäftigt, und behandelt dann kritisch den ersten Abschnitt seines Lebens, die Zeit im Elternhause und auf der Schule. In den Anhängen findet man ein Verzeichniß der wichtigsten Ausgaben und eine Uebersicht der neuesten Molièrebibliographie. Herr Schweitzer betritt durch diese Publication im Alter von 70 Jahren eigentlich zum ersten Male das schriftstellerische Gebiet und man merkt an seinen subjectiven Ergüssen zu Anfange, dem Widmungswort, der Aufzählung der Gönner, manchen Abschweifungen, in denen er dies und jenes, was er auf dem Herzen hat, ausschüttet, daß er nicht Autor von Profession ist; aber man lasse sich durch diese ungewöhnliche und zuweilen etwas schwerfällige Weise nicht abhalten weiter zu dringen. Die Arbeit ist eine wohlvorbereitete, reife, gut orientirende, der Verfasser schöpft aus dem Vollen und zeigt eine reiche Belesenheit, er hat durch langjährigen Aufenthalt in Paris Gelegenheit gehabt, Frankreich kennen zu lernen und ist mit seinem Molière vertraut wie Wenige. Auch mit der zu Tage tretenden Gesinnung kann man sympathisiren; er behandelt den Stoff von allgemeinen Gesichtspunkten aus und es ist ihm Herzenssache, für seinen Helden Propaganda zu machen, denn allerdings, wenn wir den Ausspruch von Lenient „Molière a non seulement ses admirateurs mais aussi ses dévots", auf ihn anwenden, so gehört er zu den letzteren. Ihm ist Molière der größte Komiker aller Zeiten, der schlichteste, sympathischste, zugänglichste Mensch seiner Epoche, ein Soldat der Aufklärung und des Fortschritts, und wie er den Männern Dank weiß, die ihn verstanden und gewürdigt haben, so ist er über seine Verächter entrüstet: sie werden in die Verbrechergalerie verbannt, die das „Museum", wie das Panoptikum in Berlin, haben soll und in der alle Missethäter figuriren werden, die sich an der Ehre des Dichters vergangen haben. — In den beiden folgenden Heften setzt der Herausgeber seine Untersuchungen über Molière's Leben fort; zwei durch schöne Diction hervorragende, für die Feier von Gedächtnißtagen verfaßte Gedichte von Dingelstedt und F. Coppée werden mitgetheilt; eine jetzt selten gewordene Bearbeitung der Don Juansage von Dorimond, welche dem Stücke Molière's unmittelbar voranging, wird wieder abgedruckt, ebenso ein durch den Erfolg der „École des Femmes" hervorgerufenes, den Dichter in ziemlich witzloser Weise verspottendes Lustspiel „Zélinde". — Laun bringt den Anfang einer Studie über das Verhältniß des großen Komikers zu seinem bedeutendsten Nachahmer, dem „dänischen Molière", bei dem allerdings der Einfluß des französischen Vorbildes vielfach sichtbar ist, ohne daß indeß von einer urtheilslosen Benutzung desselben die Rede sein kann, da Holberg seine Sujets durchaus selbständig den Bedürfnissen seiner Nation angepaßt, ihnen die bestimmte Local- und Zeitfarbe zu geben verstanden hat. — Mahrenholtz liefert, indem er das Verhältniß von Molière's Don Juan zu seinen spanischen und italienischen Vorgängern sowie den späteren Bearbeitern erörtert, einen Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der Don Juansage. — Da bei uns neuerdings mehrfach die Ansicht verbreitet ist, daß auch Lessing geringschätzig über Molière geurtheilt habe, so stellt Humbert, der überall lobende Stimmen für seinen Lieblingsdichter sammelt, in verdienstlicher Weise sämmtliche Stellen aus Lessing's Werken zusammen, in denen Molière's Erwähnung geschieht. Es geht daraus hervor, daß der deutsche Dichter den französischen

zwar nirgends eingehend bespricht, ihn aber genau kennt, ihn von frühester Zeit an häufig, manchmal mit den höchsten Lobsprüchen, erwähnt und daß die gewöhnlich angeführte Stelle, wo der oft wiederholte Tadel über die zu allgemein gehaltenen, nicht genug individualisirten Charaktere unseres Lustspieldichters ausgesprochen wird, nicht einmal uneingeschränkt die wirkliche Ansicht Lessing's zu enthalten braucht, da sie sich nur in einem langen Citate befindet und dem Engländer Hurd entlehnt ist. Auch gegen den von Rousseau erhobenen, seitdem oft, selbst noch von Hettner wiederholten Vorwurf, daß im „Misanthrope" gerade der ehrliche Mann des Stücks verspottet werde, nimmt Lessing den Dichter in Schutz. — Deutsch, ein begeisterter Verehrer des Franzosen und Ungar trotz seines Namens, berichtet über die Aufführung und Uebertragung Molière'scher Stücke in seinem Geburtslande, und wir ersehen daraus, daß Molière dort heimisch ist, seit es überhaupt ungarische Schauspieler gibt, und daß in den letzten achtzehn Jahren zwanzig seiner Komödien, zum Theil von namhaften Dichtern in das Magyarische übersetzt sind. — Endlich werden verschiedene, der Molière-Literatur angehörige Werke, unter welchen Lotheissen's Biographie des Dichters für das größere Publicum das werthvollste sein möchte, eingehend gewürdigt, und namentlich liefern A. Friedmann und der Herausgeber ausführliche Referate über die einzelnen Aufsätze des „Moliériste". Natürlich läuft bei derartigen Forschungen viel an sich Unbedeutendes unter, ohne Kleinkrämerei geht es nicht ab, über die Lage des Hauses, in dem Molière mit seiner Truppe eine Zeitlang gespielt hat, ist ein Buch geschrieben: für die Mitglieder einer solchen Cultusgemeinde ist eben nichts, was mit dem Gott in Verbindung steht, unwichtig. Aber es wird dabei doch auch viel Nützliches zu Tage gefördert; über die großen Genien der Menschheit ist nie das letzte Wort gesprochen, jedes Zeitalter gewinnt ihnen neue Gesichtspunkte ab und es bleibt der Untersuchung immer eine reiche Nachlese übrig.

Wenn die „Saturday Review" kürzlich noch meinte, daß die deutsche Kritik viel an Molière gut zu machen hätte (has to make him considerable amends), so zeigen Arbeiten wie die des „Museums" und Lotheissen's Buch, daß eine gerechte Würdigung desselben bei uns wieder allgemeiner wird und daß an dem überall wieder stärker sich bethätigenden Interesse für ihn auch Deutschland Antheil nimmt. Und so wünschen wir denn dem Unternehmen, das zugleich ein bescheidener Versuch sein will, ein unsichtbares Band um die beiden Nationen zu schlingen, und das auch von seinem Collegen in Paris, dem „Moliériste" mit einem salut und merci begrüßt ist, guten Fortgang und den besten Erfolg. — Der Stil, namentlich in den Aufsätzen des Herausgebers, hat einige Eigenthümlichkeiten und ist nicht frei von Gallicismen; die Druckfehler müßten, besonders in den französischen Citaten, sorgfältiger ausgemerzt sein.

Karl Laubert.

Molière. Sein Leben und seine Werke. Von Ferdinand Lotheissen. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt (Rutten und Loening). 1880.

„Molière! Bei diesem Namen erschließt sich uns, wie auf ein Zauberwort" u. s. w. das ist kein schöner Anfang! Wendungen, die im Feuilleton zu veralten beginnen, sollte man nicht in ernste Werke hineintragen. Auch ein paar sehr verbrauchte Bilder stören in der Einleitung. Dennoch ist es ein angenehmes und lesbares Buch und ersetzt vielleicht durch Popularität, was ihm an gründlicher und wissenschaftlich genügender Vertiefung abgeht. Der Verfasser besitzt entschiedenes Erzählungstalent und verweilt auf denjenigen Seiten seines Helden, welche Jedermann zugänglich sind. Er gibt eine Lebensbeschreibung und kurze Analysen der Werke; ausführlicher werden nur „Tartuffe", „Don Juan" und „Misanthrope" abgehandelt; aber auch diese lange nicht eingehend genug, um strengere Ansprüche an eine ästhetische und technische

Charakteristik zu befriedigen. Dafür wird der sogenannte culturgeschichtliche Hintergrund recht breit ausgemalt, auch allerlei aus der sonstigen französischen Literatur mitgetheilt, was einem minder eingeweihten Publicum zu wissen nützlich sein mag. Auch in dem Schlußcapitel „Molière in Deutschland" sind die Dinge nur eben gestreift. Das Buch kann in seiner Art als erste Einführung für Molière so nützlich werden, wie das Buch von Lewes für Goethe; doch steht letzteres als literarisches Kunstwerk höher. — Die Stelle über Lessing's Verhältniß zu Molière (S. 393) ist nicht gerecht und nicht vollständig. — Auf S. 241 Anm. hätte sich der Verfasser erinnern sollen, daß Friedrich der Große im Jahre 1786 starb; was er ihm zuschreibt, hat sein Nachfolger gethan. — Die S. 210 angedeutete Vergleichung Molière's mit Ferdinand Raimund (nicht „Raymund", wie der Verfasser schreibt) konnte tiefer gefaßt und mehr ausgeführt werden. M.

Neuere Novellen und Romane.

Die kleine Welt. Drei Novellen von Rudolf Lindau. Berlin, Gebr. Paetel. 1880.
Frau von F. und römische Novellen von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1881.
Unter blauem Himmel. Novellen von Hans Hoffmann. Berlin, Gebr. Paetel. 1881.
Meister Amor. Roman in zwei Bänden von Adolf Wilbrandt. Wien, L. Rosner. 1880.
Novellen von B. Glogau. Berlin, Wilhelm Hertz. 1880.

Wenn die Technik unserer modernen Erzählungskunst mit ihrer Sucht für Umhüllungen und Verkleidungen, ihrer wahllosen Vorliebe für angebliche Memoiren, Reiseerlebnisse und unter dem Siegel der Verschwiegenheit vernommene Herzensgeschichten einmal ihren Historiker finden sollte, so würde ich ihm als einen Ausgangspunkt eine charakteristische Wendung in Wilbrandt's neuem Roman empfehlen können. Eine etwas melodramatisch angelegte ehemalige Schauspielerin, Madame Paoletti, indem sie einen jungen Freund in ihr Heiligthum, die „Todtenkammer", führen will, thut die bezeichnende Aeußerung: „Fürchten Sie nur nicht, daß ich da weinen werde, oder mein Leben erzählen oder so dergleichen". In der That hatte sich die Situation an dieser Stelle so zugespitzt, daß der wohlerfahrene Leser glauben (oder fürchten) durfte: Jetzt kommt sie, die unerläßliche pièce de résistance aller modernen Geschichten, die große Erzählungsscene, die nirgends fehlen darf; und der Dichter selbst hatte vielleicht ursprünglich daran gedacht und die citirten Worte stehen als ein Ueberbleibsel seiner Intention da, als ein rudimentäres Glied, das den nachdenklichen Betrachter auf Verborgenes leitet. Wirklich hat er das Versäumte später nachgeholt und aus einem grauen Manuscript, dem „Leben der Paoletti, von ihr selbst geschrieben", uns Mittheilung gemacht.

In jedem der Werke, die uns heute vorliegen, bei Heyse, Lindau, Hoffmann, Glogau findet sich Aehnliches, finden sich Aufzeichnungen, Bekenntnisse schöner Seelen, merkwürdige Begegnungen, längere und kürzere Erzählungen dieser oder jener Figur — der beste Beweis (da wir die Dichtungen nicht unter diesem Gesichtspunkt ausgewählt haben), welch außerordentliche Verbreitung heute jene Manie gefunden hat. Ein allgemeiner Zug geht durch unsere Erzählungskunst: nachzuweisen und zu beglaubigen, wie man zu seinem Stoff gekommen ist. Theodor Storm findet Kisten, Heyse und Lindau treffen interessante Personen, die ihnen schnell ihr Herz eröffnen, einem vierten werden Memoiren überreicht, die er veröffentlichen soll, ein fünfter hat einen seltsamen alten Onkel, ein sechster und ein siebenter wissen etwas anderes zu ersinnen, um den äußeren Ursprung ihrer Dichtungen zu motiviren. Ich glaube, daß unsere Erzähler sich in dieser Hinsicht einer merkwürdigen Täuschung hingeben: wie sie an ihren Stoff gelangt sind, das ist uns absolut gleichgültig, wenn wir uns nur von

seiner inneren Wahrheit überzeugen können; fehlt es aber an dieser, so hilft alle äußere Beglaubigung, alle Versicherung, daß die Geschichte sich so, wirklich so, zugetragen hat, zu nichts.

Es kommt hinzu, daß durch den vielfachen und schablonenhaften Gebrauch dieser Einkleidungen ihre vermeintlich realistische Form etwas durch und durch Conventionelles erhält und daß sie häufig zu einem seltsam koketten Spiel mit dieser Form verführt. Ein gewöhnlicher Sterblicher kann alt und grau werden, ehe ihm ein einziges Mal Jemand „seine Geschichte" erzählt; unsere Autoren können keinen Fuß aus der Thür setzen, ohne auf einen Menschen zu treffen, der sie einen „lieben Freund" über den andern nennt, ihnen sein „besonderes Vertrauen" schenkt und seine „innige Neigung" zuwendet. Gibt er alsdann die bewußte „Geschichte" zum Besten, so besitzt er regelmäßig literarische Bildung zur Genüge, um sich ein paar Mal zu unterbrechen und um die Erlaubniß zur Fortsetzung zu bitten; er besitzt genug Autorgewissen, um sich — je nach Bedarf — zu entschuldigen, daß die Erzählung ziemlich alltäglich, etwas wunderlich oder in sich nicht fertig sei. Dafür aber sei sie von A bis Z gewiß und sicher wahr und an wahre Geschichten dürfe man nicht den hergebrachten poetischen Maßstab legen.

Zu solchem selbstmörderischen Spielen verführt jene Form, wie die Erfahrung zeigt, nur allzu leicht; und sie verführt weiter dazu, alle Mittel einer bequemen Erzählungskunst, die man neuerdings zu Gunsten einer strengeren Technik fallen ließ, durch die Hinterthüre wieder einzuschmuggeln. Darf der Dichter nicht im eigenen Namen Reflexionen anstellen, und den Gang der Handlung damit unterbrechen, nun, so darf es doch der fingirte Erzähler, den man nicht nach den Gesetzen der Kunst beurtheilen wird; darf der Dichter nicht beliebig zurückgreifen aus der Schilderung des Gegenwärtigen in die vor der Geschichte liegende Zeit, muß er sich versagen, der beliebten Objectivität zufolge, directe, zusammenfassende Charakteristiken seiner Personen zu liefern und ist ihm nur gestattet, nach und nach die einzelnen, äußerlich wahrnehmbaren oder nach äußerlichen Merkmalen zu erschließenden Eigenschaften zusammenzutragen, ei, so ist wieder der bequeme Herr X. da, der sich alle die Freiheiten nimmt, vor denen jener zurückscheut.

Alle diese Beobachtungen kann man am leichtesten in Rudolf Lindau's Erzählungen machen, der, innerhalb der geschilderten Grenzen, mit sicherer Consequenz diesen neuesten Realismus walten läßt und (mit oder trotz ihm) eindringliche und vornehme Wirkungen erzielt. Lindau, der in der That mannigfaltigere Reiseerlebnisse gehabt haben mag, als die meisten anderen deutschen Autoren, gibt in seinen Erzählungen von anziehender Originalität eine eigenthümliche Mischung von Reiseerinnerungen und Poesie; jene haben, in der äußeren Darstellungsart zum Mindesten, das Uebergewicht, während das Poetische vielfach latent bleibt. Zwei der neuen Novellen, „Verkehrtes Leben" und der „Seher", geben sich in jener Ich-Form, als Begegnungen, die der Autor gehabt. Sie beginnen, um den vollkommenen Schein der Wahrheit zu erwecken, mit der Angabe von gleichgültigen und für die Erzählung sogar überflüssigen Thatsachen. So die erste „Verkehrtes Leben" mit der Fahrt des Autors von einer thüringischen Stadt in die andere, dem Bericht über das Wetter, die Zeit, den Zustand der Straßen. Nun Ankunft am Bestimmungsort, Eintritt ins Hotel, Verabschiedung des Kutschers. Intermezzo mit dem Kellner. Gang ins Speisezimmer, Zusammentreffen mit einem Herrn. Was der Dichter im Vorübergehen sieht von seinen äußeren Qualitäten. Näheres Bekanntwerden, genauere Betrachtung und endlich genauere Schilderung. Zuerst Beschreibung des Aussehens, mit steckbrieflicher Genauigkeit, dann Folgerungen aus dem Aeußeren gewonnen, z. B.: „Es war der bewegliche Mund eines nervösen, gutmüthigen, unentschlossenen Menschen". Mit peinlicher Exactheit hütet sich der Erzähler, Dinge auszusagen, von denen er noch nichts wissen kann; er schreibt nicht: der Reisende war ein kränklicher, vornehmer Mann, sondern: „er hatte das Aussehen eines kränklichen, den Anstand eines vornehmen Mannes". Kein zufälliges Detail, kein Zwischenfall

bleibt uns erspart; hat sich der Autor getäuscht, so müssen auch wir Täuschung und Enttäuschung erfahren, litt er Unbehaglichkeit, müssen auch wir sie leiden. Man kann sich diesen entschlossenen Realismus gefallen lassen, wenn er, wie bei Lindau, mit dichterischem Tacte gepaart ist, und, trotz aller scheinbaren Naturwahrheit, doch auf künstlerische Gestaltung nicht verzichtet. Wenn in der Novelle „Der Seher" der Held — ganz und gar nicht realistisch — noch just Gelegenheit findet, unmittelbar vor der Abreise seine „Geschichte" zu erzählen, wenn der Autor zugibt, daß er diese Erzählung nicht wörtlich reproducirt, sondern so, wie sie sich mit der Zeit als ein Ganzes in seinem Geiste gestaltet hat, wenn ein Gegenspieler, der Freiherr v. Mofferat, in einem frühen Stadium der Dichtung scheinbar zufällig und absichtslos, in Wahrheit aber (wie wir später inne werden) durchaus planvoll auftaucht, — so erkennen wir mit Vergnügen, daß das Bewußtsein des Künstlers doch, wie es sich gebührt, vielfach über das des Realisten den Sieg davon trägt.

Aber nicht blos in der Form, auch im Stoff seiner Novellen zeigt sich Lindau als der moderne Realist. Seine Helden sind keine blassen, allgemeingültigen Ideale für Mädchenherzen, sondern lebendige Menschen mit lebendigen Instincten, mit Vorzügen und Tugenden nicht allein, sondern auch mit Fehlern, Lastern, Narrheiten. Schade nur, daß der Dichter, aus berechtigter Scheu vor allem Trivialen, häufig in das Absonderliche verfällt, daß zwei seiner Helden, in der neuen Sammlung, einen Stich ins Pathologische haben und allzu nahe an das Irrenhaus streifen. Arj Claassen, im „Verkehrten Leben", glaubt ein Verjüngungselixir zu besitzen, durch dessen Benutzung er jung und immer jünger wird; Stachowitsch, „der Seher", meint sich im Besitze der Gabe, den Menschen ihr bevorstehendes Ende vom Gesicht abzulesen, ja ihnen anzusehen, wie sie als Leichen aussehen würden. Die Helden ihrer Dichtungen so aus der Gattung der Wahnsinnigen zu wählen, war der modernen Dichtung vorbehalten; die classische beschränkte sich, solche Maniebehafteten lediglich als episodische Figuren einzuführen. So hat Goethe in den „Wanderjahren" die Makarie geschildert oder Jean Paul, im „Hesperus", einen Wahnsinnigen, der — ganz wie Lindau's Held — „vorgibt, er seh' es denen, die bald sterben würden, am Gesicht an, über welches sich alsdann schon die Einschnitte der Verwesung ausbreiteten". Die Fähigkeit, mit einem solchen von Anfang an als geisteskrank uns Entgegentretenden zu sympathisiren, seinen Empfindungen nachzuempfinden, ist natürlich nur gering und es bedarf der ganzen Kunst des Erzählers, — die in der Schilderung der Narrenschlauheit Claassen's und der unheimlichen Logik seines Wahnsinns in der That Ausgezeichnetes leistet — um unsere Theilnahme wach zu erhalten. Eine dankbarere Aufgabe hat sich Lindau in der japanesischen Novelle „Die kleine Welt" gestellt, die den Lesern der „Rundschau" bereits bekannt ist; die Geschichte des verbrecherischen Irländers Hellington weiß der Dichter hier aus dem Gebiet der Criminalnovelle in eine vornehmerere Sphäre zu erheben und ihr durch die Verknüpfung mit seiner Theorie der kleinen Welt, in der ein Jeder von einem Jeden wissen und kein einmal erkannter Verbrecher sich dauernd der Strafe entziehen kann, eine allgemeinere symbolische Bedeutung zu geben. Mit Recht also hat der Dichter, wie wir meinen, diese Erzählung vorangestellt, und von ihr aus, nach der Sitte der Franzosen, den Titel der Sammlung gewählt.

Auch Heyse, wenn er „Frau von F." an die Spitze seines neuen Bandes und seines Titels setzt, hat damit die bedeutendste der vier Novellen bezeichnet, welche er uns diesmal bietet. Die erste Geschichte und die letzte, „Frau von F." und die „Hexe vom Corso" geben sich in der Form der Selbsterzählung; der Autor trifft das eine Mal eine alte Dame, das andere Mal einen „lieben Freund", die ihm von verschollenen Herzensgeschichten berichten. Heyse strebt nicht so unbedingt danach, den Eindruck des Wirklichen hervorzurufen, wie Lindau, aber auch er gibt zahlreiche Einzelheiten von realistischem Gepräge; er fügt etwa (gleich Lindau), wenn er eine Mittheilung macht, die er eigentlich noch nicht wissen konnte, die Bemerkung hinzu: „wie ich später erfuhr" (S. 11), oder er gibt Schilderungen seiner Personen nicht

in allgemeinen Zügen, sondern aus bestimmten Situationen heraus, so, wie er sie gerade in den einzelnen Momenten der Erzählung erblickt.

„Frau von F." und die „Hexe vom Corso" sind ein paar ergreifende Gegenstücke, die beide, wie Heyse es liebt, weiblichen Heroismus verherrlichen, das tragische Geschick trifft die Frau, während der Mann mehr bei Seite steht und, wenigstens in der ersten Geschichte, eine ziemlich klägliche Rolle spielt. Es ist zum nicht geringen Theil Folge der Form, daß allein die Stimmung der Erzählerin — und zwar mit der größten Kunst — zur Darstellung gelangt; nur was sie erfüllt, sieht man, der Mann aber bleibt im Schatten. Eine ähnlich einseitige Beleuchtung haben wir in Lindau's „Verkehrtem Leben", wo auch nicht ganz zweifellos wird, ob die Gattin des Erzählers in der That so beschaffen war, wie sie dem armen Arj erschien.

In der „Frau von F." hat Heyse das alte Sappho-Thema wieder aufgenommen, das er mehrfach schon behandelt hat, die Geschichte von der reifen, geistreichen Frau und dem schönen Jüngling, den es von der Sappho zur Melitta zieht. Auch Frau von F. ist eine solche femme de trente ans, deren Phaon, der Officier Charlot, unmittelbar vor der Trauung einer Jüngeren und Schöneren zu eigen wird. Mit bewunderungswürdiger Kunst hat der Dichter dieses einfache Thema, dem er immer neue Variationen zu geben weiß — von der „Stickerin von Treviso" über die „Zwei Gefangenen" und „Frau Marchesa" bis zu dem „lahmen Engel" und „Frau von F." — mit bewunderungswürdiger Kunst hat er es gestaltet; aber doch wünschten wir, daß neben dem formellen Reiz, so groß er immer ist, der stoffliche nicht gar zu sehr zurückträte. Heyse selbst hat einmal von jeder Geschichte ihren individuellen Stoff, ihren „Falken" verlangt; aber gegenüber mancher seiner jüngsten Novellen möchte man vergebens fragen: Wo steckt der Falke? Auch in der zweiten Erzählung, der „talentvollen Mutter", die unsere Leser kennen, ist der Inhalt ein winziger, und — was man öfter bei Heyse beobachtet — das Problem, welches der Anfang in Aussicht stellt, bleibt ungelöst. Wenn der Dichter seine Erzählung von der talentvollen Mutter und der schönen Tochter mit dem Satze beginnt, daß es „auch für die neidloseste Seele sein Unbequemes hat, in dem Schatten zu wandeln, den ein naheſtehendes Licht wirft", so erwartet man eben hieraus das Thema der Novelle sich entwickeln zu sehen; ein Anlauf dazu wird auch genommen, aber schließlich werden die Formen nicht recht durchgedrückt und das Problem bleibt unausgetragen. Dafür aber — wie liebenswürdig und wie sicher beobachtet ist die Gestalt der dilettirenden, romfahrenden Wittwe, mit welcher entzückenden Zartheit ist die Liebesscene in der Trümmerwelt am Palatin empfunden, mit welcher stilistischen Meisterschaft wird dieses ganze reizend unbedeutende Geschichtchen vorgetragen! Die Mischung von Künstlerbewußtsein und Anspruchslosigkeit, der leise Hauch von Selbstironie in der talentvollen Mutter, diesem weiblichen Rosenbusch, — wie wahr, wie anziehend, wie humoristisch!

In die unmittelbare Nähe von Heyse müssen wir die Dichtungen Hans Hoffmann's bringen, eines begabten jüngeren Autors, der vier Novellen, sämmtlich „unter blauem Himmel" sich zutragend, uns darbietet. Heysisch darin ist nicht nur das „italienische" der Stoffe, das der Dichter von L'Arrabbiata, nach dem Vorgange der Romantiker, Tieck u. s. w., neu entdeckt hat für unsere Poesie; Heysisch ist auch die Vorliebe für weibliche Heldinnen, die Schilderung des Mädchentrotzes, des Kampfes zwischen jungfräulicher Herbe und süßer Hingabe. Wie das Frühroth der Liebe erwacht in naiven, an der Grenze der Kindheit stehenden Naturen, wie das Hin und Her von spröder Scham und demüthiger Ergebung einander befehden in der sich erschließenden Mädchenknospe hat Hoffmann in nicht weniger als drei seiner Erzählungen dargestellt, in dem „schönen Checco", in dem „käuflichen Herz" und in der „heiligen Barbara". Alle Erzählungen zeugen von guter Erfindungsgabe, angenehmem Humor, hübscher Beobachtung; der Vortrag ist fließend und glatt, nach unserem Geschmack sogar etwas allzu glatt, was bei einem jungen Autor nicht unbedenklich ist. Dem Tragischen geht Hoffmann eben so sehr aus dem Wege, wie es Lindau geflissentlich aufsucht — beides Extreme, die wir nicht billigen können.

Am auffallendsten erscheint diese Scheu vor der Tragik in der (zuerst in diesen Blättern veröffentlichten) „heiligen Barbara", die, wenn wir uns nicht täuschen, durch Conrad Ferdinand Meyer's „Georg Jenatsch" angeregt wurde. Wie nämlich dort zwischen Lucretia und Jenatsch der Schatten von Lucreziens Vater steht, welchen der Geliebte gemordet hat, so steht hier zwischen Barberina und dem Grenzjäger Cicillo der Schatten des alten Schmugglers, Barberina's Vater; wie dort Lucrezia, lange zweifelnd zwischen Liebe und Haß, den Entschluß faßt, den Geliebten zu tödten, als er in Gefahr geräth, unter den Streichen der Verschwörer zu erliegen — weil nur von ihrer Hand er fallen soll — so will auch Barberina dem durch die Schmuggler bedrohten Cicillo das Leben nehmen. So weit nur, nicht bis an's Ende, geht die Aehnlichkeit. Während bei Meyer der tragische Schluß in der That eintritt, hat Hoffmann einen unblutigen Ausgang vorgezogen: noch im letzten Moment entdeckt sich Cicillo's Schuldlosigkeit und die Liebenden können ein Paar werden. Nur das allgemeine Motiv hat Hoffmann, wie es scheint, von Meyer übernommen — und wir sehen nicht im Geringsten etwas Tadelnswerthes darin, wie wir ausdrücklich bemerken wollen; er hat es alsdann selbständig umgebildet, Held und Heldin anders charakterisirt, vortreffliche italienische Localfarbe hereingebracht und die ganze Erzählung von vornherein auf einen mehr heiteren Ton gestimmt.

Heiter auch ist der Grundton der Novellen „Ein käufliches Herz" und „Der faule Beppo" (die letztere ebenfalls in der ‚Rundschau' veröffentlicht); der philosophische Schuster in der einen und der philosophische Faulpelz in der anderen Dichtung zeigen Hoffmann's Gabe der Charakteristik im besten Licht. Mit sichtlichem Behagen hat der Erzähler an diesen Figuren gearbeitet, die etwa an die Genrebilder Rotta's erinnern mit ihrem lebendigen Detail und ihrem discreten, überzeugungskräftigen Humor; und allerliebst hat er die kleine Anarella geschildert, die zuerst ihr Herz einem reichen Engländer schenken will, dann aber, als der junge Francesco dem Nebenbuhler als ein rechter Mann die Wege weist, die wahre Meinung ihres Herzens entdeckt und in demüthiger Treue Buße thut für die Untreue eines Augenblickes. Ganz mißlungen dagegen scheint uns die Geschichte von dem „schönen Checco", welche der Dichter selbst erlebt haben will; die Motivirung ist lückenhaft, die Ausführung unerfreulich und unwahrscheinlich, das Unreife in der Charakteristik, z. B. des Don Clemente, eines ehrwürdigen Priesters mit einem silberweißen Barte und einer sarastrohaften Tugendboldigkeit scheint auf ein Erstlingswerk zu deuten. Ohne Talent indeß ist auch diese Erzählung nicht; die Figur des jungfräulichen Kindes Carmela ist wiederum die gelungenste.

Gleichfalls als einen Jünger Heyse's, wenn auch nicht als einen so intimen, wie Hans Hoffmann, dürfen wir Adolf Wilbrandt noch in seinem neuesten Roman bezeichnen. Wilbrandt hat sich, in seinen ersten Novellen, als ein Anhänger der Heyse'schen Dichtung offenbart, er hat sich mit der Zeit mehr und mehr von dem Vorbild emancipirt, aber auch heute noch erkennt man die Schule, durch welche er gegangen. Die Darstellungsart, die Sprache, häufig der Tonfall der einzelnen Sätze klingt uns Heysisch in's Ohr. Könnte ich hier auf Einzelheiten mich einlassen, so würde ich etwa die Vorliebe für das „Märchenhafte", wie sie — manchmal mehr in Worten als in Thaten — bei Heyse und Wilbrandt hervortritt, als ein Beispiel anziehen: „ein so märchenhaftes Glück", „meine märchenhafte Stimmung", „ein märchenhafter Reiz", heißt es in Heyse's neuen Novellen, — „das märchenhafte dieser Einsamkeit", „Immer lebst du wie ein Märchenkind" in „Meister Amor". Und wie in den Heyse'schen Erzählungen oft und oft die Stimmung wiederkehrt, wo der Mensch, fast erliegend unter der Gewalt des Schicksals, ein letztes Mal das Glück auszukosten verlangt bis auf den Grund, so begehren in „Meister Amor" die beiden Liebespaare, die einsam in der Welt dastehen „wie vier verwehte Blätter, vom Mutterbaume losgerissen, und auf einen Haufen geweht", noch einmal ihr ganzes Dasein zu empfinden: „Sie werden sich das Leben und die Welt noch ein paar

Tage mit ansehen", so ruft man der Heldin zu, „und dann — nachher — thun Sie dann, was Gott Ihnen eingiebt".

Wilbrandt's Roman ist die Geschichte eines Wunderkindes, des Kindes Ada, das von dem alten Schauspieler Hillmann von klein auf für die Bühne erzogen wird und unter großen Erwartungen ihres Lehrers die Bühne einer großen Stadt als Julie betritt; aber das Mädchen, das nie jung war und nie geliebt hat, ist nicht geschaffen, Romeo's Geliebte glaubhaft zu verkörpern und der Erfolg bleibt aus. Hier würde passend der (viel zu gedehnte) erste Band des Romans schließen; der zweite dann schilderte, wie in der Heldin, nachdem sie schon glaubte, mit der Kunst auch dem Leben entsagen zu müssen, zugleich mit neuer Daseinslust auch die Liebe erwacht, und wie, da sie Meister Amor's Macht empfunden, auch die sehnsüchtig gesuchte Kunst sich ihr günstig und hold erweist. Es ist kein weiter Vorwurf, den sich Wilbrandt erwählt hat, und keiner, der eine Behandlung in großen Zügen, mit lebhafter Handlung und vielen Figuren erforderte; es ist eine „kleine Welt", die Welt der Bretter, in die uns der Dichter führt und nur wer ihren Interessen sich intimer zuwenden mag, wird dem Werke antheilsvoll bis an's Ende folgen. Zu seinem Höhepunkt erhebt es sich in jenen Scenen voll „märchenhafter" Stimmung, wo Held und Heldin auf einem einsamen Hause geschwisterlich ihre Tage verträumen, wo die Liebe die Heldin zur Künstlerin, den Helden zum Dichter macht, in dessen Phantasie Erlebtes und Erdachtes, Erfahrenes und Erlerntes sich zum Drama gestalten. Die Kenntniß des Dramatikers Wilbrandt hat hier dem Novellisten geholfen, zarte und schöne Erfindung überzeugend auszugestalten; und sie hat auch anderen Stellen, im guten und im — weniger guten Sinne geholfen, eine liebenswürdige Lustspielscene hier, eine melodramatisch-rührsame dort zu schaffen.

An Heyse endlich und an Rudolph Lindau können wir noch einen fünften Autor reihen, B. Glogau, der, bisher nur auf feuilletonistischem Gebiete bewährt, zum ersten Mal eine Sammlung von Novellen darbietet. Freilich nicht als ein Gleichgearteter, sondern als ein — leider nicht sehr anziehendes — Gegenbild zu jenen Dichtern erscheint uns Glogau. Was Heyse und Lindau können, das will Glogau, was jene erreichen, fast ohne danach zu streben, das versucht dieser unter großem Geräusch, ohne je es zu vollbringen. Bei Lindau fühlen wir stets, das wir es mit Personen aus der „guten Gesellschaft" zu thun haben, in den verschiedensten Einzelheiten, in der Art, wie man sich eine Cigarette nimmt, wie man in's Zimmer tritt, wie man einander begrüßt, empfinden wir den Ton der vornehmen Welt; bei Glogau sind wir nicht in der guten, sondern in der witzigen Gesellschaft, in einem Kreise, der aus lauter verkappten Feuilletonisten zu bestehen scheint. Da werden „Bonmots" gemacht (S. 133, 150), da spricht man „pointirt" (151 f.), da hat man „Esprit" (155) und versteht sich auf die „Salonplauderei" (169), kurz fort und fort ist man auf der geräuschvollen Jagd nach dem Glück des Geistreichen. Heyse und Lindau haben gedacht, und können nicht umhin, es zu zeigen; B. Glogau wünscht zu denken und wünscht es zu zeigen. Die einen haben Bildung ohne, der andere mit Anführungszeichen; die einen sind gebildet, der andere ist „gebildet".

Heyse z. B. findet Spaß daran, hie und da ein Citat anzubringen, oder vielmehr er erinnert sich, wenn er etwa zu schreiben hat: „Alles fließt", daß damit zugleich ein Axiom des Heraklit bezeichnet sei und versieht demnach die beiden Worte mit dem bewußten Gänsefüßchen. Aber wie weit entfernt ist solches harmloses Spielen mit Reminiscenzen von der aufdringlichen Art, in der B. Glogau in Bildung macht und ihre — größere oder geringere — Belesenheit in der Geschichte der Philosophie fructificirt. Das wimmelt nur so von Philosophie, Psychologie und Metaphysik, von Kant und Schopenhauer und Strauß (S. 127, 133, 134, 215, 252, 253, 258, 259 u. s. w.); und doch ist der Autor so wenig in diesen Dingen zu Hause, daß der so oft citirte Strauß, „der Meister deutscher Denkart"(?), das eine Mal (252) David Strauß und das andere Mal (271) Friedrich Strauß heißt; und doch ist der Autor mit der Sprache in so seltsamem Verhältniß, daß er Wendungen construiren mag, wie etwa:

„eine Initiative, die sie sonst niemals ergriff", oder „er war sehr Aristokrat". Wenn er dann gar einen Lieutenant, im besten Reporterstil, „einen Sohn des preußischen Mars" heißt, oder eine (vorgebliche) Nihilistin „die Bachantin ihrer eigenen Gedanken", wenn er die tiefe Entdeckung macht, daß „ein lauter Gedanke, der unsere Seele überwältigt, unser Wesen nachhaltig verstimmt", so werden wir auf die Vermuthung geführt, daß mit seiner philosophischen Bildung die Bildung des Geschmackes nicht gleichen Schritt halten konnte.

Ein Blick auf den Inhalt der sechs Novellen wird diese Wahrnehmung durchaus bestätigen. Wir wollen gern zugeben, daß viele scharfe und einige hübsche Einzelbeobachtungen in diesen Blättern sich finden, daß ein und andere dieser geisthaschenden Conversationen sich lesen lassen; aber überall, wo der Autor eigentlich dichterische Wirkung erstrebt — wie völlig leidet er Schiffbruch! Das bequemste Aushilfsmittel schlechter Erzählungskunst, Krankheit und Tod muß alle Augenblicke herhalten, um rührungsselige Affekte der wohlfeilsten Art herbeizuführen; in sechs Erzählungen gibt es — wohlgezählt — fünf Leichen, unter denen, wie üblich, die Schwindsüchtigen den Vorzug haben. So stirbt in der Erzählung „An der polnischen Landstraße", die zwischen Turgenjeff und Sacher-Masoch mitten inne steht, und mit ihrem gegenstandslosen Pessimismus und ihrem nebelhaften Farbenauftrag Held und Heldin in einen unklaren „Nihilismus" einspinnt — so stirbt dort die Heldin an einer „hoffnungslosen Brustkrankheit", während der Held einen „schmählichen und dennoch heroischen Tod" leidet. So stirbt in der Erzählung „Im Exil" der Held an der Schwindsucht einen gleichfalls „heroischen Tod", nachdem er, der geborene Redner und Advocat, durch zehn Jahre, um die Seinen vor Noth zu bewahren, in Italien den — Hotelwirth gespielt hat. In dieser Novelle erreicht die Geschmacklosigkeit des Erzählers ihren Gipfelpunkt; mit soviel himmelblauer Vollkommenheit wird dieser Hotelier mit Seraphsflügeln auf den Goldgrund gemalt, daß man nicht begreift, wie so armsdicke Vortrefflichkeit es auf dieser Erde noch aushalten mag. Mit solchen vagen Idealen ohne Blut und Farbe, mit solchen unlebendigen und unwirklichen Schemen rathen wir dem Autor ein ander Mal unterwegs zu bleiben; und wir rathen ihm ferner in seinem eigenen Interesse — wenn er uns eine Meinungsäußerung darüber gestatten will — lieber der Poesie Valet zu sagen und zu seinen hübschen Feuilletons zurückzukehren.

Otto Brahm.

ν. **Handbuch der deutschen Alterthumskunde.** Uebersicht der Denkmale und Gräberfunde frühgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit. Von L. Lindenschmit. In drei Theilen. Erster Theil. Die Alterthümer der merowingischen Zeit. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzstichen. Erste Lieferung. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1880.

Das Buch verficht die nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft paradox zu nennende Ansicht, daß die indogermanischen Völker Europa's nicht eingewandert seien, sondern von jeher ihre jetzigen Sitze eingenommen hätten. Paradoxien haben die Eigenthümlichkeit, daß sie mit besonders hellem Lichte leuchten und ihre Umgebung leicht verdunkeln. So ist auch in dem gegenwärtigen Buche die Paradoxie zu allermeist in die Augen gefallen und das öffentliche Urteil über Lindenschmit's Handbuch bestimmt sich in erster Linie darnach, ob ein Leser die Hypothese der Einwanderung aus Asien für bewiesen und undiscutirbar hält oder ob er sie einer neuen Betrachtung und Prüfung bedürftig glaubt. Auch wir sind durch des Verfassers Argumente keineswegs überzeugt worden, meinen aber, daß es unter allen Umständen nützlich ist, wenn man sich gezwungen sieht, die Berechtigung einer geltenden Hypothese neu zu untersuchen und sich auf die Gründe zu besinnen, auf denen sie beruht. Denn ein starkes Element der Ueberlieferung, ja wir möchten sagen: der Mode, macht sich leider in allen Geisteswissenschaften geltend: die jüngeren Generationen empfangen eine Summe vermeintlicher oder wirklicher Wahrheiten von ihren Vorgängern, und die frühe Gewohnheit des Glaubens ist auch hier eine Macht, der sich selten Jemand ganz entziehen kann. Willkommen muß daher jeder Zweifel geheißen werden, der an dem Ueberlieferten und Herrschenden rüttelt; er wird entweder zur Erschütterung eines eingewurzelten Irrthums oder zur Befestigung einer alten Wahrheit dienen; und in beiden Fällen ist er nützlich. Keineswegs aber können wir den Kampf gegen die indogermanische Wanderungshypothese als den bezeichnendsten Zug des Werkes von Lindenschmit anerkennen; der Accent liegt auf ganz anderen Dingen; und die Bedeutung des Buches ist unabhängig davon, ob der Verfasser gegen die bisherige Ansicht von der europäischen Urgeschichte Recht hat oder nicht. Lindenschmit wird uns eine Uebersicht gewähren über ein Gebiet, das er wie wenige beherrscht und das zu beherrschen bei der Masse der Funde täglich schwerer wird. Er will die Resultate der germanistischen Studien über das deutsche Alterthum ergänzen durch eine „Untersuchung der unmittelbaren Hinterlassenschaft der Vorzeit". Und er legt diese Untersuchung vor, indem er von dem verhältnißmäßig Sicheren beginnt und zu dem Unsicheren vorschreitet. Er behandelt zuerst die Alterthümer und Gräberfunde aus der Zeit der merovingischen Könige, wird darauf die Anfänge der deutschen Geschichte zur Zeit der Römer und schließlich die vorgeschichtlichen Erscheinungen antiquarisch erörtern. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß er mit diesem Unternehmen nach vielen Seiten hin sich den Dank der Gelehrten und Liebhaber erwerben und dem Studium unserer Alterthümer einerseits neue Impulse geben, andererseits ein wichtiges, fortan unentbehrliches Hilfsmittel zuführen wird.

ρ. **Meyer's Conversations-Lexikon.** Jahres-Supplement 1880—1881. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1881.

Das diesjährige Jahres-Supplement ist ganz besonders reichhaltig; keine die Gegenwart beschäftigende Frage, kein Gegenstand von Bedeutung und allgemeinem Interesse, kein Ereigniß des öffentlichen Lebens, welches darin nicht berührt, und je nach seiner Wichtigkeit kürzer oder ausführlicher, immer aber mit Sorgfalt und Verläßlichkeit behandelt wäre. Wir würden, erschiene das Wort nicht trivial, dieses Werk ein „unentbehrliches" nennen; daß es aber ein nützliches, ein Nachschlagebuch von großem Werth ist, wird Niemand leugnen, der sich nur einigermaßen mit seinem Inhalt und seiner Methode bekannt gemacht hat. Die Mitte haltend zwischen einem Conversationslexikon und einem Jahrbuch, wird die Fülle seines Materials eigentlich erst im Gebrauch recht wahrnehmbar; nicht nur daß es den Leser oder Nachschlagenden kaum jemals im Stiche läßt: es gewährt ihm in vielen Fällen mehr als er sucht oder vermuthet. Denn kein Gebiet ist ausgeschlossen: neben dem politischen und wirthschaftlichen finden wir auch das geistige der Wissenschaft, der Literatur, der Kunst ausgibig berücksichtigt; immer sind es tüchtige, nicht selten hervorragende Männer ihrer Disciplin, welche die betreffenden Artikel geschrieben haben. Fehler sind nicht zu vermeiden; aber sie machen sich doch nur selten bemerkbar und niemals — so weit wir zu controliren vermochten — sind sie von ernster Art. Manche von den Aufsätzen geben auf knappem Raum erschöpfende Uebersichten über ganze Gebiete der modernen geistigen Thätigkeit und fassen ihren belehrenden Inhalt in der angenehmen Form des Essays, welchen zu lesen ein Vergnügen ist. Abbildungen im Text und in besonderen Beilagen, sowie eine große Zahl von Karten vervollständigen das treffliche Werk, welches wir nicht warm genug empfehlen können.

μρ. **Oberalbanien und seine Liga.** Ethnographisch-politisch-historisch geschildert von Spiridion Gopčević. Leipzig, Duncker & Humblot. 1881.

Der Verfasser hat einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Scutari, wohin ihn die „Wiener Allgemeine Zeitung" im vorigen Sommer als Berichterstatter geschickt, gut angewendet. Er hat sich nach den verschiedensten Richtungen über die Zustände des immer noch so wenig bekannten nördlichen Albanien informirt, und wo seine Autopsie nicht ausreichte, fleißig die vorhandenen Quellen benutzt, um ein abgerundetes Bild von den politischen und ethnographischen Verhältnissen eines Volkes zu geben, das allem Anschein nach in der nächsten Zeit für die Entwickelung der Territorialverhältnisse auf der Balkanhalbinsel von einiger Wichtigkeit sein wird. Gerade jetzt

kann daher das Buch warm empfohlen werden. Es ist schade, daß Gopčević, von Abstammung ein Montenegriner, sich nicht eine nähere Kenntniß der albanesischen Sprache angeeignet hat; für den Linguisten bietet das Buch gar nichts. Seine persönlichen Erlebnisse, die sich schließlich in eine fluchtähnliche Abreise, gegenüber von Mordanschlägen der albanesischen Liga zuspitzten, hat der Verfasser im ersten Theile sehr munter und stellenweise nicht ohne Pikanterie erzählt.

μλ. **Die ökonomische Lage der Armenier in der Türkei.** Oeffentlicher Vortrag, gehalten am 11. März im Tifliser Handwerkerverein in armenischer Sprache von Dr. Krikor Arzruni, Redactor der in Tiflis in armenischer Sprache erscheinenden Zeitung „Mschak", übersetzt von A. Amirchanjanz. St. Petersburg, Buchdruckerei der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 1879.

Die Hungersnoth in Türkisch-Armenien. Ein Vortrag von Dr. Krikor Arzruni, gedruckt erschienen in der armenischen Zeitung „Mschak", übersetzt von A. Amirchanjanz. Tiflis. 1880.

Die beiden Vorträge ergänzen einander, insofern der erste ein Bild von den reichen natürlichen Hilfsquellen Armeniens und den trefflichen Anlagen seiner eingeborenen Bevölkerung gibt und der zweite zeigt, in welche Noth das Volk durch die türkische Mißwirthschaft gerathen ist. Unter den Naturreichthümern des Landes führt der Verfasser Naphtha, Schwefel, Steinkohle, Steinsalz, Eisen, Kupfer und zahlreiche Mineralquellen auf; große Wälder, die aber aus Mangel an Landstraßen nicht ausgebeutet werden, herrliche Weideplätze, auf denen werthvolle Viehracen gedeihen, fruchtbares Ackerland, welches Korn, Wein, Oel, Baumwolle, Reis, Zuckerrüben erzeugt. Die Bevölkerung, mit Türken und Kurden gemischt, aber zu mehr als der Hälfte aus christlichen Armeniern bestehend, ist fleißig, sparsam, geschickt, „die armenische Familie mit ihren Sitten und Gebräuchen, mit ihren fleißigen, arbeitsamen Frauen, mit ihrem patriarchalischen Wesen, mit ihrem ernsten, sparsamen Sinn ist der Urtypus der germanischen Familie". Sie hat eine großartige altclassische, eine reiche bildsame lebende Sprache, eine alte Nationalkirche, religiösen Sinn ohne Fanatismus, eine geschichtlich bewiesene Reife des politischen Urtheils, welche sie zur Selbstregierung befähigen würde. Wenn trotzdem die Armenier unter türkischer Herrschaft sich nicht vermehren, sondern vermindern, wenn sie so furchtbaren Heimsuchungen ausgesetzt sind wie der Hungersnoth vom März 1880, deren Ausdehnung und Ursachen der zweite Vortrag bespricht, so liegt das nach Dr. Arzruni's Meinung an dem Druck, den Erpressungen, der Willkür der türkischen Verwaltung, welche den Armenier wie eine gute Milchkuh betrachtet, ohne doch von der Fürsorge des verständigen Wirths für ein Thier, das ihm nützen soll, das Geringste zu zeigen. Ob und inwiefern den Auslassungen des Verfassers eine politische Absicht zu Grunde liegt, kann hier nicht erörtert werden. Das Deutsch der Uebersetzung ist sehr asiatisch gefärbt.

ρ. **Marksteine** in der Geschichte der Völker. 1492—1880. Gymnasial- und öffentliche Vorträge von Chr. F. Maurer. Leipzig, Eduard Kummer. 1881.

Eine recht brauchbare Compilation, welcher der Gedanke zu Grunde liegt, die Hauptmomente der Geschichte in der Darstellung bewährter Historiker zu geben und diese Auszüge gleichsam durch einen verbindenden Text einheitlich zusammenzufassen. Die Excerpte sind verständig gewählt; die Specialforschungen von Ranke, Häusser, Sybel, das encyklopädische Werk von Weber, daneben aber auch Monographien und periodische Literatur (z. B. der neue Plutarch) sind an den betreffenden Stellen mit Geschick benutzt worden. Für den Zeitraum von 1830 an hätte Hillebrand nicht übersehen werden sollen. Wo der Verfasser in seinem eignen Namen spricht, wäre zuweilen etwas mehr Genauigkeit erwünscht. Wo vom Aufschwung der Niederlande nach der Trennung von Spanien die Rede (S. 226), hätten die Namen Rubens und Van Dyck nicht genannt werden dürfen; denn diese gehörten dem Theile der Niederlande an, welcher bei Spanien blieb. Der im Uebrigen empfehlenswerthe starke Band würde durch ein alphabetisches Inhaltsregister, welches vielleicht einer folgenden Auflage hinzugefügt wird, beträchtlich gewinnen.

ν. **Von der Maladetta bis Malaga.** Zeit- und Sittenbilder aus Spanien von W. Lauser. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1881.

Gesammelte Aufsätze in fünf Abtheilungen: I. Längs der Pyrenäen ꝛc. II. Im Lande der Provençalen. III. Wiederherstellung des Bourbonen-Thrones. IV. Fern im Süd (Streifzüge durch spanische Städte). V. Spanische Dichterköpfe. VI. Aus der spanischen Renaissance. VII. Deutschland und Spanien (Spanisch-deutsche Wechselbeziehungen). Natur- und Menschenschilderungen, politische und literarische Portraits, Gegenwart und Vergangenheit. Ueberall redet ein Kenner, wie es in Deutschland wenige gibt. Er führt uns angenehm vorwärts in klarer und fesselnder Sprache. Vielleicht wird denjenigen, der in Spanien nicht selbst gewesen und in der Literatur des Landes nicht bewandert ist, am meisten der letzte Abschnitt anziehen, wo er beobachten kann, wie spanisches Wesen sich in hervorragenden Deutschen und deutsches Wesen in hervorragenden Spaniern reflectirt, wie insbesondere das Hauptgestirn der modernen Dichtung auch in Spanien immer intensiver zu leuchten beginnt und Goethe's Gedanken in die Pracht spanischer Verse gekleidet werden. Aber wenn ein solcher Leser zurückblättert und von den andern Aufsätzen Kenntniß nimmt, so wird er bald bemerken, daß der Verfasser zu denjenigen gehört, welche wahrhaft zu lehren d. h. Unbekanntes mit der Kraft der Vergegenwärtigung uns nahe zu bringen verstehen.

γγ. **Die burgundische Heirath Maximilian's I.** Quellenmäßig dargestellt von Karl Rausch. Wien, Karl Konegen (Franz Leo und Comp., Heinrichshof). 1881.

Die „burgundische Heirath" d. i. die Vermählung Maximilian's mit Maria, der Tochter Karl's des Kühnen von Burgund und der Erbin seines Reiches 1472, ist ein Ereigniß, das wegen der vielen Kriege, die es hervorrief — man könnte es den Anfang der weltgeschichtlichen deutsch-französischen Entzweiungen nennen —, wegen des gewaltigen Machtzuwachses, den es dem Hause Oesterreich verschaffte, und endlich wegen des liebenswürdigen Charakters der Hauptbetheiligten, die sich lange liebevoll nach einander gesehnt hatten, bis sie sich endlich erlangten, wichtig und merkwürdig ist. Doch weder Charakterstudie noch Liebeserzählung soll das vorliegende Buch sein, sondern eine quellenmäßige Darlegung der Politik Friedrich's III., des Vaters Maximilian's und der Wechselfälle, welche theils in Folge der europäischen Verhältnisse, theils in Folge der raschen und unvermutheten Art Karl's des Kühnen das Herzensbündniß zu bestehen hatte. Darum handelt auch der 1. Abschnitt über Beziehungen der burgundischen Macht zu den mitteleuropäischen Staaten, erzählt der 2. von den fruchtlosen Versuchen einer Einigung zwischen Oesterreich und Burgund, stellt der 3. den burgundischen Krieg bis zum Tode des Unruhestifters Karl's des Kühnen dar, und nur der 4. und letzte, die Vollziehung der burgundisch-österreichischen Heirath scheint das eigentliche Thema zu berühren. Aber das scheint nur so: denn bei historischen Ereignissen von solcher Tragweite ist eben die Vorgeschichte, die allmälige Entstehung und Ausbildung wichtiger als das fertige Ereigniß selbst. Der Verfasser schöpft seine Kenntniß zumeist aus Urkunden, weniger aus Geschichtschreibern, er benutzt nur gedrucktes Material, aber er benutzt dasselbe mit Umsicht und kritischem Tact. Die Darstellung ist einfach und schmucklos, die Anmerkungen geben Citate und kurze kritische Ausführungen und halten sich von Polemik und gelehrter Sucht frei. Sieben Beilagen geben regestenartige Zusammenstellungen von Urkunden und einzelnen Quellenuntersuchungen, die der ungelehrte Leser entbehren mag, der Forscher aber als erwünschte Zugabe betrachten wird.

γγ. **Herzog Albrecht von Preußen und sein Hofprediger.** Eine Königsberger Tragödie aus dem Zeitalter der Reformation von Carl Alfred Hase, Militär-Oberpfarrer des ersten Armee-Corps. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1879.

Der Hofprediger ist Joh. Funck, geb. in Wöhrd bei Nürnberg 1518, der nach manch' anderweitiger Thätigkeit 1542 als Prediger nach Königsberg kam, hier zuerst in Gemeinschaft mit Andreas Osiander, nach dessen Tode allein einen bestimmenden Einfluß auf den Herzog übte, durch seine politisch-religiösen Einflüsterungen diesen seinen Ständen immer mehr entfremdete und deren Erbitterung in solchem Grade erregte, daß er als ein Opfer derselben am 28. Oct. 1566 den Tod durch Henkers Hand erleiden mußte. Die Geschichte dieses Predigers, die einerseits im Zusammenhang steht mit den innerprotestantischen Streitigkeiten, welche nach Luther's Tode die evangelische Kirche zerfleischten und ein so unerfreuliches Bild kleinlicher Zwistigkeiten boten, andererseits auf's Engste mit der preußischen Provinzialgeschichte verbunden ist und ein lehrreiches Capitel von dem Kampf zwischen unumschränkter Fürstengewalt und ständischen Ansprüchen bildet, ist von Hase nach der bisher wenig benutzten, im Königsberger Staatsarchiv aufbewahrten Correspondenz des Herzogs mit seinem Hofprediger geschildert worden. Auf Grund dieser Quellen wird zwar die bisher herrschende Anschauung nicht wesentlich verändert, aber im Einzelnen berichtigt und urkundlich festgestellt. Außer Funck werden noch einige Hauptpersonen jener Tragödie, z. B. Paulus Scalichius „der falsche Markgraf von Verona" ausführlicher geschildert, als es für den Zweck des Buches nothwendig gewesen wäre. Diese Weitschweifigkeit und Breite — allzuhäufig werden große Actenstücke in den Text der Erzählung aufgenommen — verunziert das Buch, das sonst gründlich gearbeitet und nicht ohne Geschmack dargestellt ist.

γγ. **Maximilian Robespierre.** Ein Lebensbild nach zum Theil noch unbenutzten Quellen von Dr. K. Brunnemann. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1880.

Was die „zum Theil noch unbenutzten Quellen" sind, verschweigt uns der Verfasser und doch würde eine Mittheilung darüber eine nothwendige Vorbedingung zur Würdigung des Werkes sein. Eine solche Würdigung scheint der Verfasser indeß dem Publikum so schwer wie möglich machen zu wollen, Inhaltsverzeichniß und andere nothwendige Beigaben hält er für überflüssig und da er auch Capiteleintheilung und derartiges nicht für geradezu unumgänglich zu betrachten scheint, so ist die Lectüre des Buches nicht mühelos. Störend wirkt ferner die stark hervortretende panegyrische und polemische Tendenz: der Held soll übermäßig gelobt und die Gegner desselben getadelt werden; außerdem ist das ganze Buch der Bekämpfung Rud. Gottschall's gewidmet, der in einer Biographie Robespierre's im „Neuen Plutarch" dem Revolutionsführer, nach der Meinung seines neuesten Biographen, nicht genügende Gerechtigkeit hatte wiederfahren lassen. Ich gedenke den Streit zwischen beiden nicht zu entscheiden, bekenne, daß Brunnemann's Buch die Bezeichnung einer wahrhaften und vollkommenen historischen Monographie nicht verdient, gestehe aber gern, daß manche Partien recht anziehend geschrieben sind, und namentlich die Mittheilung von Reden, Proclamationen, Thesen, die hier in entsprechender Form aus ziemlich unzugänglichen Quellen dargeboten werden, als dankenswerthe Gabe anerkannt werden muß.

γγ. **Chronik und Urkundenbuch der Herrschaft Gimborn-Neustadt,** Grafschaft Mark im Kreise Gummersbach, Reg.-Bez. Köln. Von Friedrich von Sybel, Landrath. Der Erlös ist zum Besten des Kreis-Krankenhausfonds bestimmt. Gummersbach, Druck von Friedr. Luyken. 1880.

Eine sehr fleißige Darstellung eines freilich winzigen Theils der Provinzialgeschichte, mit 40 urkundlichen Beilagen, die aus den verschiedensten Regierungs-, Stadt-, Kirchen- und Privatarchiven gräflicher Häuser entnommen sind und sich auf die Geschichte von 1154—1658 beziehn, und einer Karte, welche den Umfang der Herrschaft im J. 1802 zeigt. Die Darstellung aber geht von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, behandelt in eingehender Weise Gebietsveränderungen und politische Ereignisse, wobei denn hie und da auch ein Streiflicht auf allgemeine Verhältnisse fällt; legt aber mit Recht den Hauptnachdruck auf Schilderung der Culturzustände, die, wenn sie auch nichts völlig Neues bietet, doch eine hübsche Illustration früherer Verhältnisse genannt werden muß. Preußisch wurde die Herrschaft im J. 1818 — dem letzten Besitzer, Grafen Wallmoden wurde eine Abfindungssumme von 75000 Thalern gegeben —, nachdem schon die französische Occupation gewaltige Veränderungen vorbereitet hatte.

γγ. **Das Bündniß von Canterbury.** Eine Episode aus der Geschichte des Constanzer Concils. Von J. Caro. Gotha, F. A. Perthes. 1880.

Es handelt sich um das am 15. August 1416 zwischen dem römischen Könige Siegmund und dem König Heinrich V. von England geschlossene Bündniß, das nicht etwa, wie Geschichtsunkundige aus dem Nebentitel vermuthen möchten, ein kirchengeschichtliches Ereigniß, sondern ein politisches Bündniß war, dem die Contrahenten wenigstens eine große Bedeutung zuschrieben, in dem sich beide Monarchen vereinigten, um gegen Frankreich zu kämpfen. Aus diesem Kampfe wurde freilich nichts: Heinrich sagte sich von Siegmund los und der Alleingelassene mußte 1418 einen Absagebrief an Frankreich richten, in welchem er — charakteristisch für seine doppelzüngige Politik! — sich als den ständigen Friedensliebhaber erklärte. Caro's scharfsinnige Arbeit gründet sich auf neues Material, das er selbst kürzlich u. d. T.: „Aus der Kanzlei Siegmund's" im Archiv für österreichische Geschichte veröffentlichte und von dem er in der vorliegenden Arbeit nur einige Proben gibt; sie versucht eine Rettung Siegmund's — wenn auch der Verfasser dies Wort verpönt —, daß er nämlich nicht aus Wankelmuth und Unbeständigkeit, sondern durch eine merkwürdige Verkettung der Umstände genöthigt, die Wendung von Frankreich zu England vollzogen habe. Ist nun auch dieser Versuch nicht gelungen, so ist die Arbeit als eine feinsinnige und geschmackvolle Untersuchung, als eine fleißig gearbeitete und gut geschriebene Darstellung zu loben.

βϱ. **Der thierische Wille.** Systematische Darstellung und Erklärung der thierischen Triebe und deren Entstehung, Entwickelung und Verbreitung im Thierreiche als Grundlage zu einer vergleichenden Willenslehre von Georg Heinrich Schneider. Leipzig, A. Abel. 1880.

Obgleich das hier Gebotene noch nicht Alles ist, was uns der Verfasser geben will, so sei das Buch Allen bestens empfohlen, welche sich für Darwinismus und den Fortschritt vernünftiger Wissenschaft interessiren. Der Verfasser ordnet hier ein weitschichtiges Material von Beobachtungen hauptsächlich niederer Thiere, um daran Wesen und Entwickelung des Willens darzustellen. Er bietet also hier auch denen, welche nicht mit allen seinen psychologischen Betrachtungen übereinstimmen sollten und mit anderen philosophischen (metaphysischen) Voraussetzungen an die Betrachtung dieses höchst wichtigen Gebietes herantreten, Gelegenheit ihre eigenen Gedanken an den Thatsachen zu entwickeln oder in der Kritik gegen den Verfasser zu befestigen. Schopenhauer scheint dem Verfasser unbekannt geblieben zu sein. Vom Farbensinn der Thiere glauben wir nichts bei ihm gefunden zu haben.

ϱβ **Vorträge von Ernst Renan,** gehalten in London April 1880. Frei bearbeitet von Dr. Gottfried Hessel. Leipzig, O. Wigand. 1880.

Philosophische Dialoge und Fragmente von Ernst Renan. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von Dr. Conrad v. Zdekauer. Leipzig, E. Koschny. 1877.

Auch im germanischen Dunkel glänzt der Name Renan's als eines vorzüglichen Forschers, welcher mit durchaus gediegener Bildung, höchst gründlicher und umfassender Gelehrsamkeit, hoher wissenschaftlicher Bedeutung das Talent sehr anmuthiger und fesselnder Darstellung verbindet. So finden wir denn auch die „Vorträge" sehr glücklich, belehrend und anziehend. Alle vier handeln von den ersten Schicksalen des Christenthums hauptsächlich auf römischem Boden. Es ist bekannt, daß gerade hier Renan ganz in seinem Elemente ist. Uebrigens hält er (S. 35) „die Ueberlieferung eines Aufenthalts des Petrus in Rom von kurzer Dauer, ebenso seinen Märtyrertod dort durchaus für möglich". — Die drei Dialoge behandeln unter dem Titel von Gewißheiten, Wahrscheinlichkeiten, Träumen die wichtigsten Fragen der Metaphysik und bilden schließlich ein Plaidoyer für den Idealismus, sogar in religiöser Form. Dann folgt: die Naturwissenschaften und die historischen Wissenschaften (1863); die Wissenschaft des Idealen und des Positiven (1863); ein Brief an A. Guéroult (1862); die Metaphysik und ihre Zukunft (1860). Alle diese Aufsätze behandeln das Verhältniß der Wissenschaften untereinander, zur Religion und zur Philosophie und die Entwickelung dieser Disciplinen. Wir glauben, daß sie durch Form und Inhalt den Leser lebhaft fesseln und anregen werden.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. Juli zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Amyntor. — Ein Priester. Historie in sechs Gesängen von Gerhard von Amyntor. Breslau, Ed. Trewendt. 1881.

Amyntor. — Eine moderne Abendgesellschaft. Von Gerhard von Amyntor. Berlin, W. Jßleib. 1881.

Baedeker. — Paris und seine Umgebungen. Nebst Eisenbahn-Routen durch das nordöstliche Frankreich. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 11 Karten und 29 Plänen und Grundrissen. 10. Aufl. Leipzig, Karl Baedeker. 1881.

Baedeker. — Die Schweiz, nebst den angrenzenden Theilen von Oberitalien, Savoyen und Tirol. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 26 Karten, 10 Stadtplänen und 9 Panoramen. 19. neu bearbeitete Aufl. Leipzig, Karl Baedeker. 1881.

Bäder und Sommerfrischen. Lebens- und Landschaftsbilder von den beliebtesten Kurorten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. In Schilderungen von B. Blüthgen, L. Herbert, C. Hocker, L. v. Hormann, Wold. Kaden, Rud. Kleinpaul, R. Pohl, P. K. Rosegger, A. Silberstein, Fr. Wernick. Illustrirt von den ersten Landschafts- und Genremalern. Lfg. 1. Leipzig, Edw. Schloemp. 1881.

Baumbach. — Sommermärchen von Rudolf Baumbach. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1881.

Camoens. — Luis' de Camoens' sämmtliche Gedichte. Zum ersten Male deutsch von Wilhelm Storck. III. Band: Buch der Elegieen, Sestinen, Oden und Octaven. Paderborn, Ferd. Schöningh. 1881.

Cherbuliez. — Der Verlobte des Fräulein von Saint-Maur von Victor Cherbuliez. Autorisirte Uebersetzung von G. Neuda. Berlin, E. Grosser. 1882.

Collection Spemann. — Bd. 4. Die Hallig oder die Schiffbrüchigen auf dem Eiland in der Nordsee von J. C. Biernatzki. Mit einer Einleitung von Heinrich Düntzer. Stuttgart, W. Spemann. 1881.

Denkmäler der Kunst. Zur Uebersicht des Entwickelungsganges der bildenden Künste von den frühesten Werken bis auf die neueste Zeit. Volksausgabe, 2. verb. und vermehrte Aufl. Bearbeitet von Wilhelm Lübke und Carl von Lützow. 98 Stahlstichtafeln, Querfolio und ca. 20 Bogen Text. Lfg. 2. 3. Stuttgart, Ebner & Seubert. 1881.

Ephren. — Vier Zeitfragen in neuer Behandlung von A. Ephren. Breslau, A. Hepner's Verlag. 1881.

Evers. — Katholisch oder protestantisch? oder: Wie war's möglich, daß ein orthodox-lutherischer Pastor „nach Rom gehen konnte?" von Georg Gotthilf Evers, früher Pastor zu Urbach im Hannoverschen. Hildesheim, Frz. Borgmeyer's Verlag. 1881.

Egloffstein. — Ada. Novelle von Lilla Gräfin von und zu Egloffstein, geb. Gräfin von Bassewitz. Magdeburg, Heinrichshofen'sche Verlagshdlg. 1881.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Schulrath Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. Wittstein, Prof. Dr. von Zech. I. Abthlg., 21. Lfg. Enthält: Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie. 6. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1881.

Eucken. — Zur Erinnerung an K. Ch. F. Krause. Festrede von Rudolf Eucken, Professor in Jena. Leipzig, Veit & Comp. 1881.

Falke. — Costümgeschichte der Culturvölker von Jakob von Falke. Lfg. 10. Stuttgart, W. Spemann. 1881.

Franke. — Die Reptilien und Amphibien Deutschlands. Nach eigenen Beobachtungen geschildert von Ad. Franke. Mit einem Vorwort von Geh. Hofr. Dr. Rud. Leuckart, Professor der Zoologie an der Universität Leipzig. Leipzig, Veit & Comp. 1881.

Friedel. — Die deutsche Kaiserstadt Berlin. Stadtgeschichten, Sehens- und Wissenswerthes aus der Reichshauptstadt und deren Umgebung. Von Ernst Friedel, Stadtrath von Berlin und Dirigent des Märkischen Provinzialmuseums. Mit 110 Text-Illustrationen, drei Tonbildern, einer Ansicht Berlins aus der Vogelschau und einem Plane der Residenz. Leipzig, O. Spamer. 1882.

Frohschammer. — Ueber die Principien der Aristotelischen Philosophie und die Bedeutung der Phantasie in derselben von J. Frohschammer, Professor der Philosophie in München. München, Adolf Ackermann, Hofbchh. 1881.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie, unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Ludwig Eisenlohr und Carl Weigle, Architekten in Stuttgart. 19. Jahrg. Heft 7. Stuttgart, J. Engelhorn. 1881.

Gonzenbach. — Der General Hans Ludwig von Erlach von Castelen. Ein Lebens- und Charakterbild aus den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs. Bearbeitet nach zeitgenössischen Quellen von Dr. August von Gonzenbach. II. Theil. Mit einer Ansicht des Schlosses Castelen im Aargau und beigedruckten Urkunden. Bern, K. J. Wyß. 1881.

Götzinger. — Reallexikon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- u. Nachschlagebuch für Studirende u. Laien, bearbeitet von Ernst Götzinger. Heft 2. Leipzig, W. Urban. 1881.

Grün. — Rauch und Schlacken. Freie Gedichte von Edmund Grün. Prag, E. Weil. 1881.

Guide, Official. Summer tours in Scotland, Glasgow to the Highlands. „The Royal Route". With list of sailings and fares, by David Macbrayne's Royal Mail Steamers, „Columbia", „Jona" etc.

Günthert. — Barbablanca. Eine Rhapsodie von Julius Ernst von Günthert. Dem deutschen Volk gewidmet zur Erinnerung an sein Heer von 1870. Stuttgart, C. Krabbe. 1881.

Heimgarten. Eine Monatsschrift, gegründet und geleitet von P. K. Rosegger. V. Jahrg. Heft 10. Juli 1881. Graz, Leykam-Josefsthal.

Hohenzollern, Die, und das **Deutsche Vaterland,** von Dr. R. Graf Stillfried-Alcántara und Professor Dr. Bernhard Kugler. Illustrirt von den ersten deutschen Künstlern. Lfg. 5. 6. München, Friedr. Bruckmann's Verlag. 1881.

Homeyer. — Ornithologische Briefe. Blätter der Erinnerung an seine Freunde, gesammelt von E. F. von Homeyer. Berlin, Th. Grieben. 1881.

Hübner. — Ein Spaziergang um die Welt von Alexander Freiherrn von Hübner. Mit ca. 350 Abbildungen. Lfg. 17—19. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1881.

Hugo. — Ruy Blas. Trauerspiel in fünf Acten von Victor Hugo. Metrisch übersetzt von Hermann von Löhner. Leipzig, O. Mutze. 1881.

Jordan. — Das Gebet des Herrn. Eine Pfingstgabe von Wolfgang Arthur Jordan. Gumbinnen, Selbstverlag des Verfassers. 1881.

Jugendbibliothek für das Pianoforte zu vier Händen. Ein Melodienschatz aus Werken alter und neuer Meister gesammelt und zum Gebrauch beim Unterricht bearbeitet von Anton Krause. 1. Heft. L. v. Beethoven. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1881.

Katscher. — Bilder aus dem Chinesischen Leben. Mit besonderer Rücksicht auf Sitten und Gebräuche. Von Leopold Katscher. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1881.

Kleinpaul. — Rom in Wort und Bild. Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. phil. Rud. Kleinpaul. Mit 368 Illustrationen. Lfg. 3. 4. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1881.

Kraszewski. — Ausgewählte Werke von J. J. Kraszewski. Bd. 11. 12. Capreae und Rom. Bilder aus dem ersten Jahrhundert von J. J. Kraszewski. Autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Mit Porträt und Biographie des Verfassers. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1881.

Kretschmer. — Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum 19. Jahrhundert von Albert Kretschmer und Dr. Carl Rohrbach in Gotha. 2. Aufl. 14. u. 15. Lfg. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.

Krüger. — Das Reich Gottes nach der Lehre Jesu von F. Krüger. Güstrow, Opitz & Comp. 1881.

Lehner. — Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten von Hofrath Dr. F. A. v. Lehner, Director des Fürstlich Hohenzollernschen Museums in Sigmaringen. Mit 8 Doppeltafeln in Steindruck. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. 1881.

Leixner. — Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen in volksthümlicher Darstellung. Herausgegeben von Otto von Leixner. Mit über 300 Text-Illustrationen und zahlreichen Tonbildern ꝛc. Lfg. 4—7. Leipzig, O. Spamer 1881.

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 23. 24. Stuttgart, J. Engelhorn. 1881.

Leonhardi. — Collectiv-Vermögen. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage von Franz Freiherrn Leonhardi. Pressburg, C. Stampfel. 1881.

Library, English. Nr. 1. Sketches by Mark Twain. — Nr. 2. The Lay of the Last Minstrel by Sir Walter Scott. — Nr. 3. She stoops to Conquer. A Comedy by Oliver Goldsmith. — Nr. 4. The tragical history of Doctor Faustus by Christopher Marlowe. Zürich, Rudolphi & Klemm. 1881.

Loehnis. — Die europäischen Colonieen. Beiträge zur Kritik der deutschen Colonialprojecte. Von H. Loehnis. Mit 2 Karten. Bonn, E. Strauß. 1881.

Lübke. — Geschichte der Renaissance in Deutschland von Wilhelm Lübke. 2. verb. und verm. Aufl. Mit über 300 Illustrationen in Holzschnitt. 2. u. 3. Lfg. Stuttgart, Ebner & Seubert. 1881.

Marius. — Die Persönlichkeit Jesu Christi. Mit besonderer Rücksicht auf die Mythologien und Mysterien der alten Völker von Dr. Emanuel Marius. Zweite unveränderte Auflage. Leipzig, R. Eckstein. 1881.

Martens. — Die römische Frage unter Pippin und Karl dem Grossen. Eine geschichtliche Monographie von Wilhelm Martens, Dr. der Theologie und der Rechte, Regens a. D. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. 1881.

May. — Das Stammschloß. Schauspiel in fünf Aufzügen von Andreas May. München, Th. Ackermann, Königl. Hofbuchh. 1881.

May. — Heimkehr. Schauspiel in vier Aufzügen von Andreas May. München, Th. Ackermann, Königl. Hofbuchh. 1881.

Mertelmeyer. — Altmecklenburgische Plaudereien von Bruno Mertelmeyer. Berlin, R. Hanow. 1881.

Münchhausen. — Berliner Blau. Kleinere Beiträge zur großstädtischen Tagesgeschichte von Münchhausen junior. Hagen i. W., H. Risel. 1881.

Natzmer. — Memoiren des Freiherrn Dubislav Gneomar v. Natzmer, Königl. Preußischen Feldmarschalls. Mit specieller Erlaubniß des Besitzers herausgegeben, bearbeitet und mit Erläuterungen versehen von Eufemia Gräfin Ballestrem. Berlin, Th. Grieben. 1881.

Niborn. — Sage und Sein. Vaterländisches Schauspiel in vier Aufzügen und acht Bildern von Rob. Niborn. Berlin, Freund & Jeckel. 1881.

Palm. — Briefe aus der Bretterwelt. Ernstes und Heiteres aus der Geschichte des Stuttgarter Hoftheaters. Von Adolf Palm. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1881.

Rundschau, Deutsche, für **Geographie** und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Karl Arendts in München. III. Jahrg. Heft 10. Wien, A. Hartleben. 1881.

Reichenau. — Die monistische Philosophie von Spinoza bis auf unsere Tage von Wilhelm von Reichenau. Köln, Ed. Heinr. Mayer. 1881.

Reinow. — Idealisten. Roman von M. Reinow. Berlin, Frz. Wahlen. 1881.

Reissenberger. — Siebenbürgen. Geschildert von Dr. Karl Reissenberger. Mit zahlreichen Abbildungen und einem Titelbilde in Tondruck. Wien, K. Graeser. 1881.

Revue, Ungarische. Mit Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Paul Hunfalvy. Heft 6. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1881.

Róndani. — Saggi di critiche letterarie per Alberto Róndani. Firenze. 1881.

Roßmäßler. — Der Wald. Den Freunden und Pflegern des Waldes geschildert von E. A. Roßmäßler. 3. Aufl. Durchgesehen und verbessert von Professor Dr. Moritz Willkomm. Mit 17 Kupferstichen, 90 Holzschnitten und 1 Bestandskarte in lith. Farbendr. Lfg. 15—16. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshdlg. 1881.

Rümelin. — Reden und Aufsätze. Neue Folge von Gustav Rümelin, Kanzler der Universität Tübingen. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. 1881.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XVI. Serie, Heft 370. Die Entwicklungsphasen des religiösen Lebens im hellenischen Alterthum. Von Oberschulrath a. D. E. Th. Gravenhorst. — Heft 371. Der Zoologe am Meer. Von Professor Dr. Richard Hartwig. Berlin, C. Habel. 1881.

Sanders. — Ergänzungs-Wörterbuch der deutschen Sprache. Eine Vervollständigung und Erweiterung aller bisher erschienenen deutsch-sprachlichen Wörterbücher (einschließlich des Grimm'schen). Mit Belegen von Luther bis auf die neueste Gegenwart. Von Prof. Dr. Daniel Sanders. 5. Lfg. Berlin, Abenheim'sche Verlagsbchh. 1881.

Schmid. — Ueber Handel und Wandel in Brasilien. Journalistische Skizzen von Fernando Schmid, Oesterr.-Ungar. General-Consul ad honores. Berlin, Gebrüder Paetel. 1881.

Schneider. — Ignoramus. Ein Blick auf die Statistik der Zukunft. Von Hugo Schneider. Berlin, Freund & Jeckel. 1881.

Schreyer. — Goethe's Faust als einheitliche Dichtung erläutert und vertheidigt von Hermann Schreyer, Dr. phil., Professor zu Pforta. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1881.

Sellen. — Ecos del Rin. Coleccion de poesias alemanas. Traducidas en verso por Francisco Sellen. New-York. 1881.

Sigwart. — Kleine Schriften von Christoph Sigwart, Professor der Philosophie a. d. Universität Tübingen. 2 Thle. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.

Silvagni. — La corte e la società romana, nei secoli XVIII e XIX per David Silvagni. Vol. I. Firenze. 1882.

Smithsonian. — Annual report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution, showing the operations, expenditures, and condition of the institution for the year 1879. Washington 1880.

Stinde. — Waldnovellen. Von Dr. Julius Stinde. Berlin, Freund & Jeckel. 1881.

Stoeckert. — Die Zerstörung Magdeburgs. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Georg Stoeckert. Magdeburg, Heinrichshofen'sche Verlagshdlg. 1881.

Swoboda. — Gesammelte Gedichte, Dramen und Erzählungen. Von Heinrich Swoboda. 2. vermehrte Auflage. Mit dem Portrait des Verfassers in Stahlstich. Leipzig, O. Mutze. 1881.

Thudichum. — Traube und Wein in der Culturgeschichte von Dr. Georg Thudichum. Tübingen, H. Laupp'sche Buchh. 1881.

Uschner. — Vorstadt-Idyll von K. R. W. Uschner. Hamburg, J. F. Richter. 1882.

Weltpost. — Blätter für deutsche Auswanderung, Colonisation und Weltverkehr. 1881, Juli, 4. Heft. Leipzig, Verlags-Expedition der „Weltpost".

Wiesbaden auf der balneologischen Ausstellung in Frankfurt a. M. Wiesbaden. 1881.

Wolrad. — Gedichte aus Arco von E. Wolrad. Arco, C. Emmert. 1881.

Wolzogen. — Agnes von Lilien. Roman in 2 Bänden von Karoline von Wolzogen, Schiller's Schwägerin. Neu herausgegeben und mit einem Vorworte versehen von Ludwig Salomon. Stuttgart, Levy & Müller. 1881.

Wülffing. — Der Erwerb von Ackerbau und Handels-Colonien durch das Deutsche Reich von Wülffing, Ober-Regierungs-Rath. Köln, Ed. Heinr. Mayer. 1881.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. v. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers, Prof. Dr. J. B. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt. Herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. X. Heft 153. Die Begründung der päpstlichen Macht diesseits der Alpen. Von Carl Haupt, Oberlehrer in Ohlau. Berlin, C. Habel. 1881.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Das Frölenhaus.

Novelle

von

Gustav zu Putlitz.

VI.

Der Commerzienrath trat in den Gartensaal, schüttelte sich, schien aber wenig aufgelegt zu Mittheilungen, ja man hätte annehmen können, daß ihm die Gegenwart Alberts, besonders aber des alten Landschaftsgärtners, nichts weniger als bequem war. Er that auch, als ob er die Beiden gar nicht beachte, sondern ging im Zimmer auf und ab, von Zeit zu Zeit ein kurzes, heiseres Lachen ausstoßend, das aber mehr der Ausdruck des Aergers als der Heiterkeit schien. Weinhold machte hinter seinem Rücken dem jungen Baumeister Winke und zeigte allerbeste Laune, ja, als dieser nicht auf dieselbe einging und in den Garten gehen wollte, hielt er ihn am Arm fest. „Sie müssen sich umziehn, Bester," sagte er, „denn, meiner Meinung nach, müssen Sie bis auf die Haut naß geworden sein. Wer solch prachtvolles, aber gründliches Gewitter im Freien beobachtet, trägt keinen trocknen Faden zu Haus."

Der Commerzienrath hemmte den Schritt und sah sich um. „Ein prächtiges Gewitter nennen Sie das, Weinhold? Nun da muß ich bitten. Dieses grauenhafte Phänomen! Ich meinte Himmel und Erde müßten zusammenbrechen. Es steckt mir noch in allen Gliedern."

„Ah, Ihr Städter!" rief Weinhold, „Ihr seid nicht an dergleichen gewöhnt, und im schlimmsten Fall verlaßt Ihr Euch auf die Feuerwehr. Wir, die wir oft Monate hintereinander im Freien zubringen, kennen das besser. Auf dem Lande gibt's solche Gewitter alle Wochen ein paar Mal, und nun sollten Sie es einmal in der Nacht erleben. Dann ist es so wunderbar schauerlich, so gewaltig ergreifend —"

„Hören Sie auf," unterbrach ihn der Commerzienrath, „ich hatte grade genug, und wenn ich mir vorstelle, meine Frau Gemahlin wäre hier gewesen, in Krämpfe wäre sie gefallen, den Tod hätte sie davon gehabt vor Angst."

„Ja, Verehrtester," sagte der Gartendirector ganz gelassen, „das ist nicht anders auf dem Lande, und dann kein Arzt zur Stelle zur Beruhigung. Ich glaube selbst, die Frau Commerzienräthin wäre der Aufregung mit ihren Nerven nicht gewachsen. Und nun erst, wenn solches Wetter sie auf einer Spazierfahrt überraschte, wo die Bäume um sie krachen, die Pferde sich bäumen und durchgehen und die Blitze mitunter die Gewohnheit haben einzuschlagen!"

„Grauenhaft!" rief der Commerzienrath. „Wissen Sie, Verehrtester, daß das Glück des Landlebens mir überhaupt heute zweifelhaft geworden ist. Das Geld spielt ja bei mir, wie Sie wissen, keine Rolle, und ich würde mir allen erdenklichen Comfort schaffen, aber das hat seine Grenzen, trotz Eisenbahn und Telegraphen. Ich finde es, unter uns gesagt, hier schauderhaft, die Mark macht solchen pauvern, miserablen Eindruck, bei ihrem gänzlichen Mangel an Naturschönheiten. Kein Berg, keine Schneegipfel, keine Wasserfälle, nicht einmal der erbärmlichste Felsen. Das imponirt nicht. Und dann ist Alles so schmutzig, so langweilig. Und die Gewitter! Zweimal wöchentlich haben Sie gesagt?"

„Da gilt es nun zu zeigen," sagte Weinhold, „was wir beide, der Herr Baumeister und ich, mit unserer Kunst und mit dem Geldbeutel unseres verehrten Gönners vermögen. Je größer die Schwierigkeiten, desto höher das Verdienst. Er baut Ihnen ein Schloß, Ludwigs XIII. würdig. Alte Renaissance — die ist jetzt in der Mode. Ich baue Ihnen Felsen, Schluchten aus Cement, einen Wasserfall, getrieben von einer Dampfmaschine, die eine künstliche Ruine versteckt, der fallen soll, wenn auch nur eine Stunde wöchentlich, aber immer zum richtigen Moment. Eine Avenue hat Ihre Frau Gemahlin schon bestellt. In zwei Jahren ist Alles fertig, und dann kleiden Sie, zum Einweihungsfeste, die sämmtlichen Vasallen Ihrer Herrschaft in kleidsame Nationalcostüme, die Zeitungen berichten, alle Welt wird davon sprechen. —"

„Wenn man nur wüßte," unterbrach ihn der Commerzienrath und wandte sich zu Albert, „wie weit bei ihm der Spaß geht und wo der Ernst anfängt. Wenn wir entre nous sind, lasse ich es mir gern gefallen, aber er genirt sich auch vor Fremden nicht."

„Ich wüßte nicht," sagte Weinhold, „was uns jetzt noch im Wege stünde, da Sie, verehrter Gönner, wie ich zuversichtlich annehme, uns den einzigen Stein des Anstoßes, das Frölenhaus aus dem Wege geschafft haben werden."

Der Commerzienrath fuhr auf, diesmal mit unverhohlenem Zorn. „Das ist es ja," rief er, „was mich verdrießt. Daß ich nicht gleich auf den ersten Anlauf zum Ziel kommen würde, wußte ich wol, und sagte das auch im Voraus. Es war schon genug, daß ich, und nicht ohne Schwierigkeit, bei dem alten verstockten Frauenzimmer eindrang und ohne das grauenhafte Unwetter wäre ich auch doch noch weiter gekommen, so aber —"

„Erzählen Sie doch," rief der Landschaftsgärtner, als der Commerzienrath stockte und Miene machte, in seinen Eröffnungen einzuhalten. „Sie, ein Virtuose in der Ueberredungskunst, im Ueberwinden aller Hindernisse, der Sie mit so leichter Hand die größten geschäftlichen Verwickelungen lösen, könnten hier gescheitert sein?"

Der eitle Geschäftsmann fühlte sich halb geschmeichelt, halb gereizt in seinem point d'honneur. Er hätte so gern seine Niederlage, denn eine solche hatte er erlitten, verschwiegen, aber da er einsah, daß das unmöglich war, wollte er sie wenigstens so leicht als thunlich darstellen und seinen Unmuth über dieselbe nicht merken lassen. „Ja, wie ich eindrang, meine Herren," fing er an, „das war schon possirlich genug. Lange, trotz wiederholten Pochens, blieb die Thür verschlossen, und nichts regte sich in der Hütte, als sei sie ausgestorben. Endlich, nachdem ich mit der goldenen Krücke meines Rohrstocks an alle Fenster geklopft hatte, erhub sich ein Gepolter, vor dem ich zusammenschreckte und das ich mir erst nicht erklären konnte. Hernach habe ich mir zusammengereimt, daß es von einem alten schmutzigen Weibe herrührte, das auf Holzpantoffeln die Bodentreppe herabstürzte. Besagtes Wesen riß dann auch die Hausthür auf, schloß sie aber gleich wieder, bis auf eine schmale Spalte, die es mit seiner anmuthlosen Gestalt vollkommen ausfüllte. Dieser Cerberus schleuderte mir einige Worte entgegen, die ich nicht verstand, die wie eine Frage klangen und ein Fluch schienen, denn ein paar Mal hörte ich etwas vom Düwel durch, und daraus entnahm ich, daß es mich für den Teufel halten mochte."

„Oh sicher nicht!" warf der Landschaftsgärtner ein. „Dazu haben sie hier auf dem Lande eine zu ausgebildete Vorstellung des ‚Gott sei bei uns'. Eher nehme ich an, daß, was Ihnen eine Frage schien, ein bescheidener Wunsch war, der Teufel möge den Störenfried des Hauses holen."

„Der blieb nun unerfüllt," sagte möglichst heiter der Commerzienrath, „denn ich ließ mich in eine, freilich nicht leichte Verhandlung ein, weil wir beide uns nur mühselig verstanden. Die wiederholte Erwähnung, ich sei der neue Gebieter von Zarchow, verfehlte aber ihre Wirkung nicht, wenn auch die Betheuerung, ich hätte nothwendig in Geschäften mit dem gnädigen Fräulein zu reden, immer wieder mit Kopfschütteln aufgenommen wurde. „Se deit dat nich! Se will jo dat nich un wat Se nich will, brengt kenn Düwel ut ehr rut!"

Dieses Kauderwelsch wurde so oft wiederholt, daß ich schließlich den Sinn errieth und behielt. Nun ließ ich ein paar Münzen klappern, die die Aufmerksamkeit des alten Weibes schnell erregten, so daß es mich gleich verstand, und das Geld auch, nachdem es die Hand mehrere Mal mit der Schürze abgewischt hatte, hinnahm und, wie nach schwerem Entschluß, und tiefem Seufzer rief: „Ick will't versöken. Versöken kann ick dat jo!" Sie sehen, wie ich in der Sprachkenntniß profitirte. Dann aber schlug mir die alte Hexe die Thür wieder vor der Nase zu, und es dauerte eine lange Weile, bis ich ihren Schritt, diesmal auf den Strümpfen, schlürfen hörte, und sie nun die Thür weit aufriß. „Se wull nich, ober se will nu" rief sie mir entgegen, was ich mir in's Hochdeutsche so übersetzte: „Das gnädige Fräulein wird die Ehre haben, den Herrn Commerzienrath zu empfangen!"

„Frei, aber glücklich!" rief Weinhold.

„Das Weib zeigte mit der verkehrten Hand auf eine Thür," fuhr der Commerzienrath fort, „aber ohne dieselbe zu öffnen, kehrte mir den Rücken und polterte auf den Holzpantoffeln, die auf der kleinen Vorflur stehen geblieben waren, und in die es hineinschlüpfte, die Treppe wieder hinauf. Ich pochte

nochmals an die Thür, kein „Herein“ ließ sich aber vernehmen, und so öffnete ich, ohne eine weitere Aufforderung abzuwarten, die bezeichnete Thür, und trat ein.“

„Gott sei Dank, er ist drin!“ rief Weinhold Albert zu, der halb zerstreut, oder doch mit anderen Gedanken beschäftigt, durch die offene Thür in den Garten gestarrt hatte und nun zusammenschrak und einen Schritt näher trat.

„Drin war ich und behielt noch Zeit genug, mich in dem Raum umzusehen,“ nahm der Commerzienrath seinen Bericht wieder auf, „denn die alte Dame ließ mich noch eine geraume Zeit warten. Welche Aermlichkeit, welche Kargheit in Allem! Weiße Kalkwände, ausgetretene Dielen, ein schwarzer, ungefügiger Kachelofen in der Ecke. Ein Ding wie ein Sopha mit ausgeblaßtem Wollendamast überzogen, ein paar Stühle, an der Spiegelwand eine altmodige Commode, darüber ein fleckiger Spiegel und ein paar Carricaturen von Porträts an den Wänden. Voilà tout! Da stand ich denn und wartete.“ —

„Das Fräulein war gewiß bei der Toilette, um den vornehmen Gast würdig zu empfangen,“ warf Weinhold ein.

„O nein!“ erwiderte der Commerzienrath, „obgleich ich das auch zuerst annahm. Ich sah die alte Dame durch die geöffnete Thür zum Nebenzimmerchen unbeweglich in einem Armstuhl sitzen, und, wie ich mich auch räusperte und bemerklich zu machen suchte, sie wandte nicht einmal den Kopf. Erst als ich auf die Thür zuschritt, richtete sie sich auf, erhub sich aus dem Stuhl und trat nun kerzengrade in's Zimmer, erwiderte meinen verbindlichen Gruß aber erst, als sie in der rechten Sophaecke Posto gefaßt hatte, und auch da nur mit einem stummen Kopfnicken und einer Handbewegung, die ich als eine Aufforderung auslegte, mir einen Stuhl zu nehmen, was ich auch that. Ich stellte mich vor, ohne damit einen sichtlichen Eindruck zu machen, und fing dann an auseinander zu setzen, daß ich es für meine Pflicht gehalten hätte, als nunmehriger Besitzer des Rittergutes Zarchow, mich zu überzeugen, ob in dem Hause des gnädigen Fräuleins nichts fehle, nichts schadhaft geworden sei, und ob sie nicht Wünsche hätte, die zu erfüllen mir eine ebenso große Ehre als Freude sein würde. Nun erst öffnete die alte Mumie die Lippen, und erwiderte ohne Dank, deshalb hätte ich nicht nöthig gehabt mich zu incommodiren, in ihrem Hause sei Alles in guter Ordnung, ein Neubau nicht nöthig und die Reparaturen hätte sie selber zu besorgen. Das müsse ja in meinen Papieren ebenso stehen als in den ihrigen. Dabei machte sie Miene aufzustehen und das Gespräch abzubrechen. Ich sah aber ein, daß ich ihrer so bald nicht wieder habhaft werden würde, und legte die Hand auf ihren Arm, mit dem Bemerken, ich sei noch lange nicht fertig. Sie sah mich verwundert an, blieb aber doch sitzen. Nun, meine Herren, entwickelte ich in einer langen, aber, ich darf wol sagen, nicht schwunglosen Rede die Anforderungen der Neuzeit an Comfort und Eleganz, die auch schon und mit einigem Recht, anfingen sich selbst bei der dienenden und arbeitenden Classe geltend zu machen, und daß mit diesen ihr Haus und Einrichtung scheine, in bedauerlichem Widerspruch zu stehen. Die Alte hörte ganz ruhig zu und da sie kein Wort einwarf, fürchtete ich schon, sie verstünde mich nicht, oder sei gar taub, weshalb ich die Stimme merklich erhob, als ich aber einhielt, wie um eine Antwort zu

erwarten, sagte sie kurz: „Herr Commerzienrath, oder wie Sie sich sonst titu-liren, ich bin aus einer Zeit, in der man an all' dergleichen nicht gewöhnt wurde, und zu alt, neue Gewohnheiten anzunehmen; mir genügt mein Haus mit Zubehör vollkommen, wie es mir verschrieben ist." Ich rückte mit der Offerte eines neuen Hauses, ja einer vollständig eingerichteten Villa, in welch' schöner Gegend sie immer wolle, vor. „Ich will nur Eins," sagte sie: „unbehelligt hier bleiben." Nun kam ich mit den Schrecken der Processe. Die Verschreibungen widersprächen der neuen Gesetzgebung. Das schien sie gar nicht zu beunruhigen, sie hätte ihr Recht und darüber ihre Papiere. Solche Dinge hätte schon der Mann ihrer Großnichte probirt, da habe sie ihm ihr Haus verboten und sich das Wort gegeben, niemals wieder seine Schwelle zu betreten, und das habe sie gehalten, obgleich es ihr um die Enkelin ihres Bruders leid gewesen wäre. Auch dessen Nachbesitzer habe, aus Unverstand, so anfangen wollen, aber er hätte es auch als nutzlos aufgegeben. Sie wiche kein Haar breit, so wenig sie einen Grashalm verlange, der ihr nicht zukäme. Sie sagte das ganz ruhig, mit einer Sicherheit, die bewies, sie wisse sehr wohl, daß man ihr nichts anhaben könne. Jetzt mußte ich mit dem schweren Geschütz anfahren. Ich schlug ihr vor, ihr das Haus abzukaufen. Sie antwortete gar nicht. Ich bot Tausende, immer höher, ein ganzes Gut hätte sie dafür kaufen können. Mein Anerbieten, ihr gleich baar auszuzahlen, bethätigte ich dadurch, daß ich anfing mein Portefeuille auszuschütten. Sie warf nicht einmal einen Blick auf die Reihe der Werth-scheine und doch wollte ich wetten, daß sie nie soviel Geld auf einmal zu-sammengesehen hat. Auch mit Gold rückte ich vor, wieder ohne allen Erfolg. Ja, meine Herren, was soll man mit einem Menschen anfangen, der so wenig besitzt, und der über die knappe Grenze dieses Besitzes hinaus keinen Wunsch mehr hat, selbst wenn man annehmen muß, daß diese Zufriedenheit nichts ist, als eine verknöcherte und verkleidete Resignation?"

„Verehrter Gönner," sagte Weinhold, diesmal ganz ernst, „Ihr Strebende und Erwerbende versteht eben die Leute nicht, die sich mit einem Schatze be-gnügen, den nichts ihnen rauben kann — die ererbte Erinnerung an eine be-vorzugte Vergangenheit. Was hat das arme alte Fräulein, das ohne irgend eine andere Lebensfreude, lange Jahre einsam und schmuck- und genußlos hin-brachte, noch weiter als das Bewußtsein dieser Erinnerung? Ich bin überzeugt, daß, als sie Ihnen gegenübersaß, in der rechten Ecke des unbequemen, ver-schossenen Sophas, sie das volle Gefühl der Ueberlegenheit hatte der vornehmen Dame über dem Emporkömmling und sie das ganze Gut Zarchow mit Zugabe Ihrer gespickten Brieftasche, allenfalls noch Ihres feuerfesten Schrankes in der Residenz, nicht für ihr ärmliches Häuschen eingetauscht hätte. Sie hätte ja auch damit die Grundsätze ihres ganzen Lebens, die Traditionen vieler Genera-tionen aufgeben müssen. Die alten Gemäuer, an denen Geschlechter auf Ge-schlechter bauten, sind schwerer zu erschüttern als die modernen Bauten, die übereilt aufgeschichtet wurden, und der plumpe Mörtel, der Jahrhunderten trotzte, wird zwar nicht schöner durch sein Alter, aber er beweist doch, daß er Kraft hat zu halten. Hätte unsere Nation nicht gelernt, sich zu begnügen, sie wäre nie geworden was sie ist, und so erscheint mir das alte Frölen, trotz ihres

carrikirten Eigensinns, trotz ihrer zweck- und freudelosen Existenz, doch wie ein ehrwürdiger Baum, der, obgleich die Stürme ihn entlaubten, trotzdem das Mark erstarb, doch mit den Wurzeln noch fest und unerschüttert eingreift in den Boden der Heimath."

„Unser jovialer Freund wird pathetisch!" rief lachend der Commerzienrath.

Der Landschaftsgärtner nahm auch gleich wieder einen heiteren Ton an und klopfte dem Bankier auf die Schulter. „Wenigstens," sagte er, „bin ich vorsichtiger und versuche es nie, solche Bäume zu verpflanzen. Die Natur bricht sie schließlich, aber sie rankt zugleich neues, blühendes Leben um die Reste des Vergangenen. Daß Ihr Versuch bei dem alten Frölen hoffnungslos sein würde, wußte ich voraus."

„Noch halte ich nicht alle Mittel für erschöpft," sagte der Commerzienrath, aber doch mit weniger zuversichtlichem Ausdruck. „Das aber ist mein Geheimniß. Wer weiß aber, ob ich nicht sogar schon heute weiter gekommen wäre ohne das greuliche Unwetter, das mitten in meine Verhandlungen hineinbrach. Die schwüle Luft in dem dumpfigen Zimmer, der Fliegenschwarm, der mich umschwirrte, hatten mir schon den Kopf eingenommen. Nun bemerkte ich wol, daß der Himmel sich verdunkelte, daß einzelne Regentropfen fielen, aber auf einmal erhub sich ein Sturm, als solle die ganze Hütte zusammenbrechen, und als der erste Donnerschlag niederdröhnte, wer konnte es mir da verdenken, daß ich schnell Scheine und Gold einstrich und wenigstens meine Baarschaft in Sicherheit brachte? Am liebsten hätte ich mich selbst gleich davon gemacht, aber das war ja unmöglich. Der Regen kam wie eine Sündfluth hernieder und das schlechteste Dach war doch immer ein Schutz. Ich will es gestehen, daß ich etwas unruhig wurde, namentlich als Blitz und Schlag so zugleich und so ununterbrochen herniederfuhren, und was mich noch vollends außer Fassung brachte, war die Unbeweglichkeit, mit der die alte Mumie in der Sophaecke that, als ob gar nichts vorginge, ja, wenn ein gewaltiger Strahl das dunkle Zimmer erhellte, schien es mir sogar, als ob ein spöttischer Zug um ihre Mundwinkel spielte. Um ein Haar, dachte ich, könnte doch einmal solche Feuerschlange in die Hütte fahren."

„Darauf hatten wir, der Herr Baumeister und ich, gehofft," unterbrach ihn der alte Weinhold, „das hätte mit einem Schlage die Frage des Frölenhauses gelöst!"

„Da muß ich doch bitten," lachte der Commerzienrath, „daß diese Hoffnung sich einmal erfüllt, wenn ich nicht grade drin bin."

„Und auf diese Eventualität," mischte sich Albert in das Gespräch, „hätten wir also wol zu warten, ehe wir Schloß und Park in Angriff nehmen?"

Der Commerzienrath sah ihn verwundert an. Er hatte selbst schon daran gedacht, den ganzen Plan aufzugeben, und war Geschäftsmann genug, nie ein Project aus Eigensinn festzuhalten, wenn die Chancen dafür sich änderten und die Verfolgung der ersten Absicht nicht mehr günstig erschien. „Hätte ich meiner Frau nur nicht die Idee eines alten feudalen Grundbesitzes in den Kopf gesetzt," murmelte er vor sich hin, „gäbe ich das ganze Zarchow mitsammen seinem Frölenhause wieder fort. Es ist doch nichts damit anzufangen. Eine Sand-

büchse ohne allen landschaftlichen Reiz! Uebrigens höre ich meinen Wagen vorfahren und muß mich beeilen, den Zug noch zu erreichen."

Er grüßte etwas förmlich, denn die spottende Art des Landschaftsgärtners, der sich sonst schon etwas erlauben durfte, hatte ihn diesmal doch verletzt. Nach einem Fehlschlag, der die Eitelkeit kränkt, ist man empfindlich.

Als der Commerzienrath fort war, rieb sich der alte Weinhold vergnügt die Hände. „Das prächtige Frölenhaus!" rief er, „hat uns diesmal vortrefflich aus der Verlegenheit geholfen. A propos, junger Freund, jetzt wäre eine gute Gelegenheit, das mütterliche Stammgut wieder zu acquiriren. Sie haben doch noch mehr Attachement für dasselbe, als Sie vielleicht selbst wußten. Ich müßte mich sehr irren oder unser Nabob gibt es so schnell als möglich fort, und vielleicht läßt Fränzchen gern ihre paar Tausend Thaler, die sie aus dem Schiffbruch rettete, bei Ihnen stehen."

Albert sah erröthend zu Boden. Der alte Herr hatte mit so eigenthümlichem Lächeln und besonders neckischem Ton, durch den doch ein wenig Gemüth durchklang, auf das Mädchen hingedeutet, daß dem jungen Manne die Absichtlichkeit nicht entgehen konnte. „Reisen Sie noch heute Abend?" fragte er.

„Ich richte mich nach Ihnen, lieber Freund," erwiderte Weinhold. „Ich bin eine gesellige Natur und solche Fahrt durch den Sand allein ist mir scheußlich. Das heißt nicht, daß Sie sich hier um mich geniren sollen. Ich führe immer meine Journale und Pläne mit mir. Wann also?"

„Morgen!" erwiderte Albert. „Ich möchte noch einen Spaziergang machen durch die Felder, in alten wehmüthigen Erinnerungen. Wer weiß, ob ich jemals wieder den Boden meines Geburtsortes betreten werde." Er grüßte und ging.

Der alte Herr warf ihm nur einen flüchtigen Blick nach. „Wozu nicht Alles solch Frölenhaus gut ist," murmelte er vor sich hin. Die alten Herren von vordem waren nicht so unüberlegt, als es oft scheint. Daß sie aber das noch mit ihrem Bau ausrichten würden, nach zweihundert Jahren etwa, haben sie sicher nicht gedacht. Ab und zu tappt doch die Vergangenheit, wenn wir sie längst abgethan meinen, immer noch in die frische, lebendige Gegenwart hinein, die sich so stolz eine neue Zeit nennt! Er pfiff sich eine heitere Melodie aus irgend einer gerade beliebten Operette, sah aber ganz ernst dabei aus.

VII.

Albert fühlte die Nothwendigkeit allein zu sein mit seinen Gedanken und Erinnerungen. Wenn er auch nur als stummer Zuhörer dem halb neckischen Gespräch des alten Weinhold und des Commerzienrathes zugehört hatte, wenn er ihm auch nur geringe Beachtung schenkte, so weckte es ihm doch widerwärtige und verletzte Empfindungen. So wenig Recht er auch nur noch hatte an seinen Geburtsort, nach dem er vor wenig Tagen noch gar keine Sehnsucht empfand, so ergriff ihn doch, im Wiedersehen, ein Gefühl, als müsse er das Haus, den Garten schützen gegen die mißachtenden Eingriffe des Geldemporkömmlings. Fränzchens Geschick mischte sich in seinen Gedanken mit dem eigenen. Die rohe und gewaltsame Art, in der die Verhältnisse die junge Waise aus dem Hause vertrieben hatten, das doch eine Zeit lang ihr Elternhaus gewesen war, erregten

ihn fast eben so sehr, als ihm die heitere Ergebenheit des Mädchens in ihr trübes Schicksal Bewunderung abnöthigte. Dazu trat die wunderliche Gestalt seiner alten Verwandtin im Frölenhause ihm durch Fränzchens Mittheilungen in ein ganz anderes Licht als früher, und die Art, mit der sie den Commerzienrath und seine Anträge zurückwies, hatte sie ihm fast ehrwürdig erscheinen lassen. Alles das ging ihm wirr durch den Kopf, aber da er sich von Jugend auf, als einziges Kind, gewöhnt hatte, einsam zu spielen, allein zu überlegen, und später immer vorzog seine Studienreisen ohne Genossen zu machen, weil er sich dadurch gesammelter im Aufnehmen, selbständiger im Urtheilen fühlte, so suchte er sich auch jetzt alte Erinnerungen und neue Eindrücke zurechtzulegen. So schritt er zum Garten hinaus, den Weg hinter dem Dorfe entlang, und freute sich, daß er ihn wiederfand, ziemlich unverändert, ja er freute sich sogar, daß er es bemerkte, wie hier ein Baum fehlte, dort ein wilder Schößling zum schlanken Stamm herangewachsen war. Durch das Dorf hatte er nicht gehen wollen, denn er scheute sich, erkannt zu werden, wie ein Fahnenflüchtiger, der dem Boden der Heimath den Rücken kehrte. Da stand er auf einmal an der alten, roh aus Granitsteinen aufgeschichteten Kirchhofsmauer. Der Friedhof selbst wurde nicht mehr benutzt und umschloß wie eine verwilderte Wasserfläche die schmucklose Dorfkirche mit den plumpen Feldsteinwänden und dem mit grau verwitterten Schindeln gedeckten und mit Brettern verkleideten Glockenthurm. Kaum entdeckte man noch die Stelle der Gräber und nur hier und da ein zusammenbrechendes hölzernes Kreuz. Aber an der Kirche stand noch die breitästige Linde, gerade im vollen Schmuck duftender Blüthen, die die Bienen umsummten. Alles war so frisch nach dem Gewitter. Dort, an der Rückseite des Gotteshauses, war der Eingang zur Familiengruft der alten Zarchow's, und auch seine Mutter, die Letzte, hatte man dort hineingetragen. Der Tag stand auf einmal wieder lebendig vor dem Gedächtniß, an dem er, ein weinender Knabe, an der Hand des Vaters, dem Sarge der theuren Dahingeschiedenen gefolgt war; die Stimmung, halb Furcht, halb Neugier, die mit dem ersten tiefen Schmerz des Lebens kämpfte, als er hinabstieg in die dumpfe Gruft, an deren feuchten Wänden die Särge der Familie aufgeschichtet standen. Er hatte wol daran gedacht, gleich als er Heimathsort und Elternhaus wiedergesehen hatte, die Ruhestätte der Mutter zu besuchen, aber theils die Scheu, sich zu erkennen zu geben, theils die Erinnerung an jene Knabenempfindung hielten ihn zurück. Nun hatte ein Zufall ihn hergeführt und er beugte sich zu den tiefen, mit Eisenstäben verwahrten Oeffnungen nieder, die einen, freilich nur spärlichen Einblick in den düstern, unterirdisch gewölbten Raum gestatteten. Er wußte nicht genau, wo der Sarg seiner Mutter stand. Da entschloß er sich zum Schullehrerhäuschen zu gehen, das er gleich wiedererkannte, und das in die Kirchhofsmauer hineingebaut, halb auf dem Friedhof stand. In dem Häuschen hatte er seinen ersten Unterricht empfangen, und war auch sonst öfter hinüber gegangen zu dem, nach seiner Erinnerung damals schon alten Mann, mit den schlichten ergrauten Haaren. Der Lehrer hatte ihm Geschichten erzählt von den alten Zarchow's, denn er wußte auf mehrere Generationen zurück zu reichen, da er selbst im Orte geboren war und sein Vater und Großvater schon dieselbe Stelle bekleideten. Auch außer-

dem hatte er immer etwas Freundliches bereit, sei es Obst aus dem Gärtchen, oder ein Binsenkörbchen, das er kunstvoll flocht, auch wol sonst ein Spielwerk, und dann sah Albert der Arbeit der Frau zu, die das Garn selbst verwob, das sie über Winter gesponnen hatte. Die Empfindung, daß in jenen schlichten, niedrigen Wänden etwas Erfreuliches ihn erwarte, trat dem jungen Manne als warme Erinnerung an das Herz und wenn er sich auch sagen konnte, daß der alte Freund längst todt sei, so wollte er ihm doch nachfragen, während er sich den Schlüssel zur Familiengruft erbat. Er trat in das Häuschen und klopfte an die Thür des früher so wohlbekannten Wohnzimmers. Fast erschrak er, als ihm dieselbe Stimme als früher „Herein" entgegenrief, als er eintrat und der alte Mann, freilich in jetzt schneeweißem Haar, das aber immer noch wie sonst um den feinen Kopf gescheitelt war, auf dem alten Platz am Fenster entgegenblickte. Verwundert sah er dem Eintretenden entgegen und erhob die lange, schlanke, doch gebeugte Gestalt vom Stuhl, Albert aber rief, halb freudig, halb fragend, als könne er es nicht glauben, daß der alte Freund vor ihm stünde: „Sie, Herr Martin? Sie selbst?"

Der Alte trat einen Schritt näher, rückte seine alte Hornbrille zurecht und versuchte vergebens den Anredenden zu erkennen, aus dem Lehnstuhl aber vom Ofen her tönte eine leise Stimme: „Albert, der kleine Albert." Da saß die alte Frau, taub, von der Gicht zusammengezogen. Sie hatte die Anrede des Fremden nicht verstanden, aber halb an seiner Bewegung, halb ahnend, hatte sie den Knaben in dem Mann wiedererkannt. Vergebens suchte sie sich aufzurichten und die welke Hand entgegenzustrecken, und auch Albert hemmte plötzlich die schnelle Bewegung, mit der er auf sie zueilen wollte, denn als er den Kopf wandte, sah er Fränzchen, die neben dem Stuhl der Alten stand, und dunkelroth vor Ueberraschung und Verlegenheit den Blick zu Boden senkte.

Die Begrüßung der alten Leute war freundlich, nicht überschwänglich, zurückhaltend, nicht aufdringlich. Sie fragten nicht, was Albert zu ihnen führe, nicht was er getrieben in der langen Zeit, da er fern war. Der junge Mann gab seiner Freude Ausdruck, daß er sie wiederfände wie früher, auf derselben unveränderten Stelle, selbst weniger gealtert, als das auf den ersten Blick erschienen sei. Dann fing er von den alten Spielen an, und was ihm noch so frisch in der Erinnerung sei, was der „alte Martin", denn so hieß er schon damals, für ihn zusammengebastelt hätte. Der alte Schullehrer lächelte: „Ja, wenn man seit über 50 Jahre immer nur mit Kindern zu thun hat, muß man ihnen wol ablernen, wohin ihre Spielweise geht. Es ist immer dasselbe und das Aelteste immer das Liebste." Die Frau wandte sich aber zu Fränzchen und sagte: „Nun können Sie es sich ja von Herrn Albert selbst erzählen lassen, wie er hier tobte und dann wieder so vernünftig still sitzen konnte und zusah, wie mein Alter die Binsen in einander flocht." Und dann zu Albert: „Das gute Fränzchen konnte gar nicht genug hören vom kleinen Albert, ich meine immer, sie kam nur dessenthalben so oft zu uns, denn erst fürchtete sie sich über den Kirchhof zu gehen und an dem Gewölbe vorbei. Wenn wir aber vom kleinen Albert erzählten, konnte sie Stunden lang zuhören."

Albert sah, daß das junge Mädchen wieder erröthete, noch tiefer als vor-

her, und da ihn die Worte der Alten an die Absicht, in der er kam, erinnerten, rief er schnell: „Vater Martin, ich wollte Euch bitten um den Schlüssel zum Erbbegräbniß!“ Der Alte langte an den Platz an der Spiegelwand, wo der Schlüssel hing, seit das Häuschen stand und griff nach seiner verschossenen Sammetkappe. „Ihr sollt Euch nicht bemühn!“ sagte Albert und ergriff den Arm des Alten, um ihn wieder auf seinen Stuhl zurückzuführen. Der aber schüttelte den weißen Kopf: „Das ist meine Sache!“ sagte er, „und die Stufen bin ich so oft hinuntergestiegen, daß ich über die nicht stolpere. Es ist immer ein Stück Andacht, wenn man zu den Todten tritt, die uns ein Exempel sind bis über ihre Lebenstage fort, denn jeder läßt sein besonderes Andenken zurück, und wir dürfen nie vergessen im Leben, daß wir das auch thun werden!“ Er war schon an der Thür und Albert folgte schweigend, in feierlicher Stimmung. Nun standen sie vor der schweren Eichenthür, der Schlüssel knarrte in dem gewaltigen, verrosteten Schloß, dumpf schlug die Luft aus dem matt erhellten Gewölbe ihnen entgegen, und dann stiegen sie die Stufen hinab. „Da liegt Ihre Mutter!“ sagte Martin und nahm sein Käppchen ab. Alberts Auge hatte sich erst allmälig an das Dunkel gewöhnen müssen, ehe es die Särge unterschied, die, theils an den Wänden übereinandergeschichtet, nur schmalen Mittelraum für die einzelnen ließen. Nun stand er an dem Sarge seiner Mutter. Es lagen Kränze auf demselben und auf den nächststehenden, verwelkte zwar, aber doch in jüngster Zeit gewundene. So hatte doch eine freundliche Hand noch immer gedenkend, den lebendigen Schmuck hier niedergelegt. Der alte Martin, der ihn fest im Auge behielt, so bescheiden er auch zur Seite getreten war, mochte wol errathen, was er dachte und antwortete auf die unausgesprochene Frage: „Das hat Frölen Tinchen gethan, an jedem Todestag der Eltern, der Brüder, der Nichte, bringt sie für jeden seinen Kranz, immer zur selben Stunde. Ich stehe schon mit dem Schlüssel am Kirchhof und habe Alles sauber gemacht von Staub und Spinnewebe. Oft werden wir es nicht mehr mit einander besorgen. Kein Wort spricht sie dabei. Was ist auch dazu zu sagen? Sie wird die Letzte sein, und wenn ich sie überlebe, werde ich ihr auch noch ein paar Blumen auf den Sarg legen. Dann ist das vorbei!“ Nun trat er ganz zurück in die offene Thür, denn er sah, daß Albert mit gefalteten Händen an dem Sarge der Mutter lehnte. Der junge Mann war tief erschüttert. „Wenn sie noch lebte,“ sagte er sich, „wie anders wäre es jetzt!“ Während der Geburtsort ihm bis dahin nur Erinnerungen, und eigentlich nur an die Knabenspiele geweckt hatte, während ihm kein Heimathsgefühl tiefer an das Herz getreten war, fühlte er jetzt eine Wehmuth, die es ihm schmerzlich klar machte, daß er hier eine Heimath verloren hatte. Es traf ihn wie ein Vorwurf, daß er aus der Gemeinschaft mit diesen Todten gestoßen sei und kein Recht mehr behielt an diese Stätte. Selbst die Kränze der alten Verwandtin schienen ihm eine Mahnung und der Gedanke, daß ihre Hand die letzte sein würde, die freundlich einen Gruß vom Leben zu den Todten brächte, schien ihm eine Pflicht aufzulegen, der er längst nicht mehr bewußt gewesen war. Plötzlich aber raffte er sich auf, warf einen langen Abschiedsgruß zurück und schritt dann an dem alten Martin vorbei aus der Gruft. Die eisenbeschlagene Thür fiel hinter ihm in's Schloß und der lichte, warme Sonnen-

schein blendete sein feuchtes Auge. Er reichte dem alten Martin die Hand zum Dank und zum Abschied, wie er erst wollte, aber da sah er Fränzchen in der Thür des Schullehrerhäuschens stehen, und nach kurzem Bedenken schritt er auf sie zu. Sie sah ihn jetzt auch ohne Verlegenheit kommen und sagte: „Mir hat bis dahin die dumpfe Gruft stets Grauen erregt und ich habe immer gemeint, man läge freier unter freiem Himmel, dem Leben und dem Lebenslicht näher, das von uns nicht scheidet, wenn wir auch von ihm geschieden sind. Aber es hat doch jedes seine Bedeutung und das stumme Zusammenbleiben derer, die verwandt sind seit Jahrhunderten, war auch ein lieber Gedanke für die Folgenden. Seit ich nun mit Fräulein Tinchen die Kränze dort hinein tragen durfte, habe ich eine ganz andere Empfindung bekommen für die alte Gruft, an der ich bis dahin immer scheu vorbei eilte. Manche Sorge des Lebens erscheint einem viel geringer als vorher, wenn man an die Todten denkt. Heute habe ich das wieder erfahren. Es war so kindisch, daß ich Sie, den Fremden, mit meinen Kinderspielereien belästigte, und so albern, daß ich nachher verlegen darüber wurde, weil Sie es zufällig waren, dem ich nachgespielt hatte, in meinem Einsamfühlen. Es war so einfach und so natürlich. Aber ich möchte nicht, daß Sie mir das nachtrügen. Die Spuren unserer Geschicke waren sich gefolgt und hatten sich gekreuzt, und der Boden auf dem wir uns dann trafen, war Jedem von uns lieb und wehmüthig zugleich. So möchte ich nicht, daß wir in einer kindischen Verlegenheit auseinander gingen.“ Sie hatte ihm offen und klar in's Auge gesehen, und kam ihm dabei vor wie der lichte Sonnenschein nach dem trüben Dämmer der Gruft, wie der Regenbogen, der vor ein paar Stunden dem Gewitter gefolgt war. Er reichte ihr die Hand entgegen, die sie unbefangen nahm, und beide hatten darüber nicht bemerkt, daß der alte Martin indessen leise in sein Haus zurückgekehrt war.

„Ich danke Ihnen,“ sagte Albert, „Sie nehmen mir eine Entschuldigung von den Lippen, die mein Unrecht gut machen sollte. Ich hätte Ihnen gegenüber wenigstens nicht Versteck mit meinem Namen spielen dürfen. Das hätte mir doch nicht lange geholfen. So gut die alte Frau Martin mich gleich erkannte —“

„Oh,“ unterbrach ihn Fränzchen und lachte heiter, „mit der ist das noch ganz besonders. Die Frau hat ein ganz eigenes Empfinden für Menschen, das sich noch geschärft hat, seit sie halb blind und fast ganz taub ist. Seitdem ist es, als hätte sich ihr inneres Verstehen dessen, was zu ihr herantritt, geschärft, als fühle sie voraus das Nahen der Menschen und sie erkenne, ob sie freundlich oder nicht herankämen. Sie hört sie nicht und sieht sie kaum, aber sie weiß ganz genau, was sie selbst für Jeden empfindet, und daran kennt sie sie auseinander. Sie will das freilich nicht als etwas Wunderbares anerkennen und sagt nur, das käme, weil sie den ganzen Tag so still mit ihren Gedanken säße und nur in ihrem Grübeln und Erinnern mit den Menschen verkehre. Es mag auch daher kommen, aber allein ist es das doch nicht. Fräulein Tinchen ist auch immer für sich, aber die sieht alle Menschen gleich an und bildet sich ein, sie könne keinen leiden; das ist aber nur aus Furcht, sie könnte einen lieb gewinnen, und das will sie nicht.“

Sie waren dabei auf den Weg, der hinter das Dorf herumführte, gekommen und schritten nun in das freie Feld weiter. Fränzchen wollte umkehren, aber Albert hielt sie zurück. „Durch Sie habe ich zuerst einen andern Begriff von meiner alten Verwandtin erhalten," sagte er, „und seit ich nun die verwelkten Kränze fand, die ihre Hand auf den Sarg meiner Mutter legte, ist es mir, als müsse ich ihr ein lange gehegtes Vorurtheil abbitten, und nicht nur in Gedanken, sondern Auge in Auge. Wollen Sie mir das nicht vermitteln?"

Fränzchen besann sich eine Weile: „So leicht wäre das nicht!" erwiderte sie. „Wer weiß, ob sie Sie überhaupt vorließe, und auch dann würde es nicht leicht sein, den rechten Eingang zu finden. Mit einem Dank dürften Sie schon gar nicht anfangen. Was sie, mit pedantischer Pünktlichkeit, wie ein Geschäft, nicht wie einen Liebesdienst that, so wenigstens würde sie sagen, geschah nicht für Ihre Mutter, sondern für die eigene Nichte, und eigentlich auch nicht für die, sondern für die Familie. Da Sie nun, wenigstens dem Namen nach, nicht zur Familie gehören, hätten Sie auch gar kein Recht zum Danken, und Recht und Pflicht, nicht Empfinden, ist allein die Richtschnur. Daß Ihr Herr Vater das Gut verkaufte, wird sie ihm und Ihnen nie vergeben."

„Da hätte ich also wenig Aussicht, Gnade vor ihr zu finden!" warf Albert ein. „Und doch hätte ich durchaus keinen Grund, meinem Vater einen Vorwurf zu machen. Ihm war der Ort nie lieb geworden und der Verkauf des Gutes legte den Grund zum Wohlstand, den er mir zurückließ; ja, er gab mir die Möglichkeit, der eigenen Neigung folgend, ein schönes Stück Erde und ihre Kunst kennen zu lernen. Griechenland, den Orient, Italien habe ich durchwandern können —"

„Da freilich," unterbrach ihn das junge Mädchen, „ist es natürlich, daß Ihnen diese arme Natur, dies ungeschmückte Oertchen nicht mehr gefällt."

„Im Gegentheil!" rief Albert lebhaft, „seit heute wird eine Empfindung von Heimathlichkeit in mir lebendig, und es ist mir, als verstünde ich jetzt erst, was mich, bei allem Genuß an dem Reiz der Ferne, immer wieder unbewußt zurückzog. Und schelten Sie unsere Natur nicht arm noch unschön. Sehn Sie den Blick vor uns, bei dem mir die ganze Sehnsucht nach den Knabenjahren wieder aufgeht. Wie oft habe ich diesen Weg an der Seite meiner Eltern gemacht, es war der tägliche Spaziergang. Hier das wogende Kornfeld vor uns, dahinter die Wiesenfläche, die uns jetzt der aufsteigende Nebel nach dem Gewitter deckt, so daß sie dem Auge wie ein weitgestreckter See erscheint, aus dem die Gipfel der alten Eichen und das Elsengebüsch am Bach wie grüne, hochufrige Inseln hervorragen. Und drüberhin im Wiederschein der untergehenden Sonne, die das weiße Gewölk rosig anhaucht, gegen den dunklen Hintergrund mit seinem Tannenwalde, das Dörfchen mit dem spitzen Kirchthurmdach. Nur die Dächer schimmern aus den Bäumen hervor, denn das ist der Charakter unserer Dörfer, daß jedes Gehöft sich mit Bäumen umgibt und abschließt nach Außen. Das kommt aus dem unbewußten Nationalzug unseres Volkes. Es will sich abschließen im eigenen, engsten Heim, halb aus Mißtrauen, halb aus mangelndem Gemeinsinn. Das aber macht es auch wieder genügsam, sparsam und unverdrossen und ungeschwächt zur Arbeit."

„Ich habe niemals darüber nachgedacht," sagte Fränzchen, „aber das mag wol richtig sein. Diesen Weg bin ich auch immer gern gegangen, nun weiß ich aber erst weshalb." Sie erschrak fast, als sie das gesagt hatte, faßte sich aber schnell und wandte plötzlich den Schritt. „Nun müssen wir aber wahrhaftig umkehren," rief sie. „Was würde mein „olles Frölen" sagen, wenn ich nicht zum Abendbrod zurück wäre. Sehen Sie, die Sonne geht schon unter, ach und wie prächtig."

Vor ihnen lag, umstrahlt vom Abendroth, das freundliche Zarchow. Alle Fenster glänzten wie flammendes Gold aus den dunkelgrünen Bäumen hervor und das ziehende Gewölk durchleuchteten und umsäumten alle Farben. Der Wind wehte den Wanderern frisch entgegen und aus dem Boden stieg der Duft wie gesundende Urkraft aus den noch feuchten Gräsern und Pflanzen. „Sehen Sie, das hohe Dach des alten Wohnhauses," sagte Albert, „in dem wir Beide frohe Kinderträume träumten und wehmüthigen Abschied durchlebten. Und für das Alles wollte der fremde Mann fremden prahlenden Luxus hierher schaffen, und ich sollte zu solchem Vandalismus die Hand bieten."

„Sie thun es doch nicht!" rief Fränzchen, „und auch das alte Frölenhaus lassen Sie nicht antasten. Wenn sie Fräulein Tinchen erst herausgetragen haben, wird es von selbst zerfallen, und dann hat es auch seine Bestimmung erfüllt. Wie lange kann es noch dauern?"

„Ich verspreche Ihnen zu thun, was ich kann!" erwiderte Albert mit plötzlichem Entschluß. „Sie aber, Fränzchen, werden mir beistehen und mich berathen."

„Ich?" fragte das junge Mädchen, „was kann ich thun?"

Albert hatte ein stammelndes Wort auf den Lippen, aber er fühlte, daß er in diesem Augenblick das Richtige nicht finden würde. Sie standen gerade an dem Wege, der von der Dorfstraße zum Frölenhause führte, und Fränzchen rief schnell: „Ah, da kommt der Onkel Weinhold durch den Garten. Ich bin wirklich nicht in der Stimmung, seine Neckereien zu ertragen. Gute Nacht, Herr Baumeister!" Damit bog sie leicht wie ein Reh um das Gesträuch und eilte dem Frölenhause zu. Der alte Weinhold hatte Fränzchen doch bemerkt, aber er hütete sich wol, das zu verrathen, ja er hatte, und nicht ohne ein schlaues Lächeln, die Beiden schon über das Feld schreiten sehen der sinkenden Sonne entgegen, und hatte sich seine Gedanken dabei gemacht. Fränzchens Schicksal lag ihm am Herzen, denn er hatte das junge Mädchen gern.

Albert aber, obgleich er eben noch gewaltsam das Wort zurückgehalten hatte, das seine Empfindung ausgesprochen hätte, war doch das Herz zu voll, um zu schweigen, und in den halb lächelnden Zügen des alten Herrn lag doch soviel vertrauenerweckende Biederkeit, daß er sich nicht länger zurückhielt. Wie nun Naturen, die sich gewöhnten jede Empfindung mit sich allein durchzukämpfen, falls sich einmal der Drang zur Mittheilung entfesselte, gewaltsamer, stürmischer, rückhaltloser werden in ihrem Vertrauen, so brach er hervor, und der alte Herr konnte nur mühsam den Gefühlsausbrüchen, den Plänen, die sich wie feststehende Aussichten aufbauten, dem Zagen und Bekämpfen desselben folgen. Daß Fränzchen ihn liebe, schien dem jungen Mann so sicher, als seine eigene Liebe; daß der Commerzienrath des Gutes und der Bau- und Verschönerungspläne über-

drüssig sei, nahm der Gartendirector als unzweifelhaft an, und daraus bauten sie ihre Pläne zusammen, die für Albert und Fränzchen ein neues, beglückendes Heim in der alten Heimath schaffen sollten, zugleich auch das alte Frölen in ihrem Hause vor allen Anfechtungen und Behelligungen schützen würden.

Der eintretende Diener unterbrach ihr Gespräch. Er reichte dem Gartendirector auf einem Tablet ein Telegramm, das, wie er berichtete, ein Bote von der nächsten Station gebracht hätte.

„Das muß vom Nabob sein!" rief der alte Herr, „Niemand sonst in der Residenz weiß, daß ich hier bin. Ich verschweige das, eigentlich aus Furcht vor Telegrammen, denn an die Dinger kann ich mich nicht gewöhnen. Das Gute läuft einem nicht fort und die Unannehmlichkeiten erfährt man immer zu früh. Lassen wir es liegen bis morgen früh."

„Es könnte doch" — sagte Albert — „gerade da Sie annehmen, daß es vom Commerzienrath kommt, und nun gerade in unser Gespräch eingreift —"

„Ah, Sie sind aus der Telegraphenzeit," unterbrach ihn der Alte, „und möglicher Weise haben Sie mehr Antheil an dem Inhalt als ich; also Courage, vielleicht kommt er uns entgegen." Er öffnete bedächtig, rückte die Brille zurecht. „Richtig, vom Nabob," sagte er, „hu, das ist lang, eine Weisheit, von der, das Botenlohn ungerechnet, jedes Wort fünf ganze Pfennige werth ist. Lesen Sie, Lieber, bei der verdammten Lampe bringe ich es nicht heraus."

Albert griff hastig nach dem Blatt und las:

„Sie und de Grais dort bleiben. Komme morgen mit erstem Zug. Wagen an Bahn bestellen. Frölenhaus beseitigt. Mein letztes Mittel probat. Pläne machen, als sei es schon fort."

Albert ließ das Blatt fallen und sah den alten Freund erschreckt und fragend an. Diese Nachricht hatte einen Theil, ja das Fundament aller ihrer Pläne umgestürzt.

VIII.

Albert streifte schon am frischen Morgen durch den Garten, der thauduftend in dem hellen Sonnenschein dalag. Unwillkürlich ging er dem Wege nach, den er gestern mit Fränzchen gekommen war, als das Gewitter sie überraschte, und das Blut stieg ihm in's Gesicht, als er sich eingestehen mußte, daß die Erinnerungen des vorigen Tages die seiner Kinderjahre in den Hintergrund drängten. Er hätte hinausjubeln mögen in den jungen Tag hinein, solches Wogen von Glück umrauschte ihn; und wenn er dann nachdachte, überkam ihn ein Zagen, eine Unsicherheit, daß er die Ueberlegung gewaltsam zurückdrängte, die ihm das beglückende Empfinden zu vernichten drohte. Ihm war zu Muth wie einem Träumenden, der, schon halb erwacht, nicht wagt die Augen zu öffnen, damit ihm nicht die Wirklichkeit vernichtend zwischen die freundlichen Bilder der Phantasie tritt. Und zwischen durch ergriff ihn wieder die selbstquälerische Lust des Zweifels, die grausam alle erdenkbaren Hindernisse heraufgrübelt, oft nur, um sie zu bekämpfen und sich dann um so sicherer zu fühlen. Albert war ein Mann geworden in der Selbständigkeit, die ihm sein Schicksal früh auferlegte, er hatte immer schnell und sicher entschieden wo es galt, einen neuen Weg einzuschlagen. Diesmal

schreckte er zurück vor einem Entschluß und ließ sich treiben von dem Zufall des Geschickes, und zum ersten Male im Leben lernte er es kennen, daß das Herz der Ueberlegung voraneilt, und daß man sich ihm willenlos fügt wie einer höheren Gewalt, der wir die freie Entscheidung hingegeben hatten, ehe wir sie erkannten.

Nun stand er auf einmal auf dem leise ansteigenden Boden, hinter dem Garten des Frölenhauses, und es überkam ihn wie eine Mahnung, die alte Verwandte zu schützen, vielleicht auch das ärmliche Häuschen zu retten, das ihm lieb war, weil es Fränzchen in den Tagen der Rathlosigkeit Obdach und Schutz gewährt hatte. Er überlegte nicht lange, wandte sich mit eiligen Schritten dem Frölenhause zu und dachte kaum daran, daß er das Geheimniß, die unheimliche Stätte seiner Kindheitsphantasie zu betreten im Begriff stände. Die Hausthür stand auf, die alte Taglöhnerin fegte den kleinen Hausflur, und, ohne zu fragen, trat Albert ein. Die Frau war erst bestürzt und machte Miene, dem Eindringling in den Weg zu treten, aber als dieser ganz sicher, ohne auf sie zu achten, an die Thür des Wohnzimmers klopfte, ließ sie es geschehen und wartete nur, in stummer Verwunderung, den Erfolg ab. Der junge Mann mußte sein Klopfen mehrere Male wiederholen, ehe ein leises aber festes „Herein" ihm gestattete, die Schwelle zu überschreiten. Fränzchens Schilderung hatte ihn aber so über die Localität orientirt, daß er nun auch mit sicherem Schritt durch das Zimmer in das kleine Stübchen nach dem Garten trat, und da saß die alte Dame wie damals, als sie Fränzchen zum ersten Male empfing, im Lehnstuhl am Fenster, in der Hand das vergriffene Gesangbuch, aus dem sie, wie jeden Morgen, ein Lied halb flüsternd vor sich hin zu lesen pflegte. Sie las eigentlich nicht, denn dazu versagte ihr schon längst das Auge den Dienst, aber sie wußte die Lieder alle auswendig und nur ab und zu mußte ein flüchtiger Blick in das Buch dem Gedächtniß nachhelfen, denn das hätte sie nicht gelitten, daß auch nur eine Silbe gefehlt hätte oder nicht correct herausgekommen wäre.

Das alte Fräulein sah den Eintretenden, der nun ehrerbietig in der Thür stehen blieb, verwundert an und schob die alte Hornbrille empor auf die Stirn. Dann fragte sie kurz: „Was wollen Sie?"

Albert trat einen Schritt näher. „Zunächst," sagte er, „der Hand danken, die den Sarg meiner Mutter pflegte und ihn mit einem Kranze schmückte."

Die Alte sah ihn prüfend an und fuhr dann mit der mageren Hand über die Augen, als wolle sie einen Schleier fortwischen. Dann erwiderte sie ganz ruhig: „Ah, Sie sind —?" Sie unterbrach sich aber selbst, als scheue sie sich, den Namen auszusprechen, und fuhr fort: „Der Dank kommt mir nicht zu, wenigstens nicht von Ihnen. Daß ich der Ruhestätte meiner Vorfahren und Verwandten gedenke, ist mein Recht, und ich, die Letzte der Familie, übe es für diese und für mich. Man muß festhalten an seinem Recht, besonders wenn es bedroht wird. Man muß sich aber auch immer wieder die Todten und den Tod vor Augen stellen, denn in der eigenen letzten Stunde hat man vielleicht nicht Zeit noch Gedanken dazu!"

„Wenn Sie das als Ihr Recht beanspruchen," erwiderte Albert, „so müssen

Sie es mir als ein Recht einräumen, vor Die zu treten, die meine Mutter ihre Verwandte nennt und ihr Andenken bewahrt."

Die Alte besann sich eine Weile. Ihre Einsamkeit hatte sie entwöhnt schnell zu erwidern; aber durch das Leben gezwungen, ihr Recht zu vertheidigen, das man ihr immer wieder angreifen wollte, war sie am zugänglichsten, wenn ein Anderer sein Recht forderte, denn das, nicht mehr und nicht weniger, war sie bereit zu gewähren. „Ihre Mutter war meines Bruders Kind," sagte sie nach einer Weile, „war eine Zarchow wie ich, Sie aber gehören nicht zur Familie, Ihnen habe ich also auch Nichts einzuräumen."

„Dem Enkel Ihres Bruders?" fragte Albert.

Das Fräulein sah ihn prüfend an und erwiderte dann in etwas weicherem Ton: „Sie gleichen nicht ihm, Sie sehen dem Mann meiner Nichte ähnlich! Aber gut, ich will Ihren Dank nicht zurückweisen, denn halb und halb kann ich Sie zur Verwandtschaft, wenn auch nicht zur Familie zählen." Dann fuhr sie, fast als sei sie zu weit gegangen und habe sich etwas vergeben, ganz hart wieder fort: „Wünschen Sie sonst noch etwas?"

Albert wußte nicht, wie er das Gespräch wieder anknüpfen solle und besann sich eine Weile: „Gnädiges Fräulein," fing er an, „Sie erwähnen Ihrer Rechte, die man Ihnen schmälern möchte. Das der weitere Grund, weshalb ich kam. Sie haben mir die Ehre erwiesen, mich gewissermaßen zu Ihrer Verwandtschaft zu zählen. Das gibt mir ein Recht und eine Pflicht, der Schwester meines Großvaters meine Unterstützung anzubieten, wenn man ihr ihr Recht, vielleicht nicht nehmen, aber doch beschränken und verkümmern will. Ich weiß, daß die Absicht da ist, daß die Gefahr nahe rückt."

Die alte Dame zuckte nicht einmal mit der Wimper. „Ich habe meine Papiere," sagte sie, „und habe mich mit denen noch immer selbst geschützt."

Albert fiel schnell ein: „Selbst diese Papiere werden Sie nicht davor schützen, Ihnen dies Haus unerträglich zu machen. Man beabsichtigt, Ihnen ein Gebäude gerade vor Ihrem Fenster aufzurichten mit einer Dampfmaschine, die ununterbrochen arbeitet. Licht und Ruhe wird Ihnen genommen werden —"

„Wenn die Gesetze das gestatten," unterbrach ihn die alte Dame, „muß ich mir das gefallen lassen. Als dies Haus gebaut wurde, stand es freilich auf festerem Grund als jetzt, es stand auf dem Boden der Familientradition. Wer hätte damals gedacht, daß einem Andern als einem Zarchow dies Gut gehören könne, und die hätten dies Haus mit seinem Anwesen nicht angegriffen, schon weil es den eigenen Nachkommen einmal berechtigter Schutz hätte werden können. Jetzt freilich ist das Gut eine Waare geworden, und ich und mein Häuschen, wir werden mitverkauft und sind ein Anstoß und Aergerniß geworden. Im Hause ist es aber noch immer friedlich geblieben, und diesen letzten Denkstein meiner Familie werde ich vertheidigen bis zum Athemzuge, der auch meinem Leben ein Ende macht und den Namen Zarchow auslöscht für immer."

Sie hatte das fest, ohne Empfindsamkeit gesprochen, aber auch ohne Bitterkeit, aus dem man einen Vorwurf hätte entnehmen können. Albert aber senkte doch den Blick; denn so wenig er einen berechtigten Vorwurf gegen seinen Vater zugegeben hätte, so sehr mußte er sich eingestehen, daß ein solcher vom Stand-

punkt der alten Dame verzeihlich gewesen wäre. Die Alte mochte wol ungefähr verstehen, was in ihm vorging, und fügte schnell hinzu: „Ihnen mache ich keinen Vorwurf, denn Gott behüte mich, daß ich einem Unschuldigen Unrecht thue oder ihn wissentlich kränke. Aber ich möchte auch unbehelligt bleiben. Segen übrigens ist bei aller der Schacherei niemals gewesen. Ihrem Vater, sagt man, war der Ort zuwider; der Besitzer nach ihm, sonst ein braver Mann, ging drauf zu Grunde, und der jetzige," dabei verzog sich ihre Lippe zu fast spöttischem Hohn, „wird vielleicht nicht zu Grunde daran gehen, aber er wird auch nie verstehen, was ein Grund und Boden werth ist, auf dem schon die Wiege unserer Vorfahren stand. Die neue Zeit weiß das überhaupt nicht mehr und kann es nicht begreifen, weil ihr die Genügsamkeit fehlt, die Alles erhielt. Der Mann hat mir gesagt, solch ärmlicher Wohnsitz sei einer vornehmen Dame wie ich nicht würdig. Als ob das der Vornehmheit auch nur ein Haarbreit nehmen oder zuthun, und als ob das Compliment aus dem Munde mir auch nur den geringsten Eindruck machen könnte. Aber wozu erzähle ich Ihnen das Alles?" Sie nahm das Gesangbuch, das sie sorgsam auf das Fensterbrett gelegt hatte, wieder auf, um anzudeuten, daß sie das Gespräch nunmehr für beendet halte. Aber Albert trat ihr einen Schritt näher. „Ich habe noch Eins von Ihnen zu erbitten," sagte er.

„Von mir?" fragte sie und sah ihn erstaunt an. „Von mir pflegt Niemand etwas zu erbitten, weil ich, wie Jeder weiß, Nichts zu gewähren in der Lage bin. So ein vergessenes Ueberbleibsel vergangener Zeit, als ich bin, kann der neuen Zeit keinen Rath geben und will das auch nicht. Ich gewähre Jedem das, zu dem er berechtigt ist, aber Niemandem mehr, weder mit Rath, That oder Empfinden. Wie ich selbst in die Welt gestellt und in ihr belassen bin, könnte es auch nicht anders sein. Ich will keinem Menschen Dank schulden, aber mir soll auch keiner zu solchem verpflichtet sein. Deshalb darf auch Niemand etwas von mir erbitten. Keinen Dank verdienen schützt vor Undank."

„Ich würde versuchen," sagte Albert, „Ihnen den Grundsatz zu bestreiten, wüßte ich nicht, daß Sie ihm selbst nicht treu sind."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte die Alte in fast zürnendem Ton.

Albert fuhr wärmer fort. „Sie nahmen in Ihrem Hause ein hilfloses, verlassenes junges Mädchen auf, zu dem Sie kaum eine Beziehung hatten, das Sie gar nicht kannten und dem Sie in dem Augenblick die größte Wohlthat erwiesen, die ein Mensch ihm anthun konnte. Und das Mädchen weiß das und dankt Ihnen, vielleicht nicht mit Worten, weil Sie die zurückweisen würden, wie Sie den Dank zurückwiesen, mit dem ich zu Ihnen kam, aber mit dem Herzen und für immer."

Die Alte fuhr auf. „Wem bin ich dafür Rechenschaft schuldig? Die Mamsell Fliegner war nicht hilflos noch verlassen, sie hatte ihren Mutterbruder. Sie ist nicht mein Gast, sondern wir richteten uns zusammen ein. Das war ein freies Abkommen von beiden Seiten. Möglich, daß sie sogar ein Recht hat, auf Wohnung in diesem Hause. Es haben schon öfter mehrere Berechtigte sich hier eingerichtet, neben einander: Dank schuldet sie mir nicht und ich will auch keinen von ihr. Sie kann hier bleiben, so lange sie will, das habe ich ihr zu-

gesagt und werde es nicht zurücknehmen, so lange sie mein Recht nicht einschränkt. Sie kann aber auch jeden Tag fort, wenn ihr das beliebt. Das ist unser Abkommen und alles Weitere existirt nicht!"

„Fräulein Franziska denkt anders," sagte Albert.

„Wenn Sie sie kennen, wie ich nach Ihren Worten annehmen muß," nahm die alte Dame ihre Rede wieder auf, „so warnen Sie sie davor, ihren Gedanken Worte zu geben, das könnte unser Einvernehmen stören. Junge Leute denken anders, als alte, das liegt in der Natur der Sache; aber Alte ändern ihre Grundsätze nicht mehr, und ich wüßte nicht, wie ich mein Leben durchgebracht haben würde, hätte ich mir die meinigen nicht gemacht und daran festgehalten seit mehr als sechzig Jahren, so lange ich dies Haus bewohne und allein stehe in der Welt. Nicht Jedes paßt für Alle. Ich weiß nicht, wie ich dazu komme, Ihnen das zu sagen. Vielleicht weil mir doch, wenn ich Sie so ansehe, ein und der andere Zug entgegentritt, der an die Zarchow's erinnert, und den ich vorhin nicht zugeben mochte. Aber Sie haben ja auch von mütterlicher Seite ein Recht auf diesen Familienzug, und da kann ich Ihnen schon mehr sagen, als einem Andern. Damit gestehe ich Ihnen aber auch eine Verpflichtung zu, mehr von Ihnen anzuhören, und da mögen Sie mir denn meinetwegen erzählen, was Sie von der Mamsell Fliegner sagen wollen, obzwar ich nicht weiß, was das mich angehen sollte." Sie machte dabei eine Bewegung mit der Hand, als deute sie auf den einzigen Stuhl, der außer dem ihrigen noch in dem Zimmerchen Raum hatte. Albert zog ihn heran und setzte sich. So knapp die Annäherung war, die ihm die alte Verwandte einräumte, fühlte er sich ihr doch immer näher gerückt.

„Ich kenne das junge Mädchen erst seit gestern," fing er an, „als uns ihr Oheim, der Landschaftsgärtner Weinhold, mit dem ich hier zusammentraf, bekannt machte."

„Hat sie mir erzählt!" sagte die Alte, „aber ohne Ihren Namen zu nennen, vielleicht fürchtete sie, mir damit eine unangenehme oder schmerzliche Erinnerung zu wecken; aber das war eine Dummheit. Ich liebe keinen Menschen, aber ich hasse auch keinen; ich brauche Niemandem dankbar zu sein, aber ich trage auch Keinem etwas nach. Ihr Vater hat mich geärgert, vielleicht nicht einmal mit bösem Willen, aber seitdem ging ich ihm aus dem Weg. Sie können gewiß Nichts dafür, und das Fränzchen hätte mir dreist sagen können, daß Sie wieder einmal in Zarchow wären." „Sie hat selbst erst gestern, nach dem Gewitter, und durch einen Zufall erfahren, wer ich bin!" sagte Albert entschuldigend.

„Und dann haben Sie sie beim Schullehrer getroffen, der Ihnen die Gruft aufschließen mußte," fuhr die alte Dame fort. „Ich war böse darüber und hatte ihm schon einen strengen Verweis zugedacht. Was hat er Fremde einzulassen, wohin nur Zarchow's gehören? Aber Sie traten an den Sarg Ihrer Mutter. Da ist Nichts zu sagen. Die gute Adele ist früh heimgegangen, und ich glaube, sie war glücklich." Ein wehmüthiger Klang zitterte durch die Worte, und Albert reichte der Verwandten seiner Mutter die Hand hinüber. Sie nahm dieselbe aber nicht und sah nur eine Weile stumm vor sich nieder. Dann fing sie an: „Die Mamsell Fliegner ist ein offenes und tüchtiges Mädchen, das das

Geschick nicht auf Rosen bettete, und das nichtsdestoweniger den Kopf oben behielt. Wenn man uns schließlich doch dies kleine Häuschen unmöglich machen sollte, wäre sie vielleicht übler dran, als ich. Wie lange soll ich es überleben? Und ein Stübchen, um darin zu sterben, würde ich auch sonst noch hier in Zarchow finden. Der Mann gestern bot mir einen Palast an und noch Geld dazu, den ganzen Tisch voll. Aber für Geld läßt sich eine Zarchow auch nicht einen Spatenbreit von ihrem Recht abkaufen, gegen Gewalt freilich, namentlich gegen die sogenannte gesetzliche Gewalt, kann ich nichts thun. Sie haben in den letzten Jahren soviel neue Gesetze gemacht, daß zuletzt für Alles ein passendes zu finden sein wird. Mir thäte es leid um das Fränzchen. Nun, sie hat mir Alles erzählt: von dem kleinen hölzernen Pferdchen, vom Gewitter, vom Begegnen beim Schullehrer, und vom Spaziergang. Aber das sage ich Ihnen, daß Sie dem Mädchen nichts in den Kopf setzen. Ich sage das nicht wegen Fränzchen, denn die ist brav und käme zuletzt schon darüber fort; aber ich möchte das nicht von dem Enkel meines Bruders erfahren!"

Nun ergriff Albert doch die alte welke Hand und drückte seine Lippen auf dieselbe. Das alte Fräulein ließ es geschehen, als ob es das gar nicht bemerke. „Ja, was wollen Sie eigentlich?" fragte sie.

„Ihnen sagen, daß Ihr Bruder, wenn er noch lebte, sich nicht seines Enkels schämen sollte, und dann, daß ich Fränzchen liebe und nur nicht weiß, wie ich ihr das klar machen soll, und daß ich kam, Sie zu bitten, ihr das zu sagen. Denn wie Sie sich um das liebe Mädchen annahmen, und wie Fränzchen an Ihnen hängt und Sie im Herzen hält, könnte ich ja doch nur aus Ihrer Hand mein Glück empfangen."

Er hatte die Hand nicht losgelassen, aber jetzt machte die Alte sie frei, und senkte das Gesicht in beide Hände. Lange, lange saß sie so gebeugt da. Dachte sie nach oder zogen Erinnerungen, ferne, wehmüthige durch ihr Herz? Wer kann das wissen, sie selbst hat es nicht gesagt. Sie athmete tief, als ob sie schliefe, und Albert wagte keinen Laut, so geheimnißvoll, so feierlich war ihm der Augenblick, so ehrwürdig die gebeugte Frauengestalt vor ihm.

Endlich richtete sich das alte Fräulein auf. Ihre Augen waren nicht feucht, ihre Züge starr wie vorher und ganz ruhig sagte sie: „Ich werde mit der Mamsell Fliegner reden. Es ist anständiger, wenn ich erst mit ihr spreche, als daß Ihr jungen Leute so etwas allein verhandelt. Ich weiß zwar auch nicht, wie man so etwas angreift, aber ich sage es gerade zu. Gehen Sie Albert — ich weiß Ihren Vornamen, denn ich habe Sie über die Taufe gehoben. Damals kam ich noch, bei besonderen Gelegenheiten, in das Herrenhaus. In einer Stunde etwa können Sie sich Bescheid holen. Ich nehme an, daß Sie das Mädchen versorgen können und daß es Ihnen Ernst ist. Wären Sie ein Zarchow, ginge es nicht, daß Sie eine Bürgerliche nähmen; aber de Grais, das ist am Ende auch keine Familie, und übrigens ist das auch Ihre Sache."

Diesmal litt sie nicht wieder, daß Albert ihre Hand ergriff, ja sie wehrte jedes weitere Wort ab, mit einer leisen Wendung des Kopfes zur Thür. Er ging und das alte Fräulein blieb allein. „Das kommt davon," flüsterte es unhörbar vor sich hin, „wenn man sich doch wieder verleiten läßt, sich mit

Menschen einzulassen, die uns Nichts angehn. Und geht mich denn meiner kleinen Adele Sohn nichts an? Ja, wenn er ein Zarchow wäre, und die Mamsell Fliegner — mein Fränzchen. Sie darf es aber nicht erfahren, daß ich sie vermissen werde. Sie sollen mich in die Gruft bringen und denken: „die hatte schon längst kein Herz mehr für andere Menschen, hatte vielleicht nie eins gehabt. Ach, Du lieber Gott!" — Nach einer Weile setzte sie hinzu: „Mit dem Manne wird Fränzchen glücklich werden. Ich habe zwar eigentlich niemals einem Mann getraut, aber der hat Etwas von seiner Mutter, ich wollte es ihm nur nicht sagen, das hätte mich weich gemacht."

Die arme Alte! Sie hatte sich durch ein langes Leben wirklich eingebildet, keine Neigung mehr zu haben für irgend einen Menschen. Jedenfalls war sie überzeugt, daß Niemand ihr eine Regung des Gemüthes je angemerkt habe, und in ihrer Einsamkeit und Abgeschlossenheit war sie auch so ziemlich sicher davor, und gerade jetzt war ein Wesen in ihrer Nähe, das so sicher wußte, daß in ihrer Brust ein treues, schlichtes Herz schlug, und das so fest auf dasselbe baute; und eben war ein Verwandter von ihr gegangen, den sie meinte, kalt und hart ferngehalten zu haben, obgleich sie ihm gern um den Hals gefallen wäre — denn sie hatte seine Mutter geliebt, als sei sie ihr eigenes Kind — und der doch vertrauensvoll sein Schicksal in ihre Hand legte.

Fränzchen hatte Albert in das Häuschen treten und dasselbe wieder verlassen sehen. Was hatte er gewollt bei der alten Tante, wie war es ihm gelungen, bei ihr einzudringen? Sie zerbrach sich den Kopf darüber und konnte die Antwort nicht finden. Wenn sie dann in ihrem Grübeln der Wahrheit ziemlich nahe kam, überlief es sie brühsiedend heiß, und sie wies den Gedanken zurück. „Das wäre nicht möglich!" flüsterte sie, grübelte aber weiter und kam immer wieder auf denselben Schluß hinaus, von dem sie sich einreden wollte, er sei nicht möglich. Jetzt wollte sie nun in das Zimmerchen ihrer Beschützerin treten, wie sie jeden Morgen that, und doch zog sie den Fuß immer wieder zurück und meinte selbst nicht zu wissen weshalb. Lange hielt sie die Klinke der halb offenen Thür in der Hand, endlich aber faßte sie sich ein Herz und schlug diese hörbar zu. Sie wollte sich rufen lassen, als habe sie Scheu, diesmal dem Gruß der Alten selbst entgegen zu gehen. Die kleine List glückte. „Fränzchen!" rief die Alte, „bist Du es?"

Fränzchen trat ein. Sie stand da, umrahmt von der Thür, angestrahlt vom jungen Tageslicht, das vom Garten her durch das Fenster fiel, zagend, verlegen, die Lösung eines Räthsels erwartend, ohne zu wissen, daß sie diese Lösung bereits im eigenen Herzen trüge.

Fräulein Tinchen winkte sie einen Schritt näher und sagte dann mit dem möglichst kalten Ton, den sie anschlagen konnte: „Mamsell Fliegner, ich habe einen Antrag für Sie. Nun weiß ich zwar nicht, wie ich eigentlich dazu komme, obgleich der junge Mensch so eine Art von Verwandtschaft mit mir hat. Sie haben ihn ja gestern kennen gelernt. In einer Stunde will er sich Bescheid holen. Was soll ich ihm sagen?"

Fränzchen sah sie an, erst als wenn sie sie nicht verstünde, dann dunkelroth vom aufwallenden Blut, das ihr bis unter die kleinen widerspenstigen Stirn-

löckchen trat. Zitternd stand sie da und keine Silbe rang sich aus ihren Lippen. Plötzlich stürzte sie auf die alte Freundin zu, schloß sie in beide Arme, schmiegte ihre junge glühende Wange an die bleiche gefurchte der alten Frau, und Thränen, Zeugen des höchsten Glücks stürzten aus ihren Augen.

Und die Alte? Sie vergaß alle ihre Vorsätze, streichelte leise mit ihrer zitternden Hand die Wange, das Haar des jungen Mädchens. Ihre Augen waren feucht geworden, wie seit Jahr und Jahren nicht, und sie gedachte einer lange vergangenen Zeit, in der sie selbst noch jung war; aber bald dachte sie nicht mehr an sich, sondern an das junge Herz, dessen Schläge sie an dem ihrigen fühlte, und betete leise vor sich hin, daß Gott es glücklich machen möge.

Indessen war der Commerzienrath im Herrenhause angekommen. Einen Rechtsgelehrten, den Justizrath Stamm, hatte er gleich mitgebracht, damit die Zarchower Angelegenheit sofort abgeschlossen würde. Bei wem so viele Fäden zugleich durch das Gewirre und Gewebe der verschiedenartigsten Geschäfte schießen, der muß Acht geben, daß keiner unbefestigt und unabgeschlossen entschlüpft.

Der alte Gartendirector erwartete seinen gewichtigen Gönner bereits. Er ging im Gartensaal ziemlich unruhig auf und ab, denn die Aufgabe, die ihm Albert gestellt hatte, lag ihm am Herzen und das Telegramm des Commerzienrathes beunruhigte ihn doch, denn er wußte, daß der Mann ein großes Talent habe, geschäftliche Hindernisse aus dem Wege zu räumen und zähe an seinen Zielen festhielt, wenn Unvorhergesehenes sie auch noch so sehr verrückte. Aber merken sollte es der Geldmann nicht, daß er zagte, schon damit er seine eigentliche Absicht nicht verriethe, und die war einfach: dem Commerzienrath den Besitz von Zarchow, als für seine Pläne unbrauchbar, zu verleiden, für Albert das Gut zurückzukaufen und durch eine Verbindung desselben mit Fränzchen die Zukunft dieser zu sichern. Er hielt dies für seine eigene Erfindung, auf die er ein wenig stolz war, deren Verwirklichung aber die nächste Stunde bringen mußte. Aeußerst heiter empfing er also den Commerzienrath und ebenso den Justizrath Stamm, der natürlich auch zu seinen Freunden gehörte. Er kannte ja alle Welt.

„Verehrtester!" rief er dem Commerzienrath entgegen, noch ehe dieser aus dem Wagen gestiegen war, „seien Sie herzlich willkommen und spannen Sie mich nicht lange auf die Folter. Sie haben sicher wieder einmal einen genialen Gedanken gehabt. Das fatale Frölenhaus also beseitigt? Nun sehe ich gar keine Schwierigkeit mehr und habe auch schon den Plan der Gartenanlage entworfen. Ich hoffe, Sie werden zufrieden sein."

Der Commerzienrath stieg bedächtig aus dem Wagen und sah sehr siegessicher dabei aus. „Desto besser, desto besser," rief er, „so sind wir in einer halben Stunde fertig. Die Chaise muß gleich halten bleiben für mich. Der Justizrath bleibt hier und folgt mit den Herren. Zu heute Abend erwartet meine Frau Sie alle Drei zum gemüthlichen Souper."

„Also zunächst," sagte der Gartendirector, als sie in das Zimmer getreten waren, „das Frölenhaus existirt nicht mehr?"

„Existirt nicht mehr!" rief der Commerzienrath, „wenigstens so gut als

nicht. Fragen Sie den Justizrath.“ Dieser nickte nur mit dem Kopfe, während er seine Acten aus der Mappe nahm.

„Prächtig!“ jubelte der Gartendirector; „aber darf man fragen, wie Sie das zu Wege brachten?“

„Dürfen wir das sagen, lieber Stamm?“ fragte der Commerzienrath diesen.

„Weshalb nicht?“ war die Antwort, „und besonders Jemand, der unsere Interessen theilt, wie der Herr Gartendirector.“

„Nun also,“ sagte der Commerzienrath und streckte sich behaglich, mit der goldenen Tabaksdose zwischen den Fingerspitzen, in seinem Fauteuil. „Ich sprach Ihnen doch von der Zweigbahn, die über mein Gut gehen und, freilich nur für mich, einen Haltepunkt haben soll. Gestern Abend hatten wir Ausschußsitzung, der ich präsidirte. Ich habe das ganze Terrain, so weit es über meinen Grund und Boden geht, ohne Entschädigung offerirt, falls die Bahn gerade auf das Frölenhaus trifft und dies dadurch den Expropriationsbedingungen zum Opfer fällt.“

„Und das geht?“ fragte Weinhold.

„Alles klar!“ erwiderte der Commerzienrath. „Die alte Hexe soll sehen, daß wir denn doch noch die Macht haben und uns an ihrem Eigensinn den Kopf nicht einrennen. Aber Sie kennen mich, Verehrtester, die Letzte derer von Zarchow soll dabei nicht zu kurz kommen. Ich lasse ihr ein anderes Häuschen im Dorfe ausbauen und entschädige ihr Garten und Weidegerechtigkeit so honorig, daß sie noch nie so reich gewesen sein soll, als von jetzt an.“

Der Gartendirector that, als wische er eine Thräne der Rührung aus dem Auge und schüttelte dem Commerzienrath die Hand. „So ist's recht,“ sagte er, „und da soll mir noch Einer sagen, es gäbe keine Selbstlosigkeit mehr.“ Zum Justizrath gewandt, fuhr er fort: „Der Mann da kauft sich für einen übermäßigen Preis eine echte märkische Sandbüchse, häßlich, unscheinbar, und das nur, um einem zweifelhaften Eisenbahnproject für einen Theil der Bahnstrecke das Terrain unentgeltlich zu überlassen und einem alten Fräulein, das ihn gar nichts angeht, eine bessere Wohnung und reichlicheres Einkommen zu schaffen. Und da sagt man noch, unsere Zeit sei nicht aufopferungsfähig!“

Der Commerzienrath that, als überhöre er die Rede, und fuhr fort: „Nur das Frölenhaus habe ich Ihnen beseitigt, wie Sie das für nothwendig erklärten. Machen Sie jetzt Ihren Plan für Park und Schlößchen.“

„Beseitigt?“ rief Weinhold in tragischem Pathos. „Beseitigt nennen Sie das? Ja freilich, das Frölenhaus würden wir los, aber dafür hätten wir quer durch das Parkterrain, hundert Schritt von dem Schloß, eine Eisenbahn, die tausendmal schlimmer ist. Ich kann wirklich nur annehmen, daß sie das im Spaß gesagt haben, und freue mich, Sie in so vortrefflicher Laune zu sehen.“

Der Commerzienrath fuhr empor. Zuweilen brauste ihm doch der Gedanke auf, daß er die Anderen für ihre Bemühungen bezahle und daß sie doch eigentlich in seinem Solde stünden.

Der alte Gartendirector explicirte nun ganz ernsthaft, wie eine Eisenbahn

die ganze Absicht, die der Commerzienrath mit dem Gute gehabt hätte, vernichten müsse, und seine Auseinandersetzung war so klar, so unwiderleglich, daß erst der Justizrath, dann der Commerzienrath ihm Recht geben mußten. Ersterer erklärte nun, daß er sich überhaupt erst aus den Acten informiren müsse, schon im Interesse der Bahn, deren Rechtsbeistand er sei, und daß er deshalb mit herausgekommen sei. Der Commerzienrath ging in sein Zimmer, um aus dem Geldschranke, das erste Inventarium, das er im Hause etablirt hatte, die Actenstücke, den Kauf und die Lasten von Zarchow betreffend, zu holen, und Weinhold benutzte seine Abwesenheit, den Justizrath in seinem Interesse zu verständigen. —

Nun stritt der Gartendirector mit dem Commerzienrath weiter über die Brauchbarkeit des Vorhandenen für die Zwecke, die sie verfolgen wollten, während der Justizrath in den Acten blätterte und ein Mal über das andere den Kopf schüttelte. Da stünden doch wunderliche Dinge, meinte er, veraltete, aber gut verklausulirte Gerechtsame. Mit dem Frölenhause zum Beispiel sei die Sache nicht so einfach und so unzweifelhaft. Er denke die Expropriation durchzubringen, aber darüber könne viel Zeit vergehen. Die ungelöschten Capitalien müßten auch erst öffentlich aufgerufen werden. Dazu scheine die Terrainabtretung an die Eisenbahn zweifelhaft, da der Besitztitel für den Commerzienrath noch nicht berichtigt sei. Es ging Schlag auf Schlag über den armen Mann her, in dessen Natur und Gewohnheit es nun einmal lag, alle Geschäfte schnell abzumachen, und dem nur *eine* Eigenschaft zum vollendeten Geschäftsmann fehlte — die Geduld. Die hatte er denn auch schnell verloren, um so mehr, als er immer wieder die goldene Uhr zog, um die Zeit zum Zuge nicht zu versäumen, da seine Anwesenheit an der Börse heute durchaus nothwendig sei. „Alle die Umstände," rief er, „um einen lumpigen Landaufenthaltsort zu schaffen, den ich gern zehnfach bezahlen würde, denn das Geld spielt keine Rolle." —

So einen konnte ihm nun der Gartendirector gerade vorschlagen, den er selbst angelegt hatte, der vollkommen fertig sei und gern unter dem Kostenpreis verkauft würde. „Ja, was fange ich dann mit Zarchow an?" fuhr der Commerzienrath heraus.

„Auch dafür habe ich einen Käufer, und da der Besitztitel noch nicht umgeschrieben ist, wie ich eben höre, braucht nur der Name gewechselt zu werden," sagte Weinhold.

Der Commerzienrath überlegte eine Weile, eigentlich um seine Ruhe neuzugewinnen, denn wenn es sich um ein Geschäft handelte, gewann er gleich seine Fassung wieder.

„Ja, wenn ich das Ding gleich so abschütteln könnte, daß ich nichts wieder davon zu hören bekäme," sagte er.

„Weshalb nicht?" rief Weinhold. „Einen Käufer habe ich, und zwar zur Stelle. Der Justizrath ist auch da, und eine Punctation schnell aufgenommen."

Der Commerzienrath sah ihn prüfend an. „Sie?" fragte er.

Da aber lachte Weinhold laut auf. „Ich? Nein, soweit habe ich es mit meiner Kunst nicht gebracht, einen Rittersitz zu kaufen, und ich finde noch besseres Material für mein Schaffen, als dies Zarchow. Mein Käufer aber ist sicher, und ich verbürge mich für ihn."

Der Commerzienrath war wieder in heiterster Laune, wenigstens zeigte er eine solche; er wollte nicht den Anschein annehmen, als sei er gescheitert; im Gegentheil, er wußte die Angelegenheit so zu wenden, als ginge sie von ihm aus, und behandelte sie wie eine Gleichgültigkeit. Der Justizrath mußte aber doch gleich auf sein Verlangen eine Punctation aufsetzen, denn eine Viertelstunde blieb nur noch. Zeit genug, seinen Namen zu unterschreiben, der ihm mit einem Federstrich das fatale Gut vom Halse schaffte. Es fehlte nur der Käufer, über den sich der alte Weinhold nun einmal noch geheimnißvoll anstellte. Da trat Albert ernst und doch aufgeregt vom Garten in die Thür. Verwundert sah er die drei Herren an, die emsig discurirend am Tische saßen. Kaum aber hatte der Gartendirector ihn erblickt, als er aufsprang, mit feierlicher Miene auf den jungen Mann zuschritt, sich tief verbeugte und sagte: „Seien Sie gegrüßt, lieber Freund, auf Ihrem eigenen Grund und Boden, und nehmen Sie uns freundlich als Ihre Gäste auf." —

„Sie also," lachte der Commerzienrath, „sind der freundliche Mann, der mich von diesem Alp mit seinem Frölenhause befreit? Eingeschlagen! Sie haben sich bei unserem gemeinsamen Freunde, dem Gartendirector, zu bedanken. Bravo!"

Es fehlten wirklich nur noch die Unterschriften; Jeder kehrte die heiterste Laune hervor, und der Commerzienrath fuhr ab, nachdem der Justizrath versprochen hatte, alle noch nothwendigen Formalien zu besorgen.

„Habe ich meine Sache gut gemacht?" fragte der alte Weinhold, als er mit Albert allein war.

Der, ernst und fast verwundert wie ein Träumender, den ein heller Sonnentag weckte, fiel dem alten Manne um den Hals.

„Hoho," rief dieser, „Sie verwechseln die Adressen." Er wollte lachen, aber als er den jungen Mann ansah, griff er mit der Hand an die Augen. Ein Scherz war hier nicht angebracht. „Und was sagt Fränzchen?" fragte er.

„Sie weiß noch nichts, gar nichts, als vielleicht, was Tante Tinchen ihr verrieth."

„Die Alte im Frölenhaus?" rief Weinhold und hatte seine ganze Heiterkeit wieder. Nun, Sie sind unser Aller Meister, und ohne daß man es merkt, ziehen Sie uns an den Drähten Ihrer Laune, wohin und zu was sie wollen. Der Commerzienrath, der meint Alle überlisten zu können, muß sich selbst aufziehen und anführen; ich werde zum Gütermakler, ich, der ich ein Widersacher der Landwirthschaft bin, schon weil diese, in ihrem Hochmuth, die Gärtnerei immer wie ein Stiefkind behandelt; das alte Fräulein, das doch im ergrauten Altenjungfern-Orden ganz sicher die Feindin aller Männer und mithin auch der Ehe ist, wird zur Heirathsvermittlerin —"

„Die lassen Sie mir unangefochten!" unterbrach ihn Albert; „denn in Ihrem Bilde zu reden, sie ist ein alter, unscheinbarer Baum, aber fest, echt

bis in den Kern, ein ehrwürdiger Markstein aus vergangenen, schlichten Zeiten —"

„Der nicht mehr verpflanzt werden darf," rief seinerseits der Gartendirector. „Schließlich mußten wir Alle helfen, Ihnen den Besitz von Zarchow wiederzuschaffen, nur um den alten, verwitterten Baum nicht zu entwurzeln, und das Frölenhaus, das überall im Wege, als altehrwürdigen Markstein für die frivole Gegenwart zu erhalten. Es war die höchste Zeit, denn unser Nabob hatte, wie Archimedes, bereits den Punkt gefunden, wo er seinen Hebel ansetzen konnte, und morgen war die Hütte, das Fräulein, dies Haus, kurz das ganze alte Zarchow nicht mehr zu retten. Aber, sind noch nicht Wunder genug geschehen? Was wandelt denn da heran?"

Albert wandte sich, und da kam, gestützt auf Franziska's Arm, um die Haselnußsträuche, die Alberts Warte waren in den Kindertagen, das alte Fräulein geschritten. Der junge Mann eilte ihr entgegen; sie mußte erst Athem schöpfen, und Fränzchen schlug, tief erröthend, die Augen nieder.

„Tante Tinchen! Sie hier?" rief Albert.

„Seit sechzig Jahren zum erstenmal," sagte sie. „Ich will nicht grollen mit der neuen Generation. Sie beugt sich den Gesetzen ihrer Zeit, wie ich mich denen der meinigen." Sie schlug den Blick auf und fuhr fort: „Da steht mein Elternhaus, und fast noch wie es war."

„Und das meinige, und auch Franziska's," sagte Albert.

„Ich will es nicht betreten!" sagte die Alte. „Albert, Enkel meines Bruders, ich bringe Dir das Kind. Ich danke ihm viel. Es hat mich mit der Jugend versöhnt."

Albert reichte Fränzchen die Hand entgegen. Sie nahm sie und Thränen standen ihr in den Augen. Aber sie sagte nichts, und mit dem linken Arme stützte sie die alte Freundin.

„Das Elternhaus soll unser neues Heim werden," flüsterte er. „Willst Du, Fränzchen?"

„Sie will!" antwortete für sie das alte Fräulein.

Die sieben Welträthsel.

Rede

zur Feier des Leibnizischen Jahrestages gehalten in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 8. Juli 1880

von

E. du Bois-Reymond *).

Als ich vor acht Jahren übernommen hatte, in öffentlicher Sitzung der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte einen Vortrag zu halten, zögerte ich lange bis ich mich entschloß, die Grenzen des Naturerkennens zu meinem Gegenstande zu wählen. Die Unmöglichkeit, einerseits das Wesen von Materie und Kraft zu begreifen, andererseits das Bewußtsein auch auf niederster Stufe mechanisch zu erklären, erschien mir eigentlich als triviale Wahrheit. Daß man mit Atomistik, Dynamistik, stetiger Ausfüllung des Raumes in gleicher Weise in die Brüche gerathe, ist eine alte Erfahrung, an welcher keine Entdeckung der Naturwissenschaft etwas zu ändern vermochte. Daß durch keine Anordnung und Bewegung von Materie auch nur die einfachste Sinnesempfindung verständlich werde, haben längst vortreffliche Denker erkannt. Wol wußte ich, daß über letzteren Punkt falsche Begriffe weit verbreitet seien; fast aber schämte ich mich, den deutschen Naturforschern so abgestandenen Trunk zu schenken, und nur durch die Neuheit meiner Beweisführung hoffte ich Theilnahme zu erwecken.

Der Empfang, der meiner Auseinandersetzung wurde, zeigte mir, daß ich mich in der Sachlage getäuscht hatte. Dem anfangs kühl aufgenommenen Vortrage widerfuhr bald die Ehre, Gegenstand zahlreicher Besprechungen zu werden, in denen eine große Mannigfaltigkeit von Standpunkten sich kundgab. Die Kritik schlug alle Töne vom freudig zustimmenden Lobe bis zum wegwerfendsten Tadel an, und das Wort „Ignorabimus", in welchem meine Untersuchung gipfelte, ward förmlich zu einer Art von naturphilosophischem Schiboleth.[1]

Die durch meinen Vortrag in der deutschen Welt hervorgebrachte Erregung läßt die philosophische Bildung der Nation, auf welche wir gewohnt sind, uns

*) Aus den Monatsberichten der Akademie mitgetheilt vom Verfasser.

etwas zu Gute zu thun, in keinem günstigen Licht erscheinen. So schmeichelhaft es mir war, meine Darlegung als Kant'sche That gepriesen zu sehen, ich muß diesen Ruhm zurückweisen. In dem, was ich sagte, war, wie schon bemerkt, Nichts enthalten, was bei einiger Belesenheit in älteren philosophischen Schriften nicht Jedem bekannt sein konnte, der sich darum kümmerte. Aber seit der Umgestaltung der Philosophie durch Kant hat diese Disciplin einen so esoterischen Charakter angenommen; sie hat die Sprache des gemeinen Mutterwitzes und der verständigen Ueberlegung so verlernt; sie ist den Fragen, die den unbefangenen Jünger am tiefsten bewegen, so weit ausgewichen, oder sie hat sie so sehr von oben herab als unberufene Zumuthungen behandelt; sie hat sich endlich der neben ihr emporwachsenden neuen Weltmacht, der Naturwissenschaft, lange so feindselig gegenübergestellt: daß nicht zu verwundern ist, wenn, namentlich unter Naturforschern, das Andenken selbst an ganz thatsächliche Ergebnisse aus früheren Tagen der Philosophie verloren ging.

Einen Theil der Schuld trägt wol der Umstand, daß die neuere Philosophie zur positiven Religion meist in einem negirenden, mindestens in keinem klaren Verhältniß sich befand, und daß sie, bewußt oder unbewußt, vermied, sich über gewisse Fragen unumwunden auszusprechen, wie dies beispielsweise Leibniz konnte, welcher vor keinem Kirchentribunal etwas zu verbergen gehabt hätte. Die Philosophie soll dafür weder gelobt noch getadelt werden; aber so kommt es, daß bei den Philosophen von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an die packendsten Probleme der Metaphysik sich nicht unverhohlen, wenigstens nicht in einer dem inductiven Naturforscher zusagenden Sprache, aufgestellt und erörtert finden. Auch das möchte einer der Gründe sein, warum die Philosophie so vielfach als gegenstandslos und unersprießlich bei Seite geschoben wird, und warum jetzt, wo die Naturwissenschaft selber an manchen Punkten beim Philosophiren angelangt ist, oft solch ein Mangel an Vorbegriffen, solche Unwissenheit im wirklich Geleisteten sich zeigt.

Denn während von der einen Seite mein Verdienst weit überschätzt wurde, rief man von der anderen Anathema über mich, weil ich dem menschlichen Erkenntnißvermögen unübersteigliche Grenzen zog. Man konnte nicht begreifen, warum nicht das Bewußtsein in derselben Art verständlich sein sollte, wie Wärmeentwickelung bei chemischer Verbindung, oder Elektricitätserregung in der galvanischen Kette. Schuster verließen ihren Leisten und rümpften die Nase über „das fast nach consistorialräthlicher Demuth schmeckende Bekenntniß des 'Ignorabimus', wodurch das Nichtwissen in Permanenz erklärt werde". Fanatiker dieser Richtung, die es besser wissen konnten, denuncirten mich als zur schwarzen Bande gehörig, und zeigten auf's Neue, wie nah bei einander Despotismus und äußerster Radicalismus wohnen.[2] Gemäßigtere Köpfe verriethen doch bei dieser Gelegenheit, daß es mit ihrer Dialektik schwach bestellt sei. Sie vermochten nicht den Unterschied zu erfassen zwischen der Behauptung, die ich widerlegte: Bewußtsein kann mechanisch erklärt werden, und der Behauptung, die ich nicht bezweifelt, ja durch neue Gründe gestützt hatte: Bewußtsein ist an materielle Vorgänge gebunden.

Schärfer sah David Friedrich Strauß. Der große Kritiker hatte spät die

Wandlung durchgemacht, welche tiefer angelegte Naturen früher nicht selten in der Jugend rasch durchliefen, vom theologischen Studium zur Naturwissenschaft. Der Naturforscher von Fach mag von den Auseinandersetzungen zweiter Hand gering denken, in denen der Verfasser „des alten und des neuen Glaubens" sich vielleicht etwas zu sehr gefällt. Dem Ethiker, Juristen, Lehrer, Arzt mag die etwas gewaltsame Folgerichtigkeit bedenklich scheinen, mit welcher Strauß seine Weltanschauung in's Leben einzuführen versucht. Wenn ich selber einmal an dieser Stelle mich in diesem Sinn gegen ihn wandte,[3] so bewundere ich nicht minder die Geisteskraft und Charakterstärke, welche diesen zugleich künstlerisch so begabten Meister des Gedankens in die Mitte der alten Welträthsel trugen, die er freilich auch nicht lösen sollte, aber doch ohne jede irdische Scheu beim Namen zu nennen sich getraut.

Strauß entging es nicht, daß ich mich den geistigen Vorgängen gegenüber durchaus auf den Standpunkt des inductiven Naturforschers gestellt hatte, der den Proceß nicht vom Substrat trennt, an welchem er den Proceß kennen lernte, und der an das Dasein des vom Substrat gelösten Processes ohne zureichenden Grund nicht glaubt. Etwas erfahrener in verschlungenen Gedankenwegen, und an abstractere Ausdrucksweise gewöhnt, verstand er natürlich den Unterschied zwischen jenen beiden Behauptungen. Strauß und Lange, der zu früh der Wissenschaft entrissene Verfasser der „Geschichte des Materialismus",[4] überhoben mich der Mühe, den Jubel derer, welche in mir einen Vorkämpfer des Dualismus erstanden wähnten, mit dem Spruche niederzuschlagen: „Und wer mich nicht verstehen kann, der lerne besser lesen".

Aber auch Strauß tadelte merkwürdigerweise meinen Satz von der Unbegreiflichkeit des Bewußtseins aus mechanischen Gründen. Er sagt: „Drei Punkte sind es bekanntlich in der aufsteigenden Entwickelung der Natur, an denen vorzugsweise der Schein des Unbegreiflichen haftet. Es sind die drei Fragen: wie ist das Lebendige aus dem Leblosen, wie das Empfindende aus dem Empfindungslosen, wie das Vernünftige aus dem Vernunftlosen hervorgegangen? Der Verfasser der 'Grenzen des Naturerkennens' hält das erste der drei Probleme, A, den Hervorgang des Lebens, für lösbar. Die Lösung des dritten Problems, C, der Intelligenz und Willensfreiheit, bahnt er sich, wie es scheint, dadurch an, daß er es im engsten Zusammenhange mit dem zweiten, die Vernunft nur als höchste Stufe des schon mit der Empfindung gegebenen Bewußtseins faßt. Das zweite Problem, B, das der Empfindung, hält er dagegen für unlösbar. Ich gestehe, mir könnte noch eher einleuchten, wenn mir Einer sagte: unerklärlich ist und bleibt A, nämlich das Leben; ist aber einmal das gegeben, so folgt von selber, d. h. mittels natürlicher Entwickelung, B und C, nämlich Empfinden und Denken. Oder meinetwegen auch umgekehrt: A und B lassen sich noch begreifen, aber an C, am Selbstbewußtsein, reißt unser Verständniß ab. Beides, wie gesagt, erschiene mir noch annehmlicher, als daß gerade die mittlere Station allein die unpassirbare sein soll."[5]

So weit Strauß. Ich bedaure es aussprechen zu müssen, aber er hat den Nerven meiner Betrachtung nicht erfaßt. Ich nannte astronomische Kenntniß eines materiellen Systemes solche Kenntniß, wie wir sie vom Planetensystem

hätten, wenn alle Beobachtungen unbedingt richtig, alle Schwierigkeiten der Theorie völlig besiegt wären. Besäßen wir astronomische Kenntniß dessen, was innerhalb eines noch so räthselhaften Organes des Thier- oder Pflanzenleibes vorgeht, so wäre in Bezug auf dies Organ unser Causalitätsbedürfniß so befriedigt, wie in Bezug auf das Planetensystem, d. h. soweit es die Natur unseres Intellectes gestattet, welches von vornherein am Begreifen von Materie und Kraft scheitert. Besäßen wir dagegen astronomische Kenntniß dessen, was innerhalb des Gehirns vorgeht, so wären wir in Bezug auf das Zustandekommen des Bewußtseins nicht um ein Haar breit gefördert. Auch im Besitze der Weltformel jener dem unsrigen so unermeßlich überlegene, aber doch ähnliche Laplace'sche oder vielmehr Leibnizische Geist wäre hierin nicht klüger als wir; ja nach Leibniz' Fiction mit solcher Technik ausgerüstet, daß er Atom für Atom, Molekel für Molekel, einen Homunculus zusammensetzen könnte, würde er ihn zwar denkend machen, aber nicht begreifen, wie er dächte. [6]

Die erste Entstehung des Lebens hat an sich mit dem Bewußtsein nichts zu schaffen. Es handelt sich dabei nur um Anordnung von Atomen und Molekeln, um Einleitung gewisser Bewegungen. Folglich ist nicht blos astronomische Kenntniß dessen denkbar, was man Urzeugung, Generatio spontanea seu aequivoca, neuerlich Abiogenese oder Heterogenie nennt, sondern diese astronomische Kenntniß würde auch in Bezug auf erste Entstehung des Lebens unser Causalitätsbedürfniß ebenso befriedigen, wie in Bezug auf die Bewegungen der Himmelskörper.

Das ist der Grund, weshalb, um mit Strauß zu reden, „in der aufsteigenden Entwickelung der Natur" der Hiat für unser Verständniß noch nicht am Punkt A eintrifft, sondern erst am Punkte B. Uebrigens habe ich keineswegs behauptet, daß mit gegebener Empfindung jede höhere Stufe geistiger Entwickelung verständlich, das Problem C ohne Weiteres lösbar sei. Ich legte auf die mechanische Unbegreiflichkeit auch der einfachsten Sinnesempfindung nur deshalb so großes Gewicht, weil daraus die Unbegreiflichkeit aller höheren geistigen Processe erst recht, durch ein Argumentum a fortiori, folgt.

Zwar erscheint die erste Entstehung des Lebens jetzt in noch tieferes Dunkel gehüllt, als da man noch hoffen durfte, Lebendiges aus Todtem im Laboratorium, unter dem Mikroskop, hervorgehen zu sehen. In Hrn. Pasteur's Versuchen ist die Heterogenie wol für lange, wenn nicht für immer, der Panspermie unterlegen: wo man glaubte, daß Leben entstehe, entwickelten sich schon vorhandene Lebenskeime. Und doch haben die Dinge so sich gewendet, daß, wer nicht auf ganz kindlichem Standpunkte verharrt, logisch gezwungen werden kann, mechanische Entstehung des Lebens zuzugeben. Dem geologischen Actualismus und der Descendenztheorie gegenüber wird sich kaum noch ein ernster Verfechter der Lehre von den Schöpfungsperioden finden, nach welcher die schaffende Allmacht stets von Neuem ihr Werk vernichten sollte, um es, gleich einem stümperhaften Künstler, stets von Neuem, in einem Punkte besser, in einem anderen schlechter, von vorn wieder anzufangen. Auch wer an Endursachen glaubt, wird eingestehen, daß solches Beginnen wenig würdig der schaffenden Allmacht erscheine. Ihr geziemt, durch supernaturalistischen Eingriff in die Weltmechanik höchstens

einmal einfachste Lebenskeime in's Dasein zu rufen, aber so ausgestattet, daß aus ihnen, ohne weitere Nachhilfe, die heutige organische Schöpfung werde. Wird dies zugestanden, so ist die weitere Frage erlaubt, ob es nun nicht wieder der schaffenden Allmacht würdiger sei, auch jenes einmaligen Eingriffes in gegebene Gesetze sich zu entschlagen, und die Materie gleich von vorn herein mit solchen Kräften auszurüsten, daß unter geeigneten Umständen auf Erden, auf anderen Himmelskörpern, Lebenskeime ohne weitere Nachhilfe entstehen mußten? Dies zu verneinen gibt es keinen Grund; damit ist aber auch zugestanden, daß rein mechanisch Leben entstehen könne, und nun wird es sich nur noch darum handeln, ob die Materie, die sich rein mechanisch zu Lebendigem zusammenfügen kann, stets da war, oder ob sie, wie Leibniz meinte, erst von Gott geschaffen ward.

Daß astronomische Kenntniß des Gehirnes uns das Bewußtsein aus mechanischen Gründen nicht verständlicher machen würde als heute, schloß ich daraus, daß es einer Anzahl von Kohlenstoff-, Wasserstoff-, Stickstoff-, Sauerstoff- u. s. w. Atomen gleichgültig sein müsse, wie sie liegen und sich bewegen, es sei denn, daß sie schon einzeln Bewußtsein hätten, womit weder das Bewußtsein überhaupt, noch das einheitliche Bewußtsein des Gesammthirnes erklärt werde.

Ich hielt diese Schlußfolgerung für völlig überzeugend David Friedrich Strauß meint, am Ende könne doch nur die Zeit darüber entscheiden, ob dies wirklich das letzte Wort in der Sache sei. Das ist es nun freilich insofern nicht geblieben, als Hr. Haeckel die von mir behufs der Reductio ad absurdum gemachte Annahme, daß die Atome einzeln Bewußtsein haben, umgekehrt als metaphysisches Axiom hingestellt hat. „Jedes Atom," sagt er, „besitzt eine inhärente Summe von Kraft, und ist in diesem Sinne 'beseelt'. Ohne die Annahme einer 'Atom-Seele' sind die gewöhnlichsten und allgemeinsten Erscheinungen der Chemie unerklärlich. Lust und Unlust, Begierde und Abneigung, Anziehung und Abstoßung müssen allen Massen-Atomen gemeinsam sein; denn die Bewegungen der Atome, die bei Bildung und Auflösung einer jeden chemischen Verbindung stattfinden müssen, sind nur erklärbar, wenn wir ihnen Empfindung und Willen beilegen . . . Wenn der 'Wille' des Menschen und der höheren Thiere frei erscheint im Gegensatz zu dem 'festen' Willen der Atome, so ist das eine Täuschung, hervorgerufen durch die höchst verwickelte Willensbewegung der ersteren im Gegensatze zu der höchst einfachen Willensbewegung der letzteren." Und ganz im Geiste der einst von derselben Stätte aus der deutschen Wissenschaft verderblich gewordenen falschen Naturphilosophie fährt Hr. Haeckel fort in Constructionen über das 'unbewußte Gedächtniß' gewisser von ihm als 'Plastidule' bezeichneter 'belebter' Atomcomplexe.[7]

So verschmäht er den uns von La Mettrie gewiesenen Weg des inductorischen Erforschens, unter welchen Bedingungen Bewußtsein entstehe.[8] Er sündigt wider eine der ersten Regeln des Philosophirens: „Entia non sunt creanda sine necessitate", denn wozu Bewußtsein, wo Mechanik reicht? Und wenn Atome empfinden, wozu noch Sinnesorgane? Hr. Haeckel übergeht die doch genügend von mir betonte Schwierigkeit zu begreifen, wie den zahllosen „Atom-Seelen" das einheitliche Bewußtsein des Gesammthirnes entspringe. Uebrigens gedenke ich seiner Aufstellung nur um daran die Frage zu knüpfen, warum er

es für jesuitisch hält, die Möglichkeit der Erklärung des Bewußtseins aus Anordnung und Bewegung von Atomen zu leugnen, wenn er selber nicht daran denkt, das Bewußtsein so zu erklären, sondern es als nicht weiter zergliederbares Attribut der Atome postulirt?

Einem mehr in Anschauung von Formen geübten Morphologen ist es zu verzeihen, wenn er Begriffe wie Wille und Kraft nicht auseinanderzuhalten vermag. Aber auch von besser geschulter Seite wurden ähnliche Mißgriffe begangen. Anthropomorphische Träumereien aus der Kindheit der Wissenschaft erneuernd, erklärten Philosophen und Physiker die Fernwirkung von Körper auf Körper durch den vermeintlich leeren Raum aus einem den Atomen innewohnenden Willen. Ein wunderlicher Wille in der That, zu welchem immer Zwei gehören! Ein Wille, der, wie Adelheid's im Götz, wollen soll, er mag wollen oder nicht, und das im geraden Verhältniß des Productes der Massen und im umgekehrten des Quadrates der Entfernungen! Ein Wille, der das geschleuderte Subject im Kegelschnitt bewegen muß! Ein Wille fürwahr, der an jenen Glauben erinnert, welcher Berge versetzt, aber in der Mechanik bisher als Bewegungsursache noch nicht verwerthet wurde. Zu solchem Widersinn gelangt, wer, anstatt in Demuth sich zu bescheiden, die Flagge an den Mast nagelt, und durch lärmende Phraseologie bei sich und Anderen den Rausch zu unterhalten sucht, ihm sei gelungen, woran Newton verzweifelte. In welchem Gegensatze zu solchem Unterfangen erscheint die weise Zurückhaltung des Meisters, der als Aufgabe der analytischen Mechanik hinstellt, die Bewegungen der Körper zu beschreiben.[9]

Auf alle Fälle zeigt der heftige und weit verbreitete Widerspruch gegen die von mir behauptete Unbegreiflichkeit des Bewußtseins aus mechanischen Gründen, wie unrecht die neuere Philosophie daran thut, diese Unbegreiflichkeit als selbstverständlich vorauszusetzen. Mit Feststellung dieses Punktes, also mit irgend einer der meinigen entsprechenden Argumentation, scheint vielmehr alles Philosophiren über den Geist anfangen zu müssen; wäre Bewußtsein mechanisch begreifbar, so gäbe es genau genommen keine Metaphysik.

Wenn ich hier einen Versuch der Neuzeit anreihe, die andere Schranke des Naturerkennens weiter hinauszurücken, und Licht auf die Natur der Materie zu werfen, um auch ihn als unbefriedigend zu bezeichnen, so ist meine Meinung nicht, ihn mit der Beseelung der Atome gleich niedrig zu stellen. Dieser Versuch ging aus von der Schottischen mathematisch-physikalischen Schule, von Sir William Thomson und jenem Hrn. Tait, dessen Chauvinismus den Streit über Leibniz' Antheil an der Erfindung der Infinitesimal-Rechnung wieder anfachte, und der so weit geht, Leibniz einen Dieb zu schelten,[10] daher die Ehre, heut in diesem Saale genannt zu werden, ihm eigentlich nicht gebührt. Sir William Thomson und Hr. Tait glauben, daß sich aus den merkwürdigen Eigenschaften, welche Hr. Helmholtz an den Wirbelringen der Flüssigkeiten entdeckte, mehrere wichtige Eigenthümlichkeiten herleiten lassen, die wir den Atomen zuschreiben müssen. Man könne sich unter den Atomen außerordentlich kleine, von Ewigkeit her fort und fort sich drehende, verschiedentlich geknotete Wirbelringe denken.[11] Nichts kann ungerechter sein, als, wie in Deutschland geschah, diese Theorie für eine Wiederbelebung der Cartesischen Wirbel auszugeben. Obwol in den Wirbel-

ringen die Materie nicht, wie in den die Eisentheilchen umgebenden Strömchen die Elektricität, in der zum Ringe gebogenen Axe, sondern um diese Axe kreist, fühlt man sich durch die Ampère'sche Theorie doch günstig für die Thomson'sche gestimmt. Aber so vorschnell es wäre, Sir William Thomson's sinnreiche Speculation, weil sie in vielen Stücken zu kurz kommt, leichthin abweisen zu wollen, Eines kann man schon sicher behaupten: daß sie, so wenig wie irgend eine frühere Vorstellung, die Widersprüche schlichtet, auf welche unser Intellect bei seinem Bestreben stößt, Materie und Kraft zu begreifen. Denn nichts verhindert mich den Thomson'schen Wirbelring, der einem Atom Wasserstoff entsprechen soll, mir so groß vorzustellen wie die Saturnsringe, und wie soll ich mir dann die darin wirbelnde Materie denken?

Uebrigens anerkennt die Thomson'sche Theorie, indem sie die Wirbelbewegung von Ewigkeit her bestehen, oder durch supernaturalistischen Anstoß entstehen läßt, die zweite Schwierigkeit, welche dem Begreifen der Welt entgegensteht.

Dieser Schwierigkeiten lassen sich im Ganzen *sieben* unterscheiden. *Transcendent* nenne ich darunter die, welche mir auch dann unüberwindlich erscheinen, wenn ich mir die in der aufsteigenden Entwickelung ihnen voraufgehenden gelöst denke.

Die *erste* Schwierigkeit ist das Wesen von Materie und Kraft. Als meine eine Grenze des Naturerkennens ist sie an sich transcendent.

Die *zweite* Schwierigkeit ist der Ursprung der Bewegung. Wir sehen Bewegung entstehen und vergehen; wir können uns die Materie in Ruhe vorstellen; die Bewegung erscheint uns an der Materie als etwas Zufälliges. Unser Causalitätsbedürfniß fühlt sich nur befriedigt, wenn wir uns vor unendlicher Zeit die Materie ruhend und gleichmäßig im unendlichen Raume vertheilt denken. Da ein supernaturalistischer Anstoß in unsere Begriffswelt nicht paßt, fehlt es dann am zureichenden Grunde für die erste Bewegung. Oder wir stellen uns die Materie als von Ewigkeit bewegt vor. Dann verzichten wir von vorn herein auf Verständniß in diesem Punkte. Wie bemerkt, halte ich diese Schwierigkeit für transcendent.

Die *dritte* Schwierigkeit ist die erste Entstehung des Lebens. Ich sagte schon öfter und erst eben wieder, daß ich, der hergebrachten Meinung entgegen, keinen Grund sehe, diese Schwierigkeit für transcendent zu halten. Hat einmal die Materie angefangen sich zu bewegen, so können Welten entstehen; unter geeigneten Bedingungen, die wir so wenig nachahmen können, wie die, unter welchen eine Menge unorganischer Vorgänge stattfinden, kann auch der eigenthümliche Zustand dynamischen Gleichgewichtes der Materie, den wir Leben nennen, geworden sein. Ich wiederhole es und bestehe darauf: sollten wir einen supernaturalistischen Act zulassen, so genügte ein einziger solcher Act, der bewegte Materie schüfe: auf alle Fälle brauchten *wir* nur *Einen* Schöpfungstag.

Die *vierte* Schwierigkeit wird dargeboten durch die anscheinend absichtsvoll zweckmäßige Einrichtung der Natur. Organische Bildungsgesetze können nicht zweckmäßig wirken, wenn nicht die Materie zu Anfang zweckmäßig geschaffen wurde; also sind sie mit der mechanischen Naturansicht unverträglich. Aber auch diese Schwierigkeit ist nicht unbedingt transcendent. Hr. Darwin

zeigte in der natürlichen Zuchtwahl eine Möglichkeit, sie zu umgehen, und die innere Zweckmäßigkeit der organischen Schöpfung, ihre Anpassung an die unorganischen Bedingungen, durch eine nach Art eines Mechanismus mit Naturnothwendigkeit wirkende Verkettung von Umständen zu erklären. Welcher Grad von Wahrscheinlichkeit der Selectionstheorie zukomme, erwog ich schon früher einmal bei gleicher Gelegenheit an dieser Stelle. „Mögen wir immerhin," sagte ich, „indem wir an diese Lehre uns halten, die Empfindung des sonst rettungslos Versinkenden haben, der an eine ihn nur eben über Wasser tragende Planke sich klammert. Bei der Wahl zwischen Planke und Untergang ist der Vortheil entschieden auf Seiten der Planke." [12] Daß ich die Selectionstheorie einer Planke verglich, an der ein Schiffbrüchiger Rettung sucht, erweckte im jenseitigen Lager solche Genugthuung, daß man vor Vergnügen beim Weitererzählen aus der Planke einen Strohhalm machte. Zwischen Planke und Strohhalm aber ist ein großer Unterschied. Der auf einen Strohhalm Angewiesene versinkt, eine ordentliche Planke rettete schon manches Menschenleben: und deshalb ist auch die vierte Schwierigkeit bis auf Weiteres nicht transcendent, wie zagend ernstes und gewissenhaftes Nachdenken auch immer wieder davor stehe.

Erst die fünfte ist es wieder durchaus: meine andere Grenze des Naturerkennens, das Entstehen der einfachen Sinnesempfindung.

So eben wurde daran erinnert, wie ich die hypermechanische Natur dieses Problems, folglich seine Transcendenz, bewies. Es ist nicht unnütz zu betrachten, wie dies Leibniz thut. An mehreren Stellen seiner nicht systematischen Schriften findet sich die nackte Behauptung, daß durch keine Figuren und Bewegungen, in unserer heutigen Sprache, keine Anordnung und Bewegung von Materie, Bewußtsein entstehen könne. [13] In den sonst gerade gegen den Essay on Human Understanding gerichteten Nouveaux Essais sur l'Entendement humain läßt Leibniz den Anwalt des Sensualismus, Philalethes, fast mit Locke's Worten [14] sagen: „Vielleicht wird es angemessen sein, etwas Nachdruck auf die Frage zu legen, ob ein denkendes Wesen von einem nicht denkenden Wesen ohne Empfindung und Bewußtsein, wie die Materie, herrühren könne. Es ist ziemlich klar, daß ein materielles Theilchen nicht einmal vermag, irgend etwas durch sich hervorzubringen und sich selber Bewegung zu ertheilen. Entweder also muß seine Bewegung von Ewigkeit, oder sie muß ihm durch ein mächtigeres Wesen eingeprägt sein. Aber auch wenn sie von Ewigkeit wäre, könnte sie nicht Bewußtsein erzeugen. Theilt die Materie, wie um sie zu vergeistigen, in beliebig kleine Theile; gebt ihr was für Figuren und Bewegungen Ihr wollt; macht daraus eine Kugel, einen Würfel, ein Prisma, einen Cylinder u. d. m., deren Dimensionen nur ein Tausendmilliontel eines philosophischen Fußes, d. h. des dritten Theiles des Secundenpendels unter 45° Breite betragen. Wie klein auch dies Theilchen sei, es wird auf Theilchen gleicher Ordnung nicht anders wirken, als Körper von einem Zoll oder einem Fuß Durchmesser es untereinander thun. Und man könnte mit demselben Recht hoffen, Empfindung, Gedanken, Bewußtsein durch Zusammenfügung grober Theile der Materie von bestimmter Figur und Bewegung zu erzeugen, wie mittels der kleinsten Theilchen in der Welt. Diese stoßen, schieben und widerstehen einander gerade wie die groben, und weiter

können sie nichts. Könnte aber Materie, unmittelbar und ohne Maschine, oder ohne Hilfe von Figuren und Bewegungen, Empfindung, Wahrnehmung und Bewußtsein aus sich selber schöpfen: so müßten diese ein untrennbares Attribut der Materie und aller ihrer Theile sein." Darauf antwortet Theophil, der Vertreter des Leibnizischen Idealismus: „Ich finde diese Schlußfolgerung so fest begründet wie nur möglich, und nicht blos genau zutreffend, sondern auch tief, und ihres Urhebers würdig. Ich bin ganz seiner Meinung, daß es keine Combination oder Modification der Theilchen der Materie gibt, wie klein sie auch seien, welche Wahrnehmung erzeugen könnte; da, wie man klar sieht, die groben Theile dies nicht vermöchten, und in den kleinen Theilen alle Vorgänge denen in den großen proportional sind." [15]

In der später für Prinz Eugen verfaßten „Monadologie" sagt Leibniz kürzer und mit ihm eigener, charakteristischer Wendung: „Man ist gezwungen zu gestehen, daß die Wahrnehmung, und was davon abhängt, aus mechanischen Gründen, d. h. durch Figuren und Bewegungen, unerklärlich ist. Stellt man sich eine Maschine vor, deren Bau Denken, Fühlen, Wahrnehmen bewirke, so wird man sie sich in denselben Verhältnissen vergrößert denken können, so daß man hineintreten könnte, wie in eine Mühle. Und dies vorausgesetzt wird man in ihrem Inneren nichts antreffen als Theile, die einander stoßen, und nie irgend etwas woraus Wahrnehmung sich erklären ließe." [16]

So gelangt Leibniz zu demselben Ergebniß wie wir, doch ist dazu zweierlei zu bemerken. Erstens verlor Locke's von Leibniz angenommene Beweisführung an Bündigkeit durch die Fortschritte der Naturwissenschaft. Denn vom heutigen Standpunkt aus könnte eingewendet werden, daß bei immer feinerer Zertheilung der Materie allerdings ein Punkt kommt, wo sie neue Eigenschaften entfaltet: bei der Diffusion, den chemischen Vorgängen, der Krystallbildung, in den Organismen. Es fällt sogar sehr auf, daß weder Locke noch Leibniz daran dachten, wie es keineswegs gleichgültig ist, ob fußgroße Klumpen Kohle, Schwefel und Salpeter neben und aufeinander ruhen, oder ob diese Stoffe in bestimmtem Verhältniß zu einem Mischpulver verrieben, und zu Klümpchen von einer gewissen Feinheit gekörnt sind. Nicht einmal die mechanische Leistung einander ähnlicher Maschinen ist ihrer Größe proportional. Wenn so die Materie nach dem Grad ihrer Zertheilung andere und andere Wirkungen äußert, warum sollte sie bei noch feinerer Zertheilung nicht auch denken? Um zu dieser nur scheinbar berechtigten, doch vielleicht Manche irreleitenden Frage nicht erst Gelegenheit zu geben, ist es besser, Locke's fortschreitende Zerkleinerung der Materie, Leibniz' Gedankenmühle aus dem Spiel zu lassen, und gleich von der in ihre physikalischen Atome zerlegten Materie auszusagen, daß durch keine Anordnung und Bewegung dieser Atome das Bewußtsein erklärt wird.

Die zweite Bemerkung ist, daß wir zwar bis hierher mit Leibniz gehen, aber vorläufig nicht weiter. Aus der Unbegreiflichkeit des Bewußtseins aus mechanischen Gründen schließt er, daß es nicht durch materielle Vorgänge erzeugt werde. Wir begnügen uns damit, jene Unbegreiflichkeit anzuerkennen, der ich gern den drastischen Ausdruck gebe, daß es eben so unmöglich ist zu verstehen, warum Zwicken des N. trigeminus Höllenschmerz verursacht, wie warum

die Erregung gewisser anderer Nerven wohlthut. Leibniz verlegt das Bewußtsein in die dem Körper zuertheilte Seelenmonade, und läßt durch Gottes Allmacht darin eine den Erlebnissen des Körpers entsprechende Reihe von Traumbildern ablaufen. Wir dagegen häufen Gründe dafür, daß das Bewußtsein an materielle Vorgänge gebunden sei.

Nicht mit voller Ueberzeugung stelle ich als sechste Schwierigkeit das vernünftige Denken und den Ursprung der damit eng verbundenen Sprache auf. Zwischen Amoebe und Mensch, zwischen Neugeborenem und Erwachsenem ist sicher eine gewaltige Kluft; sie läßt sich aber bis zu einem gewissen Grade durch Uebergänge ausfüllen. Die Entwickelung des geistigen Vermögens in der Thierreihe leistet dies objectiv bis zu den anthropomorphen Affen; um beim Einzelwesen von der einfachen Empfindung zu den höheren Stufen geistiger Thätigkeit zu gelangen, bedarf die Erkenntnißtheorie wahrscheinlich nur des Gedächtnisses und des Vermögens der Verallgemeinerung. Wie groß auch der zwischen den höchsten Thieren und den niedrigsten Menschen übrig bleibende Sprung und wie schwer die hier zu lösenden Aufgaben seien, bei einmal gegebenem Bewußtsein ist deren Schwierigkeit ganz anderer Art als die, welche der mechanischen Erklärung des Bewußtseins überhaupt entgegensteht: diese und jene sind incommensurabel. Daher bei gelöstem Problem B, um wieder Strauß' Notation anzuwenden, das Problem C mir nicht transcendent erscheint. Wie Strauß richtig bemerkt,[17] hängt aber das Problem C eng zusammen mit einem anderen, welches in unserer Reihe als siebentes und letztes auftritt. Dies ist die Frage nach der Willensfreiheit.

Zwar liegt es in der Natur der Dinge, daß alle hier aufgezählten Probleme die Menschheit beschäftigt haben, so lange sie denkt. Ueber Constitution der Materie, Ursprung des Lebens und der Sprache ist jederzeit, bei allen Culturvölkern, gegrübelt worden. Doch waren es stets nur wenig erlesene Geister, die bis zu diesen Fragen vordrangen, und wenn auch gelegentlich scholastisches Gezänk um sie sich erhob, reichte doch der Hader kaum über akademische Hallen hinaus. Anders mit der Frage, ob der Mensch in seinem Handeln frei, oder durch unausweichlichen Zwang gebunden sei. Jeden berührend, scheinbar Jedem zugänglich, innig verflochten mit den Grundbedingungen der menschlichen Gesellschaft, auf das Tiefste eingreifend in die religiösen Ueberzeugungen, hat diese Frage in der Geistes- und Culturgeschichte eine Rolle unermeßlicher Wichtigkeit gespielt, und in ihrer Behandlung spiegeln sich die Entwickelungsstadien des Menschengeistes deutlich ab.

Das classische Alterthum hat sich nicht sehr den Kopf über das Problem der Willensfreiheit zerbrochen. Da für die antike Weltanschauung im Allgemeinen weder der Begriff unverbrüchlich bindender Naturgesetze, noch der einer absoluten Weltregierung vorhanden war, so lag kein Grund vor zu einem Conflict zwischen Willensfreiheit und dem herrschenden Weltprincip. Die Stoa glaubte an ein Fatum, und leugnete demgemäß die Willensfreiheit, die römischen Moralisten stellten diese aber aus ethischem Bedürfniß auf naiv subjectiver Grundlage wieder her. „Sentit animus se moveri:" — heißt es in den Tusculanen[18] — „quod quum sentit, illud una sentit se vi sua, non aliena

moveri;“ und der stoische Fatalismus wurde durch Anekdoten verspottet, wie die von dem Sklaven des Zenon von Kition, der den begangenen Diebstahl durch das Fatum entschuldigend zur Antwort erhält: Nun wol, so war es auch dein Fatum geprügelt zu werden. Eine Geschichte, welche heute noch am Bosporus spielen könnte, wo das türkische Kismeth an Stelle der stoischen Εἱμαρμένη trat.

Der christliche Dogmatismus (gleichviel wie viel semitische und wie viel hellenistische Elemente zu ihm verschmolzen) war es, der durch die Frage nach der Willensfreiheit in die dunkelsten, selbstgegrabenen Irrwege gerieth. Von den Kirchenvätern und Schismatikern, von Augustinus und Pelagius, durch die Scholastiker Scotus Erigena und Anselm von Canterbury, bis zu den Reformatoren Luther und Calvin und darüber hinaus, zieht sich der hoffnungslos verworrene Streit über Willensfreiheit und Prädestination. Gott ist allmächtig und allwissend; nichts geschieht, was er nicht von Ewigkeit wollte und vorhersah. Also ist der Mensch unfrei; denn handelte er anders als Gott vorherbestimmt hatte, so wäre Gott nicht allmächtig und allwissend gewesen. Also liegt es nicht in des Menschen Willen, daß er das Gute thue oder sündige. Wie kann er dann für seine Thaten verantwortlich sein? Wie verträgt es sich mit Gottes Gerechtigkeit und Güte, daß er den Menschen straft oder belohnt für Handlungen, welche im Grunde Gottes eigene Handlungen sind?

Das ist die Form, in welcher das Problem der Willensfreiheit dem durch heiligen Wahnsinn verfinsterten Menschengeiste sich darstellte. Die Lehre von der Erbsünde, die Fragen nach der Erlösung durch eigenes Verdienst oder durch das Blut des Heilandes, durch den Glauben oder durch die Werke, nach den verschiedenen Arten der Gnade, verwuchsen tausendfältig mit jenem an Spitzfindigkeiten schon hinlänglich fruchtbaren Dilemma, und vom vierten bis zum siebzehnten Jahrhundert wiederhallten durch die ganze Christenheit Klöster und Schulen von Disputationen über Determinismus und Indeterminismus. Vielleicht gibt es keinen Gegenstand menschlichen Nachdenkens, über welchen längere Reihen nie mehr aufgeschlagener Folianten im Staube der Bibliotheken modern. Aber nicht immer blieb es beim Bücherstreit. Wüthende Verketzerung mit allen Greueln, die damals der herrschenden Religionspartei gegen Andersdenkende freistanden, hing sich an solche abstruse Controversen um so lieber, je weniger damit Vernunft und aufrichtiges Streben nach Wahrheit zu thun hatten.

Wie anders faßt unsere Zeit das Problem der Willensfreiheit auf. Die Erhaltung der Energie besagt, daß, so wenig wie Materie, jemals Kraft entsteht oder vergeht. Der Zustand der ganzen Welt, auch eines menschlichen Gehirnes, in jedem Augenblick ist die unbedingte mechanische Wirkung des Zustandes im vorhergehenden Augenblick, und die unbedingte mechanische Ursache des Zustandes im nächstfolgenden Augenblick. Daß in einem gegebenen Augenblick von zwei Dingen das eine oder das andere geschehe, ist undenkbar. Die Hirnmolekeln können stets nur auf bestimmte Weise fallen, so sicher wie Würfel, nachdem sie den Becher verließen. Wiche ein Molecül ohne zureichenden Grund aus seiner Lage oder Bahn, so wäre das ein Wunder so groß als bräche der Jupiter aus seiner Ellipse und versetzte das Planetensystem in Aufruhr. Wenn

nun, wie der Monismus es sich denkt, unsere Vorstellungen und Strebungen, also auch unsere Willensacte, zwar unbegreifliche, doch nothwendige und eindeutige Begleiterscheinungen der Bewegungen und Umlagerungen unserer Hirnmolekeln sind, so leuchtet ein, daß es keine Willensfreiheit gibt; dem Monismus ist die Welt ein Mechanismus, und in einem Mechanismus ist kein Platz für Willensfreiheit.

Der Erste, dem die materielle Welt in solcher Gestalt vorschwebte, war Leibniz. Wie ich an dieser Stelle schon öfter bemerklich machte, war seine mechanische Weltanschauung durchaus dieselbe, wie die unsrige. Wenn er die Erhaltung der Energie auch noch nicht wie wir durch die verschiedenen Molecularvorgänge zu verfolgen vermochte, er war von dieser Erhaltung überzeugt. Er befand sich sämmtlichen Molecularvorgängen gegenüber in der Lage, in welcher wir uns noch einzelnen gegenüber befinden. Da nun Leibniz ebenso fest an eine Geisterwelt glaubte, die ethische Natur des Menschen in den Kreis seiner Betrachtungen zog, ja sich mit der positiven Religion trefflich abfand, so lohnt sich zu fragen, was er von der Willensfreiheit hielt, insbesondere wie er sie mit der mechanischen Weltansicht zu verbinden wußte.

Leibniz war unbedingter Determinist, und mußte es seiner ganzen Lehre nach sein.[19] Er nahm zwei von Gott geschaffene Substanzen an, die materielle Welt und die Welt seiner Monaden. Die eine kann nicht auf die andere wirken; in beiden laufen mit unabänderlich vorherbestimmter Nöthigung, vollkommen unabhängig von einander, aber genau Schritt haltend, mit einander harmonirende Processe ab: das mathematisch vor- und rückwärts berechenbare Getriebe der Weltmaschine, und in den zu jedem beseelten Einzelwesen gehörigen Seelenmonaden die Vorstellungen, welche den scheinbaren Sinneseindrücken, Willensacten und Vorstellungen des Wirthes der Monade entsprechen. Der bloße Name der prästabilirten Harmonie, den Leibniz seinem Systeme gibt, schließt Freiheit aus. Da die Vorstellungen der Monaden nur Traumbilder ohne mechanische Ursache, ohne Zusammenhang mit der Körperwelt sind, so hat es Leibniz leicht, die subjective Ueberzeugung von der Freiheit unserer Handlungen zu erklären. Gott hat einfach den Fluß der Vorstellungen der Seelenmonade so geregelt, daß sie frei zu handeln meint.

Bei anderer Gelegenheit schließt sich Leibniz mehr der gewöhnlichen Denkweise an, indem er dem Menschen einen Schein von Freiheit läßt, hinter welchem sich geheime zwingende Antriebe verbergen. Durch den Artikel „Buridan" in seinem Dictionnaire historique et critique[20] hatte Pierre Bayle wieder die Aufmerksamkeit auf das vielbesprochene, fälschlich jenem Scholastiker zugeschriebene, schon bei Dante,[21] ja bei Aristoteles vorkommende Sophisma gelenkt von

„. . . . . dem grauen Freunde,
Der zwischen zwei Gebündel Heu . . ."

elendiglich verhungert, da beiderseits Alles gleich ist, er aber als Thier das franc arbitre entbehrt. „Es ist wahr," sagt Leibniz in der Theodicee, „daß, wäre der Fall möglich, man urtheilen müßte, daß er sich Hungers sterben lassen würde: aber im Grunde handelt es sich um Unmögliches; es sei denn, daß Gott

die Sache absichtlich verwirkliche. Denn durch eine den Esel der Länge nach hälftende senkrechte Ebene könnte nicht auch das Weltall so gehälftet werden, daß beiderseits Alles gleich wäre; wie eine Ellipse oder sonst eine der von mir amphidexter genannten ebenen Figuren, welche jede durch ihren Mittelpunkt gezogene Gerade hälftet. Denn weder die Theile des Weltalls, noch die Eingeweide des Thieres sind auf beiden Seiten jener senkrechten Ebene einander gleich und gleich gelegen. Es würde also immer viel Dinge im Esel und außerhalb des Esels geben, welche, obschon wir sie nicht bemerken, ihn bestimmen würden, eher der einen als der anderen Seite sich zuzuwenden. Und obschon der Mensch frei ist, was der Esel nicht ist, erscheint doch auch im Menschen der Fall vollkommenen Gleichgewichtes der Bestimmungsgründe für zwei Entschlüsse unmöglich, und ein Engel, oder wenigstens Gott, würde stets einen Grund für den vom Menschen gefaßten Entschluß angeben können, wenn auch wegen der weit reichenden Verkettung der Ursachen dieser Grund oft sehr zusammengesetzt und uns selber unbegreiflich wäre." [22]

Ueber die Frage, wo beim Determinismus die Verantwortlichkeit des Menschen, die Gerechtigkeit und Güte Gottes bleiben, hilft sich Leibniz mit seinem Optimismus fort. Am Schluß der Theodicee, von der ein großer Theil diesem Gegenstande gewidmet ist, führt er, eine Fiction des Laurentius Valla fortspinnend,[23] aus, wie es für den Sextus Tarquinius freilich schlimm war, Verbrechen begehen zu müssen, für welche ihm die Strafe nicht erspart werden konnte. Zahllose Welten waren möglich, in denen Tarquinius eine mehr oder minder achtungswerthe Rolle gespielt, mehr oder minder glücklich gelebt hätte, darunter solche sogar, wo er als tugendhafter Greis, von seinen Mitbürgern geehrt und beweint, hochbejahrt gestorben wäre: allein Gott mußte vorziehen, diese Welt zu erschaffen, in welcher Sextus Tarquinius ein Bösewicht wurde, weil voraussichtlich sie die beste, in ihr das Gute im Großen und Ganzen ein Maximum war.[24]

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß dem Monismus mit diesen immerhin in sich folgerichtigen, aber, um das Geringste zu sagen, höchst willkürlichen und das Gepräge des Unwirklichen tragenden Vorstellungen nicht gedient sein kann, und so muß er denn selber seine Stellung zum Problem der Willensfreiheit sich suchen. Sobald man sich entschließt, das subjective Gefühl der Freiheit für Täuschung zu erklären, ist es auf monistischer Grundlage so leicht, wie bei extremem Dualismus, die scheinbare Freiheit mit der Nothwendigkeit zu versöhnen. Die Fatalisten aller Zeiten, worin auch ihre Ueberzeugung wurzelte, Zenon, Augustinus und die Thomisten, Calvin, Leibniz, Laplace,[25] — Jacques und seinen Hauptmann nicht zu vergessen — fanden darin keine Schwierigkeit. Mit mäßiger dialektischer Gewandtheit läßt sich Einem jenes von Cicero beschriebene Gefühl wegdisputiren. Auch im Traume fühlen wir uns frei, da doch die Phantasmen unserer Sinnsubstanzen mit uns spielen. Von vielen scheinbar mit Ueberlegung ausgeführten, weil zweckmäßigen Handlungen wissen wir jetzt, daß sie unwillkürliche Wirkungen gewisser Einrichtungen unseres Nervensystemes sind, der Reflexmechanismen und der sogenannten automatischen Nervencentren. Wenn wir auf den Fluß unserer Gedanken achten, bemerken

wir bald, wie unabhängig von unserem Wollen Einfälle kommen, Bilder aufleuchten und verlöschen. Sollten unsere vermeintlichen Willensacte in der That viel willkürlicher sein? Sind überdies alle unsere Empfindungen, Strebungen, Vorstellungen nur das Erzeugniß gewisser materieller Vorgänge in unserem Gehirn, so entspricht der Molecularbewegung, mit der die Willensempfindung zum Heben des Armes verbunden ist, auch der materielle Anstoß, der die Hebung des Armes rein mechanisch bewirkt, und es bleibt also beim ersten Blick gar kein Dunkel zurück.

Das Dunkel zeigt sich aber für die meisten Naturen, sobald man die physische Sphäre mit der ethischen vertauscht. Denn man gibt leicht zu, daß man nicht frei, sondern als Werkzeug verborgener Ursachen handelt, so lange die Handlung gleichgültig ist. Ob Cäsar in Gedanken die rechte oder linke Caliga zuerst anlegt, bleibt sich gleich, in beiden Fällen tritt er gestiefelt aus dem Zelt. Ob er den Rubicon überschreitet oder nicht, davon hängt der Lauf der Weltgeschichte ab. So wenig frei sind wir in gewissen kleinen Entschließungen, daß ein Kenner der menschlichen Natur mit überraschender Sicherheit vorhersagt, welche Karte von mehreren unter bestimmten Bedingungen hingelegten wir aufnehmen werden. Aber auch der entschlossenste Monist vermag den ernsteren Forderungen des praktischen Lebens gegenüber die Vorstellung nur schwer festzuhalten, daß das ganze menschliche Dasein nichts sei als eine Fable convenue, in welcher mechanische Nothwendigkeit dem Cajus die Rolle des Verbrechers, dem Sempronius die des Richters ertheile, und deshalb Cajus zum Richtplatz geführt werde, während Sempronius frühstücken gehe. Wenn Hr. Stephan uns berichtet, daß auf hunderttausend Briefe Jahr aus Jahr ein so und so viel entfallen, welche ohne Adresse in den Kasten geworfen wurden, denken wir uns nichts Besonderes dabei. Aber daß nach Quetelet unter hunderttausend Einwohnern einer Stadt Jahr aus Jahr ein naturnothwendig so und so viel Diebe, Mörder und Brandstifter sind,[26] das empört unser sittliches Gefühl; denn es ist peinlich denken zu müssen, daß wir nur deshalb nicht Verbrecher wurden, weil Andere für uns die schwarzen Loose zogen, die auch unser Theil hätten werden können.

Wer gleichsam schlafwandelnd durch das Leben geht, ob er in seinem Traum die Welt regiere oder Holz hacke; wer als Historiker, Jurist, Poet in einseitiger Beschaulichkeit mehr mit menschlichen Satzungen und Leidenschaften, oder wer naturforschend und -beherrschend ebenso beschränkten Blickes nur mit Naturgesetzen verkehrt: der vergißt jenes Dilemma, auf dessen Hörner gespießt unser Verstand gleich der Beute des Neuntödters schmachtet; wie wir die Doppelbilder vergessen, welche Schwindel erregend uns sonst überall verfolgen würden. In um so verzweifelteren Anstrengungen, solcher Qual sich zu entwinden, erschöpft sich die kleine Schar derer, die mit dem Rabbi von Amsterdam das All sub specie aeternitatis anschauen: es sei denn, daß sie wie Leibniz getrost die Selbstbestimmung sich absprechen. Die Schriften der Metaphysiker bieten eine lange Reihe von Versuchen, Willensfreiheit und Sittengesetz mit mechanischer Willensordnung zu versöhnen. Wäre ihrer Einem, etwa Kant, diese Quadratur

wirklich gelungen, so hätte wol die Reihe ein Ende. So unsterblich pflegen nur unbesiegbare Probleme zu sein.

Minder bekannt als diese metaphysischen sind die neuerlich in Frankreich hervorgetretenen, auf dasselbe Ziel gerichteten mathematischen Bestrebungen. Sie knüpfen an Descartes' verunglückten Versuch an, die Einwirkung der Seele auf den Leib, der geistigen Substanz auf die materielle zu erklären. Obschon nämlich Descartes die Quantität der Bewegung in der Welt für constant hielt, und obschon er nicht glaubte, daß die Seele Bewegung erzeugen könne, meinte er doch, daß die Seele zu bestimmen vermöge, in welcher Richtung Bewegung stattfinde. Leibniz zeigte, daß nicht die Summe der Bewegungen, sondern die der Bewegungskräfte constant ist, und daß auch die in der Welt vorhandene Summe der Richtkräfte oder des Fortschrittes nach irgend einer im Raume gezogenen Axe dieselbe bleibt. So nennt er die algebraïsche Summe der jener Axe parallelen Componenten aller mechanischen Momente. Nach letzterem, von Descartes übersehenen Satze könne auch die Richtung von Bewegungen nicht ohne entsprechenden Kraftaufwand bestimmt oder verändert werden. Wie klein man sich solchen Kraftaufwand auch denke, er mache einen Theil des Naturmechanismus aus, und könne nicht der geistigen Substanz zugeschrieben werden.[27] Eine Einsicht, zu welcher es wol kaum des von Leibniz herangezogenen Apparates bedurfte, da der Hinweis auf Galilei's Bewegungsgesetze genügt.

Der verstorbene Mathematiker Cournot,[28] der durch seine Arbeiten über Elasticität rühmlich bekannte Pariser Akademiker Hr. de Saint-Venant,[29] und Hr. Boussinesq, Professor in Lille, haben sich die Aufgabe gestellt, die Bande des mechanischen Determinismus durch den Nachweis zu sprengen, daß, Leibniz' Behauptung entgegen, ohne Kraftaufwand Bewegung erzeugt oder die Richtung der Bewegung geändert werden könne. Cournot und Hr. de Saint-Venant führen dazu den der deutschen physiologischen Schule längst geläufigen[30] Begriff der Auslösung (décrochement) ein. Sie glauben, daß die zur Auslösung der willkürlichen Bewegung nöthige Kraft nicht blos verhältnißmäßig sehr klein, sondern gleich Null sein könne. Herr Boussinesq seinerseits weist auf gewisse Differentialgleichungen der Bewegung hin, deren Integrale singuläre Lösungen der Art zulassen, daß der Sinn der weiteren Bewegung zweideutig oder völlig unbestimmt wird.[31] Schon Poisson hatte auf diese Lösungen als auf eine Art mechanischen Paradoxon's aufmerksam gemacht.[32] Solch ein Fall ist beispielsweise der, wo ein schwerer Punkt am Umfang eines vollkommen glatten Paraboloïds mit senkrechter Axe und aufwärts gerichtetem Gipfel in einer durch die Axe gelegten Ebene die tangentiale Geschwindigkeit nach oben erhält, welche er vom Gipfel fallend an derselben Stelle erlangt. Er kommt dann mit der Geschwindigkeit Null auf dem Gipfel an, und bleibt liegen, bis es etwa einem dort hausenden „Principe directeur" gefällt, dem Punkt in beliebiger wagerechter Richtung einen Anstoß zu ertheilen, der, obschon gleich Null, doch im Stande sein soll, ihn wieder am Paraboloïd hinabgleiten zu lassen.

Cournot glaubt der auslösenden Kraft gleich Null, Hr. Boussinesq der Integrale mit singulären Lösungen schon zu bedürfen, um dadurch, in Verbindung mit dem „lenkenden Principe", die Mannigfaltigkeit und Unbestimmbarkeit der

organischen Vorgänge zu erklären. Die deutsche physiologische Schule, längst gewöhnt, in den Organismen nichts zu sehen als eigenartige Mechanismen, wird sich mit dieser Auffassung schwerlich befreunden, und trotz den gegentheiligen Versicherungen, trotz der Auctorität Cournot's und Claude Bernard's,[33] hinter dem „lenkenden Principe" die in Frankreich stets, unter der einen oder anderen Gestalt und Benennung, wieder auftauchende Lebenskraft fürchten.

Dabei sei bemerkt, daß Hr. Boussinesq mich mißversteht, wenn er mich in den „Grenzen des Naturerkennens" sagen läßt, ein Organismus unterscheide sich von einer Krystallbildung, etwa von Eisblumen oder dem Dianabaum, nur durch größere Verwickelung. Ich lege im Gegentheil Werth darauf, den Umstand genau bezeichnet zu haben, in welchem mir alle die sinnfälligen Unterschiede zu wurzeln scheinen, die jederzeit die Menschheit trieben, in der lebenden und der todten Natur zwei verschiedene Reiche zu erkennen, obschon, unserer jetzigen Ueberzeugung nach, in beiden dieselben Kräfte walten. Dieser Umstand ist der, daß in den unorganischen Individuen, den Krystallen, die Materie sich in stabilem Gleichgewicht befindet, während in den organischen Individuen mehr oder minder vollkommenes dynamisches Gleichgewicht der Materie herrscht, bald mit positiver, bald mit negativer Bilanz. Während der das Thier durchrauschende Strom von Materie der Umwandlung potentieller in kinetische Energie dient, erklärt er zugleich die Abhängigkeit des Lebens von äußeren Bedingungen, den integrirenden Reizen der älteren Physiologie, und die Vergänglichkeit des Organismus gegenüber der Ewigkeit des bedürfnißlos in sich ruhenden Krystalls.[34]

Unseres Bedünkens kann die Theorie des unbewußten Lebens ohne sich gabelnde Integrale und ohne „lenkendes Princip" auskommen. Andererseits ist zu bezweifeln, daß mit diesen Hilfsmitteln, oder mit der Auslösung, in dem Streit zwischen Willensfreiheit und Nothwendigkeit irgend etwas auszurichten sei. Hrn. Paul Janet's empfehlender Bericht an die Académie des Sciences morales et politiques,[35] dessen lichtvolle Schönheit ich höchlich bewundere, läßt auf die Verantwortung der drei Mathematiker hin die Möglichkeit eines mechanischen Indeterminismus gelten. Indem aber diese Lehre von der Behauptung, die auslösende Kraft könne unendlich klein sein, übergeht zu der, sie könne auch wirklich Null sein, scheint sie von einem in der Infinitesimal-Rechnung unter ganz anderen Bedingungen üblichen Verfahren unstatthaften Gebrauch zu machen. Erstere Behauptung will doch nur sagen, daß die auslösende Kraft im Vergleich zur ausgelösten Kraft verschwindend klein sein könne. So verschwindet die Kraft des Flügelschlages einer Krähe, welcher die Lauine zu Fall bringt, gegen die Kraft der schließlich zu Thal stürzenden Schneemassen, d. h. wir können eine der ersteren gleiche Kraft bei Messung der letzteren vernachlässigen, weil sie bei keiner ziffermäßigen Erwägung merklichen Einfluß übt, auch weit innerhalb der Grenzen der Beobachtungsfehler fällt. Aber wie winzig, vom Thal aus betrachtet, neben der rasenden Gewalt der Lauine der Flügelschlag hoch oben erscheint, in der Nähe bleibt er ein Flügelschlag, dem ein bestimmtes Gewicht auf bestimmte Höhe gehoben entspricht. Im Wesen der Auslösung liegt, daß auslösende und ausgelöste Kraft von einander unabhängig, durch kein

Gesetz verknüpft sind. Daher es ungenau ist zu sagen, „das Verhältniß der auslösenden zur ausgelösten Kraft strebe der Grenze Null zu“,[36] ohne hinzuzufügen, daß dies nur auf einem im Sinne der auslösenden Kraft zufälligen Wachsen der ausgelösten Kraft beruhe, also in unserem Beispiel bei sich gleich bleibendem Flügelschlag auf immer größerer Höhe, Steilheit, Glätte der Bergwand, immer mächtigerer Anhäufung von Schnee u. d. m. So wenig kann die auslösende Kraft an sich wahrhaft Null sein, daß, soll nicht die Auslösung versagen, sie nicht einmal unter einen gewissen, von den Umständen abhängigen „Schwellenwerth“ sinken darf; und somit ist nicht daran zu denken, mit Hilfe des Principes der Auslösung zu erklären, wie eine geistige Substanz materielle Aenderungen bewirken könne.

Was die von Hrn. Boussinesq vorgeschlagene Lösung betrifft, so ist der schwere Punkt im Point d'arrêt einfach in labilem Gleichgewicht liegen geblieben, und, um die Folgen dieser Lagerung zu erwägen, war nicht nöthig, ihn erst durch Integration hinauf zu befördern. In der That unterscheidet sich der Fall nur durch abstracte Ausdrucksweise und mathematische Einkleidung von dem Dante's oder Buridan's, der sich auch so formuliren läßt, daß das hungernde Geschöpf sich

„Intra duo cibi, distanti e moventi
„D'un modo ....,“

in labilem Gleichgewicht befinde. Kein „lenkendes Princip“ immaterieller Natur vermag den schweren Punkt auf dem Gipfel des Paraboloïds um die kleinste Größe zu verschieben; auch auf bis zur Reibungslosigkeit polirter Unterlage gehört dazu eine wenn auch noch so kleine mechanische Kraft. Könnte dies eine Kraft gleich Null, so verschwände zugleich unsere zweite transcendente Schwierigkeit, Entstehung der Bewegung bei gleichmäßiger Vertheilung der Materie im unendlichen Raum: da es an einem Anstoß gleich Null ja nirgend fehlt.

Hr. Boussinesq bringt auch die bekannte Frage zur Sprache, was die Folge der Umkehr aller Bewegungen in der Welt wäre. Denkt man sich den Weltmechanismus nur aus umkehrbaren Vorgängen bestehend, und in einem gegebenen Augenblick die Bewegungen aller großen und kleinen Theile der Materie mit gleicher Geschwindigkeit in gleicher Richtung umgekehrt, wie die eines zurückgeworfenen Balles, so müßte die Geschichte der materiellen Welt sich rückwärts wieder abspielen. Alles, was je sich ereignet, trüge sich in umgekehrter Ordnung nach gemessener Frist wieder zu, das Huhn würde wieder zum Ei, der Baum wüchse rückwärts zum Samen, und nach unendlicher Zeit löste der Kosmos wieder zum Chaos sich auf. Welche Empfindungen, Strebungen, Vorstellungen begleiteten nun wol die verkehrten Bewegungen der Hirnmolekeln? Wären die geistigen Zustände nur an Stellungen von Atomen geknüpft, so würden mit denselben Stellungen dieselben Zustände wiederkehren, was zu wunderlichen Folgerungen, im Allgemeinen zu der führt, daß stets einen Augenblick ehe wir etwas beabsichtigten, davon das Gegentheil geschähe. Wir können uns aber die Erwägung der hier denkbaren Möglichkeiten sparen. Nicht blos, wie Hr. Boussinesq ausführt, wegen der in Punkten labilen Gleichgewichtes sich gabelnden oder völlig unbestimmt werdenden Integrale, sondern auch sonst ist die Annahme

falsch, daß so die Kurbel der Weltmaschine auf „Rückwärts" gestellt werden könnte. Unter Anderem würde die durch Reibung in Wärme umgewandelte Massenbewegung nicht wieder in denselben Betrag mit verändertem Vorzeichen gleichgerichteter Massenbewegung zurückverwandelt werden. Die verkehrte Welt bleibt ein unmögliches mechanisches Phantasiestück, aus welchem über Zustandekommen von Bewußtsein und über Willensfreiheit nichts sich folgern läßt.[37]

Mit unserer siebenten Schwierigkeit also steht es so, daß sie keine ist, wofern man sich entschließt, die Willensfreiheit zu leugnen und das subjective Freiheitsgefühl für Täuschung zu erklären, daß sie aber anderenfalls für transcendent gelten muß; und es ist dem Monismus nur ein schlechter Trost, daß er den Dualismus in dem Maß hilfloser in das gleiche Netz verstrickt sieht, wie dieser mehr Gewicht auf das Ethische legt. In diesem Sinne schrieb ich einst, in der Vorrede zu meinen „Untersuchungen über thierische Elektricität", die Worte, auf welche sich jetzt Strauß gegen mich berief:[38] „Die analytische Mechanik reicht bis zum Problem der persönlichen Freiheit, dessen Erledigung Sache der Abstractionsgabe jedes Einzelnen bleiben muß."[39] Es kam aber später, ich mache daraus kein Hehl, für mich der Tag von Damaskus. Wiederholtes Nachdenken zum Zweck meiner öffentlichen Vorlesungen „Ueber einige Ergebnisse der neueren Naturforschung" führte mich zur Ueberzeugung, daß dem Problem der Willensfreiheit mindestens noch drei transcendente Probleme vorhergehen: nämlich außer dem auch schon früher von mir unterschiedenen des Wesens von Materie und Kraft, das der ersten Bewegung und das der ersten Empfindung in der Welt.

Daß die sieben Welträthsel hier wie in einem mathematischen Aufgabenbuch hergezählt und numerirt wurden, geschah wegen des wissenschaftlichen Divide et impera. Man kann sie auch zu einem einzigen Problem, dem Weltproblem, zusammenfassen.

Der gewaltige Denker, dessen Gedächtniß wir heute feiern, glaubte dies Problem gelöst zu haben: er hatte sich die Welt zu seiner Zufriedenheit zurechtgelegt. Könnte Leibniz, auf seinen eigenen Schultern stehend, heut unsere Erwägungen theilen, er sagte sicher mit uns:

„Dubitemus".

Anmerkungen.

[1] (S. 352.) Ueber die Grenzen des Naturerkennens. Ein Vortrag in der zweiten öffentlichen Sitzung der 46. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte zu Leipzig am 14. August 1872 gehalten von E. du Bois-Reymond. Leipzig 1872. — Zweite Auflage. Leipzig 1872. — Dritte Auflage. Leipzig 1873. — Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig 1876.

[2] (S. 353.) Ernst Haeckel, Anthropogenie oder Entwickelungsgeschichte des Menschen. Leipzig 1874. S. XII ff.

[3] (S. 354.) Vergl. in den Monatsberichten der Akademie 1875. S. 104. 105. — La Mettrie. Rede in der öffentlichen Sitzung der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften zur Gedächtnißfeier Friedrich's II. am 26. Januar 1875 gehalten von E. du Bois-Reymond, beständigem Secretar. Berlin 1875. S. 29.

[4] (S. 354.) Friedr. Albert Lange, Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Zweite Auflage. Zweites Buch. Iserlohn 1873. S. 148 ff.

[5] (S. 354.) „Ein Nachwort als Vorwort zu den neuen Auflagen meiner Schrift: „„Der alte und der neue Glaube““. Gesammelte Schriften von David Friedrich Strauß u. s. w. Eingeleitet u. s. w. von Eduard Zeller. 6. Band. Bonn 1877. S. 267.

[6] (S. 355.) Vergl. „Ueber die Grenzen des Naturerkennens u. s. w."

[7] (S. 356.) Ernst Haeckel, Die Perigenesis der Plastidule oder die Wellenzeugung der Lebenstheilchen. Ein Versuch zur mechanischen Erklärung der elementaren Lebensvorgänge. Berlin 1876. S. 38. 39.

[8] (S. 356.) Monatsberichte, 1875. S. 101. 102. — La Mettrie. U. s. w. Berlin 1875. S. 25.

[9] (S. 357.) Gustav Kirchhoff, Vorlesungen über mathematische Physik. Mechanik. Leipzig 1876. S. III. 1.

[10] (S. 357.) Nature: a weekly illustrated Journal of Science. vol. V. p. 81 (Nov. 30, 1871); — vol. XIX. p. 288 (Jan. 30, 1879). — Vergl. „Ueber das Nationalgefühl". Rede in der öffentlichen Sitzung der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften zur Geburtstagsfeier des Kaisers am 28. März 1878 gehalten von E. du Bois-Reymond. Monatsberichte, 1878. S. 241 ff. — Besonders erschienen bei Dümmler. 1879. S. 27 ff.

[11] (S. 357.) P. G. Tait, Lectures on Some Recent Advances in Physical Science with a special Lecture on Force. Second Edition, revised. London 1876. p. 290 sqq.

[12] (S. 359.) Monatsberichte, 1876. S. 400. — Darwin versus Galiani. Rede in der öffentlichen Sitzung der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften zur Feier des Leibnizischen Jahrestages am 6. Juli 1876 gehalten von E. du Bois-Reymond, beständigem Secretar. Berlin 1876. S. 23.

[13] (S. 359.) God. Guil. Leibnitii Opera philosophica. Ed. Erdmann. Berolini 1840. p. 203 (Réplique aux réflexions ... de Mr. Bayle). — p. 463 (Commentatio de Anima Brutorum, § IV).

[14] (S. 359.) The Works of John Locke in ten volumes. Vol. III. London 1812. p. 55. 56.

[15] (S. 360.) Leibnitii Opera etc. L. c. p. 375. 376. — Cfr. Avant-propos, p. 203.

[16] (S. 360.) Leibnitii Opera etc. L. c. p. 706. — Leibniz konnte wol bei dem Prinzen die Kenntniß keiner anderen großen Maschine voraussetzen, als einer Mühle. Ihm selber war die Dampf-(Feuer-)Maschine eine ganz vertraute Vorstellung (Leibnizens und Huygens' Briefwechsel mit Papin, nebst der Biographie Papin's u. s. w. Bearbeitet und auf Kosten der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Dr. E. Gerland. Berlin 1881.)

[17] (S. 361.) A. a. O. 267. 268.

[18] (S. 361.) M. Tullii Ciceronis Scripta quae manserunt omnia. Recognovit Reinholdus Klotz. Partis IV. vol. I. Lipsiae 1872. p. 261. 262 (Tusculanarum Disputationum Lib. I. Cap. 23).

[19] (S. 363.) Vergl. unter anderen: Lettre à Mr. Bayle (1702) Opera etc. p. 191. „Pour ce qui est du franc arbitre, je suis de l'avis des Thomistes et autres philosophes, qui croient que tout est prédéterminé."

[20] (S. 363.) Dictionnaire historique et critique etc. Cinquième Édition. A Amsterdam etc. 1740. Fol. t. I. p. 708 et suiv.

[21] (S. 363.) Il Paradiso. Canto quarto. V. 1 sqq.

[22] (S. 364.) Théodicée. Essais sur la Bonté de Dieu, la Liberté de l'Homme et l'Origine du Mal. Partie 1. 49 (Opera etc. p. 517). — Buridan's Esel kommt bei Leibniz noch vor: l. c. p. 225. 448. 449. 594.

[23] (S. 364.) Laurentii Vallae Opera etc. Basileae apud Henrichum Petrum, Mense Augusto, Anno MDXLIII. (Gr. 8°). p. 1005. (In der Schrift: De Libero Arbitrio ad Garsam Episcopum Illerdensem.)

[24] (S. 364.) L. c. p. 620. (Partie III. § 405 sqq.)

[25] (S. 364.) Essai philosophique sur les Probabilités. Seconde Éd. Paris 1814. p. 3.

[26] (S. 365.) Sur l'Homme et le Développement de ses Facultés, ou Essai de Physique sociale. Bruxelles 1836. t. II. p. 171 et suiv.

[27] (S. 366.) Leibnitii Opera etc. p. 133: „..... il se *conserve* non seulement la même quantité de la force mouvante, mais encore *la même quantité de direction vers quel côté qu'on le prenne dans le monde.* C'est-à-dire: menant une ligne droite telle qu'il vous plaira, et prenant encore des corps tels et tant qu'il vous plaira; vous trouverez, en considérant tous ces corps ensemble, sans omettre aucun de ceux qui agissent sur quelqu'un de ceux que vous avez pris, qu'il y aura toujours la même quantité de progrès du même côté dans toutes les parallèles à la droite que vous avez prise: prenant garde qu'il faut estimer la somme du progrès, en ôtant celui des corps qui vont en sens contraire de celui de ceux qui vont dans le sens qu'on a pris." — Cfr. p. 108. 429. 430. 520. 645. 702. 711. 723.

[28] (S. 366.) Traité de l'enchaînement des idées fondamentales dans les Sciences et dans l'Histoire. 1861. t. I. p. 364. 370. 374. (Nach Bouſſinesq [ſ. Anm. 31] angeführt.)

[29] (S. 366.) Accord des lois de la Mécanique avec la Liberté de l'homme dans son action sur la Matière. Comptes rendus etc. 5 Mars 1877. t. LXXXIV. p. 449 et suiv.

[30] (S. 366.) Man ſehe meine Auseinanderſetzung in: Die Fortſchritte der Phyſik im Jahre 1847. Dargeſtellt von der phyſikaliſchen Geſellſchaft zu Berlin. Bd. III. Berlin 1850. S. 415.

[31] (S. 366.) Conciliation du véritable Déterminisme mécanique avec l'existence de la Vie et de la Liberté morale. (Extrait des Mémoires de la Société des Sciences, de l'Agriculture et des Arts de Lille, année 1878, t. VI, 4e série.) Paris 1878. — S. auch Comptes rendus etc. 19 Février 1877. t. LXXXIV. p. 362.

[32] (S. 366.) Journal de l'École Polytechnique. XIIIe cahier. t. VI. 1806. p. 63. 106.

[33] (S. 367.) Claude Bernard, Rapport sur la marche et les progrès de la physiologie générale en France. Paris 1867 p. 223.

[34] (S. 367.) „Ueber die Grenzen des Naturerkennens." In allen Auflagen. Vierte Auflage. S. 17. 18.

[35] (S. 367.) Comptes rendus de l'Académie des Sciences morales et politiques. 1878. t. IX. p. 696 et suiv. — Abgedruckt bei Bouſſinesq, l. c. p. 3 et suiv.

[36] (S. 368.) De Saint-Venant, l. c. p. 422: „Nous avons dit que la production des plus immenses effets n'exigeait qu'un échange adéquat des deux espèces d'énergie", — potentielle et actuelle ou cinétique — „et *que la proportion du travail déterminant le commencement de cet échange tendait vers une limite zéro.* Rien n'empêche donc de supposer que l'union toute mystérieuse du sujet à son organe ait été établie telle, qu'elle puisse, *sans travail mécanique,* y déterminer le commencement de pareils échanges." Die curſiv gedruckten Worte habe ich hervorgehoben.

[37] (S. 369.) Hr. Bouſſinesq führt über dieſen Gegenſtand eine Schrift von dem Ingénieur en chef Philippe Breton an unter dem Titel: La Réversion ou le monde à l'envers, Paris 1876, welche ich mir nicht verſchaffen konnte.

[38] (S. 369.) A. a. O. 267.

[39] (S. 369.) A. a. O. Bd. I. Berlin 1848. S. XXXV. XXXVI.

Die Selbstverwaltung in Preußen.

Von
Carl Bonstedt.

I.

Die Entwickelung des preußischen Staates zu dem deutschen Staate par excellence, welches Ziel wir ihn in unseren Tagen erreichen sahen, ist eine sehr allmälige, aber stetige gewesen. Der Anfang der Staatsbildung war wie in Deutschland bei den Kleinstaaten überhaupt der Schritt der Emancipirung des Landesherrn von dem Einfluß der particularen Mächte der „Herren Stände". Wie der große absolute Staat im Westen durch gewaltige Kämpfe gegen Grafen und Herzöge sich hindurchringen mußte, so mußten im Kleinen die Kurfürsten von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern den Einheitsstaat sich und dem Volke erkämpfen über Trümmer und über Leichen, bis der König sagen konnte: „Ich habe meine souveraineté stabiliret wie einen rocher de bronze". Es war der wohlwollende aufgeklärte Absolutismus mit dem Motto: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk", welcher Preußen, das sich nach außen immer mehr zum Großstaate emporarbeitete, im Innern consolidirte und zu dem Musterstaate gemacht hat, für den es lange mit Recht gegolten. Dieses Staatsinnere trägt das Gepräge des Beamtenstaats an sich, während auf dem Revers der Militärstaat in die Erscheinung tritt. Die Brüder und die Vettern der großen Generale, welche die Potsdamer Wachtparade drillten und dann die großen Schlachten schlugen, sie ergaben sich dem arbeits- und mühevollen, dabei wenig einträglichen Justiz- und Verwaltungsdienst, arbeiteten unter der strengen Zucht der Könige in den Gerichtsstuben, in den Staatsrathskanzleien, in den Polizei- und Steuerbureaux, um dann auch — wie ihre Vettern, die Generale — die Welt zu überraschen durch die epochemachenden Codificationen des Preußischen Landrechts und der übrigen Gesetzbücher.

Die Organisation der Behörden mit bestimmtem staatlichen Charakter beginnt in Brandenburg-Preußen zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Die bisherigen landesherrlichen Beamten wurden durch Joachim Friedrich im Jahre 1604 zu einem Geheimen- oder Staats-Rath formirt, welchen

dann der große Kurfürst in 19 Sectionen, einerseits nach Materien, anderseits nach Provinzen eintheilte. Daß er sich die oberste Direction überall selbst vorbehielt, versteht sich bei diesem unermüdlichen Schöpfer des neuen Staates von selbst. Die Namen der Provinzialbehörden waren „Amts-Kammern" und „Kriegscommissariate", ihre Hauptaufgabe in jenen kriegerischen Zeiten, wie noch lange, die Aufbringung der zur Erhaltung des stehenden Heeres erforderlichen Steuern. Eine „General-Domainen-Commission" war die zweite, eine sogenannte „Geheime Hofkammer" die höchste Instanz.

Friedrich Wilhem I., der König-Corporal, der die Armee reorganisirte, arbeitete Zeit seines Lebens auch an der Organisation der Verwaltungsbehörden. Er war es, der in seinem Streben nach straffer Concentration der Finanzwirthschaft des Staates den unerhörten Schritt der Incorporation aller fürstlichen Kammergüter als Staatseigenthum that und so durch einen hochherzigen Entschluß für Preußen so früh den Zwiespalt zwischen landesherrlichem Stammvermögen und landständischem Haushalt zu einer Lösung brachte, welche im übrigen Deutschland erst durch die modernen „Verfassungen" gefunden wurde. Es kam ihm darauf an, den Staat möglichst ganz in seine Hand zu bekommen, und dies glaubte er zu erreichen durch Einsetzung des „General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Directoriums" (1723), als der einheitlichen Oberbehörde, welcher der gesammte Staatshaushalt in allen seinen Zweigen und für alle Gebietstheile untergeordnet werden sollte. Den Vorsitz führte er, der König in Person. Auch die Unterbehörden wurden verschmolzen in die „Kriegs- und Domainen-Kammern", welche, analog den heutigen Bezirksregierungen, bestimmt waren „alle Contributions-, Domainen-, Commerzien-, Manufacturen-, Fabriken-, Polizei-, Kämmerei- und städtische Sachen" zu bearbeiten. Unter den Kriegs- und Domainen-Kammern standen schon damals die Landräthe, dann die Steuerräthe, aber auch die Magistrate und sonstigen Beamten der verzweigten Hierarchie. In dieser Organisation war das Collegialsystem auf allen Stufen consequent durchgeführt; aber der König sah bald ein, daß nicht alle Staatsangelegenheiten den umständlichen Gang der collegialen Behandlung, den Mangel einer direct verantwortlichen Persönlichkeit vertragen. Er bildete deshalb im Jahre 1728 aus seinen Vertrauten ein „Cabinetsministerium", dessen Beschlüsse er allein zeichnete, und dessen Mitglieder die verantwortliche Direction einzelner Ressorts, zunächst allerdings weniger, zu übernehmen hatten.

Wie schon erwähnt, hatten die Kriegs- und Domainen-Kammern auch die Magistrats- und städtischen Angelegenheiten zu bearbeiten. Und das ist wörtlich zu verstehen. Eine Selbständigkeit der Gemeinden gab es nicht mehr. Die Landgemeinden waren in Preußen zu einer rechten Selbständigkeit niemals gelangt. Die Gutsherrschaft übte überall durch den von ihr ernannten Schulzen die Polizei und Gerichtsbarkeit aus. Ueber die inneren Angelegenheiten hatte zwar der Beschluß der versammelten Gemeinde, d. i. der ansässigen Wirthe, zu entscheiden; indeß bedurfte solcher Beschluß in der Regel der Genehmigung der Gutsherrschaft. Und was hatte denn das Gemeindeleben überhaupt für einen Inhalt? Kirche und Schule gingen den Patron an, Wegebau und Armenpflege mußte der Gutsherr wohl oder übel gleichfalls leisten, auf welchen Pflichten denn

auch sein Anspruch auf Steuerfreiheit sich basirte; — da blieb schließlich der Gemeindeversammlung nichts übrig, als die Vertheilung der Hand- und Spanndienste, die ihr endlich aber der „Staat" abnahm, der für seine Zwecke Geld und immer wieder Geld brauchte und dies zunächst in Form von „Abgaben" vom Besitz aufbringen mußte. — Aber die Stadtgemeinden hatten eine selbständige reiche Entwickelung hinter sich. Als Mittelpunkte des gewerblichen Lebens waren sie allmälig selbständige Corporationen geworden, die sich nach eigenem Willen regierten und Gerechtsame mancher Art erlangten. Freilich, eine republikanisch-demokratische Verfassung haben die deutschen Städte niemals gehabt. Das Stadtregiment vor Allem wurde nicht etwa als im Auftrage der Einwohner geführt, als eine Delegation der Volkssouveränität angesehen. Vielmehr erscheint die Stadtobrigkeit zunächst und für lange Zeit als völlig unabhängig von den Gemeinden selbst, entweder als der Ausdruck alt eingewurzelter aristokratischer Einrichtungen, oder aber weil der Verleiher des Stadtrechts an die Spitze der Gemeindeverwaltung einen Befehlshaber gesetzt hatte, der ihm ausschließlich untergeben blieb. Erst später mit der Zunahme des Wohlstandes und der Verbreitung allgemeiner Bildung in weiteren Kreisen entwickelte sich das Streben der Gemeinden nach einer Theilnahme an der städtischen Verwaltung, d. h. an der Herrschaft. Dieses Streben hatte nun in Bezug auf die Gestaltung des Organismus des Stadtregiments einen verschiedenen Erfolg. Entweder wurde der „Rath", in den eigentlich nur Glieder der altbürgerlichen Geschlechter gehörten, um eine von der Gemeinde gewählte Abtheilung verstärkt, oder die ganze Gemeinde wurde in Zünfte eingetheilt, deren jede ihre erwählten Vertreter in den Gemeinderath sandte. Oder endlich die alte Rathsbehörde blieb in ihrer Zusammensetzung unangetastet, es wurde jedoch eine neue, aus Wahlen der Bürgerschaft hervorgehende Körperschaft ihr beigegeben zur Ausübung einer Controle und mit selbständigem Beschlußrecht in wichtigen Angelegenheiten. Wie wenig diese Stadtverfassungen mit den heutigen, dem modernen parlamentarischen Vorbild nachgebildeten Städteordnungen gemein hatten, leuchtet auf den ersten Blick ein. Indeß gewährten sie den Städten doch eine große Selbständigkeit dem „Staate" gegenüber. Mit der dem Rathe obliegenden städtischen oft recht complicirten Vermögensverwaltung waren nicht selten wirkliche Herrschaftsrechte verbunden. Auch die Polizei wurde von den Rathmännern selbständig gehandhabt und die Rechtspflege selbst, welche in jenen Zeiten, die von der Theorie der Trennung der Gewalten noch keine Ahnung hatten, stets als ein Theil der obrigkeitlichen Macht erscheint, stand in erster Instanz den städtischen Schöffen zu.

Inzwischen entwickelte sich auch in Brandenburg-Preußen die Tendenz der Steigerung der landesherrlichen Gewalt und der kräftigeren Ausbildung der Staatseinheit, und, wie alle Stände, so mußten auch die Städte dem Staate ihre Selbständigkeit zum Opfer bringen, die neben der „Centralisation" keinen Platz mehr finden konnte. Friedrich Wilhelm I. und sein großer Sohn gingen auch hier völlig rücksichtslos vor. Nicht nur wurden die Städte nach außen hin in strengster Unterordnung unter die Steuerräthe und die Kriegs- und Domainen-Kammern gestellt, so daß seit jener Zeit die „staatliche Bevor-

mundung" datirte, auch im Innern schrieb das Staatsgesetz Alles vor, selbst die Zusammensetzung des Rathscollegiums, ja es ordnete dessen Geschäftsgang bis in's Einzelnste an. Neben der Stabilirung der souveraineté wurde damit aber auch eine Vermehrung der Staatseinkünfte erreicht. Es war dies Vorgehen nichts anderes, als was man später Mediatisirung, noch später Annexion nannte.

Die von Friedrich Wilhelm geschaffene Organisation der inneren Staatsverwaltung blieb unter Friedrich II. im Wesentlichen wol bestehen, jedoch nicht ohne erhebliche Abänderungen im Einzelnen. Die Hauptsache aber war, daß das Cabinet die eigentliche oberste Behörde wurde, von wo aus der König selbst die gesammte Staatsverwaltung in einem Geiste leitete. Wie er diese Leitung verstand, wie er sich als den ersten Diener des Staates ansah und als solcher nur gelten wollte, wie er mit sicherem Blick den rechten Mann an den rechten Platz zu stellen wußte, wie er den ehrenhaften, arbeitsamen, geistvollen Beamtenstand erzogen hat, all das gehört der Geschichte an. Daß auch er, der große König, von Fehlern nicht frei war, daß er Mißgriffe thun konnte, kann ihn uns menschlich nur näher bringen, ohne seiner Größe Abbruch zu thun.

Die Behördenformation, wie sie Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. geschaffen und ausgestaltet, und mit deren Hilfe sie ihrem Staate ein unerschütterliches Gefüge zu geben verstanden hatten, blieb dieselbe unter Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. Indeß bald sollte es sich zeigen, daß die Form der Staatsverwaltung nicht ihre Stärke war. Die Behörden hatten ihre Aufgaben erfüllen können, so lange eine einheitliche Leitung garantirt war durch die starke Faust Friedrich Wilhelm's I., durch das umfassende Genie seines Sohnes. Sobald diese persönliche Leitung wegfiel, zeigte es sich, daß die Formation nicht genügte, den geistigen Inhalt zusammenzuhalten. Alle Beamten waren dem obersten Leiter willig gefolgt, sie verließen sich auf ihn, wie er sich auf sie verlassen konnte. Aber sie selbst, die Einzelnen, konnten bei der collegialen Organisation der Behörden mit ihren, nach Provinzen streng geschiedenen Geschäftskreisen in der Regel einen Ueberblick über das Staatsganze nicht gewinnen, und diejenigen ausgezeichneten Köpfe unter ihnen, die den Ueberblick hatten, die da wußten, was Noth thäte, konnten vermöge jener Organisation einen Einfluß nicht geltend machen. Wie die friedericianische Armee ohne den Geist Friedrich's nicht gewachsen war dem von dem neuen Geist der Revolution erfüllten, von dem willensmächtigen Cäsar geführten französischen Heere, so mußte Friedrichs Staat in Trümmer gehen, weil seinen Gliedern, den zusammenhangslosen Provinzen, der Kopf fehlte, weil dieser Staat nur so lange ein Staat war, als sein Wille und sein Geist ihm Einheit und Zusammenhang verlieh.

II.

Als die harten Schicksalsschläge den preußischen Thron bis auf den Grund erschüttert hatten, als durch den Tilsiter Frieden dem Staate bedeutende Landestheile entrissen worden waren, da brach sich die Ueberzeugung Bahn, daß nur eine durchgreifende Umgestaltung des Organismus des Staats im Stande sei, dessen Wiedererhebung vorzubereiten. Wie in der Armee, der geschlagenen und gedemüthigten, ein Kern von Tüchtigkeit fortwirkte, wie die Scharnhorst und

Gneisenau, die York und Bülow die neuen Aufgaben der Heeresgestaltung erkannten, und wie sie an diesen großen Aufgaben arbeiteten, unermüdlich und nicht zu entmuthigen: so erstand aus den Kreisen des Preußischen Beamtenthums der rettende Gedanke für die innere Staatsgestaltung. Die Träger dieses Gedankens und die ihn zur rettenden That umzusetzen verstanden, waren Stein und Hardenberg. Abseits von dem Thema der gegenwärtigen Betrachtung liegt der Versuch einer Charakteristik dieser bedeutenden Männer, wie sie neuerdings noch Heinrich von Treitschke[1]) gegeben hat. Es ist hier auch nicht der Ort, die eingreifenden materiellen Reformen zu behandeln, wie Aufhebung der Erbunterthänigkeit, Freigebung des Gebrauchs des Grundeigenthums, Einführung der Gewerbefreiheit, die vollständige Umwälzung des Steuersystems, — Alles eben so viel materielle Errungenschaften auf dem Gebiete der staatsbürgerlichen Freiheit, welche im Wege monarchischer Gesetzgebung dem Staate Preußen zu Theil wurden, während sie Frankreich durch eine blutige Revolution erringen mußte. Wir haben es hier nur mit der formalen Seite der Staatseinrichtungen zu thun, d. h. mit der Organisation der Träger der Staatsgewalt.

Man fühlte es und man gab es zu verstehen, ohne sich selbst wol darüber volle Klarheit zu verschaffen, ohne es sich, seinem monarchischen Fühlen und Denken einzugestehen: mit dem persönlichen Regiment müsse gebrochen werden. Nicht auf die allmächtige Persönlichkeit eines genialen Herrschers dürfe die Staatsverfassung und -Verwaltung bemessen sein; die Pflicht des Monarchen selbst gegen seinen Staat verlange Institutionen, welche die Existenz des Staates gewährleisten. Man sah ein, der Staat dürfe nicht sein das Werk eines genialen Meisters, das der Hand des Meisters nicht entbehren könne; vielmehr sei der Staat ein lebendiger Organismus, der festgewurzelt sein müsse im Volke und der entrathen könne der Meisterhand. Dieser unbewußte Bruch mit dem reinen Absolutismus bezeichnet meines Erachtens den entscheidenden Wendepunkt in der Gestaltung des preußischen Staatslebens. Die Entwickelung zum constitutionellen Staate war nunmehr gesichert. Sie mochte wol noch gewaltsam eine Zeit lang aufgehalten und auf Irrwege gelenkt, auf die Dauer aber konnte ihr Lauf nicht mehr gehemmt werden. Stein wurde der Schöpfer des neuen inneren Staatsorganismus, welcher sich im Großen und Ganzen bis auf die neueste Gegenwart wirksam erhalten, aus welchem sich dasjenige entwickelt hat, was Preußens innere Verwaltung so lange Zeit vor derjenigen anderer Länder auszeichnete, bis daß wir jetzt wiederum mitten in einer neuen entscheidenden Wandlung stehen.

Das Publicandum vom 16. December 1808, „betreffend die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden", erklärte in seinem Eingange die rücksichtlich der obersten Verwaltungsbehörden bestehenden Einrichtungen kurzweg für aufgehoben, „um den Behörden eine verbesserte, den Fortschritten des Zeitgeistes, der durch äußere Verhältnisse veränderten Lage des Staates und den jetzigen Bedürfnissen angemessene Geschäftseinrichtung zu geben". Die neue

[1]) Geschichte des 19. Jahrhunderts. Bd. I.

Verfassung bezweckte, wie es weiter heißt, „der Geschäftsverwaltung größtmögliche Einheit, Kraft und Regsamkeit zu geben, sie in einem obersten Punkt zusammenzufassen und die Geisteskräfte der Nation und des Einzelnen auf die zweckmäßigste und einfachste Art für solche in Anspruch zu nehmen". Zur Erreichung dieses Zweckes — bemerkt das Publicandum dann ferner — „geht die Regierungsgewalt künftig, von einem, dem Oberhaupte des Staates unmittelbar untergeordneten obersten Standpunkte (sic!) aus, von welchem nicht allein das Ganze übersehen, sondern auch zugleich auf die Administration gewirkt wird." Rücksichtlich des Geschäftsganges geht das Publicandum davon aus, „daß eine möglichst kleine Zahl oberster Staatsdiener an der Spitze einfach organisirter, nach Hauptverwaltungszweigen abgegrenzter Behörden, im genauesten Zusammenhang mit dem Regenten die öffentlichen Geschäfte nach dessen unmittelbar ihnen ertheiltem Befehle selbständig und selbstthätig mit voller Verantwortlichkeit zu leiten und so auf die Administration der untergeordneten, in gleicher Art gebildeten Behörden kräftig einzuwirken habe". Die oberste Leitung der ganzen Staatsverwaltung sollte sich in dem „Staatsrathe" unter des Königs unmittelbarer Aufsicht vereinigen. Das Ministerium sollte nur aus fünf Ministern bestehen und jeder Minister Chef seines Departements und der demselben untergeordneten Behörden sein. Die Wirksamkeit eines jeden Departements sollte sich in Rücksicht der Gegenstände desselben über sämmtliche Provinzen erstrecken, übrigens aber jedes Ministerialdepartement in verschiedene Sectionen nach gewissen Hauptbranchen zerfallen. Gleichzeitig erfolgte eine Umgestaltung der Provinzialverwaltung (26. December 1808), mit welcher eine Trennung der Administration von den Justizbehörden, äußerlich und grundsätzlich verbunden war. An die Stelle der Kriegs- und Domainenkammern traten die „Regierungen" mit einem übrigens sehr erweiterten Geschäftsbereich. In demselben wurde das Collegialsystem beibehalten, mit der wesentlichen Modification jedoch, daß „zur Vermeidung der Schwerfälligkeit der Behandlung und des schädlichen Einflusses mangelnder Sachkenntniß bei Bearbeitung der Details" die Geschäfte nach Materien verschiedenen Abtheilungen zugewiesen wurden, während dem „Plenum" Entscheidungen von allgemeiner oder grundsätzlicher Bedeutung vorbehalten blieben. An die Spitze jeder Provinz wurde ein „Oberpräsident" gestellt, zwar den Regierungen vorgesetzt, jedoch keine Zwischeninstanz, sondern nur ein „perpetuirlicher Commissarius des Ministeriums zu lebendiger Controle".

Die Tendenz dieser Stein'schen Reformen, — abgesehen von der Umwandlung des Provinzial- in das Realsystem und von der straffen Centralisation — ging offenbar vorzugsweise dahin, daß es die Verantwortlichkeit des Staatsbeamten sei, welche den obersten leitenden Gedanken der ganzen Staatsverwaltung bilden müsse, dergestalt, daß diese Beamten nicht wie bisher todte Werkzeuge in der Hand des Fürsten sein sollten, welche ohne eigene Ansicht, ohne eigenen Willen seine Befehle ausführten, sondern „selbständig und selbstthätig mit voller Verantwortlichkeit" sollen sie die Geschäfte besorgen, ihr eigentlichstes Wesen soll in der Verpflichtung zur Arbeit für den Staat im Sinne des Königs beruhen.

Der angedeuteten Tendenz liegt wol das Ideal des „Rechtsstaats" zu Grunde, d. h. der staatlichen Ordnung, in welcher lediglich das Gesetz entscheidet, welche Pflichten und welche Rechte der Bürger dem Staate gegenüber hat. Aber zum Ausdruck konnte dieser Grundsatz, zum Bewußtsein dieses Ziel des Strebens nicht gelangen, so lange die neuen Gesetzgeber sich bewußt waren, daß sie, nunmehr die Pfeiler des Staates, nur das Beste des Volkes wollten, so lange ein Mißbrauch der Staatsgewalt seitens der Beamtenhierarchie dem Bürger gegenüber für unmöglich galt. Ein Mißtrauen in die guten Absichten der „Behörden", ein Zweifel an der strengen Gesetzlichkeit in der Handhabung der Staatsgewalt konnte um so weniger aufkommen, als Stein nun auch daran ging, dem preußischen Staate das zu geben, was man eine „Verfassung" zu nennen begann. Wie es mit der Repräsentation des Volkes, die er zu gestalten beabsichtigte, erging, werden wir alsbald zu betrachten haben. Inzwischen aber haben wir einen Blick darauf zu werfen, wie er aus seiner eigensten Idee, nach keinerlei vorhandenem Muster die Städte-Ordnung vom 19. November 1808 zu Stande brachte, welche noch heute als ein Muster von Freisinnigkeit gerühmt wird, — wenn freilich oft auch von Leuten, die sie niemals durchgelesen haben. Und in der That gewährte die Städteordnung von 1808 den an die staatliche Bevormundung gewöhnten Städten Freiheiten, vor denen den Bürgern selbst graute und die ihnen von Obrigkeits wegen förmlich aufgezwungen werden mußten. Während gewisse altpreußische Beamtenkreise Zeter schrieen über die vermeintlich republikanischen Neuerungen und es unbegreiflich fanden, daß ein Präsident von Gerlach die Wahl zum Oberbürgermeister von Berlin annahm [1]), sahen die Bürger aus der neuen Ordnung der Dinge für sie nur unbequeme Lasten hervorgehen. Das Gesetz kündigte sich selbst mit folgenden Worten an: „Der besonders in neueren Zeiten sichtbar gewordene Mangel an angemessenen Bestimmungen in Absicht des städtischen Gemeinwesens und der Vertretung der Stadtgemeinde, das jetzt nach Classen und Zünften sich theilende Interesse der Bürger und das dringend sich äußernde Bedürfniß einer wirksamen Theilnahme der Bürgerschaft an der Verwaltung des Gemeinwesens überzeugen uns von der Nothwendigkeit, den Städten eine selbständige und bessere Verfassung zu geben, in der Bürgergemeine einen festen Vereinigungspunkt gesetzlich zu bilden, ihnen eine thätige Einwirkung auf die Verwaltung des Gemeinwesens beizulegen und durch diese Theilnahme Gemeinsinn zu erregen und zu erhalten."

Wir haben es hier mit dem ersten Versuch, mit den ersten Anfängen der Selbstverwaltung in Preußen zu thun. Mit der thätigen Einwirkung der Bürger war es der Städteordnung von 1808 nämlich bitterer Ernst. Die Vertreter der Bürgerschaft, — welche nach vorgängigem Gottesdienst gewählt wurden, — waren sehr zahlreich, in Städten von 10,000 Einwohnern und mehr wenigstens 60 (bis 102), und alle waren ausdrücklich verpflichtet, in der Stadtverwaltung persönlich und verantwortlich thätig zu sein.

Der geniale Staatsmann hatte geahnt, was dem Staate und den einzelnen

[1]) Treitschke a. a. O. S. 285.

Gemeinwesen Noth that: eine sich selbst regierende, die Gesetze selbst handhabende, sich selbst beherrschende Bürgerschaft. Nach schönen, in den Jahren der großen Volkserhebung schnell fruchttragenden Anfängen hat die Städteordnung von 1808 doch eine Entwickelung in dieser neuen grundsätzlichen Richtung nicht gehabt und nicht haben können, weil sie in dem preußischen Staate ein Torso blieb. Stein hatte sie als ein Glied des ganzen neu zu gestaltenden Staatsorganismus gedacht. Aber weder die von ihm beabsichtigte Landgemeindeordnung, noch die allgemeine Landesrepräsentation kamen zu Stande. Nach dem Pariser Frieden hörte der maßgebende Einfluß des Staatskanzlers Hardenberg, der in Stein's Geiste, wenn auch vielfach in der Form und in dem Maße von ihm abweichend, die Reformen in die Hand genommen, immer mehr auf. Der Landadel erklärte den Staat in Gefahr, wenn die gutsherrliche Polizei aufhören sollte, die Landgemeindeordnung wurde von den einberufenen Vertretern des „Landes" verworfen und fand ein frühes Grab. Die feierlich verheißene Repräsentation des Volkes aber wurde einfach nicht gewährt. Stein hatte in seinem denkwürdigen Rundschreiben vom 24. November 1808 dieselbe mit folgenden Worten angekündigt: „Es kam darauf an, die Disharmonie, die im Volke stattfindet, aufzuheben, den Kampf der Stände unter sich, der uns unglücklich machte, zu zernichten, gesetzlich die Möglichkeit aufzustellen, daß ein Jeder im Volke seine Kräfte frei in moralischer Richtung entwickeln könne. Der letzte Rest der Sklaverei, die Erbunterthänigkeit, ist zernichtet und der unerschütterliche Pfeiler jedes Thrones, der Wille freier Menschen, ist gegründet. Es sind nur noch wenige Hauptschritte nöthig." Und unter diesen nennt er „eine allgemeine Nationalrepräsentation", indem er hinzusetzt: „Heilig war mir und bleibe uns das Recht und die Gewalt des Königs. Aber damit dieses Recht und diese unbeschränkte Gewalt das Gute wirken kann, was in ihr liegt, schien es mir nothwendig, der höchsten Gewalt ein Mittel zu geben, wodurch sie die Wünsche des Volkes kennen lernen und ihren Bestimmungen Leben geben kann. — — Mein Plan war daher: jeder active Staatsbürger, er besitze hundert Hufen oder eine, er betreibe Landwirthschaft oder Fabrikation oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe oder er sei durch geistige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräsentation. Von der Ausführung oder Beseitigung eines solchen Planes hängt Wohl oder Wehe eines Staates ab; denn auf diesem Wege allein kann der Nationalgeist positiv erweckt und belebt werden."

Es ist bekannt, daß die Regierung in Preußen sich diese Stein'schen Ideen zu eigen machte und in den Jahren der Volkserhebung nicht allein, sondern auch noch später die Berufung von Provinzialvertretungen und einer aus diesen zu wählenden Volksvertretung verhieß und den Erlaß einer „Verfassung" in Aussicht stellte. In einer Verordnung vom 17. Januar 1820, betreffend das Staatsschuldenwesen, heißt es noch: „Sollte der Staat künftighin zu seiner Erhaltung oder zur Förderung des allgemeinen Besten in die Nothwendigkeit kommen, zur Aufnahme eines neuen Darlehns zu schreiten, so kann solches nur mit Zuziehung und unter Mitgarantie der künftigen reichsständischen Versammlung geschehen." Damit war offenbar auf den Artikel 13 der deutschen

Bundesacte hingewiesen, welcher vorschreibt: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden." In Betreff der Auffassung von dem Werthe und Inhalte der Begriffe „landständische und reichsständische Verfassung" trat nun aber mit den Demagogen-Untersuchungen und den Karlsbader Beschlüssen eine wesentliche Aenderung ein. Es griff eine Theorie von dem grundsätzlichen Gegensatze zwischen „ständisch" und „repräsentativ" mit der Folgerung Platz, daß die Bundesacte, wenn sie landständische Verfassungen anerkenne, damit zugleich die Repräsentativ-Verfassung verbiete! Der Großkanzler von Hardenberg, welcher seinerseits unter „Verfassung" eine Volksvertretung, wie sie inzwischen in Frankreich nach vielen Wandlungen zu Stande gekommen war, verstanden hatte, mußte weichen und das Verfassungsgesetz wurde nun einer Commission übertragen, an deren Spitze der Kronprinz, der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV. stand, jener hochbegabte, aber der Wirklichkeit der Dinge abgekehrte, romantische Geist. Das Werk der Commission war das allgemeine Gesetz wegen Anordnung der Provinzialstände, welches in seinem Eingange den Willen des Königs ankündigte: „Provinzialstände im Geiste der ‚älteren deutschen Verfassung' eintreten zu lassen, wie solche die Eigenthümlichkeit des Staates und das wahre Bedürfniß der Zeit erfordern." Und am Schlusse heißt es: „Wann eine Zusammenberufung der allgemeinen Landstände erforderlich sein wird und wie sie dann aus den Provinzialständen hervorgehen sollen, darüber bleiben die weiteren Bestimmungen unserer landesväterlichen Fürsorge vorbehalten."

III.

Wie die Verwirklichung dieses Vorbehaltes auf sich warten ließ, wie endlich Friedrich Wilhelm IV. sich 1847 zur Einberufung des „vereinigten Landtages" veranlaßt sah, wie die Ereignisse des Jahres 1848 zur Einberufung einer preußischen „National-Versammlung" führten, mit welcher der König eine Verfassung „vereinbaren" zu wollen erklärte; wie dann an Stelle der vereinbarten eine octroyirte Verfassung trat, wie diese revidirt und durch ein octroyirtes Wahlgesetz abermals geändert wurde: diese geschichtlichen Ereignisse können hier eben nur angedeutet werden. Eine Kritik der preußischen Verfassung und ihres Werthes für die erstrebte Freiheit liegt außerhalb des Rahmens dieser Betrachtung. Wol aber hat sich dieselbe nunmehr der Darstellung des großen Einflusses zuzuwenden, welchen die Verfassung auf die innere Landesverwaltung unmittelbar geäußert hat.

Soviel ist von vornherein klar: auch die Verfassung blieb in Preußen ein Torso, war ein Bau, dem das Fundament fehlte, ja war zunächst eigentlich nichts als Ornament. Die Reaction oder, wenn man lieber will, die Restauration bemächtigte sich des Werkes und sorgte dafür, daß es bedeutungslos blieb dadurch, daß die Construction des nothwendigen Unterbaues gehindert wurde. — Die neue Landgemeindeordnung, die neue Kreis- und Provinzialordnung aus dem Jahre 1850 wurden einfach wieder aufgehoben. Und es blieben nun in Kraft neben der gewählten Volksvertretung die ständischen Provinzial- und Kreisvertretungen und im Jahre 1854 drang durch die Verordnung, betreffend das Herren-

haus, in die Volksvertretung selbst dieses ständische Element ein. Der König hatte die Stände bei Eröffnung des vereinigten Landtages genannt „deutsche Stände im althergebrachten Wortsinn; d. h. vor Allem und wesentlich Vertreter und Wahrer der eigenen Rechte", und hinzugesetzt: „Nächstdem aber haben Sie die Rechte zu üben, welche Ihnen die Krone zuerkannt hat". Die Provinzialstände und mit ihnen die Kreisstände waren schon zur Zeit ihrer Begründung (1825) ein unerhörter Anachronismus gewesen, die Galvanisirung einer Mumie, die Beschwörung eines Gespenstes, dessen Wiederbelebung der große Kurfürst wol sich nicht hatte träumen lassen, als er seine „Herren Stände" mit ihren eigenen Rechten der Staatsgewalt opferte. Die Vertretung nach den vier Ständen, 1) der früheren Reichsunmittelbaren; 2) der sogenannten Ritterschaft; 3) der Städte und 4) der übrigen Grundbesitzer auf dem Provinziallandtage und vor Allem die Ordnung der Kreistage, auf denen jeder Besitzer eines sogenannten Rittergutes eine volle Virilstimme hat, während ganze Städte nur eine, höchstens zwei Stimmen haben, diese Organisation entsprach schon in den zwanziger Jahren nicht der wirklichen Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse, nicht den verschiedenen neuen Besitzarten, deren Interessen doch in der Organisation eine harmonische Vertretung finden sollten. Und diese Mißgestalt wurde dann sogar, wie schon erwähnt, in die neue verfassungsmäßige Volksvertretung hineingetragen durch die künstliche Schaffung der Verbände des sogenannten alten und befestigten Grundbesitzes und neuer Grafenverbände, welche ihre Vertreter in das Herrenhaus zu entsenden hatten. Durch diese künstliche unnatürliche Maßregel, welche nicht die Nutzbarmachung des Verdienstes und der Tüchtigkeit des Adels für den Staat bezweckt, der es vielmehr nur darauf ankam, sogenannte conservative Elemente heranzuziehen, wurde nun aber eigentlich erst groß gezogen und mächtig gemacht, was Preußen bis dahin in dem Maße nicht gekannt hatte: das schroffe Parteiwesen.

Die Entwickelung des öffentlichen Lebens in der Reactionsperiode will jedoch objectiv beurtheilt sein. Gewiß ist auf der einen Seite die Bedeutung der Verfassung überschätzt worden. Man ging von einer unklaren und unrichtigen Auffassung von dem Wesen der englischen Verfassung aus. Es wurden unmögliche Anwendungen des französisch-belgischen Musters auf deutsche Zustände gemacht. Andererseits ist es historisch nachgewiesen, daß die Staatsregierung in Preußen es für nöthig hielt, sich auf eine Partei, welche nicht die Interessen der Gesammtheit, sondern ihre Sonderinteressen vertrat, zu stützen und dieser kleinen Partei im Herrenhause durch die mehrerwähnte Maßregel zur ausschlaggebenden Stellung zu verhelfen. Man lese wie Heinrich von Treitschke („Das Zweikammersystem und das Herrenhaus" [1]) über diesen Schritt der Regierung Friedrich Wilhelms IV. spricht, um zu ermessen, welch' folgenschwerer Fehler vom Standpunkt der richtenden Geschichte damit begangen wurde. Die schlimmste Folge aber war die, daß das preußische Beamtenthum, dessen Unbestechlichkeit und Unparteilichkeit in den Zeiten der verfassungslosen Staatsorganisation über allen Zweifel und Argwohn erhaben ge-

[1]) Zehn Jahre deutscher Kämpfe. S. 387 ff.

wesen war, das in der Ordnung, welche Stein ihm gegeben, sich ohne Verfassung um den Staat die höchsten Verdienste erworben hatte, nun sich im Parteiinteresse mißbrauchen lassen mußte. Nicht allein, daß durch ungesetzliche, aber freilich auch nicht verbotene Wahlbeeinflussungen die sogenannte Landrathskammer zu Stande kam, — es ist eine leider hundertfältig bekundete Thatsache, daß in jenen Zeiten polizeiliche Concessionsertheilungen aller Art nach dem Interesse und im Sinne der Partei und der Parteiangehörigkeit gewährt und versagt wurden, daß Steuererhöhungen dem Gegner, Ermäßigungen dem Parteigenossen zu Theil wurden; ja man ging daran, die Berechtigung zum einjährigen freiwilligen Dienst den Söhnen nicht wohlgesinnter Väter vorzuenthalten — eine Parteiregierung, „die sich von der Proscription nur durch die Kleinlichkeit der Mittel und ihre Ungefährlichkeit unterschied". Es gesellte sich hinzu die neue Verwaltungspraxis, wonach die Wahlen der Stadtverordneten-Versammlungen bestätigt oder nicht bestätigt wurden je nach der Parteifärbung des Erkorenen. Daß dieses Auftreten der Regierungsorgane zunächst Enttäuschung, dann Verstimmung und endlich Verbitterung erzeugte, war nicht zu verwundern. Als dann im Jahre 1858 die „neue Aera" kam, da wurde zwar die bisherige Behandlung der liberalen Partei aufgegeben; aber die Kluft, welche durch den Streit um die Gesetzlichkeit der Heeresreorganisation ohne förmliches Gesetz, um die Grenzen des Budgetrechts des Abgeordnetenhauses in der sogenannten „Confliktszeit" zwischen Regierung und Regierten sich aufthat, konnte nur überbrückt und hoffentlich für immer geschlossen werden durch den Fürsten selbst, der durch die Einbringung der Indemnitätsvorlage den Rechtsboden als das Fundament des Staates anerkannte.

Jetzt galt es, der staatlichen Ordnung in der inneren Verwaltung durch eine Neuorganisation wieder zur Achtung zu verhelfen und den Staat vor den Schwankungen und Erschütterungen zu bewahren, welche von dem constitutionellen Staatswesen unzertrennlich erschienen, wenn man das französische, das amerikanische, das belgische Muster gelten ließ. Wollte man ehrlich dem Verfassungsstaat eine fortschreitende Entwickelung sichern, sollte der König, — nicht durch Majoritäten gezwungen, aber doch belehrt durch den Ausdruck der Volksstimmung in den Vertretungskörpern —, kraft seiner souveränen Ueberzeugung seine Minister frei wählen können, wie sie für die verschiedenen Aufgaben des Staats zu verschiedenen Zeiten die richtigen Männer zu sein versprechen, wo dann ein Wechsel zwischen sogenannten liberalen und conservativen Grundsätzen in der ausschlaggebenden Staatsleitung als nothwendig, oder doch unvermeidlich anerkannt werden muß; — so fragte es sich: Ist mit solcher constitutionellen Regierungsform unzertrennlich verbunden die Nothwendigkeit, bei einem Ministerwechsel das Personal der Staatsverwaltung in weitem Umfange zu wechseln? So fragte es sich ferner: Ist von solcher constitutionellen Staatsform bedingt die Unsicherheit des öffentlichen Rechtes? Die preußische Verfassung hatte zwar dafür gesorgt, daß ein Recht der Steuerverweigerung, d. h. das Recht, einmal gesetzlich festgestellte Steuern der Regierung vorzuenthalten, der Volksvertretung nicht zugebilligt wurde; aber für Beantwortung jener Fragen fand sich in der Verfassung nichts, ebensowenig wie es sich aus der amerikanischen, der belgischen

oder französischen Verfassung herauslesen läßt, daß diese Völker zu solchen Erschütterungen verurtheilt sind. Sie sind es nur, weil und solange ihr Staat nicht die Macht besitzt, solche elementare Ausbrüche der gesellschaftlichen Gegensätze, die den Staat sich zum Dienst zu zwingen streben, unmöglich zu machen. Der preußische Staat, welcher sich seines Berufes wieder bewußt wurde, über den gesellschaftlichen Parteigegensätzen den „rocher de bronze“ des Gesetzes aufzurichten, mußte eine Abwehr jener Consequenzen des Constitutionalismus finden.

IV.

In ruhiger besonnener Weise ist denn in der That von dem preußischen Staate solche Abwehr gefunden worden. Der rettende Gedanke ging auch diesmal von dem monarchischen staatstreuen und pflichtbewußten Beamtenthum aus. Diesmal aber war es nicht die fertige, reife Gestaltung, in welcher der neue Gedanke dem Haupte eines genialen Führers entsprang, sondern es war eine auf dem Wege mühsamer Studien gewonnene historisch-politische Ueberzeugung, welche langsam heranreifte, um endlich in Gesetzentwürfen den Versuch einer Anwendung auf die preußischen Verhältnisse zu wagen.

Es ist eine Generation von Staatsbeamten hierbei thätig gewesen, die nicht in den alten Ueberlieferungen der Bureaukratie stecken geblieben waren, die ihre Studien zu einer Zeit machten, als die deutschen Rechtslehrer begannen, mit dem Constitutionalismus als einem gegebenen Factor des Staatslebens zu rechnen. Den größten unverkennbaren Einfluß hat in dieser Beziehung auf die lebende Generation Rudolf Gneist gehabt, zu dessen Füßen gesessen zu haben sich eine Anzahl von Ministern und hohen Staatsbeamten rühmen dürfen. Es ist Rudolf Gneist's[1]) und seiner Schule anerkanntes Verdienst, uns freigemacht zu haben von der seit der französischen Revolution und über Rotteck und Welcker hinaus in Frankreich und in Deutschland herrschend gewesenen Ansicht von dem Wesen der englischen Staatsverfassung, welche doch allen Constitutionen zum Muster gedient hat. Ein seit Montesquieu immer wieder gepredigter Irrthum war es zunächst, daß im vorigen Jahrhundert das englische Haus der Lords die Vertretung der Aristokratie darstelle, im Hause der Gemeinen dagegen die Demokratie ihren Einfluß geltend mache, während doch thatsächlich bis zu den erst im Laufe dieses Jahrhunderts erlassenen zwei Reformbills in beiden Häusern die Aristokratie der Gentry vertreten war, wofür im Hause der Gemeinen ein hoher Census und die Voraussetzung bestimmten Besitzes sorgte, — ein Verhältniß, welches übrigens auch durch die Reformbills eine radicale Aenderung noch nicht erfahren hat. Sodann ist es eine verhängnißvolle Täuschung gewesen, der zufolge Historiker und Staatsmänner die Bedeutung der Monarchie in England unterschätzt haben, die man wol als die erbliche Präsidentschaft einer Republik bezeichnet hat und von deren Stellung man die in Frankreich und Belgien in die Praxis über-

[1]) Von seinen Schriften, welche der vorliegenden Darstellung zu Grunde liegen, heben wir hervor: „Selbstverwaltung, Communalverwaltung und Verwaltungsgerichte in England“; „Gesetz und Budget“; „Der Rechtsstaat und die Verwaltungsgerichte in Deutschland“; „Zur Verwaltungsreform in Preußen“.

tragene Theorie herleiten zu dürfen glaubte: „Le roi règne mais il ne gouverne pas“. Deutsche Forschung, vor Allem diejenige Gneist's, der das massenhafte Gesetzesmaterial, an welches sich noch kein Engländer gewagt hatte, zu sichten, zu ordnen und zu kritisiren unternahm, hat es zur Evidenz erwiesen, daß in England die Bedeutung des germanischen Königthums als die Quelle des Rechts, als die geheiligte Personification des Staats, als der Punkt, in welchem sich die gesellschaftlichen Gegensätze versöhnen, die mannigfaltigen Wandlungen der reichen Geschichte dieses Landes überdauert hat. Die Angelsachsen brachten ihr germanisches Königthum mit hinüber, unter dem normannischen Regiment befestigte sich seine Bedeutung durch die auf Versöhnung der beiden feindlichen Nationalitäten naturgemäß gerichtete Stellung der Oberlehnsherrlichkeit, von welcher sich aller Besitz und alles Recht herleitete. Die Rebellion der Adelsgeschlechter, die Thronstreitigkeiten, die Mißregierung der Herrscher, welche zur magna charta und zur Beschränkung des Absolutismus durch eine Pairskammer und eine Vertretung der Gemeinden führte, welche über Steuerbewilligung und neue Gesetze zu hören waren, änderten an dem Ansehen und der Bedeutung der Krone nichts. Die Reformation, die Religionskriege, die Revolution, die Absetzung und Hinrichtung eines Königs, die Republik, die Restauration der Stuarts, ihre endgültige Vertreibung, die Berufung eines neuen Herrscherhauses auf den Thron: alle diese Erschütterungen mußten wol den persönlichen Einfluß der Könige beschränken; aber es gibt kein Land in Europa, in welchem das monarchische Gefühl tiefer gewurzelt und weiter verbreitet wäre, als in England, wenn wir nicht etwa Preußen ausnehmen dürfen. Die feste Grundlage aber dieses monarchischen Bewußtseins, wie zugleich die Quelle des regierungstüchtigen und regierungsfähigen Parlamentarismus ist das englische selfgovernment, über dessen Bedeutung und Wesen erst Gneist Aufklärung geschaffen hat. Er hat nachgewiesen, daß seit der magna charta (1215) die Gesetzgebung die Ausübung der Staatsgewalt dahin geregelt hat, daß die staatlichen Aemter der inneren Verwaltung mit voller Verantwortlichkeit als Ehrenämter ansässigen Personen, einzelnen oder einer Mehrheit, kraft gesetzlicher Einrichtung übertragen und die für diese Verwaltung von staatlichen Functionen nothwendigen Gelder durch die Gemeinden nach gesetzlichem Steuerfuß aufgebracht wurden, wogegen bekanntlich unsere Städte sich vielfach so sehr sträuben. Uebrigens ist das englische selfgovernment gleichzeitig und in denselben Personen auch Kreis- und Gemeinde-Verwaltung. Diese Bildung ist keine spontane, naturwüchsige gewesen, sondern sie ist durch die Gesetzgebung den Unterthanen zu ihrem Heile aufgezwungen worden, wie Stein's Städteordnung den Städten, da „gesellschaftliche Interessen niemals nach Amtspflichten und Localsteuern Verlangen tragen“.

Gegenstand der Selbstverwaltung im englischen Sinne sind nicht „eigene Rechte“ der Verbände, nicht gesellschaftliche oder gar ständische Interessen, — wie sie den preußischen Provinzialständen als Gegenstand ihrer Thätigkeit bezeichnet wurden —, sondern ausschließlich staatliche Pflichten, staatliche Functionen der inneren Landesverwaltung: der Geschworenendienst, die Verwaltung der Sicherheits- und Wohlfahrtspolizei, die Militäraushebungen und das Landwehr-

system, die Armen-, Sanitäts- und Wegebauverwaltung, die Erhebung und die Verwaltung der Communalsteuern wie des Gemeindevermögens.

Die Organe der Selbstverwaltung bilden höhere und niedere Aemter, zum Theil in Form von Gemeindecommissionen. Alle diese Aemter des selfgovernment haben den reinen Amtscharakter, alle Rechte und Pflichten, alle Ehre und — alle Verantwortlichkeit der Staatsämter. Die Beamten des selfgovernment werden vom König ernannt und sind wie die besoldeten Beamten entlaßbar, dies jedoch mit einer wesentlichen Modification in der Praxis. Bestimmte Voraussetzungen der Qualification werden vom Gesetz zwar nicht aufgestellt; daß aber nur wohlhabende, begüterte und gebildete Männer und die in der Regel ihre staatswissenschaftlichen Studien gemacht haben, die Vertrauensstellungen erhalten, versteht sich von selbst. Die Gesetze, welche, wie immer wieder hervorgehoben werden muß, das selfgovernment regeln, stellen nach der materiellen Seite ein vollständig durchgebildetes Verwaltungsrecht und nach der formellen eine Verwaltungsgerichtsbarkeit dar, in deren geordnetem Instanzenzuge vor unabhängigen Richtercollegien jedem Unterthan die Findung des öffentlichen Rechts gesichert ist. Durch diesen Zwischenbau des selfgovernment wird die freie Bewegung der Parteien im Parlament, wird der Wechsel zwischen Tory- und Whig-Ministerien an der Spitze des Staates ermöglicht, ohne daß zugleich die feste gleichmäßige Handhabung des öffentlichen Rechts, wie in Frankreich und Amerika immer, in Gefahr geräth; ohne daß gleichzeitig ein alle öffentlichen Verhältnisse erschütternder Wechsel in dem Personal des ganzen Staatsbeamtenthums nothwendig wird. Das ist ja gerade die Besonderheit der englischen Ministerkrisen, daß sie diese Erschütterungen nicht mit sich bringen. Eine Besonderheit, welche sich einmal daraus erklärt, daß eine parteiische Auslegung dessen, was öffentliches Recht ist, nicht möglich ist, wo die Pflege des öffentlichen Rechts von den Ministerien unabhängigen, ständigen Gerichtscollegien obliegt, die unabsetzbar sind; sodann daraus, daß die Beamten der Selbstverwaltung, welche ja in der Theorie, nach dem Gesetz absetzbar sind, die jedoch durchweg ein unbesoldetes Ehrenamt bekleiden, thatsächlich in der Praxis aus Parteirücksichten nicht abgesetzt werden können. Denn, wo kein materieller Vortheil in Aussicht zu stellen ist, wie sollte sich da gleich auf einen neuen Candidaten rechnen lassen? Und, wo eine parteiische Verwaltungsrechtspflege nicht stattfinden kann, was sollte der Wechsel in dem Friedensrichteramt dem neuen Staatsregiment nutzen? Nur Schaden in der öffentlichen Meinung könnte es davontragen, welche ängstlich die Unverletzlichkeit dieser Aemter achtet und schützt. Endlich ist es Thatsache, daß aus den Aemtern der Selbstverwaltung das Parlament sich rekrutirt. Und so wäre die Absetzung eines Friedensrichters, eines Mayors, eines Lordlieutenant aus Parteirücksichten ein Angriff auf das Parlament selbst.

Als die tiefgehende Bedeutung des selfgovernment bezeichnet Gneist die organische Verbindung der Gesellschaft mit dem Staat, die Lösung des Problems, die vielgegliederten Interessen der Gesellschaft zu einem einheitlichen Staatswillen zusammenzufassen. Die Selbstverwaltung in diesem Sinne „erhält die Harmonie der besitzenden Klassen, indem sie den höheren Ständen vervielfältigte und schwere Pflichten auferlegt, kraft deren sie in Uebung staatlicher Functionen das Maß

des Einflusses rechtmäßig erwerben, welches sie andernfalls durch die gesellschaftliche Macht des Besitzes auf dem Wege der gesellschaftlichen Unterdrückung erstreben würden. — Die praktische Ausübung der Pflichten des Menschen gegen den Menschen im Nachbarverband erhebt den Einzelnen dem natürlichen Zuge der Interessen, welcher nur nach Erwerb und Besitz, nach Genuß und Einfluß geht. Das gesellschaftliche Leben des Kreisverbandes und der Gemeinde wird damit durchdrungen und befruchtet von dem Verständniß für den Staat und von dem Gemeinsinn, welchen der Absolutismus auch in seiner besten Gestalt nur zu einem Monopol der Beamtenklasse macht."

Diese Selbstverwaltung gibt dem aus ihrer Schule hervorgehenden Parlament mit dem Recht auch die Fähigkeit, die Gesetzgebung des Landes harmonisch fortzubilden und den Gang der Staatsverwaltung wirksam zu kontroliren. Solche Selbstverwaltung hat endlich den Rechtssinn der englischen Nation erzeugt, zu dem die bloßen socialen Interessengemeinschaften sich nicht aufzuschwingen vermögen: das Bewußtsein von der Nothwendigkeit einer festen, die Rechte der Gesammtheit und der Einzelnen sichernden Rechtsordnung; wie sich das schon äußerlich in dem Unterschiede der Stellung des Publicums zu den Polizeiofficianten in England einerseits, in Deutschland andererseits kennzeichnet. Hier Voreingenommenheit gegen den Polizeirock, grundsätzliche Opposition gegen polizeiliche Maßregeln, grundsätzliche Inschutznahme jedes Inhaftirten; — dort stete Bereitwilligkeit, dem „policeman" beizustehen, ja Lust, selbst Polizei zu üben.

Man sage nicht, — diese letztere äußere Erscheinung auch zugegeben, — die Schilderung der englischen inneren Staatszustände, wie wir sie hier gegeben, sei eine zu rosige, zu ideale. Gewiß weist die parlamentarische Geschichte Englands viele Frevel auf, rücksichtslose Parteilichkeit, Charakterlosigkeit der Staatsmänner und der Vorkämpfer der öffentlichen Meinung, wie Schwäche und Verkommenheit der Herrscher, gerade im vorigen Jahrhundert. Aber das vorige Jahrhundert ist es auch, welches langsam im inneren Staatsleben jenen „Unterbau" der Gesellschaft und des Staats zur Reife gebracht hat, auf welchem der Inselstaat dann mit einem Male so mächtig und so stolz sich erheben konnte in dem Kampfe mit Frankreich und Nord-Amerika, wie in der Colonisation des nördlichsten Amerika's und Ostindiens. Und wenn auf jene Zeiten der nationalen Erhebung gefolgt ist eine Zeit der Herrschaft der Handelsinteressen, denen es vor Allem um einen Markt für ihre Waare zu thun war: der Staatsgedanke ist doch immer allmächtig geblieben in England; und ebenso bleibt auch für unser Staatswesen die tiefere historische Erkenntniß von dem Wesen der englischen Verfassung, die endlich einer einseitigen Auffassung des Constitutionalismus Platz macht, von größter ausschlaggebender Bedeutung.

Hochinteressant ist es, wie Gneist die allgemeine Gegnerschaft der Reform, wie er sie verstand, kennzeichnet. Alle „gesellschaftlichen Bestrebungen" wären in einem dunklen Drange gegen die Neuerungen in der von Gneist gemeinten Richtung eingenommen gewesen. Die conservativ-ständische Seite konnte nur eine Selbstverwaltung wollen, welche die obrigkeitlichen Gewalten und die communalen Befugnisse mit Grundbesitz, Standschaft und Virilstimmen unzertrennlich verbunden läßt. Von liberaler Seite dachte man nur an eine Selbst-

verwaltung, welche die gemeinschaftlichen Interessen durch frei gewählte Vertretungskörper zu fördern berufen ist, eine diesen Vertretungskörpern untergeordnete Executive arbeiten läßt und von verantwortlichem Staatsdienst für den Staatsbürger nichts wissen will. Das Berufsbeamtenthum endlich wollte den Gemeinden wol ihre eigenen Angelegenheiten lassen, konnte sich aber in den Gedanken nicht finden, daß es selbst irgendwie entbehrlich werden könnte. Und in weiten politischen Kreisen dachte man bei dem Schlagwort „Selbstverwaltung" nur an Erweiterung der communalen Verwaltungsfreiheit und -Unabhängigkeit, und außerdem höchstens noch an Schaffung neuer communaler Verbände zur erleichterten Tragung gemeinsamer Lasten. Alles war einverstanden über das Schlagwort, verband damit aber, wie es vordem auch mit dem Worte „Verfassung" gegangen war, entgegengesetzte unvereinbare Begriffe und Absichten, die nur in der Negative übereinstimmten, daß das, worauf es den Männern der Reform allein ankam, die Uebernahme staatlicher Functionen und neuer Lasten, von keiner Seite gewollt wurde.

Lange parlamentarische Kämpfe hat es gekostet, die Grundgedanken des selfgovernment in der Kreisordnung vom 13. December 1872 zum Ausdruck zu bringen, welche nicht allein mit dem ständischen Wesen völlig brach, sondern auch zunächst in dem Amtsvorsteher den im königlichen Auftrage handelnden Ehrenbeamten der Ortspolizei einsetzte. Auf die Kreisordnung folgten Zusätze über die Verfassung, das Verfahren und die Zuständigkeit der neuen Behörden, insbesondere auch die Verwaltungsgerichte, und endlich die Provinzialordnung vom 29. Juni 1875.

Die allgemeinen Gesichtspunkte der Reform sind von der Staatsregierung selbst dahin skizzirt worden:

1) Trennung der reinen Verwaltung von der Entscheidung streitiger Verwaltungsrechtssachen;

2) für die reine Verwaltung soll der Grundgedanke der Vereinfachung der Instanzen, d. h. Decentralisation, die Energie des Bureausystems (im Gegensatz zum collegialen), die strengere Unterordnung der provinziellen und örtlichen Executive unter die Ministerverwaltung durchgeführt werden, jedoch mit dem Ehrenamt für die Ortsverwaltung;

3) das streitige Verwaltungsrecht soll von einem Collegialsystem ständiger unabhängiger Beamten gepflegt werden, durch Ehrenämter verstärkt.

Im Einzelnen ist über den Inhalt der Gesetze — wobei wir von dem ersten jüngst erlassenen über die Organisation der inneren Landesverwaltung, dessen wesentlichste Neuerung es ist, daß es an Stelle der Regierungscollegien den Regierungspräsidenten mit persönlicher und ausschließlicher Verantwortung treten läßt, absehen — Folgendes hervorzuheben:

Die Kreise sind communale Verbände geworden, d. h. Corporationen, welche ihre eigenen Angelegenheiten durch ihre eigenen Organe mit ihren eigenen Mitteln selbst verwalten und das in die Hände ihrer Vertretung gelangte Recht der Besteuerung der Kreiseingesessenen besitzen. Die Kreisversammlung, welche diese Vertretung bildet, besteht in Kreisen bis zu 25,000 Einwohner aus 25 Mitgliedern, darüber hinaus tritt für je 5000 Einwohner 1 Vertreter hinzu

u. s. w. Die Mitglieder werden lediglich durch Wahl abgeordnet. Zwischen Stadt und Land entscheidet dabei das Verhältniß der Volkszahl. Das platte Land wird durch Vertreter der Landgemeinden und durch Abgeordnete der größeren Grundbesitzer vertreten. Aus der Wahl des Kreistages geht hervor der aus 6 Mitgliedern bestehende Kreisausschuß, welcher unter dem Vorsitz des Landraths als regelmäßiges Verwaltungsorgan mit allen Angelegenheiten des Kreises befaßt ist, mögen sie communaler oder allgemein staatlicher Natur sein. Dieser Kreisausschuß, für den man sich in den bisherigen preußischen Organisationen vergeblich nach einer Analogie umsieht, ist die bedeutendste Selbstverwaltungsbehörde, in gleicher Weise zur controllirenden und eingreifenden Verwaltungsexecutive, wie zur Verwaltungsrechtsprechung erster Instanz berufen. Zur Durchführung der Kreisordnung bewilligte der Staat durch die Dotationsgesetze mehrere Millionen aus seinen laufenden Einnahmen. Am 1. Januar 1874 gab es in den fünf östlichen Provinzen, den sogenannten Kreisordnungsprovinzen, 5000 Amtsvorsteher im Ehrenamt und mehr als 200 Kreisausschüsse.

Die Provinzialordnung machte auch die Provinzen zu communalen Corporationen, die ebenfalls durch Staatsdotationen in die Lage versetzt wurden, ihre Aufgaben zu erfüllen. Der Provinziallandtag, dessen Mitglieder von den Kreistagen gewählt werden, kann seinerseits auch Provinzialsteuern ausschreiben, welche aber auf die Kreise vertheilt werden. Die Verwaltungsorgane der Provinz, und zwar lediglich solche, sind der Provinzialausschuß und der vom Könige zu bestätigende Landesdirector. Die Instanzen über dem Kreisausschuß, als der ersten Instanz in Verwaltungsjustizsachen, sind die Bezirksverwaltungsgerichte, zusammengesetzt aus zwei vom Staat ernannten berufsmäßigen Beamten und drei von der Provinzialvertretung gewählten Mitgliedern im Ehrenamt, und sodann das nur aus Berufsbeamten, theils Verwaltungsbeamten, theils zum Richteramt qualificirten, bestehende Oberverwaltungsgericht in Berlin. In diesen drei Instanzen ist denn für Preußen das neue System des Verwaltungsgerichtsverfahrens geschaffen, welches den Bürgern die Findung des unabänderlichen Rechts auf öffentlich rechtlichem Gebiete endlich ebenso gesichert hat, wie die bisher ausschließlich sogenannten Gerichte schon seit jeher im Privatrecht und im Strafrecht endgültige Entscheidungen fällen.

Als polizeiliche Beschwerdeinstanz aber steht über dem Kreisausschuß als Verwaltungsorgan der Bezirksrath und der Provinzialrath, die unter dem Vorsitze des Regierungspräsidenten oder Oberpräsidenten theils aus gewählten, theils aus ernannten Mitgliedern bestehen.

Die Neuheit der Unterscheidung zwischen streitigen und reinen Verwaltungs-Sachen hat die Nothwendigkeit einer detaillirten Festsetzung der für die verschiedenen Sachen zuständigen Behörden resp. einer eingehenden Abgrenzung der Competenz der letzteren ergeben. Durch das sogenannte „Zuständigkeitsgesetz" mit seinen mittlerweile hinzugekommenen Novellen ist Klarheit und Uebersichtlichkeit in der erst so verworren erscheinenden Materie nunmehr für jeden Laien geschaffen.

Die neue preußische Selbstverwaltung, wie wir sie hier kurz skizzirt haben,

hat nun aber keineswegs die geschlossene Kette des geschulten Berufsbeamtenthums aus dem Staatsorganismus beseitigt. Sie ist nur ergänzt und verstärkt worden durch Einschaltung von Gliedern aus denjenigen Klassen der Gesellschaft, welche im Stande sind, staatliche Functionen selbständig zu übernehmen. Es bedarf, um dem Berufsbeamtenthum nach oben hin ein Gegengewicht zu geben, dieses gesellschaftlich mächtig und selbständig dastehenden Ehrenamtspersonals, welches jede Parteiregierung, wie wir an dem englischen Beispiele gesehen haben, mit achtungsvoller Rücksicht zu behandeln gezwungen ist. Es bedurfte aber auch andererseits dies Ehrenamtspersonal der Ausrüstung mit der vollen Amtspflicht und dem Amtsauftrag vom Staat, um nach unten hin die Stellung der Obrigkeit in Unabhängigkeit von den Parteiinteressen zu erhalten. Gneist sagt in dieser Beziehung: „Im Unterschiede vom besoldeten Amt, welches stets einer parteimäßigen Vergabung anheimfällt, läßt sich das Ehrenamt weder in der Ernennung, noch in der Ausübung, noch in der Entlassung parteimäßig behandeln. In Concurrenz und Verbindung mit dem Berufsbeamtenthum erhält es die Selbständigkeit und Ehrenhaftigkeit des besoldeten Beamten, gibt dem letzteren seinen Halt gegen die Herabsetzung zum bloßen Parteipräfectenthum und gibt zugleich den selbstverwaltenden Classen das Bewußtsein der Staatspflichten und das verlorene Rechtsbewußtsein wieder." Und wir glauben hinzusetzen zu dürfen: es ist zu hoffen, daß gerade die Verbindung mit dem Berufsbeamtenthum ihrerseits dem Laienelement den nöthigen Halt geben wird gegen den aufdringlichen Einfluß von Parteirücksichten und Vetterschaften aller Art.

Gleichsam ein „allgemeines Beamtenthum" wird mit den besprochenen Reformen für Preußen inaugurirt. Wie aber das „allgemeine Priesterthum" des Protestantismus nicht den Organismus der Kirche aufzulösen, sondern ihr einen breiteren Boden und einen festeren inneren Halt zu geben bestimmt ist und vor Allem auch das berufsmäßige Priesterthum nicht überflüssig gemacht hat, so bedeutet Selbstverwaltung auch keineswegs Souveränität des Einzelnen, der „sich selbst Manns genug" dünkt. Solche Auffassung würde die Anarchie als berechtigt anerkennen, die Niemand will. Nein, wir Preußen, die wir stolz sind auf unsere allgemeine Schulpflicht und auf unsere allgemeine Heerespflicht, haben auf Grund der neuen Gesetze nur erneute Veranlassung zum Stolz ob der neuerrungenen Pflicht der Arbeit in dem wohlgefügten Organismus des Staatsdienstes. Dieser aber verträgt — so wenig wie der Heeresdienst und der Cultus — die Herrschaft des Dilettantismus. Vielmehr wird nunmehr dem Bürgerthum, von dessen „beschränktem Unterthanenverstande" einst ein übermüthiger Bureaukrat zu sprechen wagte, das nur durch Studium und Arbeit zu erwerbende Verständniß für die dem gebildeten Laienthum übertragenen staatlichen Functionen zugemuthet, ohne daß jedoch an den entscheidenden Stellen das geschulte Berufsbeamtenthum entbehrt werden kann.

Bekanntlich sind die neuen Gesetze, Kreisordnung und Provinzialordnung, Zuständigkeitsgesetze und Gesetz über die allgemeine Landesverwaltung nur erst für die östlichen Provinzen, die beiden Preußen, Pommern, Sachsen, Brandenburg und Schlesien in Kraft gesetzt worden. Nachdem sie nun aber im Osten trotz mancher Erfahrungen, welche Besserungen erheischen, in ihren Grundgedanken

sich bewährt haben, fühlen die westlichen Provinzen allgemach durch die Vorenthaltung der Reform sich zurückgesetzt und ist eine sehr thätige Agitation für die allgemeine Ausdehnung derselben auf alle Provinzen erstanden. Und wie berechtigt ist diese Agitation! Besteht doch in Westfalen und Rheinland der unnatürliche Zustand, daß über die aus Staatsfonds auch diesen Provinzen bewilligten Dotationen die altständische Vertretung zu verfügen hat. Ist es doch in den westlichen Provinzen nicht zulässig, in den vielen controversen Fragen des Verwaltungsrechts sich auf die Entscheidungen des Oberverwaltungsgerichts zu berufen, welche in den östlichen Provinzen formelles Recht schaffen; vielmehr kann man dort gezwungen sein, völlig abweichende, von jenem Gerichtshof als unhaltbar nachgewiesene Entscheidungen eines Ministers oder Oberpräsidenten gegen sich gelten zu lassen. Auf der anderen Seite bricht sich nunmehr auch allmälig die Ueberzeugung Bahn, und zwar wiederum unter Gneist's Vorgang, daß die uniforme Copirung der Kreisordnung und der Provinzialordnung, wie sie sich im Osten im Großen und Ganzen bewährt haben, für die westlichen Provinzen in manchen Punkten nicht nur kein Bedürfniß, sondern vielfach sogar unthunlich ist. Die östlichen Provinzen, welche den Patrimonialstaat überlange conservirt hatten, mußten das System der Ehrenämter in den unteren Instanzen durchgehends adoptiren, als das allein mögliche Mittel zur Beseitigung ihrer kleinen Polizeiherren. Im Westen aber ist die gutsherrliche Polizei ein längst überwundener Standpunkt; an ihre Stelle sind hier seit lange berufsmäßige Staatsbeamte getreten, deren Verwaltung sich über leistungsfähige Gemeindeverbände erstreckt und, Dank der dem Vorbilde der Städteordnungen nachgebildeten Gemeinde- und Amtsverordneten-Versammlungen, welche Beschließungs- und Controlrechte haben, sich im Allgemeinen bewährt hat. Wie man es nun auch im Osten noch nicht für nöthig befunden hat, die Städteordnungen zu ändern, welche im Osten wie im Westen die Elemente der Selbstverwaltung in sich lebendig zu erhalten gewußt haben, so liegt in der That auch keine dringende Veranlassung vor, mit den Landgemeindeordnungen des Westens tabula rasa zu machen. Wenn nur die Hauptsache, die das Ziel der erwähnten, lediglich von den Städten ausgehenden Agitation ist, erreicht wird: Reform der Kreis- und Provinzialvertretung nach dem östlichen Muster und Verallgemeinerung der Verwaltungsrechtspflege *mit einer obersten für das ganze Land endgültig entscheidenden Instanz.*

Welche Gefahr für die nothwendige Weiterbildung der neuen Verwaltungsordnung mit einem stückweisen, gelegentlichen Reformiren jener älteren grundlegenden Gesetze verbunden ist, wird aus dem Schicksal des Entwurfs eines neuen Zuständigkeitsgesetzes in der letzten Legislaturperiode zu entnehmen sein. Wie dies Gesetz an der versuchten Einschaltung einer außerhalb seines Rahmens liegenden Abänderung der Städteordnungen scheitern mußte, nachdem die Einigung der gesetzgebenden Factoren über alle Einzelheiten des umfangreichen Entwurfs erzielt war, das braucht hier nicht erörtert zu werden, da es noch frisch in Aller Gedächtniß lebt. Noch weniger wäre eine Kritik der bekannten Vorgänge statthaft in diesen Blättern, von welchen Politik im Sinne einer der im Kampfe begriffenen Parteien ebenso ausgeschlossen sein sollte, wie

das religiöse Dogma. Trotz der Reserve jedoch, die wir uns auflegen, darf so viel gesagt werden, daß die westlichen Provinzen in der That nach baldiger Einführung der neuen Verwaltungsordnung sich sehnen. Wie die Detailgestaltung des „Neubaues" stilvoll durchgeführt werden muß, oder wie — nach der in der Sitzung vom 4. November v. J. vom Minister des Inneren gemachten Unterscheidung — der „Organismus" die Principien seiner Urbildung in allen Zweigen zur Geltung zu bringen hat, ob beispielsweise, um das Beispiel anzuführen, an welches die Thatsache des neuesten Ministerwechsels sich knüpft, die Landgemeinden im Westen wie bisher der Staatsaufsicht des Landraths ausschließlich, oder gemeinsam mit dem Kreisausschuß unterstehen sollen, all das sind wol wichtige Fragen, aber sicher sind es Fragen untergeordneter Bedeutung, auf deren Erledigung man, in den Provinzen wenigstens, für welche das Ganze der Selbstverwaltungsgesetze noch nicht existirt, geduldig warten möchte, wenn nur endlich erst die Hauptsache erreicht wäre: Bruch mit dem ständischen Wesen, Sicherstellung der Findung des öffentlichen Rechts.

Zu der Staatsleitung, welche für ganz Deutschland auf dem Gebiete des Verfahrens in Civil- und Strafrechtssachen die Einheit geschaffen, hegen wir das Vertrauen, daß sie diese berechtigten Wünsche nach Ausdehnung der Reformgesetze auf ganz Preußen auf dem richtigen Wege und in dem richtigen Maße baldigst erfüllen wird.

Mögen übrigens die Meinungen über den Werth der neuen Gesetze im Allgemeinen wie über ihre Reformbedürftigkeit im Einzelnen noch so weit auseinandergehen, die Politik ist eine exacte Wissenschaft, auf deren Gebiet das Experiment seine Berechtigung und seine große Bedeutung hat. Und Organisationsgesetze, wie sie einst der Reichsfreiherr von Stein concipirt hatte, und wie sie jetzt in Preußen geschaffen werden, sind immer Experimente am Staatskörper. Daß sie nach weiser, reiflicher Ueberlegung, mit milder Rücksicht und mit geschickter Hand ausgeführt und dem Staate zum Heile gereichen werden, dafür bürgt uns die bewährte Tüchtigkeit der Staatsmänner in den Ministerien und in den parlamentarischen Körperschaften; dafür bürgt uns vor Allem die Erkenntniß, daß die neuen Organisationsgesetze nichts Naturwidriges, sondern vielmehr die Rückkehr zur menschlichen Natur bedeuten, welcher, nach Aristoteles, die Politik, das heißt: der Staatsdienst eingeboren ist.

Heinrich Schliemann.

Von

Dr. Arthur Milchhoefer.

Unsere vielbeschäftigte Zeit wendet heutzutage den wissenschaftlichen Bestrebungen eines einzelnen Mannes schwerlich ungetheiltere und regere Aufmerksamkeit zu, als Heinrich Schliemann und seinem rastlosen Eifer für Wiederentdeckung der homerischen Stätten. Schliemann besitzt seit Jahren ein Publicum, welches weit über die gelehrten, ex officio mit ihm beschäftigten Kreise hinausreicht. Es genügt beinahe seinen Namen zu nennen, um Discussionen „für und wider Priamos und Agamemnon" anzuregen — ein Beweis, daß der Gebildete wenigstens die Verpflichtung anerkennt, mit den wesentlichsten Thatsachen und Problemen seiner Forschungen vertraut zu sein.

Woher dieser lebhafte Antheil, dieses Interesse für Thaten und Dinge, die gewiß ebenso viele Fragen heraufbeschwören, als beantworten; unter denen es zuletzt schwerer ist, heimisch zu werden, als auf jedem anderen Gebiete der Kunst- und Culturgeschichte?

Wir dürfen zugeben, daß Schliemann selber nichts verabsäumt hat, um die Welt über seine Unternehmungen in bequemer Weise unterrichtet zu halten, daß er es wie kein Anderer verstand, sich einen Hörerkreis zu schaffen, für seine Sache zu werben und zu erwärmen. Ziehen wir indeß auch Alles ab, was ihm dieses Bedürfniß nach Mittheilung und Fühlung mit der Oeffentlichkeit an Popularität einbrachte, so bleibt doch die ganze Erscheinung deshalb nicht minder ungewöhnlich.

Irre ich nicht, so wirken auch in unserem Falle mehrere Umstände zusammen: es ist die eigenartige Persönlichkeit des Mannes selber, es ist die unfehlbare Macht des äußeren Erfolges, welcher ihn in entscheidenden Momenten begünstigte, es ist endlich der unverwüstliche Zauber des Namens Homer, welcher auch heute noch Allem, was zu ihm in Beziehung tritt, ein bereitwilliges und dankbares Interesse sichert.

Dieser verschiedenen Wirkungen ist sich Schliemann vollkommen bewußt. Sein neuestes Werk „Ilios"[1]), der Gegenstand unserer Besprechung, bietet bereits

[1]) Ilios, Stadt und Land der Trojaner. Forschungen und Entdeckungen in der Troas und besonders auf der Baustelle von Troja. Von Dr. Heinrich Schliemann. Mit

in gesonderter Folge jene Elemente dar, welche sich allein zu einem Gesammtbilde vereinigen. Es zerfällt in einen biographischen, einen praktischen, dem äußeren Verlaufe der Ausgrabungen gewidmeten, und in einen wissenschaftlichen Theil.

In der That kann man Schliemann und sein Wirken auf einem anderen Wege gar nicht richtig beurtheilen; alle Widersprüche der Kritik flossen aus einseitiger Schätzung. Wir müssen einen merkwürdigen Lebens- und Bildungsgang bis in die früheste Kindheit hinauf verfolgen, um die Ziele und Leistungen des reifen Mannesalters zu verstehen, der Entdecker wiederum bedingt in mehr als einer Beziehung den Gelehrten des Homer.

I.

Heinrich Schliemann wurde am 6. Januar 1822 in dem mecklenburgischen Städtchen Neu-Buckow geboren und verbrachte seine Kinderzeit in Ankershagen, einem Dorfe desselben Großherzogthums, wo sein Vater ein Jahr später die Stelle eines protestantischen Predigers erhielt. Ein seltsamer Zufall fügt es, daß mehr als fünfzig Jahre früher ein anderer Streiter für Homer, Johann Heinrich Voß, der bekannte Uebersetzer, an demselben Orte gelebt hat. Freilich knüpften sich für ihn an diesen Aufenthalt nur traurige Erinnerungen, während Schliemann bei den acht Knabenjahren, die er in Ankershagen zubrachte, mit sichtlicher Vorliebe verweilt. Die ländliche Umgebung des Dorfes war ganz geeignet, das wundersüchtige, empfängliche Kindergemüth mit unbestimmten Bildern von Schätzen, die in der Tiefe ruhen, von einer den Blicken der Gegenwart entschwundenen Welt zu erfüllen, die zunächst lediglich durch den Reiz des Geheimnißvollen und Abenteuerlichen wirkt. Hatte doch das Dorf seinen Zaubersee mit der Wasserjungfrau und der silbernen Schale, sein Hünengrab mit goldenem Inhalt, sein verfallenes Schloß mit dem Schatzthurm, den unterirdischen Gängen, dem geheimnißvollen, vermauerten Kamine und dem blutigen Steinbildniß des Raubritters. So vorbereitet fiel der Name Homers, der Glanz seiner Heldenzeit und der Ruhm des vielumstrittenen Troja in die Seele des Knaben und gab der schweifenden Phantasie frühzeitig eine bestimmte Richtung. In aller Stille bildete sich schon damals der Keim zu seinen Plänen für Troja's und der trojanischen Zeit Wiedererweckung.

Freilich, welches deutsche Kindergemüth ist leer geblieben an goldenen Träumen, jugendlicher Begeisterung, an phantastischen Plänen für die Zukunft? Das Ungewöhnliche ist an Schliemann doch wol die Beharrlichkeit, mit der er sich dieselben Ideale durch vier Jahrzehnte eines beschwerde- und arbeitreichen Lebens, das nichts von poetischen Anregungen bot, herübergerettet hat, bis die Zeit der Reife kam.

Alle jene Pläne schmiedete er damals gemeinsam mit seiner gläubigen

---

einer Selbstbiographie des Verfassers, einer Vorrede von Rudolf Virchow und Beiträgen von P. Ascherson, H. Brugsch-Bey, E. Burnouf, Frank Calvert, A. J. Duffield, J. P. Mahaffy, Max Müller, A. Postolaccas, A. H. Sayce und R. Virchow. Mit circa 1800 Abbildungen, Karten und Plänen in Holzschnitt und Lithographie. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1881.

Jugendgespielin Minna Meincke; sie erschien dem achtjährigen Knaben unzertrennlich mit der Verwirklichung derselben verbunden und noch sechzehn Jahre später, als sie sich ohne sein Wissen einem Andern vermählt hatte, warf ihn ihr Verlust so schwer darnieder, daß er für lange Zeit alle seine Hoffnungen zertrümmert sah.

Mancherlei Umstände, der Tod der Mutter und anderes Familienunglück, hatten mit dem neunten Jahre eine Aenderung in dem Schicksale Schliemann's veranlaßt. Aus der Pflege eines Oheims kam er an das Gymnasium von Neu-Strelitz, machte indeß mit Rücksicht auf seine beschränkten Mittel nur die Realschule durch und trat, vierzehnjährig, in dem Städtchen Fürstenberg als Lehrling bei einem Krämer ein. Fünf und ein halbes Jahr war er an die niedrigen Dienstverrichtungen des kleinen Ladens gefesselt, für ihn die traurigste, weil ungenützteste Zeit seines Lebens. Einen lichten Punkt in der Einförmigkeit dieser Existenz bei Verkauf von Zucker und Gewürzen, Heringen und Kartoffelbranntwein bildete für ihn ein kleines Ereigniß, das er wie eine höhere Mahnung ergriff. Ein heruntergekommener Müllergeselle, der Gymnasialbildung genossen hatte und den Laden gelegentlich als Kunde besuchte, declamirte einst im Rausche Verse aus Homer. Die unbekannten Laute machten einen so tiefen Eindruck auf Schliemann, daß er in heiße Thränen ausbrach. „Dreimal," so berichtet er, „mußte er mir die göttlichen Verse wiederholen und ich bezahlte ihn dafür mit drei Gläsern Branntwein, für die ich die wenigen Pfennige, die gerade mein ganzes Vermögen ausmachten, gern hingab. Von jenem Augenblicke an hörte ich nicht auf, Gott zu bitten, daß er in seiner Gnade mir das Glück gewähren möge, einmal Griechisch lernen zu dürfen."

Ein neues Mißgeschick scheinbar, ein Blutsturz, erlöste Schliemann endlich aus seiner niedrigen Stellung. Er ging zu Fuß nach Hamburg, ohne jedoch bei seiner schwachen Constitution dauernde Beschäftigung zu finden. Zuletzt verschaffte ihm ein Gönner den Posten als Kajütenjunge auf der Brigg „Dorothea", die nach Venezuela zu segeln bestimmt war. Auch dieser Schritt erfuhr eine gewaltsame Unterbrechung. Am 28. November 1841 lichtete das Schiff die Anker, um in der Nacht zum 12. December auf der Höhe von Texel bei Holland zu stranden. Die Welle, welche den jugendlichen Odysseus nach hartem Kampf um das Leben endlich an den heimischen Welttheil zurückwarf, gab auch seinem Schicksal eine bestimmende Richtung. Nach Deutschland zog es ihn vor der Hand nicht wieder; es gelang ihm, in der Winterkälte Amsterdam zu erreichen, wo er nach vielerlei Entbehrung und Noth, die ihn schließlich sogar dazu trieb, mit einer simulirten Krankheit im Hospital Unterkunft zu suchen, auf eine freundliche Empfehlung hin Aufnahme als Kassenbote in einem Handlungshause fand.

Damit beginnt eine bessere Wendung in dem Leben Schliemann's, nicht als ob ihm nun das Glück beständig gelächelt, der Zufall, welcher bisher so oft merkwürdig dazwischen getreten war, ihm seinen Weg besonders erleichtert hätte, — vielmehr nahm er fortan das Schicksal in seine eigene Hand. Es ist kein Fortschritt, kein Erfolg in seiner ferneren Laufbahn zu verzeichnen, den er sich nicht durch harte Arbeit selber erkämpft hätte.

Sein Jahresgehalt belief sich anfangs auf nur 800 Francs: mit der Hälfte

bestritt er, vom innersten Drange getrieben, die Kosten seiner weiteren Ausbildung; sechzehn Pfennige mußten täglich für den Mittagstisch genügen. Erst vervollkommnete er seine Handschrift, dann ging er an das Studium der modernen Sprachen, besonders des Englischen und Französischen.

Schliemann ist heut ein Polyglotte, ohne gerade hervorragende Befähigung für das Erlernen fremder Idiome besessen zu haben. Was ihn auszeichnete, war lediglich der unbesiegbare Eifer, die zähe Energie, mit der er das gesammte Maß der körperlichen und geistigen Kräfte jedesmal an ein einziges Ziel setzte. Es war eine Art Sturmlauf, durch welchen er sich in je sechs Monaten der englischen und französischen Sprache, in ebensoviel Wochen nach einander des Holländischen, Spanischen, Italienischen und Portugiesischen bemächtigte. Die von ihm erfundene Methode, welche er an mehreren Stellen seiner Biographie mit Nachdruck empfiehlt, ist für das Wesen des Mannes außerordentlich charakteristisch. Er ging völlig in seinem Gegenstande auf, nahm täglich Stunden, las beständig laut und reproducirte das Gelesene frei, ohne Uebersetzungen zu machen, ohne Regeln zu lernen. Diese mußten sich ihm aus der Vertrautheit mit der Sprache selber ergeben, in der er sich von vorn herein frei zu bewegen suchte. Also eine concentrirte Wiederholung des Processes, den das Kind bei der Aufnahme seiner Muttersprache durchmacht.

Für unsere Jugend bedeutet der sprachliche, namentlich der altclassische Unterricht eine Ringschule des logischen Denkens. Dieser Bildungswerth blieb bei Schliemann freilich unbenutzt; aber wir haben kein Recht, die Mängel jener Methode zu rügen. Genug, wenn Schliemann seine Absicht vollkommen erreichte. Es gelang ihm darauf hin zunächst eine Stellung als Buchhalter und Correspondent in dem Geschäfte der Herren Schröder & Co. zu erhalten. Die Verbindungen des Hauses ließen ihm die Erlernung des Russischen wünschenswerth erscheinen. Mit einer schlechten Uebersetzung der „aventures de Télémaque“ begann er, ohne Lehrer, seine Uebungen. „Es kam mir vor,“ so erzählt er, „als ob ich schnellere Fortschritte machen würde, wenn ich Jemanden bei mir hätte, dem ich die Abenteuer Telemachs erzählen könnte: so engagirte ich einen armen Juden, der für vier Francs pro Woche allabendlich zwei Stunden zu mir kommen und meine russischen Declamationen anhören mußte, von denen er keine Silbe verstand.“ Sein lautes Sprechen störte die übrigen Miether des Hauses und nöthigte ihn mehrmals die Wohnung zu wechseln; aber nach sechs Wochen konnte er seinen ersten russischen Geschäftsbrief verfassen.

Die Kenntniß des Russischen begründete Schliemann's kaufmännische Laufbahn: im Jahre 1846 schickten ihn seine Principale als ihren Agenten nach Petersburg, wo er sich rasch selbständig machte. Seine bedeutendsten Erfolge verdankte er dem Handel mit Indigo, von dessen Marktverhältnissen er sich bereits in Amsterdam eine gründliche Kenntniß angeeignet hatte.

Diese Zeit des Erwerbes nahm wieder seine ganze Thatkraft in Anspruch. Seit 1852 betrieb er die Geschäfte in großem Maßstabe. Der Handel mit Kriegsmaterialien (Salpeter, Schwefel und Blei) verdoppelte während des Krimkrieges sein Vermögen in einem Jahre; er versichert, in dieser Zeit nicht Muße gefunden zu haben, eine Zeitung, geschweige denn ein Buch zu lesen. Aber un-

mittelbar nach Eintritt des Friedens nimmt er seine Sprachstudien wieder auf. Jetzt, wo sie keinen praktischen Zweck mehr zu erfüllen haben (mittlerweile war auch das Schwedische und Polnische hinzugefügt), wendet er sich dem Neugriechischen zu, um sich auf diesem Wege der alten Sprache zu bemächtigen; dann kommt das Lateinische an die Reihe.

Im Jahre 1858 erwacht mit dem Gefühl einer für alle Zukunft gesicherten Vermögensstellung die Reiselust, welche Schliemann durch Europa, Aegypten, Syrien (im Fluge wird das Arabische gelernt) und Klein-Asien führt. Im Begriff, von Athen nach Ithaka aufzubrechen, nöthigte ihn ein Proceß nach Petersburg zurück; die lange Dauer desselben wird Veranlassung, das bereits aufgegebene Geschäft, diesmal in colossalstem Umfange, von Neuem zu eröffnen. Von Mai bis October 1861 beträgt der Werth der von ihm importirten Waaren nicht weniger als 10 Millionen Mark. Neben dem Indigo bilden namentlich Baumwolle und Thee seine Hauptartikel. Somit sah sich Schliemann bereits im Jahre 1863 im Besitz eines Vermögens, „das an Größe alles übertraf, was er in seinen kühnsten Träumen je zu erhoffen gewagt hatte". Wir erfahren gelegentlich, daß sein jährliches Einkommen bei einem mäßigen Zinsertrage des Capitals sich heute auf 200,000 Mark beläuft.

Unmittelbar nach glücklicher Beendigung des Processes (1863) liquidirt Schliemann endgültig seine kaufmännische Thätigkeit, um sich nun mit voller Entschiedenheit den alten Idealen wieder zuwenden zu können. Nach einer Weltumsegelung, während welcher sein erstes Buch „La Chine et le Japon" entstand, schlägt er 1866 seinen Wohnsitz in Paris auf, um sich hier zunächst für seine Unternehmungen auf classischem Boden vorzubereiten.

Damit endet der erste, große Abschnitt in Schliemann's Leben, die Geschichte des armen Knaben, der sich aus eigner Kraft emporgearbeitet hat, des kaum vierzigjährigen Mannes, der im Genuß eines fürstlichen Vermögens auf eine Vergangenheit reich an Erfolgen wie an Mühe zurückblicken kann. Dieses Leben gäbe Stoff für ein Jugendbuch, auch wenn es nicht seine Fortsetzung gefunden hätte in jener Reihe von unermüdlichen Bestrebungen, welche den Namen Schliemann's mit den ewig jugendfrischen Schauplätzen der homerischen Dichtung vermählt haben.

Sehr mit Unrecht würde man voraussetzen, Schliemann habe nun die Ausführung seiner mit ihm großgewordenen Lieblingsidee wie eine Art Sport betrieben, den ihm „seine Mittel erlaubten". Wer Schliemann näher kennt, wird mir darin beipflichten, daß er vielleicht nicht einmal im Stande ist, zu feiern, oder in leichter Arbeit Erholung zu suchen. Was ihm in frühester Jugend als Lebensaufgabe vorgeschwebt hatte, war bis zur Stunde der Ausführung heiliger Ernst geblieben. Die Mehrung seiner Reichthümer betrachtete er stets nur als Mittel zur Erreichung des ersehnten Zieles.

Dieser ideale Zug zu den Quellen der altgriechischen Heldendichtung bedurfte indeß bei dem praktischen Instincte Schliemann's einer realen Unterlage. Er fand sie in dem felsenfesten Glauben an die historische Wahrheit der geschilderten Dinge und Ereignisse, sowie an die Möglichkeit, auf den Schauplätzen der Dichtung die handgreiflichsten Zeugnisse dafür aufzufinden. Ein abstracter Forscher

hätte Schliemann nie werden können; der Gelehrte folgt in seinen späteren Werken überall nur den Spuren des Entdeckers, wie der Commentar dem Originaltext. Deshalb verlangen seine praktischen Leistungen auch durchaus im Vordergrunde der Beurtheilung zu stehen.

II.

Seit 1868 beginnt Schliemann zunächst mit vorbereitenden Localstudien sich auf dem Boden von Ithaka, Mykene und in der Ebene von Troja heimisch zu machen. An letzterer Stelle, in der Flußebene und Hügellandschaft zwischen Hellespont und Idagebirg, kommen für die Lage des alten Troja seit Beginn der topographischen Forschung ernstlich nur zwei Punkte in Betracht: die zurückgezogene Felshöhe des Bali-Dagh über dem Dorfe Bunarbaschi und der flache, aber dem Meere weit näher gelegene Hügel Hissarlik. Wir werden unten Gelegenheit haben, auf die Ortsverhältnisse näher einzugehen. Schliemann wandte sich nach einer gründlichen Untersuchung auf Bunarbaschi, welche überall den Urboden unter geringer Bewohnungsschicht ergab, mit Entschiedenheit der Ruinenstätte auf Hissarlik zu, wo auch in historischer Zeit das neue Ilion gelegen hat und eröffnete dort, im Herbste 1871, seine großen Ausgrabungen. Mit einem tiefen Einschnitt drang er zu den Resten uralter Ansiedelungen vor; erst im Jahre 1872 gelang es ihm, durch ungeheure Schuttmassen hindurch in einer Tiefe von 53 Fuß die feste Unterlage des Felsens zu ermitteln.

Den „Urboden" betrachtet Schliemann bei allen seinen Ausgrabungen als Operationsbasis, der er sich von vorn herein auf dem directesten Wege zu nähern sucht. Mit zunehmender Tiefe wächst für ihn das Interesse an den gemachten Funden. Ohne Besinnen durchsticht er die Grundmauern eines großen Gebäudes aus hellenischer Zeit, wie später den Unterbau des gewaltigen Atheneheiligthums. Der zufällige Fund der herrlichen Tempelmetope, welche den Sonnengott auf seinem Viergespann darstellt, veranlaßt ihn nicht einmal zu naheliegenden Forschungen nach weiteren Schätzen aus der Blüthezeit der griechischen Kunst. Bot doch die ungeheure Anhäufung prähistorischer Schichten, wie sie sich nur im Laufe von Jahrhunderten vollziehen konnte und wie sie bisher noch nirgends beobachtet war, unendlichen Spielraum und die sichere Gewähr, daß er wirklich auf die Ueberreste eines uralten Landesmittelpunktes gestoßen sei. Hier mußte Troja begraben sein; es galt nur, den Plan einer einheitlichen und bedeutenden Anlage aus dem Gewirre über- und untereinander liegender Mauerzüge herauszuschälen.

Wie weit ihm dies gelungen ist, kann nur das Schlußergebniß lehren; hier beschäftigt uns lediglich der äußere Verlauf seiner Arbeiten, die mit 120—150 Arbeitern, daneben mit 10 Handwagen, 88 Schiebekarren und 6 Pferdekarren betrieben wurden. Die Kosten der Ausgrabung beliefen sich auf mehr als 400 Francs täglich. Im Winter 1873 schützten die dünnen Bretterwände der Holzbaracken auf dem kahlen Plateau, welches Schliemann mit seiner Gemahlin, einer für das Alterthum gleichbegeisterten Griechin, bewohnte, nur kümmerlich vor der Gewalt des eisigen Nordwindes, der das Wasser neben dem Herde gefrieren machte. Später wurde die Hitze ebenso unerträglich; die Nacht-

ruhe störte das Gequake unzähliger Frösche und das Geschrei ebenso vieler Eulen, welche in den Löchern der Grubenwände nisteten.

Die Entdeckung einer gepflasterten Straße neben einer breiten Wallmauer, dem „großen Thurm von Ilion", führte zu einer Thoranlage, dem „Skäischen Thore" und hinter diesem zu dem verhältnißmäßig größten Gebäude der prähistorischen Stadt, welches bald durch zahlreiche größere und geringere Goldfunde besondere Wichtigkeit erhalten sollte, daher es Schliemann anfangs „Palast des Priamos", sodann vorsichtiger „Haus des letzten Oberhauptes oder Königs" benennt.

Bereits in diese Ausgrabungsperiode fällt die Hebung des berühmtesten Goldschatzes, des sogen. „Schatzes des Priamos".

Unter einer Befestigungsmauer und einer calcinirten, von einem starken Brande herrührenden Trümmerschicht erregte dicht westlich neben dem bezeichneten Hause während der Arbeit ein großer kupferner Gegenstand von besonderer Form Schliemann's Aufmerksamkeit. Er hieß die Arbeiter, um sie vor etwaiger Plünderung abzuhalten, unverzüglich zum Frühstück rufen und brachte unter treuer Beihilfe seiner Gemahlin, ungeachtet der Gefahr, welche durch eine überhängende Mauer drohte, mit eigener Hand die große Menge bronzener, goldener und silberner Geräthe und Schmucksachen zu Tage, welche offenbar bei einer gewaltsamen Katastrophe (als Inhalt einer Holzkiste?) in den Schutt gesunken, oder (nach Andern) vermauert waren. Noch in demselben Jahre wurde durch die türkische Polizei bei zweien der ehemaligen Arbeiter eine Menge goldener Schmucksachen confiscirt, welche dieselben an drei verschiedenen Stellen der Ausgrabung gefunden hatten. Die Unvorsichtigkeit der Frau eines der Türken, welche sich mit den gestohlenen Gegenständen schmückte und damit den Neid ihrer Nachbarinnen erregte, hatte zu der Entdeckung geführt. Das Gold des Anderen fand man leider bereits zu Schmucksachen nach der dortigen Mode umgeschmolzen. Diese Funde werden jetzt im Museum zu Constantinopel aufbewahrt.

Im Juni 1873 beschloß Schliemann das ergebnißreiche Ausgrabungsjahr, welches seinen Namen zuerst in alle Welt verbreitete. Seine Arbeiten auf Troja sollten nun eine längere Unterbrechung erfahren, zunächst in Folge eines Processes, durch welchen die türkische Regierung bei dem griechischen Gerichtshof die Hälfte der von Schliemann fortgeschafften Funde in Anspruch nahm. Schliemann beendigte denselben durch freiwillige Zahlung von 50,000 Francs zur Verwendung für das kaiserliche Museum. Trotzdem machte die Ausfertigung eines neuen Fermans Schwierigkeiten, die Schliemann's Verbindungen und persönliche Energie endlich beseitigten. So konnte z. B. der übelwollende Pascha in den Dardanellen erst durch einen geharnischten Timesartikel unschädlich gemacht werden. Als endlich die Erlaubniß ertheilt war, im October 1876, hatte Schliemann seine großen Ausgrabungen in der Ebene von Argos begonnen, zuerst in Tiryns, dann in Mykene, wo bereits vielversprechende Anzeichen auf den Erfolg hindeuteten, den er in den nächsten Monaten ernten sollte. Diese Unternehmung mußte ohne Aufschub zu Ende geführt werden. Innerhalb des Mauerringes der cyklopischen Burg von Mykene entdeckte er dann in rascher Folge jene fünf

berühmten Gräber, deren Inhalt trotz ihres hohen Alters die trojanischen Funde an Fülle und Glanz des Materiales, sowie an Kunstwerth noch um Bedeutendes übertrifft. Ihr gegenseitiges Verhältniß werden wir unten zu erörtern haben.

Bis zum Sommer 1878 durch diese überraschende Ausbeute und ihre Veröffentlichung in Anspruch genommen, konnte Schliemann an Troja erst denken, als der zuletzt ertheilte Ferman bereits abgelaufen war. Die Zeit, deren es erfahrungsmäßig bis zur Ausstellung eines neuen bedurfte, wandte der unermüdliche Forscher zu einer neuen Untersuchung der alten Stätten auf Ithaka, der Heimath des Odysseus, an. Es gelang ihm namentlich auf dem Abhange des Berges Aetos die Lage einer hochalterthümlichen Stadt nachzuweisen, von welcher er etwa 190 terrassenartig gelagerte Häuser aus „cyklopischem Mauerwerk", d. h. roh behauenen und gefügten Steinen aufdeckte.

Noch im Herbst desselben Jahres sehen wir Schliemann bereits wieder auf dem Wege nach Troja, wo er in der Zwischenzeit fürsorglich eine Gruppe wohnlicher Gebäude für sich, seine Dienerschaft und seine Gäste hatte errichten lassen. Ein starker Militärposten schützte ihn gegen die Räubereien herumstreifender Flüchtlinge, welche gerade damals die Ebene der Troas brandschatzten. Anknüpfend an seine letzten Funde untersuchte Schliemann namentlich das um die „Wohnung des Stadtoberhauptes" gelegene Terrain, welches sich in der That ergiebig bewies. Drei kleinere und ein größerer Fund von goldenen Schmucksachen und Bronzewaffen machten das Hauptresultat dieser Campagne aus. Nur ein Drittel der Gegenstände gehörte ihm, während zwei Drittel contractlich dem Museum in Constantinopel zufielen.

Nach längerem Aufenthalt in Europa eröffnete Schliemann Ende Februar 1879 die fünfte und letzte Periode seiner trojanischen Ausgrabungen. Außer langjährigen Erfahrungen stand ihm diesmal vor Abschluß seines Werkes der wissenschaftliche Beirath Virchow's und Emile Burnouf's zu Gebote, von denen ersterer einer Einladung gefolgt war[1]), letzterer auf Veranlassung des französischen Unterrichtsministers an der Expedition theilnahm. Wir werden im Verlauf noch öfter auf die werthvollen Beiträge zurückkommen, mit denen Virchow namentlich allgemeine Gesichtspunkte gefördert hat, während Burnouf das topographische Detail, die Pläne und Karten bearbeitete.

Besondere Sorgfalt wurde diesmal auf Freilegung und Conservirung des Netzes der Mauern verwandt, der Gesammtplan nach allen Punkten festgestellt und erweitert, die Schichten vom geologischen und anthropologischen Standpunkte revidirt. Auch goldene Schmucksachen förderte man von Neuem zu Tage. Ein anderer Hauptzweck galt der Erforschung der zahlreich in der Ebene verstreuten Heroengräber oder Tumuli, gewaltiger künstlicher Erdhügel, welche über den Gräbern der Bestatteten aufgeworfen waren, oder auch wol lediglich Ehrendenkmäler von Verstorbenen über der Stätte der vollzogenen Leichenopfer bezeichneten. Wiederholte Excursionen durch die Ebene und über die angrenzenden

---

[1]) Man vergl. den Bericht über diese Reise: „Troja und der Burgberg von Hissarlik" von Rud. Virchow in der „Deutschen Rundschau", Band XXII, S. 26 ff. (Januarheft 1880).

Höhen bestärkten in Allen die bereits auf anderem Wege gewonnene Ueberzeugung von der maßgebenden Bedeutung des Hügels Hissarlik für die älteste Geschichte der Landschaft.

Unverzüglich ging Schliemann an die literarische Ausbeute der neugewonnenen Resultate, mit denen er die alten verschmolz oder in Einklang zu bringen suchte. Die Frucht dieser anderthalbjährigen rapiden Thätigkeit ist die englische, amerikanische und deutsche Ausgabe des umfangreichen Werkes „Ilios", dem wir unsern Stoff entnehmen.

Auch seit Abschluß dieser Arbeit hat Schliemann nicht geruht. Wie er unablässig die Feder mit dem Spaten oder mit dem Wanderstabe vertauscht, liegt bereits wieder eine Ausgrabung von ihm in der böotischen Minyerstadt Orchomenos, sowie eine erneute Forschungsreise durch das gesammte Land der Troer hinter ihm, welche bis auf die Gipfel des Ida führte. Gegenwärtig betreibt er persönlich die Neuordnung seiner dem deutschen Reiche vermachten trojanischen Funde im Berliner Kunstgewerbemuseum, die bisher im Kensington-Museum zu London ausgestellt waren und in dem neu zu errichtenden Berliner ethnographischen Museum ihre bleibende Stätte finden werden; und schon ist, wie wir verrathen dürfen, sein Blick auf neue Ausgrabungen gerichtet.

Man hat Schliemann wol ironisch den Schatzgräber par excellence genannt; sein „Finderglück" scheint sprüchwörtlich werden zu wollen. Und doch darf er gern auf diesen Nimbus verzichten, zu Gunsten einer nicht minder hervorragenden und weit natürlicheren Eigenschaft.

Freilich konnte nur ein Schliemann, dem unerschöpfliche Privatmittel zur Verfügung standen, als Einzelner es wagen, den Erfolg in gleicher Weise auf die Probe zu stellen; wenn sich aber noch jene rastlose Thatkraft, jene unendliche Zähigkeit und — nicht in letzter Linie — jene tactische Beweglichkeit, von der wir noch sprechen wollen, hinzugesellt, dann kann man Unternehmungen, welche den verborgenen Schätzen des Alterthums gelten, mit Sicherheit darauf rechnen, schließlich den Erfolg zu zwingen. Der Schliemann's Natur eigenthümliche „Tiefensinn", wie ihn ein deutscher Gelehrter treffend bezeichnet hat, fand in Griechenland wie in Kleinasien noch vollkommen unangetastetes Terrain. Eine naheliegende Analogie bilden allein die bereits systematisch durchforschten „Terramare"-Gegenden der italienischen Po-Ebene. Was ferner die Goldschätze angeht, welche ja den Ruf jener Ausgrabungen so außerordentlich gesteigert haben, so gehören auch diese in dem goldführenden Asien und dem benachbarten Griechenland mit zur Charakteristik der älteren Schichten. Die Freude am Besitz und an der Anhäufung des werthvollen Metalles ist allen Zeiten vorzugsweise eigen, welche auf einer verhältnißmäßig niederen Stufe der künstlerischen Bildung stehen; letztere macht das kostbare Metall entbehrlicher, indem sie den Stoff durch die Form veredelt. Deshalb sind Alterthumsfunde aus historischer Zeit arm an eigentlichen Kostbarkeiten.

Endlich hat Schliemann, trotz reicher Erfolge, keineswegs immer und überall mit dem gleichen „Finderglück" gearbeitet. Er hat den Spaten an vielen Orten eingesetzt, die seinen Namen auf diese Weise weniger berühmt gemacht hätten, als Troja und Mykene: in Italien, auf Sicilien, in Tiryns, auf Ithaka und in

Orchomenos. Sein rascher Instinct ließ ihn überall — für ihn zu rechter Zeit — sich andern Zielen zuwenden. Man mag diese sprunghafte Manier unwissenschaftlich nennen; aber wenn glänzende Resultate allein ihn begeistern und für viele Mühen entschädigen konnten, so hat auch die gewählte Methode ihre subjective Berechtigung.

Mögen daher die prähistorischen Untersuchungen Schliemann's an Umfang und Ergebnissen bisher einzig dastehen, das Geheimniß ihres Erfolges haftet nicht an dem Glücksstern eines Einzelnen. Aber Schliemann hat das große Verdienst des Muthes bewiesen, er hat die Bahn in damals noch unerforschte Tiefen gebrochen und gerade die Verherrlichung der That ist es, die sich demjenigen unwiderstehlich aufdrängen möchte, welcher einmal auf längere oder kürzere Zeit den Boden der classischen Länder betreten hat, wo die neidische, oft leicht zu hebende Erdschicht dem ungeduldigen Blick noch so reiches Material von eminentem Bildungswerthe entzogen hält. Wie viel wuchernde Hypothesen sind oft durch einen einzigen Fund beseitigt oder im Keime erstickt worden!

Die trojanischen Ausgrabungen Schliemann's eröffneten die Reihe derjenigen Unternehmungen in Griechenland und Kleinasien, welche nicht auf Kunstraub, sondern auf umfassende Erforschung einer alten Oertlichkeit angelegt sind. Seitdem begegnen wir auf Samothrake und Delos, in Athen und namentlich in Olympia Ausgrabungsfeldern, welche zum Theil für derartige Arbeiten musterhaft geworden sind. Allen neueren Grundsätzen zum Trotz, welche eine schichtenweise horizontale Abhebung des Erdreichs verlangen, hat sich Schliemann von seiner selbst geschaffenen Praxis, den Boden durch senkrechte Schachte und Einschnitte zu sondiren, nicht losgesagt. Freilich würde jene Methode seine Ungeduld, in die Tiefe vorzudringen, auf harte Proben gestellt haben; ja es fragt sich, ob selbst für seine Kräfte die Zumuthung, den Hügel Hissarlik gleichmäßig um 15 bis 18 Meter abzutragen, nicht allzu ungeheuerlich erschienen wäre. Niemand, und wol auch er nicht, verkennt dabei zahlreiche Uebelstände, welche die Arbeiten auf dem Boden tiefer Gräber und Erdtrichter nach sich ziehen mußten. Die oft wichtigen Bestimmungen der Fundtiefe werden schon in Folge der an den Abstichen herabsinkenden Schuttmassen vielfach unzuverlässig. Das bunte Gewimmel der zusammengedrängten Arbeitercolonnen stach allerdings seltsam ab gegen die fast militärische Disciplin, wie wir sie z. B. bei den Arbeiten in Olympia beobachteten. Aber es war doch eine gewisse Ordnung darin, welche sich den gegebenen Bedingungen anpaßte; es war eine Art Freischärlertruppe, über die Schliemann selber das Commando führte. Unermüdlich im ermunternden Zuruf, im Dirigiren der Kräfte, im Belohnen der fleißigen und achtsamen Finder, mit den Ersten auf dem Platze und mit den Letzten rastend, so sahen wir Schliemann an seinem Werke körperlich gewiß ebensosehr als geistig betheiligt.

Die Zähigkeit und Ausdauer seines Charakters hat sich auch auf den Körper übertragen. Aus dem Knaben, den Niemand wegen seiner Schwächlichkeit anstellen wollte, ist ein Mann von mittlerer aber gedrungener Statur erwachsen, daß Gesicht vom Schweiße manches heißen Sommers gebräunt, den Leib durch Reiten und die täglichen Seebäder gestählt, welche er in Troja wie noch heute in Athen bei Morgengrauen, selbst in der eisigsten Winterkälte, fortsetzt.

Im Verkehr wird man in dem einfachen Manne mit dem kurzen ergrauten Haar schwerlich sofort den ungewöhnlichen Menschen, den begeisterten Alterthumsfreund herausfinden; nur wenn die Rede auf seine Lieblingsthemata kommt, enthüllt sich jener pathetische Zug, die andere Seite seines Wesens. Zu Hause, am Studirtisch ist Schliemann der schlichte, arbeitsame Kaufmann geblieben. Noch heute liegen die blauen Folioseiten des Contobuches aufgeschlagen, in welches er nun statt der Posten an Indigo, Baumwolle und Thee die Früchte seiner Lectüre, die Ernte an Citaten aus den alten Schriftstellern, wie die Ansichten der neueren Gelehrten über jede ihn interessirende Frage auf's Gewissenhafteste verzeichnet. Seine Correspondenz ist heute wie ehedem eine internationale. Er besitzt in hohem Grade die Fähigkeit, angesehene wissenschaftliche Firmen in sein Interesse zu ziehen und an seinem Werke zu betheiligen. Wir finden die Liste der hervorragendsten auf den Titeln seiner Bücher verzeichnet; zahlreiche andere Gewährsmänner, die kürzere Beiträge geliefert haben, treten in jedem Capitel seiner Werke auf. Obgleich es Schliemann, wie allen Autodidakten, schwer wird, lieb gewordene Ansichten aufzugeben, muß doch allseitig anerkannt werden, daß im Fortschritt der Leistungen auch seine Ansichten einen beständigen Läuterungsproceß durchgemacht haben; widersprechenden Meinungen hat er selber mehr als einmal die Spalten seines Buches geöffnet. Wir kennen Gegner, welche sich im Gewande wissenschaftlicher Kritik Blößen gegeben haben, denen gegenüber der böse „Dilettantismus" harmlos erscheint.

III.

Die wissenschaftlichen Thatsachen und Fragen, welche sich an die Leistungen Schliemann's knüpfen, haben wir bisher nur an der Oberfläche berührt und mußten diese Versäumniß vielleicht schon mit der Ungeduld des Lesers büßen.

Hat Schliemann das alte Troja entdeckt? Erklärungen unter Reserve haben immer etwas Undankbares, und dieser Umstand mag unser Zögern einigermaßen entschuldigen. Der Laie, welcher auf seine einfache Frage eine Belehrung erhalten möchte, die sich wieder in einfachen Sätzen merken läßt, wendet sich vielleicht gar enttäuscht und unbefriedigt ab, wenn er den Weg zur Beantwortung mit Zweifeln und Vorfragen versperrt sieht: Hatte denn Troja historische Existenz oder ist es nicht etwa bloß eine Fiction des Dichters? Hat die Dichtung die geschilderten Vorgänge einer bestimmten, in der Ebene gelegenen Oertlichkeit angepaßt, oder rückt sie sich die Scenerie nach Bedürfniß coulissenartig zurecht? Jede dieser Möglichkeiten hat ihre Vertreter gefunden und wollten wir allen vorgebrachten Argumenten gerecht werden, wir müßten unsere Ansicht auf einen Ameisenbau von gelehrter Literatur begründen. Uns scheint es heute, wo der Gegenstand durch die Discussion beinahe erschöpft ist, endlich an der Zeit, vorläufig einmal Stellung zu nehmen und die Stimmen zu sammeln.

Jene zweite Frage: hatte der Dichter ein bestimmtes Local im Auge? kann zunächst lange unabhängig von der Frage nach dem Troja der Wirklichkeit behandelt werden und verspricht am leichtesten eine praktische Lösung. Hier allein rechnen wir mit zwei sicheren Factoren: dem Wortlaut der Dichtung und der Ebene am Hellespont. Die Beschaffenheit der letzteren ist uns erst allmälig

immer vertrauter geworden. Auch die neuesten Beiträge von Virchow und Schliemann haben unsere Anschauung in wesentlichen Dingen bereichert. Je mehr aber diese Erkenntniß wächst, desto lauterer bewährt sich die Localtreue der Dichtung. Daß der landschaftliche Ton im Allgemeinen getroffen sei, ist von vorn allseitig anerkannt worden. Die Gegenwart des Zeus auf dem Ida, des Poseidon auf dem Gipfel von Samothrake konnte nur von hier aus erdichtet und empfunden werden. Warum sollten sich aber die Griechen, welche zur Zeit der epischen Gesänge auf jenem Boden heimisch genug waren, mit allgemeinen Umrissen begnügen, daneben augenscheinliche Willkür mit in den Kauf nehmen? Jede epische Dichtung hat Interesse daran, ihren Handlungen um der Anschauung willen so viel Wirklichkeit beizumischen, als sich nur hineintragen läßt; und Homer sollte auf die realste Grundlage, die Landschaft, verzichten, um eine Reihe von Details zu erfinden, die für den Verlauf der Ereignisse nicht einmal wesentlich sind? Der Dichter sollte den Lauf des Simois und Skamandros willkürlich verändert haben, nur damit Priamos seine Maulthiere tränken, damit der verwundete Hektor mit Wasser besprengt werden könne? Welchen Vortheil bietet es dem Dichter zu sagen, daß sich beide Ströme in einem Bette vereinigen? und wenn nun Virchow nachweist, daß dies bei den zwei Hauptflüssen der Ebene in ihrem früheren Laufe wirklich zutraf, weshalb soll der Dichter nicht eben diese vor Augen gehabt haben? Ist es Zufall, daß die Vegetation der Ebene, wie sich heute herausstellt, mit voller Treue geschildert ist, daß Sumpf und Rohr, die dicht vor der Stadt willkommenen Versteck boten, noch heut vor Hissarlik zu finden sind; daß hohe Erdhügel, die Gräber alter Helden oder Geschlechter, dem Dichter bequeme Anknüpfung boten und noch heute an den vorausgesetzten Orten emporragen?

Wenn aber der Epiker schon das Bild von der Ebene, in welcher die Feldschlacht tobte, mit allen charakteristischen Zügen der Wirklichkeit entlehnte, wie viel mehr wird er sich und seinen Hörern eine bestimmte Lage der Troerstadt vorgezeichnet haben; und wenn er ferner seine Stadt auf eine bestimmte Höhe über der Ebene versetzte, so kann dies nur der Hügel Hissarlik, nicht aber der Bali-Dagh bei Bunarbaschi gewesen sein.

Zunächst nimmermehr die Höhe über Bunarbaschi. Es ist eine im südöstlichen Winkel der Ebene, da wo der Skamander aus dem Gebirge in dieselbe eintritt, fern vom Meere gelegene Felsburg, ähnlich dem alten Königssitz Mykene. Die ausgezeichnete, landbeherrschende Lage, sowie einige wenig großartige aber immerhin alterthümliche Mauerreste haben denn auch viele namhafte Gelehrte und Reisende, Männer, welche die Landschaft mit dem Blick des Historikers und des Strategen aufzufassen geübt waren, zu Anhängern der „Bunarbaschi-Theorie" gemacht. Aber außer diesem Vertrauen auf ihren topographischen Instinct ist heute Niemand von ihnen mehr in der Lage, auch nur ein positives Argument für ihre Ueberzeugung beizubringen. Sie suchen ein historisches Ilion und müssen darüber das Ilion Homer's verleugnen. Wenigstens dürfen sie sich keinen Augenblick darauf einlassen, ihre Stätte mit den Ortsangaben der Ilias in Einklang bringen zu wollen. In diesem Versuche liegt schon die unwillkürliche Anerkennung des topographischen Princips; eine Blöße, die der Gegner

ganz und voll für Hissarlik ausnützen kann. Dort ist der berühmte Mauerlauf des Hektor und Achilleus undenkbar, da die schroffen Höhen theils mit andern zusammenhängen, theils hart an den Skamander traten. Die Entfernung vom Schiffslager der Griechen wird dort so groß, daß die Tagewerke, wie sie die Ilias schildert, das Maß alles Menschlichen übersteigen würden. Es bleibt nichts übrig, als Alles für poetische Uebertreibung und Fiction zu erklären und mit würdiger Zurückhaltung auf dem Standpunkte des historischen und tactischen Gefühls zu beharren. In diesem Sinne hat sich unzweifelhaft am consequentesten unser Feldmarschall Graf Moltke ausgesprochen, der als jugendlicher Officier in seinen interessanten „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835—1839" folgendermaßen schrieb: „wir, die wir keine Gelehrten sind, ließen uns einfach von einem militärischen Instinct an den Ort (Bunarbaschi) leiten, wo man (damals wie heute) sich anbauen würde, wenn es gälte, eine unübersteigbare Burg zu gründen". Sicherlich ist die Lage über Bunarbaschi dafür am Geeignetsten; aber war das homerische Troja ein solcher unersteigbarer Ort? Troja war stark durch seine Ringmauer, aber nicht durch senkrechte Felshänge, welche eine weitere Befestigung zum Theil überflüssig machten. Und erscheint denn Priamos im Licht eines Despoten, der von seiner Zwingburg aus das Volk zu seinen Füßen geknechtet hält? Wohnte er nicht mit seinen fünfzig vermählten Söhnen und seinen zwölf Töchtern bequem und patriarchalisch inmitten seiner Unterthanen? Dieser Zug ist unzweifelhaft asiatischen Verhältnissen entlehnt, wie denn in Asien bis nach Ninive und Babylon die Residenz mehr als eines großen Herrschergeschlechtes selbst in flacher Ebene lag. Wir mögen ruhig zugeben, daß hohe Felsburgen die Machtentfaltung von Dynastien fast regelmäßig begründet haben, daß die Höhe von Bunarbaschi vielleicht selber eine Rolle dabei gespielt hat; in der Zeit, welche uns die Ilias vorführt, war dann jenes Uebergangsstadium längst überwunden, die Herrschaft innerlich so befestigt, daß sie zum Volke herabsteigen durfte. Trefflich stimmt dazu die Angabe der Ilias selber (XX, 215 ff.): „Zuerst erzeugte der Wolkensammler Zeus den Dardanos, der gründete aber Dardania, da die heilige Ilios noch nicht in der Ebene bewohnt wurde, sondern noch wohnten sie in den Vorbergen des quellenreichen Ida". Dieser ältesten Veste würde die Höhe des Bali-Dagh auf's Beste entsprechen.

Wenn sich nun andrerseits eine Stadtlage findet, die auf einem mitten in die Ebene vorspringenden Hügelrücken gegründet allen Vorstellungen entspricht, welche die Ilias über die Entfernung vom Meere und das Verhältniß zur Ebene erweckt; wenn diese Oertlichkeit sich, wie Schliemann dargethan hat, durch die beispiellose Mächtigkeit ihrer prähistorischen Schicht als vielhundertjähriges Culturcentrum der Ebene erweist, so scheint uns damit nicht bloß die eine Thatsache erwiesen, daß die Dichtung ihr Ilion auf den heutigen Hissarlik verlegte, sondern auch die zweite, daß sie es auf Grund directer Tradition von einer uralten, gewaltsam zerstörten Ansiedlung an dieser Stelle gethan hat.

Wir gelangen somit zu dem Resultat, daß Schliemann an rechter Stelle gesucht und dasjenige gefunden hat, was er berechtigter Weise suchen durfte.

Wie sich nun weiter das Troja der Wirklichkeit (wenn es überhaupt einen der überlieferten Namen trug) seiner inneren Anlage und Ausstattung nach zu dem Bilde verhält, welches Homer davon entwirft, ist eine ganz andere Frage, die wir ja jetzt ebenfalls mit Sicherheit beantworten können. Volle Uebereinstimmung konnte von vornherein Niemand erwarten; hier war die poetische Freiheit des Dichters in der Ausschmückung des Einzelnen um so weniger eingeschränkt, als die Gesänge bei ihrem Entstehen die alte Stadt in Trümmern oder unter einer jüngeren Ansiedlung begraben fanden. Wir dürfen behaupten, von der Beschaffenheit und Cultur des Originales heute mehr zu wissen, als es das Epos im Stande war.

Die Ueberreste, welche Schliemann aufgedeckt hat und alle übrigen Funde fallen somit einer rein anthropologischen und archäologischen Betrachtung zu, die am Unbefangensten verfahren wird, wenn sie zunächst auf jede Beihilfe der schriftlichen Ueberlieferung, namentlich der homerischen Lieder verzichtet.

IV.

Schliemann hat bei Weitem den größten Theil seiner Thätigkeit auf Hissarlik beschränkt, ein flaches, nicht mehr als 180 Meter langes, 120 Meter breites Plateau mit ca. 50 Metern Erhebung über dem Meeresspiegel, welches nord-westlich aus einer von Osten her in die Skamanderebene hineinragenden Hügelkette vorspringt. Es bildete zugleich die Burg von Neu-Ilion, welches südlich und östlich, wie der erhaltene Mauerzug beweist, auf niedriger abfallendem Terrain gelegen war. Das letztere hat Schliemann nur durch 20 auf den Urboden herabgetriebene Schachte untersucht, welche eine stellenweise bis zu 5 Metern tiefe Bewohnungsschicht ergaben. Obgleich sich darin, wie Schliemann versichert, weder Mauern noch Thonscherben aus prähistorischer Zeit gefunden haben, sehe ich doch keine zwingende Veranlassung, die ältesten städtischen Ansiedlungen auf den Burghügel allein zu verweisen, welcher freilich noch kaum ein Dorf aufzunehmen im Stande war.

Den Burghügel nun hat Schliemann durch einen ungeheuren von Nord-West nach Süd-Ost gehenden, allmälig verbreiterten Einschnitt bis auf seinen Felsenkern durchspalten. Die von hier aus in einer Höhe von ca. 18 Metern übereinandergeschichteten Reste der ehemaligen Bewohnung rühren nach ihrem Entdecker von nicht weniger als sieben, einander ablösenden „Städten" her, unter denen die „dritte oder verbrannte Stadt" das eigentliche Troja, die sechste wahrscheinlich eine lydische Ansiedlung, die siebente das neue, historische Ilion bezeichnen soll.

Unmittelbar über dem Urboden aus weichem Kalkstein und einer 8 Zoll hohen Erdschicht, deckte Schliemann die Reste der ältesten Ansiedlung auf, einige Hauswände aus kleinen, unbehauenen, mit Erde verbundenen Steinen, die zum Theil mit einem Thonbewurf bekleidet waren. Außerdem hat er, „um die dritte Stadt zu schonen", nur äußerst wenig von den Bauten dieser untersten Schicht blosgelegt. Viel bedeutender sind schon die Reste seiner „zweiten Ansiedlung", welche etwa 8 Fuß über der ersten beginnt, und einen Schutthaufen von 12 bis 15 Fuß Höhe aufzuweisen hat. Wir begegnen hier Mauern, die aus großen,

fast viereckigen Blöcken mit kleineren verbunden, in „cyklopischer Weise" gefügt sind. Substructionen von Wallmauern, die gepflasterte Straße, welche auf ein Doppelthor führt, sowie andere Reste von ziemlich großen Gebäuden, außerdem ungeheure Schuttmassen von Häusern mit Stein- und Lehmwänden werden derselben Epoche zugeschrieben. Charakteristisch für diese wie für die benachbarten Schichten sind auch die zur Ebenung und Festigung des Untergrundes verwandten Kuchen oder Klumpen aus getrocknetem Thon.

Der dritten Stadt, seiner eigentlichen „Ilios", hat Schliemann die meiste Sorgfalt zugewandt. Diese 22 bis 33 Fuß tiefe, also fast genau mittelste Schicht ist denn auch an Bauten wie an Fundgegenständen die reichhaltigste. Als charakteristisches Merkmal dieser Ansiedlung bezeichnet Schliemann den Ziegelbau. Die meist durch Einwirkung einer starken Glühhitze zerstörten Ziegel sind große, mit Stroh gemischte und an der Sonne getrocknete oder leicht an offenem Feuer gebrannte Backsteinmassen von etwa 0,52 M. Länge, entsprechender Breite und Dicke. Die Ziegelmauern erheben sich (an einer Stelle bis zu 16 Lagen hoch erhalten) theils über den Substructionen, welche der zweiten Stadt angehören sollen, theils auf einer einzigen Lage großer Platten. Als Vermittelung zwischen Stein und Ziegelmauern dienen wiederum jene formlosen verschiedenfarbigen Thonklumpen. Die große Menge der Häuserreste innerhalb des durch eine scheinbar dreieckige Befestigungsmauer vorgezeichneten Bezirks ordnet sich keinem bestimmten Plane unter; außer der mitbenutzten Thorstraße aus der „zweiten Stadt" ist nur noch östlich davon eine einzige, mit Kalksteinplatten belegte Gasse zu erwähnen. Unmittelbar nordwestlich von dem Thore befindet sich das bedeutendste (freilich noch nicht 20 Meter lange, kaum 10 Meter breite) „Haus des Stadtoberhauptes", in dessen Nähe fast sämmtliche kostbaren Funde gemacht wurden. Die etwa vier Fuß hoch erhaltenen Wände aller dieser Häuser bestehen aus kleinen, unbehauenen, mit Erde, Lehm, selbst Asche und Ziegelmasse verbundenen Steinen; auch Bruchstücke großer Krüge treten an deren Stelle, ebenso wiederum als Basis die mit Asche und Ziegelstücken vermischten Thonkuchen. Diese an sich höchst unscheinbaren Mauern zeigen von Außen keine Eingänge und dienten lediglich als Substructionen für die aus Lehmplinthen und Holzbalken erbauten Obergeschosse, welche von Außen her durch Treppen zugänglich waren. Sehr treffend sind die Beobachtungen von Virchow, welcher ausführt, wie sich dieselbe Bauweise an den Häusern der Troas bis auf den heutigen Tag erhalten hat und wie diese, Jahrtausende überdauernde Gleichförmigkeit durch den abgeschlossenen Charakter der Landschaft und die Lebensbedingungen ihrer Bewohner zu erklären sei. Auf Hissarlik sind die oberen großen Lehmziegel durch einen gewaltigen Brand zerstört und oft bis zur Verglasung in formlose Klumpen umgewandelt worden; sie bilden in ihren verschiedenen Zersetzungsstadien den Hauptbestandtheil der hohen, über den als Unterbau dienenden Bruchsteinwänden gelagerten Schuttmassen. Auch die Fußböden aus Lehm sind in der Regel verglast. — Für die über den Ruinen der „verbrannten Stadt" vorausgesetzten Ansiedlungen konnte Schliemann zusammenhängende Baureste nicht mehr nachweisen. Der 13 bis 20 Fuß tiefen „vierten Stadt" schreibt er noch vereinzelte Mauerzüge zu; von der nächsten erkennt er nur die Schuttlagen

der aus Lehm und Holz erbauten Häuser; ebenso stützt sich die Annahme einer sechsten (lydischen) Stadt lediglich auf Beobachtungen an der in dieser etwa 6 Fuß tiefen Schicht gefundenen Thonwaare. Von dem neuen historischen Ilion kennen wir außer den Ringmauern die Ruinen eines großen öffentlichen Gebäudes, bei welchem auch mehrere Inschriften gefunden wurden, die Bausstücke eines großen dorischen Tempels, aus welchem die schöne Heliosmetope stammt, sodann die Fundamente des gewaltigen (nach Schliemann 288 Fuß langen, 72½ Fuß breiten) Athenetempels, nebst seinen korinthischen Säulentrommeln und Capitälen.

Auch der Fernerstehende kommt leicht in Versuchung, die von Schliemann auf Grund seiner Uebersicht der Baureste hin vorgeschlagene Eintheilung derselben in sechs prähistorische Städte durch eine andere Gruppirung ersetzen zu wollen. Während man den untersten, unmittelbar über dem Felsboden befindlichen Bauten trotz ihrer Geringfügigkeit eine selbständige Existenz vielleicht wird belassen dürfen, stehen die Mauern der zweiten Stadt offenbar vielfach in so engem Zusammenhange mit denen der dritten, daß man den Eindruck einer continuirlichen, höchstens im Laufe der Zeit durch Umbauten und Erweiterungen veränderten Anlage gewinnt. Namentlich setzen die großen Lehmziegel der Befestigungsmauer jene unteren Kalksteinsubstructionen als etwas Nothwendiges, nicht Zufälliges voraus. Es fehlt uns selbst in historischer Zeit an Beispielen nicht, daß Stadtmauern nur in den unteren Theilen aus massiven Steinblöcken bestanden, während sie nach oben durch Thonziegel fortgeführt wurden; das Bild einer solchen, nur mit dem unteren, soliden Theil erhaltenen Stadtmauer gewährt z. B. Mantinea; auch in Athen scheint ein Theil des östlichen Mauerringes von ähnlicher Beschaffenheit gewesen zu sein. Die Ziegelmauern der „verbrannten Stadt" reichen ferner zum Theil bis unmittelbar unter die Befestigungen von Neu-Ilion; andererseits liegt der große Athenetempel nach Schliemann's eigener Angabe auf dem Niveau der vierten Schicht, — gewiß eine bedeutsame Annäherung. Die Frage, ob das Mauerwerk in dieser vierten Schicht wirklich (durch reine Steinconstruction) von der vorhergehenden wesentlich abweicht, entscheidet auch Schliemann nicht; er selber nimmt eine Fortexistenz jener Ansiedlung an und Virchow betont die Möglichkeit, daß auch hier wie dort Lehmziegel und Balken die oberen Stockwerke bildeten. Wenn nun die „fünfte und sechste" Schicht überhaupt keine architektonischen Funde zu Tage treten ließ, so drängt in der That Alles zur Vereinfachung, zur Annahme einer einheitlichen, vielleicht der Zahl nach schwankenden und durch schwere Katastrophen gestörten Bevölkerung, die auf den Ruinen ihrer Wohnplätze weitersiedelte. Mit den Jahrhunderten erwuchs der Schutthügel von Hissarlik, wie im Laufe von Jahrtausenden der Korallenfels im Meere entsteht.

Diese Auffassung wird im Wesentlichen bestätigt durch zahllose, in allen Tiefen gefundene Gegenstände, welche Menschenhände geformt oder zum Gebrauche umgestaltet haben. Sie enthüllen uns eine Cultur, deren Stabilität selbst unter Voraussetzung einer stets gleichbleibenden Bevölkerung zu erstaunlich ist, als daß hier und da beobachtete Unterschiede gleich auf den Hinzutritt stammfremder Elemente gedeutet werden könnten. Dennoch beruht ein Hauptverdienst Schlie-

mann's auf gewissenhafter Beobachtung der wechselnden Formen und Eigenschaften dieser Funde; freilich sind diese Distinctionen oft, wie bei Feststellung verschiedener Baustile, zu scharf gespitzt.

V.

An Masse, wie an Unverwüstlichkeit des Materials und schon deshalb an wissenschaftlichem Werth stehen die Funde von Thongefäßen und Bruchstücken aus Thon in erster Linie. Als vollkommen freie Schöpfung sind sie hier wie überall der unmittelbarste Ausdruck des praktischen und künstlerischen Sinnes und somit des Bildungsgrades ihrer Verfertiger. Sie bilden keinen aristokratischen Kunstzweig, sondern stehen mitten im Volke.

Die Ausbeute, welche der Hügel Hissarlik an Thonwaare lieferte, zählt nach Tausenden, vom mächtigen 6 bis 8 Fuß hohen Vorrathsgefäß bis zum winzigen, durch einen Druck des Fingers geformten Schälchen herab. Die Zahl der mit der Hand gefertigten Vasen ist bei Weitem die größere, obgleich daneben die Töpferscheibe bekannt und im Gebrauche war. Bis zur obersten, 6 Fuß tiefen Schicht kam weder Firnißüberzug noch Malerei zur Anwendung, welche schon in Mykene eine so hervorragende Stellung einnimmt. Der Glanz wurde an vielen und besonders alterthümlichen Vasen durch künstliche Glättung der Oberfläche hervorgebracht; die verschiedenen Grade des Brennens, die Einwirkung des Rauches, die Qualität und Mischung des Thones haben mannigfaltige Abstufungen der Farbe zwischen gelb, grau, ziegelroth und dem dunkelsten braun erzeugt; den Ersatz für Bemalung endlich bilden eingeritzte oder plastische Verzierungen, ja die wechselnden, oft complicirten und geradezu barocken Formen der Gefäße selber. Unter diesen gibt es verschwindend wenige, welche vielleicht auch nur zufällig auf eine einzige Schicht beschränkt sind und selbst von einem Fortschritt der Technik kann kaum die Rede sein; nach oben zu ist vielmehr eher ein Rückschritt, eine Verflüchtigung des Stiles und der Motive bemerkbar.

Die ungeheure Mehrzahl der prähistorischen Gefäße auf Hissarlik ist ihrer Form nach ursprünglich zum Aufhängen, nicht zum Stehen bestimmt; ihr Urtypus ist die zum Schöpfen ausgehöhlte kürbisartige Frucht oder der tropfenförmige Schlauch, und weil sie diesen Urformen aller Gefäßkunst noch so nahe steht, erweist sich die Thonwaare auf Hissarlik als besonders geeignet, Ausgangspunkt für alle Specialstudien auf diesem Gebiete zu werden. Wir lernen, daß der Gefäßfuß bereits einem vorgeschrittenen Stadium der Entwickelung angehört; eine große Zahl der trojanischen Thonkrüge zeigt erst den Uebergang dazu, indem der kugelförmige Körper durch drei Stützen einen festen Stand erhält. Aber auch dann fehlen selten die Vorrichtungen zum Aufhängen. Während bei tellerartigen Gefäßen die Schnur durch horizontale um den Rand laufende Löcher geht, wird sie bei hohen Formen am Mittelkörper durch vertikale Ansätze, am oberen Rande durch zwei Löcher gezogen, denen im Deckel, wo er erhalten ist, zwei andere entsprechen; so wird das Gefäß durch sechsfache Durchbohrung zum Aufhängen und gleichzeitig zum Verschluß geeignet. Diese Einrichtung läßt uns zugleich einen Blick in das Innere der Häuser thun, welcher das früher gewonnene Bild lediglich bestätigt. Die engen Räume derselben bieten keinen ge-

nügenden Platz zur Ausbreitung des Hausrathes; dagegen gestattete die leichte Bauart aus getrockneten Lehmziegeln und Balkenwerk eine bedeutendere Entwickelung nach der Höhe zu. Was nicht eben zum augenblicklichen Gebrauch diente, blieb deshalb an Pflöcken und Haken (selbst diese waren zum Theil aus Thon gefertigt, wie einzelne erhaltene Exemplare beweisen), an den Wänden und den Balken des Daches aufgehängt.

Zur Aufnahme von Verzierungen und besonderen Kunstformen sind natürlich die den nackten Körper der Vasen umgebenden Theile und Ansätze vorzugsweise geeignet. Die drei Stützen können sich nach dem Vorbild der Spirale krümmen, die Henkel oder besser Aufhängsel erscheinen bald als hörnerartige Auswüchse, bald ganz phantastisch als „Flügel" (eine Specialität der troischen Töpferwaare) behandelt. Auf andere Theile hat die Analogie der menschlichen Gestalt in ganz besonders charakteristischer Weise eingewirkt. Bauch und Brüste werden durch Andeutung des Nabels und der Brustwarzen hervorgehoben, der Hals wird in wirklichem Sinne zum Träger eines Menschenhauptes, welches nach rohester Weise meist nur durch Angabe der Augen, Nase und Ohren, seltener des Mundes gebildet und entweder am Gefäßrande selbst oder auf dem übergestülpten Deckel angebracht ist. Letzterer nimmt wol auch die Form einer Kopfbedeckung mit schräge emporstehendem Zipfel an, welcher als Griff dient.

Diese naheliegende, bisweilen noch weiter getriebene Nachahmung menschlicher Bildung in der Gefäßtechnik bleibt vorläufig den Ansiedlungen auf Hissarlik eigenthümlich; berechtigte Vergleiche lassen sich höchstens mit cyprischen Funden anstellen; ähnliche Erscheinungen in Etrurien, Deutschland, z. B. in Pommerellen u. s. w. stehen damit natürlich vollkommen außer Zusammenhang. Vielmehr scheint die constante Bevorzugung dieses Typus auf Troja noch seine besonderen Ursachen gehabt zu haben. In allen Schichten fanden sich nämlich zugleich zahlreiche, längliche Idole aus Stein, Terracotta, besonders aber Marmor und Elfenbein, welche meist in ganz formloser Weise durch Einkerbung einen menschlichen Kopf und durch eingeritzte, zum Theil auch aufgemalte Linien die rohen Züge eines Gesichtes, selten noch andere Körpertheile darstellen. An dem religiösen Charakter dieser Gegenstände (als Weihgeschenke) läßt sich schlechterdings nicht zweifeln; bestätigt wird derselbe durch ein ausnahmsweise vollendeteres Bleifigürchen aus der „dritten Stadt" (wol Importwaare, die als Muster diente), welches ganz unverkennbar die große asiatische Natur- und Geschlechtsgöttin darstellt, wie sie unter verschiedenen Namen von den Ufern des Tigris bis zu den Inseln des ägäischen Meeres verehrt wurde und später bei den Griechen als Aphrodite Eingang gefunden hat. Auf den Inseln namentlich haben sich Marmoridole gefunden, welche in ihrer primitiven Ausführung zwar noch nicht an die Flüchtigkeit der trojanischen heranreichen, aber doch unzweifelhaft auf dieselbe Gottheit zurückgehen. Ich bin nun allerdings mit Schliemann insoweit ähnlicher Ansicht, als ich glaube, daß jene rohesten Götterbildchen, durch welche sich die ältesten Bewohner auf Hissarlik an ihre Hauptgottheit erinnern ließen, auch auf die weiblichen Gesichts- und Figurenurnen eingewirkt haben. Finden wir doch selbst die goldenen Gehänge der trojanischen Diademe und Ohrringe ganz den Formen jener Marmoridole nachgebildet. — Schliemann

sah bekanntlich in dem, was wir aus den angeführten Gründen für Abbreviaturen menschlicher Gesichtszüge halten, Eulenköpfe, und gründete darauf seine Theorie von der Athena glaukopis, der „eulenäugigen" und darum, wie er meint, eulenköpfig gebildeten Göttin. Ich finde nicht, daß diese Interpretation des homerischen Beiwortes Spott verdiente; thierköpfige Gottheiten sind in den religiösen Vorstellungen mehr als eines Volkes nachweisbar, ebenso ihr Uebergang zu menschlicher Bildung. Aber in unserem Falle liegt keine Nöthigung vor, das Wunderliche an Stelle des Einfachen zu setzen; gerade der asiatischen Cultur sind thierköpfige Hauptgötter fremd.

Wir verweilten ausführlicher bei diesem Gegenstande, weil er uns immerhin einen neuen Zug in den Culturverhältnissen jener prähistorischen Bevölkerung auf Hissarlik enthüllt. Dieselbe tritt mit ihren Götterbildchen in die große Gemeinschaft westasiatischer Völkergruppen, deren religiöse Vorstellungen von einheitlichen, wenn auch nach Landschaften verschieden entwickelten Principien beherrscht werden.

Nächst den Thongefäßen, deren ganzer Formenreichthum sich auf dem Wege der Beschreibung unmöglich darstellen läßt, erregen unsere Aufmerksamkeit jene zahllosen scheibenartigen oder kegelförmigen durchbohrten Körperchen aus gebrannter Erde, seltener aus weichem Stein, die wahrscheinlich mit Recht als Spinnwirtel, d. h. als Beschwerer des unteren Endes der noch heute im Orient üblichen Holzspindeln bezeichnet werden. Gegenstände derselben Gattung sind in Asien, Europa, selbst in Mexiko gefunden worden; auf Hissarlik erhalten sie besonderes Interesse durch die ersten Versuche einer Ornamentirung, welche allerdings meist nur in sehr roher und flüchtiger Weise durch eingedrückte Punkte und geritzte Linien hergestellt ist. Auch hier dürfte es sehr schwer fallen, ein allgemeines Princip der Entwickelung, durchgehende Neuerungen nach aufeinanderfolgenden Schichten darzuthun. Allerdings scheinen die Wirtel in den untersten Straten seltener zu sein, flache und unverzierte Formen vorzuherrschen; das Decorationssystem erreicht jedenfalls schon in der „dritten Stadt" seinen Höhepunkt und wird erst in dem Fundbereiche des jüngeren, historischen Ilion durch neue Arten ersetzt. Die Verzierungen ordnen sich entweder zu einem einheitlichen Muster, indem das Bohrloch den Mittelpunkt von concentrischen Kreisen, Strahlen, Sternen und verschlungenen Figuren, die an Flechtwerk erinnern, bildet; oder es sind regellose Ornamente, oft scheinbar ganz willkürliche Linien, in denen man hier und da hat Schriftzeichen erblicken wollen. Sollte wirklich die entfernte Aehnlichkeit einiger unter Tausenden ausgesuchter Beispiele mit cyprischen, lycischen oder hittitischen Buchstaben nicht blos auf Zufall beruhen, so haben wir natürlich nur mechanische Imitationen fremder Importwaare, kein wirklich gültiges und geübtes Schriftsystem zu erkennen. Auf anderen Wirteln sehen wir mit wenigen kindlichen Strichen unverkennbar Menschen, Hirsche, Rinder und andere Vierfüßler eingeritzt, die bereits lebhaft an Darstellungen auf allerältesten Gemmen erinnern, die auf den Inseln und dem Boden des östlichen Griechenlands gefunden wurden und seit Kurzem in das Berliner Museum gelangt sind.

Das gemeinsame Vorbild für diese ersten Versuche, wie vielleicht auch für die „Inschriften", mag auf jenen Cylindern aus Magneteisenstein gesucht werden,

deren Fundzone sich von den Euphratländern bis nach Syrien und Phönikien hin erstreckt. Es ist eine bemerkenswerthe Hypothese von Professor Sayce in Oxford, daß namentlich die Hittiten (Chethiter) vermöge ihrer geographischen Zwischenstellung gewisse alt-babylonische Cultur- und Kunstformen nach dem Westen zu vermittelt haben. In der That kann man sich dem Eindrucke nicht ganz entziehen, als ob manche dieser Elemente auf dem Wege der Tradition bis in die abgeschlossene Ebene von Troja durchgedrungen sind. Das Vorhandensein von Elfenbein, von edlen Metallen und von gewissen Steinarten, wie namentlich des indischen Nephrit, bestätigt die schon oben beobachteten Spuren östlicher und südlicher Einflüsse auf unsere Landschaft.

Abgesehen von der Thonwaare besteht die ungeheure Mehrzahl aller Geräthe und Handwerkszeuge aus Stein. Die durchbohrten oder massiven Aexte und Hämmer aus Kieselstein, Diorit, Porphyr, Haematit und dem seltenen, fremdartigen Jadeit oder Nephrit, die Messer aus Obsidian, die Sägen aus Feuerstein und Chalcedon, ovale, auf einer Seite eingetiefte Handmühlen aus Trachyt oder Basalt, die runden halbkugelartigen oder elliptischen Kornquetscher, die Schleif- und Polirsteine, sowie hundert andere zum Theil unbestimmbare Werkzeuge verleihen der Cultur der ältesten Ansiedelungen auf Hissarlik noch vollkommen das Gepräge der „Steinzeit", obgleich Kupfer und (von der dritten Schicht an) selbst Bronze bekannt und vereinzelt im Gebrauche war. Das Eisen ist noch unbekannt. Aus Bronze, die dem Golde damals an Werth kaum nachgestanden haben wird, sowie aus Kupfer finden wir außer einigen mit den Edelmetallschätzen zusammen gefundenen Vasen, Schüsseln u. s. w. vorzugsweise Kriegswaffen, wie Streitäxte, Messer, Lanzen- und Pfeilspitzen, gefertigt, sodann besonders kleinere Gegenstände, die zur Befestigung der Kleidung und als Schmuck dienten, Spangen, Nadeln, Ringe u. s. w. Eine sehr große Zahl von Pfriemen, Nadeln, auch Griffe, Röhren, Kämme und allerlei Zierrathen bestehen daneben wieder aus gewöhnlichen Knochen oder aus Elfenbein.

Mit der Erwähnung der Metalle streiften wir bereits das Gebiet der eigentlichen Kostbarkeiten, des werthvollen, über den täglichen Bedarf hinausgehenden Besitzes der Bewohner Hissarlik's. Schliemann hat nicht weniger als zehn größere und kleinere Goldfunde gemacht. Der erste Fund, der sogenannte „Schatz des Priamos", ist bei Weitem der reichhaltigste geblieben. Die Goldgefäße (es sind im Ganzen sechs), welche zum Theil eine Mischung mit Silber, also Elektron darstellen, weisen den Thonvasen gegenüber etwas abweichende, meist elegantere Formen auf. Namentlich bietet der zweihenkelige, in seinem Körper einer modernen Sauciere ähnliche Becher einen ganz neuen Typus.

Die neun Silbervasen, dazu ein Löffel mit Griff, sind im Ganzen plumper und nähern sich weit mehr bekannten Mustern an. Einen besonders merkwürdigen Bestandtheil des großen Schatzes bilden sechs Silberbarren in Form breiter Messerklingen, die an einem Ende abgerundet, an dem andern halbmondförmig ausgeschnitten sind. Schliemann denkt dabei an die homerischen „Talente" und Professor Sayce rechnet aus, daß dieselben gerade ein Drittel der babylonischen Silbermine wiegen.

Unter den Schmucksachen überraschen namentlich die beiden goldenen Dia-

deme durch höchst effectreiche Anordnung unzähliger Goldblättchen, welche von einer Tänie an kleinen Ketten über der Stirn und zu beiden Seiten des Halses herabzuhängen bestimmt waren. An den Enden nehmen die Goldplatten die Form der bereits oben beschriebenen Idole an. Eine ganze Reihe goldener Ohrgehänge ist nach demselben Princip zum Theil noch künstlicher componirt. Ueber 8000 kleine Ringe, Prismen, Würfel, Knöpfe und Röhren ließen sich an Fäden gereiht zu dreizehn Halsbändern ordnen. Der große Schatz lieferte ferner allein 46 goldene Ohrringe aus spiralartig gebogenen und an einander gelötheten Golddrähten, die zum Theil mit kleinen Buckeln und Perlen besetzt sind. Von größeren Goldspiralen, die als Armschmuck gedient haben mögen, fanden sich sechs als zusammenhängende Masse vor. Die später hinzugekommenen Schmucksachen lieferten zu allen genannten Arten wesentlichen Zuwachs, technisch übertreffen sie dieselben nicht selten durch reichere und entwickeltere Motive. Namentlich ist die älteste Kunstform des Metalldrahtes, die Spirale, in wirkungsvoller Weise an Spangen, Nadeln und Kettengliedern verwandt, ja dieselbe wird, wie an dem mit kleinen Goldväschen besetzten Schilde einer Goldspange oder an zwei Armbändern reliefartig auf einen Untergrund gelöthet und bildet somit eine Vorstufe zu der Repoussé-arbeit der mykenischen Goldsachen. Einige Beispiele von Repoussé-arbeit finden sich sogar bereits auf Hissarlik vor, z. B. kleine verzierte Goldscheiben, welche von mykenischen kaum zu unterscheiden sind.

Die größere Entwickelung der Goldschmiedetechnik gegenüber der localbeschränkten Gefäßbildnerei erklärt sich aus ihrem aristokratischen, mit den Culturcentren Klein-Asiens enger verbundenen Charakter; doch läßt sich aus verschiedenen Gründen ihr gleich hohes Alter auf keine Weise in Zweifel ziehen.

Die erhaltenen Proben der Bauthätigkeit und der Kunstfertigkeit der ältesten Bewohner von Hissarlik sind noch keineswegs die einzigen Quellen, welche von ihrer Art und ihren näheren Lebensbedingungen Zeugniß ablegen. Es ist namentlich Virchow's Verdienst, alle sonstigen anthropologischen Anhaltspunkte sorgfältig gesammelt und verwerthet zu haben. Die vier leidlich erhaltenen Schädel aus den unteren Schichten weisen einige gegenseitige Differenzen auf, welche vielleicht an ein Mischvolk denken lassen; jedenfalls aber erhalten wir den Eindruck von einer „mehr zarten, civilisirten und seßhaften Bevölkerung". Wiederholte Funde von menschlichen Embryoskeletten, welche mit (menschlicher?) Asche vermischt in irdenen Krügen beigesetzt waren, gestatten den Schluß, daß außer den gegebenen Fällen Verbrennung die übliche Bestattungsform und daß die Aufnahme der Reste Verstorbener innerhalb der bewohnten Stätten wenigstens nicht außer Gebrauch war.

Einen weiteren Einblick eröffnen uns die auf Hissarlik gefundenen vegetabilischen und animalischen Ueberreste, meist Abfälle der Nahrungsstoffe, welche für unsere Kunde von Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei manche Ausbeute gewähren. Von verbrannten Cerealien haben sich in der dritten Stadt große Massen gefunden, darunter namentlich eine feinkörnige Weizenart, sodann, ebenfalls haufenweise, eine Hülsenfrucht mit rundlich-eckigen Körnern, die Erve, wol identisch mit der bei Homer erwähnten Erebinthe, neben der auch die Erbse und die „schwarzhäutige Bohne" reichlich vertreten ist. Von zahmen Thieren

sind in erster Linie Schaf und Ziege, nächstdem das Rind zu nennen; von Schweinen, Pferden und Hunden fanden sich jedoch ebenfalls Reste vor. Unter den wilden Säugethieren bemerkte man Spuren des Hirsches und Hasen, wie auch Eberzähne. Knochen des Haushuhnes wurden noch nicht gefunden, wol aber wilder Gänse und Schwäne. Massenhaft kamen Reste von eßbaren Conchylien zum Vorschein, vor Allem die Auster und eine Muschelart. Außerordentlich zahlreich waren auch die Ueberbleibsel von Fischen; selbst Wirbel großer Thunfische und Haie wurden gesammelt. Dem gegenüber verdient hervorgehoben zu werden, daß die Griechen Homer's wenigstens keine Fischesser waren; andrerseits stimmt das absolute Fehlen von Schalen der Schildkröte, die in der Ebene noch heute massenhaft vorhanden ist, mit der Abneigung der alten wie der neuen Griechen vor dem Genuß ihres Fleisches.

Wir erhalten das Bild eines unmittelbar auf den Vorstufen einer höheren Cultur stehenden Volkes, welche freilich weder mit dem Luxus asiatischer Fürstensitze, noch mit dem erzklingenden Schimmer der homerischen Heldenzeit viel Gemeinsames hat. Wir sehen die Einwohner in ihrer localen, von der Natur vorgezeichneten Beschränkung ein seßhaftes Ackerbauer- und Hirtenleben führen und nur von ferne an mächtigeren Culturströmungen theilnehmen. Für innere, selbständige Entwickelung fehlte es neben äußerlichen Hilfsmitteln auch sicherlich an hervorragender Anlage. Trotz mancher tüchtigen Eigenschaften konnte die Bevölkerung der Troas dem eindringenden griechischen Elemente wol zähen Widerstand entgegensetzen, nicht aber sich auf die Dauer vor dem geistig überlegenen Stamme behaupten.

VI.

Wir werden uns aus den bereits oben angedeuteten Gründen nicht mehr wundern, das Troja der Wirklichkeit so verschieden von dem der Dichtung zu finden; damit wird es auch gerechtfertigt erscheinen, wenn wir die Resultate der Schliemann'schen Ausgrabungen zu einer blos ethnologischen Skizze verarbeiteten, ohne viele Seitenblicke auf Homer zu werfen, der ja nur die vorgeschrittene Cultur seiner eigenen Zeit zu schildern im Stande war.

Nun liegt es allerdings im Interesse der Alterthumswissenschaft, derartige Erscheinungen immer mehr aus ihrer Isolirung zu befreien; erst im Zusammenhang mit Bekanntem erhalten ja die Spuren menschlichen Daseins historischen Werth. Für uns liegt die Schwierigkeit namentlich darin, daß die Gesammtmasse der Funde auf Hissarlik an Alterthümlichkeit Alles überragt, was uns bisher auf dem Boden des vorderen Asiens, der Inseln und Griechenlands bekannt geworden ist. Freilich ließen und lassen sich einzelne Berührungspunkte mit Funden der Inseln und des Festlandes in der Technik und Form der Thongefäße, in den Götterbildchen, in der Metallarbeit nachweisen; doch bleibt für weitere Schlüsse leider das Material auf beiden Seiten meist zu ungleich vertheilt.

Nur ein Ort, an den wir unwillkürlich denken müssen, macht eine Ausnahme. Die jüngsten Funde in Mykene können sich nicht nur mit den trojanischen an Reichhaltigkeit messen, sondern sie traten auch mit dem Anspruch auf, ebenfalls das homerische Zeitalter zu illustriren; da ferner ihr glücklicher

Entdecker wiederum Schliemann ist, so ladet diesmal Alles zu näherem Vergleiche ein.

Wenn Schliemann's Unternehmungen auf Hissarlik einer langwierigen Belagerung glichen, so war seine mykenische Ausbeute das Resultat eines kurzen, glänzenden Feldzuges. Hier fand er bereits in fünf gewaltigen Schachtgräbern, welche durchschnittlich drei Leichen bargen, Alles aufgespeichert, was zur Ausstattung und zum Schmucke der Lebenden wie der Todten gehören konnte. Den Hausrath stellten zahlreiche Gefäße und andere Utensilien aus Thon und Kupfer, Alabaster, Gold und Silber dar; eine große Rolle spielen sodann die Waffen, lange Schwerter mit reich verzierten Griffen und Scheiden, aber auch Messer, Dolche, Lanzen- und Pfeilspitzen. Der eigentliche Todtenschmuck zeigte phantastische Ueberladung und Prunken mit dem edeln Metall: aus Gold sind die breiten Stirnbänder gefertigt, die Masken, Brustplatten, auch Gürtel und Beinschmuck, aus Gold unzählige Schilder, Scheiben, Blätter, Spangen, Ohrgehänge und Glieder von Halsbändern, besonders auch die Ueberzüge von Holzknöpfen, welche einst den reihenweisen Besatz von Gewändern und Schwertscheiden bildeten. Allerdings findet sich das kostbare Material überwiegend zu mehr oder minder dünnen Blechen verarbeitet, in unsolider Zusammenfügung, die jeden praktischen Gebrauch ausschließt; aber der vorübergehende Zweck des Leichengepränges rechtfertigte diese Sparsamkeit und bestätigt mit seinem Aufwande immer noch in glänzender Weise das homerische Beiwort des „goldreichen Mykene". Uebrigens fehlt es auch nicht an massiven Werthsachen: schweren Ringen und Schiebern mit Gravirung, gegossenen Reifen und Figuren, sowie an Rohmaterial in Form von dickem, kantigem Golddraht. Mit dem Reichthum scheint auch der phantastische Gestaltenkreis Klein-Asiens in den Herrschersitz der Atriden eingewandert zu sein. Die Fülle der orientalischen Ornamentik, welche sich von der bereits in Troja beobachteten Metallspirale zu immer complicirteren Mustern fortentwickelt, die wilden Thiere und Fabelwesen, wie der Löwe und Schakal, die Sphinx und der Greif beleben nebst den Gestalten des nachbarlichen Meeres oft bereits höchst stilvoll in Gravirung, in gepreßtem Relief oder eingelegter Arbeit alle Flächen und Körper. Die Gefäßkunst weist sämmtliche Stadien von der einfachen Handpolitur zur Anwendung stumpfer Farben und zur Firnißmalerei auf. Die letztere erobert sich allmälig alle Darstellungsgebiete der Linear- und Figurenzeichnung in directer Anlehnung an den Metall- und Webestil. Zahlreiche weibliche Thonidole wurden namentlich im Schutt gefunden; sie sind bereits vollkommener als die trojanischen, wenn auch immer noch Abbreviaturen der menschlichen Gestalt.

Mit den Fortschritten der Technik und der Erweiterung des bildlichen Elementes wetteifert die Buntheit des importirten, künstlerisch verbreiteten Materials. Abgesehen von den kostbaren Metallen sind Bergkrystall und Edelsteine, Elfenbein und Alabaster reichlich vertreten. Ein mit Delphinen geziertes Straußenei deutet auf Afrika, zahlreiche Bernsteinperlen auf Verbindungen mit dem hohen Norden. Auch das Glas oder vielmehr eine glasähnliche Composition ist schon bekannt.

Dieser Vielseitigkeit gegenüber erscheint die Cultur auf Hissarlik fast einförmig, dürftig und primitiv. Dennoch steht sie nicht in unvereinbarem Gegensatz zu jener, sondern bildet, abgesehen von localen Besonderheiten in vieler Beziehung nur ein früheres Stadium derselben Civilisation. In Mykene ist das „Steinalter" längst überwunden, wiewol uns noch immer einige Messer und Pfeilspitzen aus Obsidian, Handmühlen und Kornquetscher aus Trachyt daran zurückerinnern. Andererseits wird z. B. das Eisen hier noch ebensowenig wie dort verwerthet. Die übrige Metalltechnik hat sich zu Mykene in derselben Richtung fortentwickelt, auf welche die in Hissarlik beobachteten Anfänge hinwiesen. Löthung und Vergoldung war bereits hier im Gebrauch. Viele kleine Gegenstände wurden hier wie dort in Formsteinen gegossen, von denen sich an beiden Orten Exemplare gefunden haben. Die Spirale bildete hier wie dort das Grundmotiv der Metallornamentik. Das Elfenbein spielt auch auf Hissarlik keine untergeordnete Rolle mehr, sondern stellt sich selbst in den Gebrauchsformen, wie in den ihm eigenthümlichen Kreisverzierungen den mykenischen Funden zur Seite. Selbst Glasperlen haben sich bereits in großer Tiefe nachweisen lassen, vereinzelt auch Gegenstände aus Carneol und Krystall. In allen diesen Fällen wird man freilich an wirkliche oder imitirte Importwaare aus den Ländern des Ostens zu denken haben, welche sich in Mykene nur zu einem weit bunteren Mosaik zusammensetzt, als auf Hissarlik. In gewissem Sinne bedeuten Mykene und Troja nur zwei zeitlich verschiedene Ablagerungsstätten einer großen, die Ufer des östlichen Mittelmeerbeckens umkreisenden Culturströmung. Noch hat kein erwachender hellenischer Kunsttrieb die Scheide zwischen Osten und Westen aufgerichtet. Die griechische Sage besitzt für diesen Zustand mehr als einen Ausdruck; läßt sie doch selbst die im Boden wurzelnden Monumente, die gewaltigen Burgmauern von Mykene und Tiryns von lykischen Cyklopen errichtet werden.

Diese aus gewaltigen Blöcken zusammengesetzten „cyklopischen" Ringmauern sind aber keineswegs die einzigen und ebensowenig die ältesten Zeugen des „heroischen" Baustiles. Man hat an der Kleinheit des Gemäuers auf Hissarlik Anstoß genommen und daraus Gründe gegen die Bedeutung jener Ansiedelung herzuleiten gesucht. Dem gegenüber verdient hervorgehoben zu werden, daß sich sowol neben den Schliemann'schen Gräbern in Mykene wie auf Tiryns Häuserreste von sehr beschränktem Umfang und durchaus nicht vollkommnerer Technik gefunden haben. Auch die mykenischen Bauten lassen erkennen, daß sie nur als Substructionen für höhere Geschosse dienten. Nun ist eben hier wenigstens ein Theil der großen Burgmauer, derjenige, in welchen das berühmte Löwenthor eingefügt ist, nachweislich jünger als die Schliemann'schen Gräber und vielleicht auch jene Hausreste. Auch in der Unterstadt von Mykene geben colossale Grabgebäude aus Ringen geglätteter Quadern, die sich in der Höhe verengern und kuppelartig zusammenwölben, mit den reichverzierten Halbsäulen und sonstigen Ornamenten ihrer Façaden Kunde von einer noch höheren Entwickelung. Erst diese wahrhaft königlichen Gräber bezeichnen gleich den Pyramiden Aegyptens die ganze Machtfülle eines dort ansässigen Herrscherhauses. Wenn wir der Sage folgend die Blüthe der mykenischen Dynastie mit dem

Namen des Atriden Agamemnon bezeichnen dürfen, dann fallen jene stolzen Kuppelgräber ebenso sicher in die Zeit des Atridenreiches, als die Schliemann'schen Burggräber, welche vielleicht von vornehmen Geschlechtern angelegt wurden, „voratridisch" sind.

Und die Stadt in der Ebene am Hellespont, deren Schicksale die homerische Dichtung mit den Atriden in so enge Beziehung setzt? Sie schließt, wenn wir Neu-Ilion außer Betracht lassen, mit einer Cultur ab, welche selbst hinter jener voratridischen Epoche noch weit zurückliegt.

Freilich lassen sich Culturgrade nicht ohne Weiteres auf Zeitmaße übertragen. Wie leicht kann sich in der troischen Ebene ein primitiverer Zustand erhalten haben, während andere Gegenden rascher fortschritten. Deshalb werden wir mit den bisherigen Hilfsmitteln schwerlich weiter, als zu einer blos relativen Chronologie gelangen. Wenn aber z. B. Vasenscherben der „mykenischen" und „rhodischen" Art sich auf Hissarlik in einer Tiefe von nur 4 bis 6 Fuß gefunden haben, so liegt darin allerdings eine Gewähr für die Richtigkeit der Annahme, daß die bedeutendste unter den Niederlassungen, an welche die Sage von Troja anknüpfte, die „verbrannte Stadt", jene „Atridenzeit" an Alter vielleicht um Jahrhunderte überragt. Die Dichtung allein durfte unbekümmert um historische Treue zusammenbringen, was ihren Zwecken diente, wie das Nibelungenlied die Burgundenfürsten, König Etzel und Dietrich von Bern.

Diese Einsicht mag uns entschädigen, wenn die poetische Theilnahme, welche wir vielleicht aus der Lectüre von Homer's herrlichen Gesängen den neuerstandenen Ueberresten ihrer Schauplätze entgegenbrachten, vor der Wirklichkeit nicht bestehen sollte. Die Cultur der Ilias und Odyssee ist die Cultur der epischen Gesangesblüthe und erwartet ihr Gegenbild aus Fundgruben einer jüngeren Epoche, deren Eröffnung uns der Boden Griechenlands und besonders Klein-Asiens hoffentlich nicht vorenthalten wird.

Ursprünglich gedachte Schliemann seinen Antheil an der troischen Ausbeute in den unteren, eigens dafür decorirten Räumen seines athenischen Marmorpalastes „zum Hause Ilion", wie die griechische Ueberschrift lautet, aufzustellen. Als er neuerdings die werthvollen Sammlungen dem Deutschen Reiche vermachte, war für ihn der Wunsch maßgebend, eingehendere Studien an denselben unter den günstigsten Bedingungen zu ermöglichen.

Die Stadt Berlin hat Schliemann als Ehrenbürger begrüßt; möge auch die deutsche Wissenschaft das gleiche Gastrecht einem Manne entgegenbringen, der sich ihren Kreisen nicht aus Beruf, sondern aus freier Wahl und reiner Begeisterung genähert hat.

Die Völkerschlacht bei Leipzig.

Bericht eines Augenzeugen.

Aus Briefen des Ober-Post-Directors **Ulrici**, herausgegeben
von
Hermann v. François.

Nachfolgende Briefe schildern eine jener traurigen Episoden der Kriegsgeschichte, welche sich im Beginn unseres Jahrhunderts so zahlreich in unseren deutschen Ländern abgespielt haben, und deren Schrecken besonders in den Familien fortleben werden, wo briefliche Hinterlassenschaften als dauernde Zeugen den aufkeimenden Generationen aus der vergangenen Zeit erzählen können.

Die Originale der Briefe, welche ich hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, werden als heiliges Vermächtniß in der Familie Ulrici aufbewahrt werden. Der Verfasser derselben, der sächsische Ober-Post-Director Ulrici, sandte sie während der Octobertage 1813 aus Leipzig an seine Schwiegermutter, die Gattin eines Regierungsraths von Klinguth nach Lübben, welche in mütterlicher Sorgfalt und banger Befürchtung gern zu ihrer einzig abwesenden, von Mutterhoffnungen gesegneten Tochter geeilt wäre, um dieser in den schweren Stunden beistehen zu können. Doch der Krieg lag als unübersteigbare Kluft zwischen ihnen und erhöhte die mütterlichen Sorgen. —

Erkennen wir aus dem Umstande, daß Verfasser der Briefe in Mitten der eigenen Aufregungen und Gefahren sich die Nachtstunden raubte, um die fern sich ängstigende Mutter mit Nachrichten zu beruhigen, ein selten opferwilliges, großes Gemüth, so sei über dessen politische Gesinnung noch hinzugefügt, daß er in echt deutschem Patriotismus die französischen Bundesgenossen und Bedrücker Sachsens haßte, Befreiung durch die deutschen Brüder erhoffte, dabei aber in unerschütterlicher Unterthanenliebe dem König von Sachsen treu ergeben war, dessen Schwächen und politischen Fehltritte er stets zu vertheidigen suchte.

Uebrigens werden die Briefe dem Leser nicht nur eine interessante, wahrheitsgetreue Schilderung bieten, sondern sie erörtern auch hier und da Thatsachen, welche dem Historiker nicht ohne Werth sein können.

Leipzig, den 1. October 1813.

Seit länger als sechs Wochen sind wir aller Mühe ungeachtet nicht im Stande gewesen, einige Nachrichten aus der Nieder-Lausitz zu erhalten. Nur soviel hörten wir vor etwa acht Tagen von einem Berliner, daß Luckau capitulirt habe, die Besatzung als Kriegsgefangene nach Berlin transportirt sei und die Preußen nunmehr Luckau und Lübben besetzt hielten. Wie glücklich sind diese Städte, daß sie eine feindliche Besatzung bei sich haben, denn so feindlich, so schändlich können sich diese Feinde nicht benehmen, wie unsere Freunde, die Franzosen.

In diesem ewig unvergeßlichen, das arme Sachsen ganz ruinirenden Kriege, in diesem schrecklichsten aller neuen Kämpfe ist es Leipzig und seiner Umgegend vielleicht insofern noch am leidlichsten ergangen, als nach der Schlacht von Lützen kein Gefecht von Bedeutung in unserer Nähe vorgefallen ist. Demungeachtet hat es nicht an Unruhe, Aufopferung und Besorgniß gefehlt, und wie wir in Sachsen den ersten Auftritt des Kriegstheaters erlebten, so scheint auch der letzte Schlag Sachsen und speciell den Leipziger Kreis treffen zu wollen. Der ewigen Durchmärsche, der unbeschreiblich drückenden, fortwährenden Einquartierung, durch die so viele Bürger ruinirt und Haus und Hof im Stich zu lassen gezwungen waren, will ich gar nicht gedenken. Denn dieses Verfahren ist empörend. Diese Bedrückung, welche sich Napoleon gegen seine Alliirten erlaubt, ist über alle Beschreibung schändlich. Nachdem Sachsens Einwohner die ganze Armee, Menschen und Pferde, zu ernähren hatten, müssen sie nun auch noch deren Bedürfnisse: Tuch, Schuhe, Hemden, Sättel, Reitzeug ꝛc. liefern ohne auf die geringste Vergütigung rechnen zu dürfen. — Doch nun von unseren Feinden.

Der Ihnen so wohlbekannte General Thielemann[1]) schwärmt schon seit mehreren Wochen mit seiner aus Cavallerie und reitender Artillerie bestehenden, mehrere tausend Mann starken Corps in unserer Nähe herum und fügt den Franzosen großen Schaden zu. Er hält ziemlich alle in der Umgegend liegenden Städte: Halle, Borna, Altenburg, Merseburg, Pegau, Zeitz, Grimma ꝛc. besetzt und wenn ihn die Franzosen aus Borna mit Uebermacht vertreiben, so ist er

---

[1]) Thielemann begann seine militärische Laufbahn in der sächsischen Armee. Als Rittmeister unterhandelte er nach der unglücklichen Schlacht bei Jena und Auerstädt in seines Königs Auftrag mit Napoleon über den Uebertritt Sachsens zu Frankreich. Später kämpfte er gegen den Herzog Wilhelm von Braunschweig, welcher in Sachsen eindrang und die Städte mit Contributionen drückte, mußte jedoch der schwarzen Legion (Lützow) und dem österreichischen General Am-Ende weichen. 1813 erhielt er als General den Oberbefehl über die sächsischen Truppen mit der Weisung, ohne ausdrücklichen Befehl keine fremden Truppen in Torgau einrücken zu lassen. Der König von Sachsen befand sich damals sozusagen zwischen zwei Feuern. Sein Volk haßte die Franzosen und der König fürchtete Napoleon, dem er sich als Rheinbundfürst verpflichtet hatte. Er suchte Rath bei Oesterreich; das Machtwort Napoleon's aber, der ihn an seine Pflichten erinnerte und in sein Reich zurückzukehren befahl, entschied; er öffnete Torgau den französischen Truppen und vereinigte den Gesinnungen seines Volkes entgegen seine Truppen mit denen Napoleon's. — Th., der sich zu tief mit den Verbündeten eingelassen und den deutschen Patriotismus zu sehr unter seinen Truppen gefördert hatte, um sich nun den Franzosen fügen zu können, trat in russische, später in preußische Dienste. Im October 1813 gehörte Th. zu den Streifcorpsführern der böhmischen Armee.

in Altenburg, jagen sie ihn dort fort, so geht er nach Zeitz, Weißenfels oder Gera, zieht Verstärkungen an sich, kommt schnell und unerwartet zurück, schlägt die Franzosen und nimmt ihnen viel Gefangene ab. So hatten sie ihn vor 5—10 Tagen nach Chemnitz zurückgedrängt [1]). Dort zog er Verstärkungen an sich, schlug mit 15,000 Mann den General Lefèbvre [2]) bei Altenburg, nahm 1900 Mann gefangen, erbeutete 2000 Pferde und trieb den Rest der Franzosen nach Naumburg zurück. Unter den Gefangenen befand sich ein ganz neu errichtetes Regiment Badner. Dies Regiment stand länger als vier Wochen hier in Leipzig unter dem Commando des Grafen Hochberg. Im vorigen Jahre war es in Rußland gänzlich aufgerieben worden, weshalb es vom Großherzog von Baden neu errichtet und zur Ausbildung hierher geschickt wurde. Am 28. September stand es in der Avantgarde des Lefèbvre'schen Corps. Die überlegene Cavallerie Thielemann's nöthigte es zur Carré-Formation, welche jedoch gesprengt wurde. Das Regiment wurde theils niedergehauen, theils gefangen genommen; nur gegen 100 Mann haben sich retten können, unter ihnen befindet sich der Graf Hochberg.

Tagtäglich haben wir geglaubt, Thielemann würde etwas gegen Leipzig unternehmen, doch scheint er dazu zu schwach zu sein, denn hier und in der Umgegend stehen viel französische Truppen. Wol aber gibt es viel Gefechte in unserer Nähe. Die Vorposten werden beständig geneckt und am Tage dreimal Generalmarsch gehört nicht zu den Seltenheiten. Was es dann für einen Mordspektakel in der Stadt gibt, wie wir manchmal unsanft aus den Betten gejagt werden, um einige Stunden in banger Erwartung zu verbringen, können Sie sich wol denken, liebe Mutter; bis heute ist es aber noch niemals Ernst geworden und noch werden wir von den Franzosen regiert. Das Postwesen ruht ganz, denn Thielemann hat uns alle Wege abgeschnitten. —

Nach der Schlacht von Großbeeren, wo unsere Sachsen so entsetzlich geklopft

---

[1]) Nach den Ueberlieferungen von Hoffmann, Brand u. A. war Thielemann nur bis nach Zeitz zurückgedrängt worden, von wo aus er im Verein mit dem General Graf Mensdorff die Franzosen bei Altenburg angriff. Hierbei wurde er durch den Hettmann Platof von Chemnitz aus unterstützt.

[2]) François J. Lefèbvre, Herzog von Danzig und Marschall des Kaiserreiches (geb. 1755), erhielt nach Hoche's Tode den Oberbefehl über die Maas- und Lambrearmee, hatte thätigen Antheil am Staatsstreich vom 18. Brumaire, und wurde dafür von Bonaparte zum Prätor des Senats ernannt. Er befehligte die Infanterie der kaiserlichen Garde in der Schlacht bei Jena und übernahm nach der Schlacht bei Eylau die Belagerung Danzig's. Als nach einer fast einmonatlichen Beschießung die Stadt sich endlich ergeben mußte (1807), legte ihr Lefèbvre jene colossale Contribution von 20 Millionen Francs auf, welche bei dem letzten deutsch-französischen Kriege 1870 zur Sprache kam, weil die Bürgerschaft noch an den Zinsen der damals gemachten Anleihe zu zahlen hatte. Im Jahre 1808 kämpfte L. siegreich in Spanien, aber im folgenden Jahre mit weniger Glück in Tirol gegen Andreas Hofer, der ihn sogar zweimal besiegte und zur Flucht zwang. Daß indeß Lefèbvre von Mailand aus auf directe Weisung Napoleon's den Befehl zur Erschießung Hofer's gegeben, ist nicht erwiesen. Unter der Restauration zum Pair erhoben, starb er zu Paris 1820, mit Hinterlassung eines unermeßlichen Vermögens, welches, vielleicht übertrieben, auf 20 Millionen Franken geschätzt wurde; genau so viel, sagte man im Volke, wie er einst den Danzigern abgenommen hatte.

wurden und nach dem Treffen bei Jüterbogk, wo Ney[1]) geschlagen wurde und in großer Unordnung retirirte, bekamen wir die ganze Retirade hierher. Täglich kamen Tausende in den erbärmlichsten Aufzügen hier an, und da sie nicht unterzubringen waren, wurden die schlechte Infanterie und Cavallerie, die halb Kranken und leicht Blessirten nach Frankreich zurückgeschickt. Unter ihnen befanden sich Viele, die sich für krank oder blessirt ausgaben, um bei dieser Gelegenheit mit nach dem lieben Vaterlande durchzuschleichen, denn Gott weiß, daß die Franzosen gar nicht mehr vor Eifer brennen, sich mit dem Feinde zu schlagen. Der größere Theil der Zurückgehenden fiel natürlich Thielemann oder den Kosaken in die Hände. Dasselbe Schicksal hatte der gesammte Train des Poniatowsky'schen Corps incl. der zahlreichen Officiers-Equipagen der Poniatowsky's selbst. Er war von Jüterbogk gekommen und sollte wegen Futtermangel nach Cassel gehen. Der Werth der Beute wird auf 300,000 Thaler veranschlagt.

Soviel für heute.

Leipzig, den 2. October 1813.

Unzählig viel kranke Soldaten treffen hier ein, täglich tausende. Die jungen Kerle haben theils die Strapazen nicht aushalten können; theils sind sie an der rothen Ruhr, welche in der französischen Armee grassirt, erkrankt. Wir haben circa zwanzig Lazarethe einrichten müssen, wozu alle öffentlichen Gebäude, Kirchen und Magazine verwendet worden sind. Wenn man das menschliche Elend sehen will, muß man nach Leipzig kommen. Wir haben es so recht vor Augen, denn auch die Thomaskirche[2]) ist zu einem Lazareth für 1500 Kranke hergerichtet worden. Meine Frau war untröstlich darüber; sie fürchtete wegen der Nähe der Kranken eine Ansteckung für die Kinder. Noch hat uns Alle der Himmel gesund und wohl erhalten, und ich hoffe es ferner, weil viel Luftzug auf dem Kirchhof ist, welcher uns gegen den Pestgestank schützt. Zur Fortschaffung der Todten hat man einen Wagen mit einem großen Bretterkasten gebaut, welcher von einem Lazareth zum andern fährt, um die Todten aufzuladen. Diese werden ganz nackend ausgezogen, hineingeworfen und zusammen-

[1]) Michel Ney, Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa und Marschall des Kaiserreichs (geb. 1769), war der Sohn eines Handwerkers, trat früh in die Armee ein und schloß sich mit Begeisterung der Revolution an. In hoher Gunst bei Napoleon, der ihm den Beinamen „le brave des braves" gegeben, verrichtete er im russischen Feldzuge, speciell bei Smolensk und an der Moskwa Wunder der Tapferkeit, die aber noch bei Leipzig und später bei Waterloo übertroffen wurden. In letzterer Schlacht bestieg er nacheinander fünf Pferde, die sämmtlich unter ihm getödtet wurden und seine Kleider waren von Kugeln durchlöchert. Von Ludwig XVIII. unter der ersten Restauration zum Pair ernannt, ging er nach Napoleon's Rückkehr von Elba wieder zu ihm über, obwol er dem Könige sein Wort verpfändet hatte, ihm den „Korsen" todt oder lebendig, nach einer anderen Version „in einem eisernen Käfig" zu bringen. Unter der zweiten Restauration wurde er deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt, des Hochverrathes schuldig erklärt und am 7. December 1815 im Garten des Luxembourg erschossen. Eine Repressalie der Bourbon's, wie man damals sagte gegen die Execution des Herzogs von Enghien. Später (1853) wurde ihm auf demselben Platze, wo er gefallen war, von Napoleon III. ein Denkmal gesetzt.

[2]) Die Thomaskirche lag dem Postgebäude, wo Verfasser dieser Briefe wohnte, gerade gegenüber.

getreten, damit recht viele Platz haben. Gut geschichtet faßt der Wagen dreiundzwanzig Leichen. Sie werden auf den Kirchhof gefahren, in große Löcher geworfen und kühle Erde deckt tausende von Frankreichs Söhnen, während die liebenden Mütter lange Jahre hindurch fruchtlos harren und hoffen, das, was ihnen das liebste auf der Welt war, dereinst zurückkehren zu sehen. In den Lazarethen der Stadt starben wöchentlich 500, in denen außerhalb wol ebensoviel. Die Haupttodesursachen sind die übermäßigen Strapazen, Fieber und Ruhr; der ungleich kleinere Theil starb an Blessuren. Die Maroden und Leichtverwundeten wurden gar nicht in die Lazarethe aufgenommen, liegen auf den Gassen, auf dem Markt und in der Allee herum, wo sie sich von einem Ort zum anderen betteln. Niemand kümmert sich um sie; kein Franzose und nur wenig Deutsche haben Mitleid mit diesen Elenden, denn Jeder wird gegen solchen Jammer abgehärtet, auch sind die Wenigsten noch im Stande, Wohlthaten zu spenden, weil der Krieg an sich schon Alles weggenommen hat.

Die große Nation ist ganz gesunken, und doch wollen sie es nicht zugeben. Sie gehen nicht eher nach Frankreich zurück, bis Sachsen total ruinirt ist. —

Mit Wittenberg ist denn bereits ein guter Anfang gemacht. Seit acht Tagen wird es von der Berliner Seite belagert und stark beschossen. Man glaubt, daß es sich, wenn die Preußen energisch angreifen, nicht lange werde halten können.

Seit ein paar Tagen ist es wieder lebhafter als je in unserer Stadt. Der Marschall Duc de Ragusa [1]) ist etwa 12—14,000 Mann stark in und bei Leipzig eingerückt. Zugleich kam der größte Theil von der Equipage des Kaisers Napoleon und des Königs von Neapel — lauter beladene Maulthiere — hier an.

Das Hauptquartier wurde angesagt und die Quartiere für den Kaiser, König, Prinzen Berthier, Grafen Dumas [2]), Coulaincourt [3]) und all' den entsetzlichen Schwall des Hauptquartiers eingerichtet.

Nun wollen wir sehen, was es weiter geben wird; bis dahin, gutes Mütterchen, nehme der Höchste Sie in seinen Schutz.

---

[1]) Marmont, Duc de Ragusa, sicherte 1807 die Republik Ragusa gegen die Invasion der Russen und Montenegriner und erhielt hierfür von Napoleon den Titel eines Duc de Ragusa.

[2]) Graf Dumas, geb. 1753, nahm an dem nordamerikanischen Befreiungskriege Theil, kämpfte unter Bonaparte in Italien und Spanien, fungirte 1812 als Generalintendant der Armee und schloß 1813 die vom Fürsten Schwarzenberg nicht genehmigte Capitulation von Dresden ab. Nach der zweiten Restauration wurde er in der Kriegsverwaltung angestellt und erhielt später die Pairswürde. Bekannt ist Dumas durch sein Werk: Précis des événements militaires ou essai sur la guerre présente.

Nicht zu verwechseln ist Dumas mit Alexandre Dumas de la Pailleterie, dem natürlichen Sohn des Marquis de la Pailleterie und einer Negerin, welcher gleichfalls französischer General war und sich in Aegypten und Italien auszeichnete. Letzterer ist der Vater und Großvater der beiden hervorragenden Schriftsteller.

[3]) Coulaincourt, Herzog von Vicenza (geb. 1772), französischer Staatsmann unter Napoleon, bei dem er sehr viel galt, Gesandter in Petersburg vermittelte er als Freund des Kaisers Alexanders viel zu Gunsten Frankreichs und erlangte auch später für Napoleon den Besitz der Insel Elba. Während der hundert Tage Minister des Auswärtigen, zog er sich nach der Restauration, weil man ihn beständig, obwol grundlos, der Ermordung des Herzogs von Enghien beschuldigte, in's Privatleben zurück und starb zu Paris 1827.

Leipzig, den 21. October 1813.

Ewig, ewig denkwürdig wird uns die große, fürchterliche Bataille von Leipzig bleiben, die in der Geschichte zugleich Epoche machen muß. Ich wünschte nichts mehr, mein Mutterchen, als daß ich im Stande wäre, daß ich Zeit, Muße und Ruhe genug hätte, Ihnen von all den höchst wichtigen Vorgängen eine vollständige Beschreibung zu liefern; aber kaum wird es möglich sein, denn ich bin so beschäftigt, und die allgemeine Unruhe ist so groß, daß ich kaum weiß, wo mir der Kopf steht. Doch mache ich den Versuch, — bitte aber recht sehr um Nachsicht, wenn hier und da, was nicht fehlen kann, der Zusammenhang fehlt, weil ich jeden Augenblick benutzen muß, indem ich immer abgerufen werde. —

Schon seit 14 Tagen fing die große Armee an, sich von Dresden ab und in unsere Gegend zu ziehen. Zugleich hörten wir, daß die Verbündeten hier und da über die Elbe gegangen, der Kaiser Napoleon und unser König von Dresden abgereist wären und wir ahnten, daß der letzte Hauptaufzug des Trauerspiels bei uns enden würde, obgleich Militairs wiederholt versicherten, Leipzig sei kein Anlehnungspunkt für eine große Armee und Napoleon würde sich hier durchaus nicht halten können.

Am 13. October trafen der König mit der Königin und Prinzeß Auguste, dem Minister Einsiedel, den Generalen von Gersdorf und von Zeschau, Obersten Rissel, Hausmarschall von Vitzthum und dem übrigen Hofschwanze hier ein, nachdem sie sich vorher in Oschatz, Wurzen und Eilenburg aufgehalten hatten.

Der König wurde von einem Bataillon Garde, polnischen und sächsischen Ulanen begleitet[1]).

Der Kaiser rutschte mit seiner großen Armee, die man noch auf 150—160,000 Mann schätzte, bis zum 13. October bald hier, bald dorthin[2]); mir kam es gerade so vor, als ob die Verbündeten mit ihm Schach spielten, denn, indem sie von allen Seiten concentrisch auf ihn losgingen, boten sie „Schach dem Kaiser", wo er sich nur sehen ließ. Napoleon manövrirte mit seiner gewöhnlichen Klugheit, wie der Teufel (denn er ist ja schon lange der leibhaftige Teufel auf der Welt), aber es half ihm alles nichts. — So stellte er sich, als ob er mit der ganzen Macht bei Dessau durchbrechen und auf Berlin gehen wolle, um die Alliirten zu bewegen, in Unordnung über die Elbe zurückzugehen und Berlin zu decken, aber er irrte sich. Statt zurückzugehen, gingen sie von allen Seiten vorwärts und wenn er sich nicht eingeschlossen sehen wollte, mußte er Hals über Kopf zurück. Dadurch und weil die Gefechte bei Dessau, Wartenburg und Lüben unglücklich für ihn ausfielen, obwol in unseren Zeitungen beständig von großen Siegen gesprochen wurde, geschah es, daß er sich mit seiner Armee um Leipzig sammelte.

Am 14. October, an dem vor 7 Jahren die deutsche Freiheit zu Grabe

---

[1]) Die Begleitung des Königs bestand in einem Theil der sächsischen Leib-Grenadier-Garde, polnischen Lanciers und sächsischen Dragonern.

[2]) Dies Hin- und Hermarschiren der Franzosen, welches in der That stattfand, hatte seinen Grund in der Ungewißheit über die Bewegungen der Verbündeten.

getragen wurde[1]), erwarteten wir schon die Befreiung von den schmachvollen Ketten, in die dieser unersättliche Welteroberer uns geschmiedet hatte; es kam jedoch nur zu lebhaften Manövern und Demonstrationen. Die Folge davon war, daß die ungeheueren Streitmassen nur näher an Leipzig herandrängten. —

Am 16. October früh 9 Uhr brüllte auf einmal der Kanonendonner um uns herum. Ewig unvergeßlich schon wird mir diese Stunde bleiben; so nah hatten wir denn doch nicht die Gefahr geahnt, Angst und Schrecken bemächtigte sich Aller und mir besonders war nicht wohl zu Muthe, denn an meiner Seite stand meine zitternde, hochschwangere Frau. Da hieß es „faire bonne mine à mauvais jeu". Ich suchte so bald wie möglich Klarheit über unsere Lage zu erhalten, indem ich den Boden eines hohen Hauses bestieg. — Am nächsten war uns das Gefecht bei Gohlis und Euteritzsch ($^1/_2$ Stunde von hier). Mit bloßem Auge erkannte man Cavallerie und Infanterie, und mit Hilfe des Fernglases war Bruder Kosak vom französischen Husaren deutlich zu unterscheiden. In die Stellung der einzelnen Armee konnte ich mich nicht hineinfinden, denn ringsherum blitzten die Kanonen und verwischten jegliches klares Bild. — Gegen Mittag fing man an, die Blessirten in die Stadt zu bringen. Ein trostloser Anblick — lassen Sie mich darüber hinweggehen. — Das Gebrüll der Schlacht dauerte den Nachmittag über fort und war bei Lindenau, welches die Verbündeten vergeblich zu nehmen bemüht waren, und bei Wachau am heftigsten. Lindenau, Möckern und mehrere andere Dörfer standen in Feuer. Niemand wußte, wer Vortheile errang, bis auf einmal Abends in der fünften Stunde[2]) drei französische Couriere unter dem Geschrei: „Vive l'empereur!" durch die Stadt auf den Markt gesprengt kamen und unter den Fenstern unseres Königs hielten. Der König und die Königin rissen die Fenster auf und die Couriere riefen ihnen auf französisch, so laut, daß es der ganze Markt hören konnte, die Worte zu:

„Vive l'empereur, la bataille est gagnée. Nous avons 25,000 prisonniers, entre eux le prince Ferdinand."

König und Königin gaben ihre Freude über diese Nachricht durch ein lautes Händeklatschen zum Fenster hinaus zu erkennen, in welches die auf dem Markte befindlichen Leipziger nicht einstimmen wollten; Jeder schlich traurig von dannen, um den Seinigen daheim zu erzählen, was er gehört und gesehen habe. Sogleich begann man mit allen Glocken den großen Sieg auszuläuten, doch waren die Töne der Glocken nicht im Stande, den so nahen Kanonendonner zu ver-

[1]) Am 14. October 1806 wurde die für Preußen so verhängnißvolle Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt geschlagen.

[2]) „Aster" gibt in seinem Werke: Gefechte und Schlachten bei Leipzig, Seite 421, diese Thatsache als um zwei Uhr geschehen an. Ich möchte dieser Annahme beitreten, indem ich glaube, daß Napoleon in dem Rückzuge der Oesterreicher bei Wachau, der um diese Zeit erfolgte, eine Gelegenheit gesucht hat, um dem König von Sachsen und seinen Truppen neue Hoffnung und Muth zu geben. Uebrigens entspricht solch unredliches Verfahren ganz dem Charakter Napoleon's, der bekanntlich den für den klügsten Menschen hielt, der am besten zu lügen verstand. So sagte er gelegentlich von Metternich: „Metternich ist der beste Staatsmann, weil er am geschicktesten zu lügen versteht."

schlingen. Gleich darauf verbreitete ein anderer Courier die Nachricht, daß General Thielemann mit 8000 Mann gefangen worden und er selbst den Morgen darauf auf dem Markte in Leipzig erschossen werden würde. Das Herz brach jedem Deutschen und nur die sich stets gleichbleibende Musik der Kanonen gab neue Hoffnung und ließ uns an den bösen Nachrichten zweifeln. Ich begab mich schnell auf mein hohes Haus, fragte Andere, welche ich dort fand, mit Wehmuth, wie es stände und ob wirklich Alles verloren sei? Sie verstanden mich nicht, denn sie waren nicht vom Boden heruntergekommen, wußten nichts von den Siegesnachrichten und lachten über meine Hiobspost. „Die Franzosen müssen nicht wissen," sagte der Badensche General Schäfer, welcher mit oben war, „daß es in Leipzig noch hohe Häuser gibt. Sehen Sie sich hier um und Sie werden finden, daß Alles gut steht. Die Deutschen sind im Besitz aller ihrer Positionen, nur bei Wachau wurden die Oesterreicher vor ein paar Stunden etwa eine Meile weit zurückgeworfen. Sie gingen aber wieder vor und haben soeben ihre vorige gute Stellung wieder erlangt!" Alles dies fand ich zu meiner großen Freude bestätigt.

Der Tag neigte sich seinem Ende, nichts war entschieden und nur das gewaltige Rollen des Kanonendonners dauerte fort bis in die tiefe Nacht hinein. Wir dankten Gott, als wir den Morgen des 17. October, einen Sonntag, erlebt hatten.

Um 8 Uhr erhob sich die Musik der großen Orgelpfeifen von Neuem. Den Vormittag über ging es ohne weiteren Erfolg sehr lebhaft, Nachmittags schwieg plötzlich das Geschütz und man sagte, es würde unterhandelt. Wirklich hatte Napoleon einen Parlamentair geschickt, worauf ihm aber aus dem Hauptquartier der vier hohen Herrschaften geantwortet worden: daß man soeben keine Zeit habe, um zu parlamentiren. —

In der Stadt wurde es immer unruhiger, die Noth immer größer, denn wir hatten 8 Tage lang keinen Markttag gehabt und nichts war herein gekommen, weil alle Dörfer, von denen Leipzig lebt, mit Truppen besetzt waren. Die Bäcker mußten für die Soldaten Commisbrod backen; Jeder lebte von seinen Wintervorräthen. Brod, Fleisch, nichts, gar nichts war zu haben, alle Gewölbe waren verrammelt und verschlossen.

Die Nacht verlebten wir wieder sehr unruhig; der kommende Tag, so dachten wir, müsse endlich die Entscheidung bringen. Ich bat den Himmel inständigst darum, denn wir sahen der Niederkunft meiner Sophie am Dienstag, den 19. October, entgegen, und unsere Erlöser waren noch nicht da. Ich bat Sophie, sich ruhig zu verhalten, was sie auch so viel wie möglich that; doch war bei alle dem ihr Blut so in Wallung, daß der Arzt einen Aderlaß verordnete. Solche Besorgnisse im eigenen Hause und draußen tobte der Kampf!

Gegen 9 Uhr hatte der Kanonendonner einen Höhepunkt erreicht, wie ich ihn bis dahin noch nie vernommen hatte. Die Schlacht war heftiger, denn je, auf allen Seiten schien man zu kämpfen. Freunde erzählten mir später, die Verbündeten hätten den Feind überall zu gleicher Zeit angegriffen und geworfen. Am Mittag näherte sich das Gefecht dem Halle'schen und Grimma'schen Thore so merklich, daß wir die einzelnen Schüsse des kleinen Gewehrfeuers unter-

scheiden konnten. Eine Granate fiel auf die Thomaskirche, schlug durch bis auf den Boden der Kirche, zündete aber nicht. Für uns war dies das Signal, uns in die gewölbte Posterpedition zu begeben, um vor den Kugeln sicher zu sein. Von den gleichfalls dahin geflüchteten Postofficianten hörten wir, daß viel Kugeln in die Stadt kämen, die Franzosen bis an die Stadtmauer herangedrängt seien und jeden Augenblick unser Leipzig genommen werden könne. — Der Angriff auf die Stadt erfolgte von Pfaffendorf aus vor dem Gerberthor. Pfaffendorf selbst stand in Flammen. Die Preußen drangen bis an das Jacobspital und die Mühle heran, welche am Rannstädter Steinweg liegt, mußten dort aber der feindlichen Uebermacht weichen. —

Vergeblich erwarteten wir, daß unsere sogenannten Feinde die Stadt nehmen würden, wir wünschten es von Herzen, schon, um unser Schicksal entschieden zu sehen; aber es geschah nicht. Als Nachmittags das kleine Gewehrfeuer sich hörbar entfernte, bestieg ich ein hohes Haus und sah, daß sich die Schlacht bis an die äußersten Thore herangezogen hatte. Fünf Dörfer standen in Feuer. Die nächsten davon waren Pfaffendorf, Möckern, Lindenau und Schönfeld. In und um der Stadt sah man Equipagen, Trains und Troß nach dem Rannstädter Thore zu fahren. Die Retirade war also angetreten und schon gegen Abend fing die Unordnung an ziemlich groß zu werden. Die Wagen fuhren nicht mehr allein auf den Straßen, sondern drei- und vierfach neben einander, wodurch sie sich gegenseitig hinderten und stellenweise nicht von dem Fleck kamen. Die Unruhe in der Stadt, das Jagen der Cavallerie herein und hinaus, das Schreien und Wimmern der Verwundeten, die zu Tausenden in die Stadt strömten, spottet jeder Beschreibung. Verwundete Pferde liefen herum, so eines in unserer Gasse und auf dem Thomaskirchhofe, welchem die untere Kinnlade abgeschossen war. — Der finstere Abend kam heran, dennoch dauerte die Kanonade noch bis 8 Uhr. Vereinzelte Schüsse fielen die ganze Nacht hindurch, wurden aber kaum gehört in Folge des Rasselns und Rollens der Wagen, denn die Franzosen setzten ihren Rückzug auch in der Dunkelheit fort. Am Morgen sah ich aber, daß noch ein heftiges Ringen nothwendig war, ehe Leipzig genommen werden konnte. Durch alle Thore waren Schießscharten geschnitten, im Brühl und in den Häusern an den Thoren mußten die Etagen geräumt werden, um mit Soldaten besetzt zu werden. Alle Gärten um die Stadt waren mit Infanterie besetzt und in vielen wurde Artillerie aufgefahren. Vom Fenster aus sahen wir auf der Straße todte Pferde und Menschen liegen, welche während der Nacht in die Stadt gekrochen waren, um hier ihren letzten schweren Kampf zu erleiden. All diese Leichname blieben mehrere Tage hindurch liegen; wohin hätten sie auch alles bringen sollen. Das Gewirr in der Stadt war zu groß, zum Thore hinaus durfte Niemand; wer konnte an die Todten denken, Jeder dachte an seine eigene Rettung. Erst heute, nachdem die Leichen 4 Tage gelegen haben, hat man anfangen können, die halbverwesten Körper fortzuschaffen. Die weitere Beschreibung muß ich mir auf morgen versparen, da ich dem Schlafe nicht länger wehren kann.

Leipzig, den 23. October 1813.

Dienstag, demnach der 19., erhob sich der Kanonendonner zu der ungewöhnlich frühen Stunde von 7 Uhr. Um 9 Uhr besuchte uns General Lessing wohl und munter, er kam vom Schlachtfelde und bat mich seine Cavallerie im Poststalle unterzubringen, weshalb ich mit ihm vor's Thor ging. Seit 5 Tagen war ich nicht dort gewesen, der Anblick war mir neu, die ganze Allee war mit Soldaten besetzt, niemandem außer Generalen wurde Platz gemacht. Auf dem Roßplatz lag die alte französische Garde. Das Gefecht war uns am Grimma'schen Thor so nah, daß einzelne versprengte Kugeln in unserer Nähe einschlugen. Als wir, nachdem die Pferde untergebracht waren, die Grimma'sche Straße hinunter nach dem Markte zugingen sah ich eine große Suite zum Thore hineinreiten. Der General, den ich darauf aufmerksam machte, vermuthete, daß es der Kaiser oder der König von Neapel sei. Zu gleicher Zeit drängten die Leute auf der Straße so zusammen, daß an ein Weiterkommen nicht zu denken war. Wir stellten uns deshalb auf den Tritt einer Hausthüre und warteten den Zug ab. Vorne an ritt richtig der große Kaiser in einem grauen Ueberrock ganz schlicht einher und schaute mit finsterer Miene um sich. Er musterte die Leute auf der Straße, seine Augen blitzten, aber kein „vive l'empereur" scholl ihm entgegen, kein Bürger lüftete den Hut. Ihm folgten eine ungeheure Menge von Adjutanten und Generalen. Auf dem Marktplatze angekommen, stieg Napoleon vom Pferde, begab sich in unseres Königs Quartier, den man bald darauf mit ihm im eifrigen Gespräch am Fenster stehen sah. Dort blieb er ungefähr $^1/_2$ Stunde. Ich führte inzwischen Lessing zum General Gersdorf und ging dann nach Hause. Bald hieß es „der Kaiser kommt"; so sah ich zum zweiten mal — es mochte $^1/_2$11 Uhr sein — den mächtigen Mann vorbeireiten. Als er nämlich unserem König Lebewohl gesagt, und der Garde einige Abschiedsworte zugerufen hatte, ritt er über den Markt nach dem Rannstädter Thor, welches er jedoch verschlossen fand. Man konnte es auch dem Kaiser nicht öffnen, denn die Wache hatte keinen Schlüssel dazu. Napoleon soll darüber sehr aufgebracht gewesen sein, es half aber nichts, er mußte umkehren und nahm seinen Weg durch die Fleischer- und Klosterstraße bei uns vorbei, um durch das Petersthor in die Allee und auf dieser zum Rannstädter Steinweg zu gelangen. Die ganze Strecke konnte er nur langsam zurücklegen und mußte oft Minuten lang halten, da alles mit Pulverkarren, Munitions- und Bagagewagen, Kanonen und Haubitzen, Chaisen, Train und Artillerie angefüllt war. Brachen die Feinde in dieser Zeit durch, so fingen sie den großen Herrn Napoleon mit seiner gesammten Generalität in der Vorstadt. Als die Preußen nach wenigen Stunden die Stadt nahmen, konnten sie kaum glauben, daß Napoleon in der 11. Stunde noch in der Stadt gewesen sei und versicherten: es wäre ihnen leicht gewesen schon zu dieser Zeit die Stadt zu nehmen und sie würden es gethan haben, um diesen Vogel zu fangen. Lassen wir ihn vor der Hand seines Weges ziehen und hören wir, was ferner in der Stadt passirte.

Gegen 11 Uhr kamen die Kugeln so zahlreich in die Stadt, daß ich mich in meinem Quartier nicht mehr für sicher hielt und mit der ganzen Familie in die gewölbten Souterrains zog, wo sich alsbald alle Hausbewohner und Nach-

barn mit ihren Kindern versammelten. Dann und wann sprang ich, da sich der Kanonendonner immer mehr näherte, 2 Treppen hoch auf den Saal, von wo aus ich durch das Salzgäßchen auf den Markt blicken konnte, um zu sehen, ob unsere Freunde noch nicht kämen. Das kleine Gewehrfeuer ließ sich in der Vorstadt hören und noch war kein Feind in der Stadt zu sehen. — Auf einmal — es mochte ungefähr 12 Uhr sein — riefen mir die Nachbarn der Gasse zu: „Es brennt in der Post, Ihr Boden brennt!" Da gestehe ich denn gerne, verlor ich in meiner Lage beinahe den Kopf. Ich suchte meiner Frau diese erschreckende Nachricht zu verbergen und dann mußte alles, was im Hause war mit gefüllten Kannen und Eimern auf den Boden. Wir durchsuchten alles genau, fanden jedoch nirgends Feuer. Mein Nachbar, der mir zuerst „Feuer" zugerufen hatte und dem ich nunmehr mein Resultat mittheilte, versicherte mir, daß er unser Dach dampfen gesehen und es zugleich sehr nach Pulver gerochen habe. Gott lob, daß es dabei blieb.

Es mochte 1 Uhr sein, als mich der Kanonendonner wieder an unsere Lage erinnerte. Ich ging wieder 2 Treppen hoch an mein Fenster und hatte keine Viertelstunde gestanden, als ich die Franzosen aus der Grimma'schen Gasse retiriren, schnell in großer Unordnung auf den Markt und von da sich in alle Gassen zerstreuen sah. Gleich darauf drangen einzelne preußische Jäger auf den Markt und schossen auf die fliehenden Franzosen. So wurde an der Ecke unseres Salzgäßchens ein Franzose erschossen und unter unseren Fenstern nahm ein einzelner Jäger einen französischen Officier gefangen, während 6—8 Franzosen in der Nähe standen und den kühnen Jäger ruhig hätten erschlagen können, vor lauter Angst und Schrecken aber keine Hand rührten. — Nach und nach rückten nun auch preußische Abtheilungen in die Stadt; an ihrer Spitze der alte brave General Blücher.

Diese tapfern ruhmbedeckten Preußen kamen schweißtriefend an und wurden mit einem Jubel und Freudengeschrei der Leipziger empfangen so einer Beschreibung nicht fähig ist. Obwol noch in allen Straßen geschossen wurde, rissen die Damen die Fenster auf und jubelten ihnen entgegen. Zu allen Fenstern wedelten Tücher hinaus, die Männer öffneten die verriegelten Hausthüren und versammelten sich keine Gefahr scheuend auf den Straßen und auf dem Markt. Die einrückenden Truppen mußten sich durch die Menschenmenge durcharbeiten und wurden von Vornehm und Gering, von Alt und Jung mit einem solchen Vivatrufen begrüßt, daß man vor Lärmen keine Trommel hören konnte[1]). Hier und da kam nun auch ein Kosakel geschackt, den man im Taumel der Freude so gut wie die Preußen umarmte. Die Truppen, Preußen, Schweden, Russen, Oestreicher, Infanterie, Cavallerie, Artillerie strömten förmlich zum Thore hinein, gingen zum Rannstädter und Petersthore wieder hinaus und nahmen die um die Allee nach dem Rannstädter Thor zu fliehenden Franzosen zwischen zwei

[1]) In der Haude- und Spener'schen Zeitung vom 23. October 1813 hieß es in dem Bericht eines preußischen Correspondenten und Augenzeugen der Leipziger Tage: „Rührend war die Freude der Einwohner, die aus allen Fenstern, wie bei einem Friedensfeste, mit Tüchern den Einstürmenden zuwinkten und was ihnen an Lebensmitteln noch übrig geblieben war, entgegen trugen."

Feuer. Viel hundert auf der Allee und Straße stehende französische Wagen, Kanonen, Pulver- und Munitionskarren konnten nicht fort, die Knechte hieben die Stränge ab und flohen in Eile und Bestürzung von dannen.

Unzählig viel Soldaten und Pferde wurden in der Allee, dem Rannstädter Steinweg, in Häusern und Gärten erschossen.

Außerdem war die Menge der Menschen so bedeutend, daß viele in den Mühlgraben gedrängt wurden und dort ihren Tod fanden. An eine Gegenwehr wurde nicht mehr gedacht. Plötzlich erschütterte eine entsetzliche Explosion die Häuser. Die Franzosen sprengten die bei der kleinen Funkenburg über die Elster führende Brücke, um den Feind von der weiteren Verfolgung abzuhalten [1]). Die auf der Brücke befindlichen Soldaten wurden in die Luft geschleudert und kamen in kleine Theile zerlegt zur Erde nieder. Viele tausend Franzosen waren hierdurch abgeschnitten. Alles warf Gewehr und Waffen von sich und rief: „pardon". Ein großer Theil versuchte sich durch's Wasser zu retten, kamen jedoch größtentheils elendiglich in der Elster um, denn diese war zur Zeit sehr angeschwollen. Sie war wie ich am Mittwoch früh mit eigenen Augen gesehen habe derart mit Todten angefüllt, daß das Wasser staute.

Zu den unglücklich Ertrunkenen gehörte auch der bekannte Fürst Poniatowsky, der erst drei Tage zum französischen Marschall erhoben worden war. Er ritt in der Suite des Kaisers u. z. unmittelbar hinter diesem; der Kaiser ging, weil über den Rannstädter Steinweg durchaus nicht fortzukommen war, durch Richter's Garten über eine eigens für ihn geschlagene Nothbrücke [2]). Poniatowsky's Pferd wurde gedrängt, scheute und stürzte von der Brücke hinab in die Elster. Napoleon sah seinen Marschall ertrinken, ritt ruhig weiter und auch keinem der zahlreichen Begleiter fiel es ein Schritte zur Rettung des Fürsten zu thun. Jeder dachte an sich. So ertrank dieser liebenswürdige Fürst und ist bis jetzt nicht aufgefunden worden. 30,000 Gefangene, 14 Generale, über 300 Kanonen, über 1000 Munitions- und Bagagewagen, unzählige Packpferde und Lastthiere, sehr viel Equipagen, unter andern die von Bassano, fielen den Kriegern in die Hände.

Die eroberten Kanonen stehen auf dem Roßplatze neben einander aufmarschirt. — Unter den gefangenen Generalen befindet sich der bekannte Regnier [3]), welcher die Sachsen commandirte, General Bertrand und Lauriston.

Der Kaiser von Rußland, König von Preußen, sowie alle commandirenden

---

[1]) Die genaueren Details über Ursache und Ausführung der Brückensprengung sind trotz angestellter Verhöre ꝛc. nicht klargelegt worden. So viel aber steht fest, daß große Mißverständnisse obgewaltet haben und wahrscheinlich sowol die Brücke selbst falsch gewählt, als auch die Sprengung zu unrichtiger Zeit ausgeführt wurde.

[2]) Eine Nothbrücke war zwar geschlagen worden, aber nicht besonders für Napoleon; auch kam dieselbe fast gar nicht zur Verwerthung, da sie bald nach ihrem Aufbau zusammenbrach. Napoleon selbst ritt mit seiner Suite — in welcher sich übrigens Poniatowsky nicht befand — über das sogenannte Hahnreibrückchen durch das Naundörfchen nach dem Rannstädter Steinweg, und empfing gegen 3 Uhr Nachmittags in der Lindenauer Mühle die Kunde von Poniatowsky's Tode.

[3]) C. A. Regnier, war Justizminister Napoleon's I., wurde bei dessen Thronbesteigung zum Herzog von Massa ernannt und erhielt 1816 die Pairswürde, weil er sich während der 100 Tage geweigert hatte in Napoleon's Dienste zu treten.

Generale Wittgenstein, Schwarzenberg, Blücher ꝛc. und der Kronprinz von Schweden zogen mit der Armee in die Stadt ein. Unser König erhielt russische Garden zur Bewachung.

Schon am 18., als man sah, daß alles für die Franzosen verloren sei, gingen der größte Theil der deutschen Truppen, Sachsen, Würtemberger und Badner, ein paar Tage später auch die bei Torgau gestandenen Baiern zu den Verbündeten über, um nunmehr gegen die Franzosen zu kämpfen.

Im Brühl und in der Rannstädter Vorstadt brannte es Dienstag an verschiedenen Orten, obwol Blücher Alles mögliche, was sich thun ließ, anordnete, um die Stadt zu schonen. In vielen andern Häusern hatten die Kugeln gezündet, durch die größte Aufmerksamkeit der Einwohner wurde weiterer Schaden verhütet. — Der Wirrwarr auf den Straßen war über alle Beschreibung groß. Die meisten mußten ihre Habe im Stich lassen, nur um sich selbst zu retten. So auch Bassano [1]), welcher sich um 10 Uhr mit seiner Habe und seinem Gefolge auf den Weg machte. Als er um die Allee fahren will, ist vorwärts nicht durchzukommen, er muß lange halten, vorn wird aber kein Platz und hinter ihm drängen die Wagen derart auf ihn ein, daß er keine Rettung für sich sieht; denn ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie der gemeine Soldat ohne Rücksicht mit dem Gewehr auf den vor ihm stehenden Officier und General unbarmherzig losschlug, um ihn vorzudrängen. Die Bande der Disciplin war eben gelöst. Was thut Bassano. Er läßt seine ganze Bagage quer über die Straße und die Allee umwerfen und verhindert so, daß Kanonen und Wagen nachdrängen können. Er selbst aber rettet sich allein unter großen Mühseligkeiten zu Fuß. Doch nun genug von Schlacht und Kriegsnöthen, das Wesentliche hole ich später nach und will Ihnen jetzt nur noch von meiner eigenen Noth erzählen. — Es war 2 Uhr, als ich mit meiner Familie wieder in mein Quartier übersiedelte. In der Wohnung war alles unverletzt bis auf ein Fenster in der Kinderstube, durch welches eine Kugel auf Hermanns Bett geflogen war. Ich führte meine Frau in die für sie vorbereitete Wohnstube und mit Hilfe zweier Stadtsoldaten wurde unter großen Schwierigkeiten die vor dem Thor wohnende Hebeamme herbeigeschafft. Ich war kaum übergesiedelt, als auch schon aus der Expedition nach mir geschickt wurde, indem die Preußen die ganze Post mit Beschlag belegt hatten und mich zu sprechen wünschten. Ich ging hinunter und nun gab es hier so viel zu thun, daß ich nicht mehr zur Ruhe kam. Preußen, Russen, Oesterreicher, alle legten Beschlag auf die vorhandenen Briefe und Packete, jeder wollte sie haben. Endlich einigten sie sich dahin, daß die Preußen die Post

---

[1]) Maret, Herzog von Bassano, geb. 1763, war zuerst Militär, wandte sich aber später der Rechtswissenschaft zu, ward 1783 Advocat beim Parlament Bourgogne und redigirte zugleich das „Bulletin de l'Assemblée". Seit 1793 von den Oesterreichern gefangen gehalten, wurde er 1795 gegen die Tochter Ludwig's XVI. ausgewechselt und im nächsten Jahre in den Rath der Fünfhundert gewählt. Bonaparte, mit dem er schon als Lieutenant in freundschaftlichen Beziehungen stand, ernannte ihn 1799 zum Generalsecretär der Consuln und verwendete ihn in den kommenden Jahren in anderen wichtigen Staatsämtern. Maret begleitete den Kaiser auf allen Feldzügen und redigirte meist die Bulletins. 1811 wurde er Herzog von Bassano. Unter der Dynastie Orléans erhielt er 1831 die Pairswürde. Er starb 1839 zu Paris.

erhielten, weil sie die ersten in der Stadt und in der Post waren. Sie untersuchten Briefe und Packete, nahmen die Briefe politischen Inhalts und die an französische Officiere adressirten Packete und lieferten alles übrige zurück. Couriere, Extrapferde, alles wurde nun von mir gefordert, obwol es mich gar nichts anging, doch ich mußte es schaffen. Die Expedition war voll von Militär, die Unruhe unbeschreiblich; ich hatte vom Laufen, Bestellen und Anordnen keinen trockenen Faden mehr an meinem Hemde. Von 2—6 Uhr habe ich nur zwei Augenblicke finden können, um nach meiner Frau zu sehen. Als ich ungefähr um $^1/_2$7 Uhr wieder hinauf kam, fand ich ein kleines, munteres Mädchen, die mir entgegenschrie; meine Frau selbst war so wohl, wie man es unter solchen Umständen nur wünschen konnte. Ich kann Gott für diese Gnade, mir unter den Schrecknissen Weib und Kind erhalten zu haben, nicht genug danken; denn noch immer tobte der Kampf, Kanonendonner und Gewehrfeuer erfüllten die Luft. Die französische Arrièregarde vertheidigte sich beim Kuhthurm und bei Lindenau gegen die anstürmenden Russen und Preußen auf das hartnäckigste. Der Kampf dauerte den ganzen Nachmittag über und erst die einbrechende Dunkelheit endigte das heiße Ringen. Napoleon hat sich mit seiner Armee, welche nach Abrechnung der 60,000 Blessirten, Todten und Gefangenen noch immer 90,000 Mann stark sein muß, bis Markranstädt zurückgezogen.

Leipzig, den 26. October 1813.

Meinem Versprechen gemäß hole ich Ihnen alles das nach, was ich mir über die hiesigen Vorgänge aufsparen mußte. Die Bataille bei Leipzig ist wol von allen denen, welche Napoleon geliefert hat, die großartigste gewesen, denn man kann annehmen, daß sie 6 Tage vom 14. bis 19. October gedauert hat, nur war uns das Schlachtengetümmel vom 14. und 15. nicht so nah. General Lessing versicherte mir, er habe bisher geglaubt, die Kanonade an der Moskwa könne nicht übertroffen werden; gegen Leipzig wäre diese aber ein Kinderspiel gewesen. Auf seinem Rückzuge würde Napoleon nicht so viel verloren haben, wenn er nicht, wovon ihm seine Marschälle abriethen, noch am 18. Alles auf's Spiel gesetzt hätte. So groß und schrecklich die Schlacht war, so groß werden auch ihre Resultate sein, von denen uns die wieder erkämpfte Freiheit und Unabhängigkeit das wichtigste sein muß. —

Wenn sich nach dem 19. October Freunde und Bekannte wiedersahen, so war die Freude des Wiedersehens so groß, als wenn sie sich jahrelang nicht gesehen hätten und jeder wußte viel zu erzählen. Die Gefahren waren sehr vielseitig und könnte ich um Alles mitzutheilen, ein Buch schreiben. Nur ein Pröbchen will ich Ihnen geben. Die uns gegenüber liegende Thomaskirche war, wie ich schon erzählte, zum Lazareth benutzt worden. Den Kranken wurde, sobald sie ankamen, die Munition abgenommen und alle in einer Kirchenloge aufgehäuft. Mittwoch, den 20. Morgens zündete ein verwundeter Franzose in selbstmörderischer Absicht eine Granate an und wirft sie in die Patronenloge. Die Granate zerspringt mit starkem Krachen und verbreitet Feuer in der ganzen Loge. Einige Patronen fingen sofort Feuer und explodirten, die andern begannen zu glimmen. Trotz der Größe der Gefahr, liefen beherzte Leute in die brennende Loge und

löschten, noch ehe das Feuer an das Pulver kam, die Flamme. Ohne Frage wäre die Kirche zertrümmert worden und leicht hätte unser Haus sammt seinen Insassen unter den Trümmern des hohen Thurmes begraben werden können.

Als der Kronprinz von Schweden in die Stadt kam, war sein erster Gang zu unserem Könige, den er sehr freundlich begrüßte. Bald darauf kam auch der russische Kaiser. Unser König und der Kronprinz von Schweden gingen ihm entgegen, der Kaiser sprach aber nur mit dem letzteren und einem russischen General und würdigte unseren König keines Wortes. Später ließ sich unser König beim Kaiser von Rußland und König von Preußen zum Besuch melden, wurde aber nicht angenommen. Am folgenden Tage den 20. besuchte der Kaiser unsere Königin, was bei Hofe große Bestürzung hervorrief. Wir alle trauerten tief über die Behandlung, die unserem geliebten König wiederfuhr. Er hatte es gut gemeint.

Die in der Stadt befindlichen Generale: Gersdorf, Lessing und Zeschau, so viel ich weiß auch die General-Adjutanten Oberst Rissel und Heinecker wurden für gefangen erklärt, desgleichen die sächsische Leibgarde.

Gestern früh wurde unser König, die Königin, Prinzessin Tochter und der Graf Einsiedel veranlaßt ihre Reise nach Berlin anzutreten.

Sachsen wird, da die Franzosen daraus vertrieben und nur noch Dresden, Torgau und Wittenberg von ihnen besetzt, administrirt; der russische Fürst Repnin ist General-Gouverneur. Es ist eine Regierungscommission eingesetzt, welche in vier Abtheilungen oder Sectionen zerfällt:

Section I ist die der Polizei, bei der der sächsische Kammerherr Baron von Miltitz präsidirt.

Section II dirigirt der Geheime Finanzrath von Oppel; sie heißt die Section der Finanzen, und da das Postwesen unter ihr steht, so habe ich es mit Herrn von Oppel zu thun.

Section III ist die des Militärwesens. Ueber ihr steht der sächsische Jägeroberst Herr von Carlowitz.

Section IV wird von einem preußischen Officianten geleitet, dessen Namen ich vergessen habe. Sie bildet die Section des Verwaltungswesens für die alliirte Armee.

Alle vier Sectionen stehen unter dem Minister von Stein.

Die Landesadministrationscommission bleibt so lange in Leipzig, bis Dresden übergeht. Das in's Stocken gerathene Postwesen soll sofort wieder in Gang gebracht werden. Es bietet dies viele Schwierigkeiten, da mehrere Postmeister ruinirt sind und Pferde fehlen.

Desgleichen werden alle übrigen Administrationszweige des Landes wieder belebt und die Ueberschüsse der Landeskasse an die Administrationscommission abgegeben. Der Banquier Reichenbach ist mit Einkassirung dieser Beträge beauftragt worden.

Der Minister von Stein, dem ich bereits mehrere Male die Ehre hatte aufwarten zu dürfen, ist übrigens ein ebenso einsichtsvoller als humaner Mann. —

Am 20. October war die Kanonade noch deutlich zu hören, denn Napoleon zog sich fechtend nach Weißenfels zurück. Den 21. October gab es ein größeres

Gefecht bei Freiburg gegen die französische Arrièregarde; den 22. desgleichen bei Lauche und Nebra. An beiden Tagen verloren die Franzosen viel Kanonen und Gefangene. Zugleich konnten 4000 Gefangene der verbündeten Armee befreit werden, unter ihnen soll sich eine Escadron preußischer Husaren mit den schwarzen Todtenköpfen befunden haben. [1])

Seitdem soll die französische Armee ohne Aufenthalt Tag und Nacht bis Erfurt zurückgegangen sein, wir sind jedoch hierüber ohne sichere Nachrichten. Der Kaiser von Rußland und Kronprinz von Schweden befinden sich bei der Armee, der König von Preußen ist dagegen von hier nach Berlin abgereist.

Leipzig, den 28. October 1813.

In den ersten Tagen nach der hier beendeten Schlacht war die Noth sehr groß; eine ungeheure Menge von Truppen standen in und um Leipzig, die da leben wollten und in der Stadt fehlte es an Brod, Fleisch und allen Lebensmitteln, da noch immer nichts in die Stadt hineinkommen konnte, indem die ganze Nachbarschaft ruinirt war. [2]) Trotzdem sollten die Einwohner für die Einquartierung sorgen und Brod schaffen. Auch in meinem Hause gab es viele Unruhe, denn in der Expedition hatte sich die preußische Feldpost, ein Postmeister und sechs Secretäre, denen ich wenigstens Semmel und Wein geben mußte, und bei mir selbst der Postdirector einquartiert. — Bei dieser großen Noth in der Stadt konnte für die vielen Tausend französischen Gefangenen schlechterdings nichts gethan werden. Diese waren ihrem Schicksal überlassen und mußten hungern. In den ersten Tagen haben sie — wie ich selbst gesehen habe — rohes Pferdefleisch gierig gefressen und aus den Kehrichthaufen die halbverfaulten Kohlblätter und Krautstrünke herausgesucht und verschlungen; aus den Küchen wurde ihnen allerhand roher Abgang zugeworfen, um den sie sich schlugen. Die bei der Bataille todt geschossenen Pferde lagen in der ganzen Stadt und in den Vorstädten schaarenweise herum, denn man hatte vollauf zu thun, die Todten zu begraben und konnte an die Pferde noch nicht denken. So lange die Franzosen diese erlangen konnten, nährten sie sich blos von Pferdefleisch, größtentheils roh, weil sie kein Holz hatten, sich Feuer anzumachen. Als sie auch diese nicht mehr hatten, fielen sie über ihre verstorbenen Kameraden her, schnitten ihnen Waden, Lenden und Hinterbacken ab, rösteten es ein wenig an einem kleinen von ausgegrabenen Särgen angefachten Feuer und verzehrten dieses Menschenfleisch. Das menschliche Elend hatte den höchsten Grad erreicht. Ist es denkbar, daß diese Franzosen, die sonst das beste Essen ihren Wirthen vor die Füße warfen, Schwarzbrod verabscheuten, jetzt in dem sonst so blühenden Sachsen Menschenfleisch essen und vor Hunger sterben mußten. — Das war aber die gerechte Strafe für ihre Schandthaten; denn zuvor hatten sie, was sie nicht essen

[1]) Diese Gefangenen wurden durch den Obersten Grafen Henkel befreit.

[2]) Die Spener'sche Zeitung vom October 1813 sagt: „Schrecklich sieht es in der Gegend um Leipzig aus. Ein Stück Brod ist auf den Dörfern ein Leckerbissen. Die Frau und Tochter des Oberforstmeisters von Pforte in Walda mußten sich viele Tage mit Kohlblättern behelfen und bekamen nur einmal durch den Kürassierlieutenant von Besser ein Stück Kommisbrod."

konnten, vernichtet und weggeworfen. So z. B. während der 14 Tage, wo sie in unserer Gegend lagen, ihre Wachfeuer blos mit Weizen, Korn und Hafergarben erhalten. Ferner haben sie den Landleuten das ganze Vieh fortgetrieben, um es später aus Mangel an Futter verhungern zu lassen. Kein Bitten, kein Flehen half, keine Vorstellung wurde beachtet. Sie haben alle Dörfer schlimmer wie die ärgsten Feinde rein ausgeplündert, den Bauern die Kleider vom Halse gerissen und es durch ihr empörendes, unmenschliches Betragen dahin gebracht, daß es ihnen selbst an Allem fehlte. So unwürdig sich die Söhne der großen Nation auch betragen hatten, so brach uns doch das Herz, wenn wir den Jammer dieser Elenden so mit ansehen mußten. Ja, Sie würden schaudern, wenn ich das Bild des höchsten Elendes noch weiter ausmalen wollte, aber ich will Ihr Herz nicht betrüben. Nur so viel lassen Sie mich noch bemerken, daß wir leider mehrere Tage lang vom 19. bis 24. October das Elend in unmittelbarer Nähe mit ansehen mußten. 500 französische Gefangene lagen unter unseren Fenstern auf dem Thomaskirchhofe, wo sie von russischer Infanterie bewacht wurden. Niemand sorgte für sie, die Menschen wimmerten und weinten Tag und Nacht vor Hunger und Frost, denn sie mußten auf den blanken Steinen schlafen. Wir thaten, was in unseren Kräften stand, warfen ihnen gekochte Eier und Erdbirnen hinunter, und da auch diese alle wurden, eine Menge Obst. Um jeden Apfel schlugen sie sich. Unmöglich war es, den Hunger von fünf Hundert zu stillen, und warf ich Geld unter sie, so wurde es ihnen von ihrer russischen Begleitung abgenommen; also war nicht zu helfen. Nach einigen Tagen fand sich dann und wann ein christlicher Jude mit Branntwein und Aepfeln ein. Da habe ich denn oft gesehen, wie die Gefangenen ein schönes Halstuch, Schnupftuch oder anderes Kleidungsstück für einen Apfel hingaben, ein Tuch, welches sie freilich vor wenigen Tagen wahrscheinlich einer Bauersfrau abgenommen hatten. Hier traf so recht das Sprichwort zu: „Wie gewonnen, so zerronnen!" Einige gaben für Schnaps und Aepfel sogar ihren Mantel, Rock und Westen her und gingen im bloßen Hemde und Hosen einher. Diese fielen über die, welche starben, her, rissen ihnen die paar Lumpen vom Leibe, um sich damit nothdürftig bis zum nächsten Tage zu bekleiden und es alsdann wiederum zu verhandeln.

Die Leichen lagen dann ganz nackend 3—4 Tage, ehe man dazu kommen konnte, sie fortzuschaffen. Aber wir waren an solchen Anblick gewöhnt. In der Kirche starben täglich 30, 40 und mehr Menschen, welche alsdann entkleidet vor die Kirchenthüre geworfen wurden und auf die Fortschaffung warteten. Diese schlimmen Zustände verursachten Pestilenz und ansteckende Krankheiten in der Stadt, deren Gefährlichkeit die Zahl der sterbenden Einwohner beweisen, denn leider haben wir in der vorigen Woche gegen 70 derselben betrauern müssen. Die Zahl der Lazarethe ist auf 52 gestiegen und befinden sich über 30,000 Kranke und Verwundete darin.[1]) Aus der Pleiße und Elster werden die Leichen heraus-

[1]) Zu Lazarethen sind unter anderen eingerichtet worden: alle Kirchen, Gewandhaus, Dahmen Berg, die Ziegelscheune, Place de Repos, die große Funkenburg, das Pulvermagazin, das Vorwerk in Pfaffendorf, der Rannstädter Schießgraben, der Peters-Schießgraben, der Reit-

gefischt; so hat man am 25. auch den Leichnam des Fürsten Poniatowsky in der Elster gefunden[1]) und ihn öffentlich mit allen militärischen Ehren am 29. zur Erde bestattet. — Während die Stadt beschossen wurde, sind zu unserer großen Freude und Verwunderung nur wenig Einwohner verunglückt. Es sind nur drei erschossen und einer am 20. October von einem Franzosen, weil er ihm kein Brod geben konnte, erstochen worden. Dagegen sind mehrere tödtlich blessirt oder vor Schreck verstorben. Eine hochschwangere Frau, die sich aus ihrem Hause, in welches viel Kugeln fielen, in ein anderes retten wollte, fiel auf der Straße nieder und wurde sogleich entbunden; zum Glück eilten Leute zu ihrer Hilfe herbei, warfen ihr das Kind in die Schürze, führten sie in's nächste Haus und retteten Frau und Kind.

Leipzig, den 31. October 1813.

Die schlimmste Zeit haben wir glücklich überstanden, denn es fängt wenigstens an, die alte Ordnung in der Stadt hergestellt zu werden. Die Leichen und Pferde sind nun auch zum größten Theil unter die Erde gebracht worden und Dank dem Eifer gewinnsüchtiger Händler, welche aus der Ferne mit Victualien herbeigeeilt sind, finden sich auch Lebensmittel ein. Heute hatten wir sogar wieder unseren ersten Wochenmarkt. Es kostete aber eine Ente 1 Thlr. 8 Sgr. und eine Taube 10 Sgr. u. s. w. Mag dem nur immerhin so sein, wenn es nur überhaupt zu haben ist; nach und nach wird sich die Theuerung schon legen. —

Der bekannte Oberst Brendel ist russischer und der preußische Major Graf Hardenberg preußischer Commandant.

Der General-Lieutenant von Thielemann ist beauftragt, das sächsische Militär zu organisiren. —

Diesen Morgen wurde das Siegesfest für die Schlacht bei Leipzig sehr feierlich hier begangen. Die Bürgergarde und das hier liegende Militär zogen en parade auf und alle Behörden zogen in Processionen in die noch einzige, nicht als Lazareth benutzte Nicolaikirche.

Der General-Gouverneur von Sachsen, Fürst Repnin, wurde vom Minister von Stein und von General Thielemann in die Kirche begleitet. Mit voller Musik und unter Abfeuern von Kanonen und Gewehrsalven wurde das Lied: „Herr Gott, dich loben wir" gesungen. An den Kirchthüren wurde für die

---

stall, sämmtliche Hospitäler, das Schloß, die neue Bürgerschule, das Zuchthaus oder Georgenhaus genannt.

[1]) Spener'sche Zeitung vom 2. November 1813 (Bericht vom 27. October): „Der Leichnam des in der Pleiße gefundenen Fürsten Poniatowsky war am 24. d. Mts. von einem Fischer aus dem Wasser gefischt, der an der reich mit Tressen besetzten Uniform einen guten Fund gemacht zu haben erkannte. Er ließ den Entseelten für Geld sehen und mochte so 50—60 Thaler eingenommen haben, als der Graf Potoki Nachricht davon erhielt, den Leichnam erkannte und für die sechs Ringe, welche der Fürst an den Fingern trug, dem Fischer 100 Friedrichsd'or gab. Der Fischer wollte einen derselben, wie er sich ausdrückte, zum Andenken behalten. Der Graf aber sagte, daß er dieses Eigenthum der Schwester des Fürsten unvereinzelt zurückliefern wolle und der Fischer begnügte sich nun zum Andenken mit der goldenen Dose des Entseelten."

Kranken und Verwundeten der alliirten Armee gesammelt. Abends war die ganze Stadt kostbar erleuchtet. — Dies wäre das Erheblichste und Wichtigste, was bisher hier vorgekommen ist. — Möge der Himmel uns in diesem Leben nie wieder Zeuge ähnlich schrecklicher Begebenheiten sein lassen, doch Dank dem Allmächtigen, der uns diesmal gnädig in seinen Schutz genommen hat. Das Angst- und Schreckenskind soll uns stets zu erneutem Dank auffordern und wird zur Erinnerung an die Schreckenstage nach den Namen der vier hohen Herrschaften benannt werden: Caroline, Friederike, Franziska, Alexandrine.

Von Interesse ist noch Einiges aus einem Briefe von:

Leipzig, den 11. November 1813.

Hier ist nun Alles mit dem Soldatwerden beschäftigt. Es melden sich sehr viele Freiwillige, viele freilich nur aus Furcht, daß sie künftighin doch Soldat werden müssen; denn man sagt hier, von der Gestellung seien nur die Geistlichen, die confirmirten Schullehrer und der Ober-Post-Director frei, alle übrigen Männer aber vom 15. bis zum 45. Lebensjahre hätten zu loosen. Den vom Loos Getroffenen steht es jedoch frei, einen anderen Mann für sich zu stellen.

Zu den Freiwilligen haben sich mehrere ansehnliche Personen gemeldet, unter anderen der bekannte Philosoph Professor Krug und Professor Hermann.[1]) Die Studenten treten zum größeren Theil ein, weshalb sich die Universität wol auflösen wird. Das meiste Aufsehen aber hat hier erregt, daß sich der vormalige Chef des Generalstabes General von Gersdorf unter die Zahl der Freiwilligen hat notiren lassen. Als man bei seinem Antrage erstaunt Bedenken trug ihn zu zeichnen, sagte er: „Wie kann man meinetwegen Bedenken haben. Als Sachsen erobert, der König nach Berlin gegangen, bin ich mit dem Bemerken entlassen worden: ich könne auf meine Güter gehen und dort als Privatmann leben. Sonach bin ich nicht aus dem Lande verwiesen, sondern es ist mir vielmehr darin als Staatsbürger zu leben erlaubt worden. Als solcher, als ein sächsischer Staatsbürger melde ich mich nun, um freiwillig unter das sächsische Banner zu treten und glaube nicht, daß man mich abweisen kann. Ich bin bereit in jeder Stellung, auch als Gemeiner einzutreten, nur erlaube ich mir die zwei Bedingungen:

1) Daß es mir erlaubt sei, den großen sächsischen Orden zu tragen, denn ich habe ihn redlich verdient;
2) bitte ich um Anstellung bei der Cavallerie, indem ich bei dieser stets gedient habe und außerdem als Mann von 48 Jahren schwer mehr marschiren kann."

Hierauf wurde dem General gesagt, seine Meldung würde den hohen alliirten Häuptern vorgetragen werden.

Gersdorf lebt hier bei seinem Neffen, dem Major von Lenz, der die geborene von Klösterlein geheirathet hat, in aller Stille und läßt sich bei keinem Menschen

---

[1]) Zu den Freiwilligen meldeten sich auch ein Graf Hohenthal und zwei Freiherren von Beust; ferner rüstete der Dombechant von Wurm 20 Fußgänger, der Kammerjunker von Wuthenau sich selbst, einen Cavalleristen und fünf Fußgänger, und ein Doctor Küstner aus Leipzig sich selbst und sechs Freiwillige aus.

sehen. Lenz selbst erzählte mir neulich, er habe ihm gesagt: Ich hoffe doch, sie werden mich zum Unterofficier machen und was kommt es am End darauf an, ob man Corporal oder General ist.

Hiermit schließe ich die brieflichen Hinterlassenschaften ab, indem das Weitere nur unwesentliche Amts- und persönliche Angelegenheiten behandelt.

Wie es Verfasser der Briefe schon lange vor der Katastrophe voraussagte, so hatte sich richtig der Schlußact des großen Trauerspiels in Leipzig abgewickelt. Die Schlacht war, wenn auch nicht die letzte des ganzen Feldzuges, so doch definitiv entscheidend für dessen Ausgang. Napoleon mußte sein eigenes Land aufsuchen, Deutschland war frei, der Rheinbund aufgelöst und Napoleon's Glücksstern, seine Macht für immer gebrochen.

„Ist das der große Feldherr, vor dem Europa zitterte?!" so schloß Bernadotte, Kronprinz von Schweden, seinen Bericht über die Leipziger Schlacht, wol ahnend, wie sehr er dem Vorurtheil der Preußen huldigte, indem er seinen eigenen Haß gegen den Machthaber Frankreichs, dem er als französischer General treu ergeben war, leuchten ließ; als man aber die Detailberichte über die Schlacht zu lesen erhielt, da sank Karl Johann mit seinen hochtönenden Phrasen in der öffentlichen Meinung für immer, — denn er hatte doch gar zu wenig gethan.

Was in den Briefen von anderen Ueberlieferungen abweichend berichtet worden, habe ich erwähnt. Es sind dies in der Regel Nachrichten, welche durch Hörensagen in der Stadt verbreitet waren und wie sehr in derartigen Erzählungen Parteilichkeiten mitreden, beweist beispielsweise die Angabe über Poniatowsky's Tod. Poniatowsky war wie überall, so auch in Sachsen durch seine sich gleichbleibende Leutseligkeit sehr geliebt. Napoleon dagegen in Folge seines schroffen, herzlosen Auftretens gehaßt. Die Leipziger lassen also den Polenfürsten vor Napoleon's Augen ertrinken, um das Märtyrerthum dieses edlen Fürsten, der freiwillig Napoleon und dessen Sache dient und nun zu Grunde geht, ohne daß der undankbare Kaiser oder irgend ein Franzose den Arm zu seiner Rettung ausstreckt, zu erhöhen und andererseits um Napoleon die Rolle eines theilnahmlosen, hartherzigen Zuschauers übertragen zu können. Sie bleiben bei ihrem Urtheil, obwol sie wissen mußten, daß Napoleon, der um 11 Uhr zum letzten Mal in ihrer Stadt war, schon längst jenseits der Elster war, als Poniatowsky dort gegen 2 Uhr seinen Tod fand, und trotzdem es ihnen nicht unbekannt geblieben sein konnte, daß Poniatowsky mit seinem Corps den Befehl hatte, den Rückzug der Armee zu decken und er aus diesem Grunde, insbesondere, da er ein tapferer Mann war, wol unter den letzten gewesen sein wird, die die Elster passiren wollten. Noch gehässiger — hier aber gegen Poniatowsky — läßt Schlosser in seiner Weltgeschichte (Bd. XV, S. 592) den Fürsten sterben: „Poniatowsky, den Napoleon erst 3 Tage vorher zum Marschall ernannt hatte, ertrank im Flusse, weil sein Pferd mit zu vielem Gelde beladen war." So gehen je nach Nationalität und Gesinnung der Verfasser noch mehrere andere Berichte über Poniatowsky's Tod auseinander. Der richtige Sachverhalt ist jedenfalls folgender: Der schon verwundete Fürst wollte sich einer schmachvollen Gefangen-

schaft entziehen, kommt nach vieler Anstrengung mit Hilfe seiner Adjutanten durch die sogenannten Diebesgräben und erreicht das Elsterufer, als es bereits von preußischen Tirailleurs stark unter Feuer genommen wird. Er springt in den angeschwollenen Fluß und verschwindet. Als man am 24. October seinen Leichnam an's Land bringt, fand man seinen Oberkörper von einer Kugel durchbohrt; es ist also wahrscheinlich, daß eine feindliche Kugel das Heldenleben des Mannes abschloß, der den Ruf eines vielgeliebten Fürsten und eines von Freund und Feind hochgeschätzten Feldherrn mit in's Grab nahm.

Das arme Leipzig selbst aber hatte schwer gelitten.

Das wahre Elend konnte keiner besser beurtheilen, als die Einwohner, die es stets vor Augen hatten und durchkosten mußten. Die Heerführer der Alliirten, welche nur vorübergehend die Stadt passirten, hatten von dem richtigen Stande der Dinge keine Ahnung und wähnten sogar die Stadt durch ihre schonungsvolle Rücksicht bei der Belagerung gerettet zu haben. So schrieb Blücher an seine Frau am 20. October 1813:

„Ihr könnt euch aufhalten wo ihr woldt ich schlage euch Leipzig vor, es ist ein angenehmer Ohrt, und da ich Leipzig welches man in Brand schiessen wollte dadurch gerettet, daß ich verboht keine Granaten hinein zu werffen, so wird man euch uf Henden tragen!"

Allerdings hatte Blücher alles Mögliche zur Schonung der Stadt gethan, aber diese krankte innerlich an Menschenüberfüllung, und wenn solch innere Krankheit vor der Krisis steht, helfen keine äußeren Mittel mehr, es gibt kein Halten, das Leiden muß ertragen werden, und wer es nicht vermag, erliegt. Die anhaltend starke Einquartierung hatte Leipzig aller Lebensmittel beraubt, die Noth wuchs, je mehr Truppen in die Stadt kamen, und so stand Leipzig vor der Krisis in dem Augenblick, als es mit stürmender Hand genommen wurde. Gefangene, Kranke, Verwundete, durchziehende Truppen überschwemmten die unglückliche Stadt und alle forderten Nahrung von Denen, die seit Wochen selbst nichts mehr hatten. Dies waren Leipzig's schwerste Tage!

Graf und Gräfin Circourt.

Von

F. Heinr. Geffcken.

Le Comte de Circourt, son temps, ses écrits. Madame de Circourt. Son salon, ses correspondences. Notice biographique offerte à leurs amis par le Colonel Huber-Saladin. Paris 1881.

Dies Buch, durch das Oberst Huber zwei seltenen Menschen für den Kreis überlebender Freunde ein Denkmal gesetzt hat, ist nicht im Buchhandel erschienen, aber es enthält werthvolle Beiträge zur Zeitgeschichte, die einem weiteren Kreise nicht unzugänglich bleiben sollten. Ich will daher versuchen, kurz davon Rechenschaft zu geben und das Mitgetheilte aus den eigenen Erinnerungen zu ergänzen, die ich aus der langjährigen Freundschaft bewahre, welche mich mit diesem so eigenartig ausgezeichneten Ehepaar verband.

Graf Adolf v. Circourt, aus einem alten lothringischen Geschlecht stammend, war 1801 in der Nähe von Besançon geboren. Sein Vater, der mit Napoleon die Militärschule besucht hatte, focht unter Condé für die Bourbonen, wanderte aus und kehrte nach dem Sturze des Directoriums nach Frankreich zurück, wo er sich mit Fräulein von Sauvagney verheirathete, die ihm schon vor der Revolution verlobt war. Beide Eltern starben früh; Adolf kam zu einer Tante in Besançon und besuchte das dortige Lyceum. Schon als Knabe hatte er eine erstaunliche Begabung für die Studien gezeigt und mit 15 Jahren sämmtliche Preise davon getragen, mit 16 ging er, um die Rechtsschule zu besuchen, nach Paris, wo er zahlreiche Verwandte hatte, denen es nach Vollendung seiner Studien leicht ward, ihn in die Verwaltung zu bringen. Er trat 1822 mit 1500 Frcs. Gehalt in das Ministerium des Innern und ward 1829 Cabinetschef von Labourdonnaye. Als dieser Minister seine Entlassung gab, folgte ihm Circourt und verzichtete zugleich auf eine Pension, die ihm der König persönlich verliehen hatte. Dies Beispiel von Unabhängigkeit bei einem so jungen Manne erregte Aufsehen und als Polignac das letzte Ministerium der Bourbonen bildete, nahm er ihn in's Auswärtige Amt, eine Stellung, die Circourt freilich nur kurze Zeit bekleidete, denn als überzeugter Royalist trat er sofort nach der Julirevolution in's Privatleben zurück und ging zunächst nach Genf. Bereits zuvor in Paris hatte er die Bekanntschaft einer jungen Russin, Fräulein von Clustine, gemacht, die mit ihrer Mutter, einer gebornen Gräfin Tolstoi, Westeuropa bereiste. In Genf, wo die Damen sich nach einer längeren Reise in Italien für einige Zeit niederließen, trat er ihr näher und vermählte sich mit ihr. Gräfin Circourt kann nie schön gewesen sein; aber sie war im höchsten Grade anziehend durch die Vereinigung von Herz und Geist, die sich schon in ihrem leuchtenden Auge ankündigte. Sie hatte als Mädchen einen Aufsatz über die damalige russische

Literatur für die „Bibliothèque Universelle“ geschrieben und war in Rom von der Akademie der Arkaden als Corinna Borysthenida gekrönt; es war begreiflich, daß Circourt, in dem sich ein unermeßliches Wissen mit der Gabe glänzender Mittheilung verbunden fand, sie anzog, umsomehr als sie eine begeisterte Anhängerin der Legitimität war. Das junge Paar begab sich zunächst auf jahrelange Reisen, während derer Circourt seinen Durst, alles zu kennen und selbst zu sehen, befriedigen konnte und auf denen er sein Wissen immer mehr ausdehnte. Für dasselbe ist in der That der Ausdruck unermeßlich keine Hyperbel, wie alle bezeugen werden, die den Grafen näher gekannt, sein Gedächtniß überstieg alles Glaubliche und kann vielleicht nur mit dem Mezzofanti's verglichen werden; er hat mir selbst gesagt, daß er in seiner Jugend kein Buch gelesen, das er nicht auswendig wußte. Dante's göttliche Komödie hatte er von der ersten bis zur letzten Strophe im Kopfe, die verwickeltsten Genealogien sagte er auf die erste Frage ohne Anstoß her. Er beherrschte fast alle lebenden und todten Sprachen und erstere selbst in ihren Dialekten. Eines Abends las er bei Freunden auf dem Lande Hamlet französisch vor. „Ich wußte nicht,“ sagte die Frau vom Hause, „daß ich in unserer Bibliothek eine so gute Uebersetzung hätte.“ Indem sie den Band aus seiner Hand nahm, sah sie, daß er nur das Original vor sich gehabt. Ich erinnere mich, wie er 1855 bei einem gemeinsamen Besuch in Dampierre, dem Sitz des Herzogs von Luynes, sich auf einen von diesem wahrhaften Mäcen der Wissenschaft neuerworbenen phönicischen Sarkophag stürzte und zu unserer großen Heiterkeit rief: „Wie Sie sehen, gleicht die Schrift sehr der samaritanischen!“ — An der Tafel Friedrich Wilhelms IV. setzte er 1848 einen Missionar, der aus Südafrika zurückgekehrt war, durch seine Kenntniß des Landes so in Erstaunen, daß derselbe rief: „Aber Herr Graf, Sie müssen dort Jahre zugebracht haben!“ „Keineswegs,“ erwiderte Circourt, „ich habe nur in meiner Jugend viel die Berichte der portugiesischen Missionare gelesen und weiß, daß seitdem dort wenig Neues entdeckt worden ist!“ Als er Prescott bei höchster Anerkennung seiner Geschichte Philipps II. auf einige Ungenauigkeiten aufmerksam machte, erwiderte dieser: „Ich freue mich freilich nicht, so viele Irrthümer begangen zu haben; wol aber, einen Freund zu besitzen, der sie zu entdecken wußte. Dieser Gegenstand ist ihnen wie von ungefähr aufgestoßen und er scheint ihnen so vertraut, als ob Sie ihn zu ihrer Specialität gemacht hätten.“ Lamartine sagt in seinen Denkwürdigkeiten von ihm: „Dieser Mann hatte Studien gemacht, die das Leben mehrerer Menschen ausgefüllt hätten und für ihn nur Zerstreuungen waren. Sprachen, Racen, Geographie, Geschichte, Philosophie, Reisen, Verfassungen der Völker seit der Kindheit der Welt bis auf unsere Tage, von Thibet bis zu den Alpen, er hatte alles sich einverleibt, über alles nachgedacht, alles behalten. Man konnte ihn über alle Thatsachen und Ideen befragen, aus denen die Welt besteht, ohne daß er, um zu antworten, nöthig hatte andere Bücher als sein Gedächtniß zu Rathe zu ziehen. Der Ausdehnung seines Wissens entsprach die Tiefe; man kam bei ihm weder auf den Grund noch an die Grenzen, er war eine lebendige Weltkarte der menschlichen Kenntnisse“. Dies Lob, das Circourt bescheiden als ein vom übertriebenen Wohlwollen gezeichnetes Bild ablehnte, war in der That zu-

treffend; vielleicht mit der einzigen Einschränkung, daß er kein großes Interesse für abstracte Philosophie hatte. Mit dieser Ausnahme umfassen die zahlreichen Aufsätze, die in verschiedenen Zeitschriften verstreut sind [1]), fast das ganze Gebiet des menschlichen Wissens; jeder derselben erschöpft auf engem Raume sein Thema nach dem dermaligen Stande der Wissenschaft. Und dies stets schlagfertige, wie in einem großen Fachwerk classificirte Wissen war keine todte Gelehrsamkeit; bei Circourt traf das Wort Graf Schlaberndorf's nicht zu: „Wissen auf Wissen gesäet dörrt Geist aus" — er sprudelte vielmehr von Gedanken und seine Unterhaltung war noch seiner Feder überlegen durch die Lebhaftigkeit und Unmittelbarkeit, mit der er jede Frage behandelte, auf alle Fragen und Einwürfe antwortete. Für unsere Spaziergänge legte ich mir meist ein Thema zurecht, das er dann, während wir im Geschwindschritt liefen, methodisch entwickelte, und ich war schließlich sicher in nuce alles erfahren zu haben, was man zur Zeit darüber sagen konnte. Er bewahrte bei der wohlwollendsten Kritik seine Unabhängigkeit auch gegenüber den größten Meistern von Fach. Der einzige Schatten bei dieser Vielseitigkeit war, daß er nie sich auf ein größeres Werk zu concentriren wußte [2]). Augustin Thierry sagte einst von ihm: „wenn Circourt sich zur Aufgabe stellen wollte, eine dunkle Partie der Geschichte zwischen dem VI. und XVIII. Jahrhundert zu behandeln, würde er uns alle hinter sich lassen". Aber dazu fehlte ihm die Geduld, zu rasch fesselten ihn stets neue Gegenstände; so hat er auch nie einer der großen wissenschaftlichen Körperschaften Frankreichs angehört, freilich sich auch niemals darum bemüht, während er alles in Bewegung setzen konnte, um einem Freunde zu einem Sitz in denselben zu verhelfen. Ebenso hat er nie einen Orden erhalten oder gesucht. Auf einem Empfangsabend an einem deutschen Hofe beauftragte die Souveränin einen Kammerherrn, ihr Circourt zuzuführen, und erwiderte, als dieser bemerkte, er kenne den Grafen nicht: „Suchen Sie die einzige Person, die keinen Orden trägt; dann sind Sie sicher sich nicht zu irren". Und doch konnte Circourt sich wie ein Kind über eine Auszeichnung oder Beförderung seiner Freunde freuen. Die Uneigennützigkeit seines Wissens war in der That ein besonderes Verdienst bei ihm; wie Viele haben mit seinem Kalbe gepflügt, ohne daß die Welt es geahnt! Wenn Lamartine eine große Rede halten wollte, wandte er sich zuvor an seinen gelehrten Freund, der ihm in wenigen Stunden ein dickes Manuscript brachte, aus dem der Dichter den nöthigen Stoff für seine oratorische Leistung zog. Ebenso lieferte er später, als derselbe in die Vielschreiberei für's Brod fiel, ihm die materielle Unterlage für die glänzende Inscenirung, mit der der Verfasser der „Girondisten" seine Leser stets zu fesseln wußte. Eines Morgens zeigte er mir einen Brief Lamartine's, der ihm schrieb, er habe einen Vertrag mit dem Verleger der „Presse" für eine Biographie Julius Cäsar's geschlossen und nur hinzufügte: „ayez la bonté de me fournir les matériaux nécessaires."

---

[1]) Ein Verzeichniß derselben sowie der hinterlassenen Manuscripte gibt Huber in annähernder Vollständigkeit.

[2]) Nur unter den nachgelassenen Schriften finden sich größere Arbeiten, wie z. B.: Ueber die gallicanische Kirche.

Und Circourt setzte sich und schrieb in drei Morgen vor dem Frühstück ein Leben Cäsar's, das der Dichter dann zu dreißig Feuilletons verarbeitete, wie man einen Dukaten flach schlägt, bis man einen Reiter damit vergolden kann. „Les poëtes furent toujours affranchis du travail de beaucoup apprendre" sagt Huber. Lamartine nennt Circourt in der angeführten Stelle einen Mann, der ganz Kopf und dessen Kopf auf der Höhe aller Wahrheiten war. Das ist richtig, aber nicht, wenn er hinzufügt, daß er „gleichgültig zwischen den Systemen stand, wie ein Wesen, das nur Intelligenz und mit der menschlichen Natur einzig durch Beobachtung und Neugierde verbunden war". Es ist wahr, daß die Unparteilichkeit, mit der er alle Fragen behandelte, oft den Zweifel erwecken konnte, ob er selbst eine bestimmte Ansicht habe, aber Circourt war keineswegs indifferent, noch weniger herz- oder charakterlos; er war von großer Güte, besonders für Kinder, die ihm selbst versagt blieben, von fanatischer Gefälligkeit für seine Freunde und bedurfte für sich wenig außer seinen Büchern, seinem Thee und den billigsten Cigarretten. Er blieb stets überzeugter Legitimist, wenn er auch die Illusionen seiner Gesinnungsgenossen nicht theilte, und gläubiger Christ bei aller Weitherzigkeit in religiösen Dingen. Aber er fühlte selbst, daß er nicht für die praktische Politik geschaffen war und hat sich deshalb von derselben mit Ausnahme seiner kurzen, noch näher zu erwähnenden Mission in Berlin, fern gehalten. Er war eben wegen seiner Vielseitigkeit und Beweglichkeit kein Geschäftsmann und hätte wahrscheinlich über ein neues gelehrtes Werk den Abgang des Couriers oder die Stunde des Ministerraths versäumt. Dies that seinem Scharfblick in politischen Fragen keinerlei Eintrag; er besaß vielmehr in hohem Grade die Kunst, solche in knapper und präciser Form darzulegen, eine Gabe, die Napoleon III., der durch sein schwarzes Cabinet zur Kenntniß von derartigen Briefen gelangt war, die höchste Anerkennung entlockte. Circourt sagte mir einmal, er habe sich selten in seinen politischen Prophezeihungen getäuscht, aber meist in dem Augenblicke, wo das vorhergesagte Ereigniß eintreffen sollte. Ich will dies dahingestellt sein lassen, aber seine Irrthümer hingen jedenfalls mit seiner lebhaften, oft sprühenden Einbildungskraft zusammen, die manchmal wunderbare Blasen warf; so erinnere ich mich, daß er einst in kleinem Kreise uns 1855 die voraussichtliche Wiederherstellung des Rheinbundes ausmalte und dem damaligen preußischen Gesandten in Paris, Grafen Hatzfeldt, in Aussicht stellte, Senator des Königreichs Westphalen zu werden.

Dieser eigenartig bedeutende Mann fand nun eine ebenso eigenthümliche Ergänzung in seiner Gattin, sicher eine der bedeutendsten Frauen ihrer Zeit. Sie verband eine seltene geistige Begabung und vollendete Beherrschung der gesellschaftlichen Formen mit echter Weiblichkeit, tiefer Frömmigkeit[1]) und reinster Herzensgüte. Obwol sie so sehr Französin geworden war, wie dies überhaupt für eine Fremde möglich ist[2]), so blieb ihr von ihrer Abkunft doch etwas Welt-

[1]) Frau v. Circourt trat 1843 zum Katholicismus über, wol unter dem Einfluß ihrer gleichfalls Convertitin gewordenen Landsmännin Mme. Swetchine und des späteren Cardinal Bonnechose. Circourt war hiermit keineswegs einverstanden; er stand thatsächlich, obwol er der katholischen Kirche bis zu seinem Tode angehörte, mehr auf protestantisch-positivem Boden.

[2]) „Jamais française n'a été si française que ma Moscovite" schrieb ihr Sismondi.

bürgerliches; sie sprach außer ihrer Muttersprache und dem Französischen deutsch, englisch und italienisch mit gleicher Geläufigkeit; aber sie erinnerte in keiner Weise an den Typus sonstiger vornehmer russischer Damen, von denen Bonstetten sagte: „Ces âmes vont flottantes, par ce qu'elles n'ont jamais senti le lest de la nécessité." Dazu war sie zu tief durchgebildet und ihr immerhin bescheidenes Vermögen führte sie von vornherein zur Nothwendigkeit, eine gute Hausfrau zu sein. Ihr kleines Heim war vorzüglich aufgezogen und ließ bei der angeregtesten Geselligkeit und ausgedehntesten Gastlichkeit nie die Stricke des Wolkenwagens sehen. Man sagt, daß sie als Mädchen etwas vom Blaustrumpf hatte; jedenfalls war dies als Frau nicht der Fall. Corinna Borysthenida schrieb als Gräfin Circourt nicht mehr und sammelte ihre ganze Kraft für die Armen, ihre Freunde, ihr Haus und ihren Salon. Letzterer war in der That einzig in seiner Art. Als Circourt's nach ihren Reisen sich 1837 in Paris niederließen, fanden sie den Julithron befestigt, die politische Umgestaltung war vollzogen, das Bedürfniß der Geselligkeit machte sich bei denen geltend, welche nicht die Invasion englischer Sitten und des Sport in die Clubs oder die Speculation in die Börse trieben. Aber die Politik trennte auch die Salons; während in denen der Fürstin Lieven, der Gräfin Castellanes und Madame de Boigne Guizot, Molé und der Herzog Pasquier herrschten, trauerte Chateaubriand in dem Madame Recamier's über seine gefallene Größe und schloß das Faubourg St. Germain sich streng gegen den Usurpator ab, dessen Hof mit seiner bürgerköniglichen Einfachheit wenig in der großen Welt zählte. Nur auf dem neutralen diplomatischen Boden der österreichischen und der sardinischen Botschaften begegneten sich die Anhänger der gefallenen und der herrschenden Monarchie unter dem schützenden Tact, mit dem die Gräfin Apponyi und die Marchesa Brignole-Sales ihre Gäste zu empfangen wußten. Aber das Bedürfniß eines ungezwungenen und allgemeinen Austausches machte sich doch geltend.

Was ein Salon sei, ist nicht so leicht zu sagen als es scheint. Zwar die Frau eines Börsenfürsten, welche schön geputzt in prächtigen Zimmern eine Schaar elegant gekleideter Leute empfängt, wird nicht ermangeln, mit Selbstgefühl von ihrem „Salon" zu sprechen; aber die, welche die wahren Salons kennen, werden nur ein mitleidiges Lächeln für sie haben. Ein Salon hat nichts gemein mit jenen Festen, wo man eine Menge mehr oder weniger glänzender Toiletten zusammenbringt, die sich kaum kennen und noch weniger sich wirklich etwas zu sagen haben, wo man sich deshalb im Schweiße seines Angesichts nebeneinander herschiebt, bis die Stunde des Soupers kommt und ein Sturm auf das Buffet beginnt, als ob es gelte gratis zu speisen. Ein Salon ist eine vertraute Vereinigung, wo man sich kennt und sucht, wo man erfreut ist, sich zu begegnen. Die Frau vom Hause bildet den Mittelpunkt und das Band zwischen den Gästen, und je ausgezeichneter sie ist, desto mehr werden Leute von Geist wünschen, ihr Haus zu besuchen und durch sie mit anderen bedeutenden Personen bekannt zu werden. Vor allem aber fordert ein Salon ähnliche Gewohnheiten, verwandte Ideen, gleichen Geschmack und jene Intimität, die gleich entfernt von Hochmuth wie von Familiarität, ungezwungen eine Unterhaltung anzuknüpfen und abzubrechen weiß und jedem Gedanken eine feine Form gibt.

Der wahre Salon muß eine kleine Republik sein, wo die einzige Gleichheit herrscht, die auf Erden keine Chimäre ist, die Gleichheit der Intelligenz, des Wissens und der Bildung, und wo die natürlichen Gegensätze nur dazu dienen, den Austausch zu beleben; eine Republik, in die Niemand aufgenommen wird, der nicht werth wäre, mit den Ersten und Besten in Berührung zu treten, und wo nur ein Souverän, der Geist anerkannt wird. Die feine Plauderei, das savoir causer, durch seinen Geist dem Geiste des Anderen Funken entlocken, das ist das Doctordiplom des Salons. Materieller Genuß bleibt fern, man hat eben vorher gespeist. Der Glanz der Gemächer thut nichts zur Sache, im Gegentheil, aller ideenloser Luxus stört; nur ein gewisser Comfort ist erforderlich und je feiner und sinniger derselbe ist, je mehr die Zimmer kunstliebende, gebildete Inwohner zeigen, desto rascher werden die Gäste sich heimisch fühlen.

Paris ist — das wird Niemand leugnen können — die Heimath der Salons; die Pariser Salons allein haben eine Geschichte, die mit dem Hotel Rambouillet beginnt und — freilich stark bergabsteigend — bis auf unsere Tage fortgeht. Diesen Salons, den Leuten, welche sie gebildet, den Werken, welche sie angeregt, verdankt Frankreich zum großen Theil seinen Einfluß auf die höheren Stände Europa's; ohne sie hätte es wohl seine Pascal, Corneille und Bossuet, aber keine La Rochefoucauld, Labruyère, Vauvenargues, keinen Fürsten von Ligne, der, obwol Belgier von Geburt, der Typus eines französischen grand seigneur des 18. Jahrhunderts war. Daß das Ueberwuchern des Salons gewisse Schattenseiten hat, liegt auf der Hand; wenn man vor allem geistreiche Wendungen und epigrammatische Spitzen sucht, wird leicht die eingehende Tiefe der Betrachtung vernachlässigt und nicht immer fördert es die Lösung eines Problems, wenn man folgenschwere Erscheinungen in einem spielenden Witzwort zu bändigen sucht. Aber doch wird Niemand, der feinere Geistesbildung zu schätzen weiß, sich dem Zauber eines wahren Pariser Salons entziehen. Was in der That kann vollkommener sein als die Art, wie dort die Frau vom Hause ihre Gäste empfängt? Für jeden hat sie ein verbindliches Wort, indem sie jenen begrüßt, stellt sie diesen vor; ein Wort genügt, um auf gleiche Interessen, gemeinsame Bekanntschaften hinzuweisen, Erinnerungen anzuregen; ihr Theetisch bleibt der Mittelpunkt, an dem ein Gast den anderen ablöst, an verschiedenen Punkten des Gemachs bilden sich Gruppen um andere Damen, jede Sonne hat ihre Trabanten. Auf den Kamin gelehnt, entwickelt dort ein Maler seine Ansicht über moderne Kunst; hier bespricht ein Dichter leise den Erfolg seines soeben vollendeten Drama's; auf jener kleinen Ottomane berath sich ein junger ehrgeiziger Politiker mit seiner Beschützerin, was am besten für seine Beförderung zu thun sei. Diese Frau läßt sich von verschiedenen Candidaten für den erledigten Sessel der Akademie den Hof machen, drüben in der Ecke erklärt ein ergrauter Diplomat einem aufstrebenden Legationssecretär die politische Lage, eine gefeierte Schönheit rauscht im Ballkleide durch das Zimmer, ehe sie sich in die Tuilerien begibt. — Ueberall ist Leben, Bewegung, nirgend Lärm und Gedränge; man kommt leise und verschwindet ohne Abschiedsfeierlichkeiten, um Anderen Platz zu machen. Gegen Mitternacht leeren sich die Zimmer, nur vertrautere Freunde bleiben, man rückt am Theetisch zu-

sammen und dann beginnt oft erst das interessanteste Gespräch. Ein hervorragender Mann nimmt das Wort, ein anderer antwortet, ein dritter wirft eine Bemerkung dazwischen, Rede und Gegenrede wechseln in rascher Folge und man bemerkt die Flucht der Zeit nicht.

Ein solcher Salon war der der Gräfin Circourt. In den zwei kleinen niedrigen Zimmern eines Zwischenstockes der Rue des Saussayes fand sich alles zusammen, was Paris an ausgezeichneten Männern und Frauen aufweisen konnte; denn was ihre Geselligkeit auszeichnete, war, daß sich bei ihr die verschiedensten politischen Glaubensbekenntnisse und Nationen begegneten. Neben der Blüthe des legitimistischen Adels fand man zur Zeit der Julimonarchie Mignet, Cousin, St. Aulaire, Salvandy [1]), Molé, zur Zeit des Kaiserreichs M. Chevalier, Parieu, Mérimée, Kergorlay, Drouin de Lhuys; kaum ein ausgezeichneter Fremder berührte Paris, der nicht dort vorsprach, Humboldt, Ranke, Bancroft, Prescott, Tiänor, Stanley, Grote waren oft gesehene Gäste. Vielleicht konnte nur eine Fremde so verschiedenartige Elemente auf einem Boden vereinigen [2]); und welche Mühe gab sich die Gräfin, ihre Schaar zusammenzuhalten und neu zu rekrutiren! Zahlreiche kleine Billets ließ sie täglich ausflattern, um ihre Empfangsstunden in Erinnerung zu bringen; hier eine Einladung, dort eine Einlaßkarte zur Empfangssitzung eines Akademikers für ihre Schützlinge zu erbitten oder die Unterstützung eines Einflußreichen für ein noch unerkanntes Verdienst, einen Artikel im „Journal des Débats" oder der „Revue des deux Mondes" für einen Autor nachzusuchen. Ihr Genius der Versöhnung wußte die größten Gegner friedlich an einen Tisch zu bringen; wagte sie es doch sogar 1856, den verabscheuten Cavour mit seinen größten Feindinnen in ihrem Zimmer sich begegnen zu lassen, obwol derselbe damals erst in den Anfängen seiner berühmten Verbrechen stand. Die Sache gelang vollkommen; sie rechnete, wie Huber sagt, mit Recht auf die Neugier, die das Ungeheuer einflößen würde. Freilich gehörte Cavour zu ihren ältesten Freunden; zu der Zeit, da er noch als junger Mann in Paris erschien und als Lebemann und starker Spieler von den Politikern des Tages nicht ernsthaft genommen wurde, war sie die Vertraute seines Strebens und seiner Pläne und blieb es bis an sein Ende [3]). Huber sagt, daß seine Briefe sich in ihrem Nachlaß nicht vorgefunden, sie dieselben also der Familie nach seinem Tode zurückgegeben oder zerstört habe, sie hat mir dieselben aber früher zur Einsicht gegeben und ich habe daraus gesehen, wie klar Cavour seine künftige Politik bereits in früheren Jahren in's Auge gefaßt hatte; obwol mit den italienischen Patrioten jener Tage genau bekannt, wollte er sich niemals einer Partei unterordnen, sondern seine eigene machen. Der folgende Brief wird nicht ohne Interesse sein.

[1]) Louis Philippe, der dies nicht gerne sah, fragte denselben einmal: „On me dit, Monsieur de Salvandy que vous voyez souvent des gens qui ne sont pas de mes amis?" — „Sire," antwortete der Minister, „les portefeuilles passent, mais les amitiés restent."

[2]) Es ist merkwürdig, daß, wie Huber bemerkt, neben ihr auch in den beiden bedeutendsten anderen Salons Russinnen herrschten, Madame Swetchine und die Fürstin Lieven, freilich eine Baltin.

[3]) Von der Gräfin erfuhr ich im August 1858 unter dem Siegel des Schweigens Cavour's Besuch in Plombières.

Madame! Ich schätze mich glücklich, daß der Herzog von Broglie der Bitte zuvorgekommen ist, die ich an ihn in Ihrem Namen richten wollte, und mich in Stand gesetzt hat, Ihnen ein Exemplar seines Berichtes über die Lage der französischen Colonien und die Abschaffung der Sklaverei zu überreichen.

Ich wage Ihnen lebhaft das Studium dieses umfangreichen Berichtes zu empfehlen, nicht nur weil ich weiß, daß Ihre hohe Einsicht sich lebhaft für die unermeßliche Menge von Thatsachen und tiefen Gedanken, die er enthält, interessiren wird; sondern vor Allem weil ich hoffe, daß, indem Sie ihn lesen, Ihr großmüthiges Herz eine wahre Sympathie für den berühmten Staatsmann fühlen wird, der sich über die kleinlichen Dünkel der Popularität und des politischen Ehrgeizes erhebt, ohne sich durch die Hindernisse und zahlreichen Enttäuschungen entmuthigen zu lassen, welche die Gesittung in ihrem aufsteigenden Gange erleidet und der mit ebenso viel Festigkeit als Klugheit fortdauernd daran arbeitet, die großen Grundsätze der Gleichheit und Vervollkommnungsfähigkeit auf der ganzen Erde ohne Unterschied der Breitengrade und Racen zu verbreiten. Ich wünschte Sie meine Gefühle für den Herzog von Broglie theilen zu lassen, damit, wenn ein neues Beispiel des schimpflichen Wankelmuthes unserer Politiker Sie betrüben sollte, Sie in Ihrem Geiste die zerstörenden Spuren dieses traurigen Wechsels auslöschen können, indem Sie an seine unerschütterliche Beständigkeit in der Bahn des Fortschritts denken.

Ich bitte Sie, meinen declamatorischen und provinzialen Ton zu verzeihen und nicht zu sehr über mich zu spotten, wenn Sie über den Mißklang zwischen meinem Briefe und meinen Lehren nachdenken. Es ist wahr, daß es noch nicht Mittag ist und Sie für mich mehr sind, als die liebenswürdigste Frau der Welt. C. Cavour.

Auch mit Circourt war Cavour eng befreundet; nach des Letzteren Rücktritt in Folge der Präliminarien von Villafranca trafen Beide sich im Herbste in Genf. Circourt schrieb mir darüber bald nachher:

„Die Rüstungen Oesterreichs und die Warschauer Zusammenkunft hatten offenbar Cavour's ruhige Heiterkeit gestört; er sagte mir: Wir müssen uns auf harte Prüfungen, vielleicht auf den Verlust von mehr als einer Schlacht gefaßt machen, aber unser Unternehmen hat im italienischen Volke zu feste Wurzeln, um im Blut wieder erstickt werden zu können. Ich bin meiner Sache gewiß, wenn man uns nur bis zum Frühjahr zu unserer Organisirung Zeit läßt. Nach einer Pause schwermüthigen Nachdenkens setzte er hinzu: Napoleon hatte einen Bundesstaat oder Staatenbund mit dem Papste als Ehrenpräsidenten vorgezogen; früher wäre das vielleicht ausführbar gewesen, jetzt ist diese Idee ganz unpraktisch. Es bleibt uns keine Wahl übrig, die Lage Italiens erheischt gebieterisch Einheit, das ist nicht mehr zu bestreiten. Der Vorwurf einer macchiavellistischen, alles Recht mit Füßen tretenden, revolutionären Politik rührt mich wenig. Ich appellire an die Nachwelt, man lese die Geschichte, es gibt keine große Umwälzung, wo nicht in gewissen Perioden die Staatsraison das Uebergewicht über Verträge und über das strenge Recht gehabt hätte. Der erste Theil unserer Aufgabe, die Paralysirung der demagogisch-revolutionären Freunde Garibaldi's, der ein Schwert aber kein Kopf ist, ist vollkommen gelungen. Ich bin in einem höheren Sinne Widersacher der revolutionären Grundsätze, als man in Europa Wort haben will. Schrieb nicht schon Capodistrias an Graf de Maistre nach der Herstellung des Königreichs Sardinien: „Votre prince est placé et pourra monter à cheval sur l'Italie . . ?“ “

Doch kehren wir zur Rue des Saussayes im Jahre 1848 zurück. Circourt hatte vorausgesagt, daß aus den Februarbanketten eine Revolution hervorgehen werde; nach dem Sturz des Julithrons sagte er Huber „die politische Revolution ist beendet, die sociale beginnt“. Seine Verbindung mit Lamartine führte ihn in die Politik und machte den Legitimisten zum Gesandten der Republik. Lamartine legte mit Recht Werth darauf, König Friedrich Wilhelm IV. über die friedlichen Absichten der neuen Regierung zu beruhigen, Circourt hatte zahlreiche Verbindungen in Berlin, vor allem war er intim mit Heinrich von Arnim, preußischem Gesandten in Paris. Er nahm, da man von ihm kein republikanisches Glaubensbekenntniß forderte, im patriotischen Interesse die Mission an,

ohne förmlich beglaubigt zu werden. Die Aufgabe war schwierig, um so mehr, als er nur die allgemeine Instruction hatte, die guten Beziehungen zu Preußen zu pflegen und Lamartine ihm übrigens gesagt: „Vos instructions sont toutes dans votre caractère.“ Das Manifest der provisorischen Regierung vom 2. März sprach von den unterdrückten Nationalitäten, deren Herstellung Frankreich interessiren. Der Minister des Auswärtigen, Baron Canitz, fragte, welche Nationalitäten gemeint seien? Der Name Polens war nicht zu umgehen; inzwischen brach die Revolution in Berlin aus. Am 21. März erschien eine Deputation aus Posen unter Führung des Erzbischofs, welche um die Wiederherstellung der polnischen Krone unter dem König oder einem Prinzen des Hauses bat. Friedrich Wilhelm IV. lehnte diese Forderung, die zum Kriege mit Rußland führen mußte, ab; versprach Posen aber Autonomie. Von allen Seiten trafen polnische Ausgewanderte oder Verbannte ein, die von dem Gesandten Frankreichs Förderung ihrer Pläne hofften; nach dem Aufstand waren die polnischen Gefangenen von 1846 freigelassen und wurden laut gefeiert, dazu kamen mehr oder weniger geheime Agenten der propagandistischen Partei in der provisorischen Regierung. Man drängte Circourt, sich mit den Führern des ausgebrochenen Aufstandes in Verbindung zu setzen, Adressen und Deputationen zu empfangen, andererseits bereitete sich die deutsche Bevölkerung der Provinz zum energischen Widerstande, bald standen beide Theile in offenem Kampfe. Eine einzige Schwäche seinerseits hätte damals den Frieden zwischen Preußen und Frankreich gefährden können. Circourt blieb fest und sagte dem Fürsten Czartoryski, der die Wiederherstellung Polens verlangte, er sei gesandt, um Aufstände zu vermeiden, nicht um sie zu ermuthigen; er wußte, als nach der Discussion über Polen in der Nationalversammlung er den Auftrag erhielt, der preußischen Regierung Vorstellungen zu machen, demselben die Spitze abzubrechen. Die Emigration griff seine Haltung erbittert an, aber er blieb auf seiner Linie und arbeitete mit dem Minister gewordenen Baron Arnim und dem General von Willisen daran, eine ethnographische Scheidung des deutschen und polnischen Gebietes von Posen herzustellen, wobei er seine erstaunlichen Specialkenntnisse zeigte. Die Niederwerfung des bewaffneten Aufstandes vereitelte diesen Plan und Circourt ward abberufen, seine Haltung entsprach nicht den Leidenschaften des Augenblickes; aber die preußische Regierung und besonders Friedrich Wilhelm IV. blieben ihm stets für seine tactvolle Haltung in schwierigen Umständen dankbar, er wurde mit der Gräfin vor seiner Abreise nach Sanssouci zur Tafel geladen und später sandte ihm der König sein Bildniß mit den Worten: „Das Bildniß stammt aus meiner Fabrik, aber der Rahmen nicht und Sie schulden mir drei Thaler dafür. Ich will nicht, daß Sie mich anklagen, ich habe gesucht, Sie zu bestechen.“

Circourt begab sich über Dresden, wo er den ihm längst bekannten Prinzen Johann besuchte, nach dem Rhein und von dort nach Paris zurück. 1852 ging er mit mehreren Freunden nach Frohsdorf, wo er den Grafen von Chambord, den er schon 1835 als Knaben in Prag gesehen, zum Manne gereift fand. Der Fürst übte auf Circourt die persönliche Anziehungskraft aus, die nach allgemeinem Urtheile keiner der Bourbonen seit Heinrich IV. in so hohem Grade besessen haben soll. „Sich ihr entziehen,“ schrieb der Graf, „ist nicht leicht; die Wider-

strebendsten unterliegen ihr und bleiben unter ihrem Eindruck lange nachdem dieser offene und durchdringende Blick, diese Würde, die einem wohl macht, indem sie die Grenze fühlen läßt, ohne sie zu ziehen, nicht mehr durch ihre Gegenwart wirken." Dabei bewahrte jedoch der eifrige Royalist seine Unabhängigkeit. Wenn er die Standhaftigkeit bewunderte, mit welcher der letzte Bourbon an seinen Grundsätzen festhielt und entschlossen war, seine Restauration, die er nicht als Ziel seines Ehrgeizes, sondern als eine Pflicht betrachtete, deren Erfüllung er vielleicht stets gefürchtet hat, nicht durch Concessionen zu erkaufen: so konnte ein so tiefer Geschichtskenner wie Circourt doch nicht die Lehren der Vergangenheit verkennen. Wenn auch seine persönliche Anhänglichkeit unerschüttert und er selbst im Briefwechsel mit dem blieb, den er als seinen König betrachtete, so konnte er von dieser Passivität, die, wie Lord Normanby in seinem Tagebuch von 1848 schreibt, jedesmal die besten Gründe hat, den Augenblick zum Handeln als nicht gekommen zu erachten, wenig erwarten. Traurig kehrte er nach Paris zurück, wo er einen Theil der Legitimisten und vor allem der hohen Geistlichkeit zum Kaiserreich übergegangen fand; wie unter Napoleon I. war die Curie bereit, mit dem Usurpator auf den Ruinen der gallikanischen Traditionen Frieden zu machen; um so mehr zog er sich ganz in's Privatleben zurück. Er hatte das Kaiserreich kommen sehen, aber war von Anfang an überzeugt, daß es trotz aller Erfolge und selbst bei den besten Absichten schließlich kraft seines Ursprungs im Kriege untergehen werde, und wurde in dieser Ansicht nur bestärkt durch die einzige Unterredung, die er mit dem Präsidenten gehabt. „Napoleon III.," sagte er mir später, „weiß vortrefflich zuzuhören und zu fragen; aber, wie Tocqueville bemerkt hat, er weiß nicht zwischen Träumen und Denken zu unterscheiden." So gespannt er die Ereignisse verfolgte, so blieb er ihnen, wie dem ganzen neuen Regiment doch fern, wenn er auch mit den besseren Anhängern desselben im Verkehr war, vor allem dem kaiserlichen Hausfreund Mérimée, welcher nach wie vor den Salon der Gräfin besuchte, der bald bedeutender als vor 1848 ward.

Frau von Circourt wünschte nach ihrer Rückkehr einen bescheidenen Besitz für den Sommer und Herbst und fand denselben in einer Cottage auf der Celle de St. Cloud, an der Grenze der Waldung von Malmaison. Sie verstand es, Haus und Garten zu einem idealen Landsitz zu machen. Die Einrichtung war sehr einfach, aber von gediegenem Comfort, der große Salon zu ebner Erde voll Licht und gefüllt mit Erinnerungen von Reisen und berühmten Personen; die Bibliothek hatte den besonderen Reiz, daß die meisten Bücher Geschenke der Verfasser waren, der Garten, der allmälig vergrößert ward, und die anstoßenden Wälder, die sich bis zur kaiserlichen Meierei von Ville d'Avray hinzogen, boten schattige Spaziergänge. Der Aquäduct von Marly begrenzte die weite Aussicht. Die Gräfin hatte neben ihrem Salon nur ein bescheidenes Schlafzimmer. Circourt wohnte im ersten Stock, daneben befanden sich drei Fremdenzimmer oder vielmehr chambres d'amis, wie die Gräfin sagte, deren eines im Sommer fast ständig ihr alter Hausfreund Graf Belvèze einnahm, einer der geistvollsten Franzosen, die ich gekannt, der mit allen Gefühlen des ancien régime und der Unabhängigkeit des vornehmen Mannes das feinste Verständniß für die Gegenwart, die beste französische Liebenswürdigkeit und einen sprudelnden Humor ver-

band, den stete Kränklichkeit kaum dämpfen konnte. Allen, welche die Gastlichkeit dieser befriedeten Oase, der die Gräfin den Namen „les Bruyères“ gegeben, in dem Treiben des kaiserlichen Paris gekannt haben, wird dieselbe unvergeßlich bleiben; man nahm den Kaffee auf seinem Zimmer und versammelte sich erst $10^1/_2$ Uhr zum Frühstück, die Zeitungen wurden gelesen, Briefe mitgetheilt, die Tagesereignisse besprochen; hernach schickte sich Circourt gewöhnlich zu einer größeren Wanderung an, auf der ihn die Gäste begleiteten, die sich nicht scheuten, ein wenig Hitze für die Belehrung seiner sprudelnden Unterhaltung in Kauf zu nehmen. Der Vieruhrzug brachte aus Paris gewöhnlich Besuch zu Tisch. Das Speisezimmer hielt kaum zehn Personen, aber welche Feste des Geistes sah es, wenn Tocqueville, Mignet, M. Chevalier, Grote, Ranke, Ticknor, Stanley, Madame Blaze de Bury und so viele andere seine Gäste waren! Zu ihnen zählte später auch Thiers, der mit seiner unvergleichlichen Unterhaltung alles hinriß, und nach seinem ersten Besuche auf die Frage, was er von dem Hause halte, erwiderte: „Un salon d'acclimatation, qui donne bon exemple“.

Das Glück, aber nicht der Friede dieses schönen Kreises wurde getrübt durch einen schweren Unfall der Gräfin im Sommer 1855, der nach langen Leiden schließlich ihrem Leben ein Ende machen sollte. Ich hatte sie an einem Freitag in St. Germain getroffen, wo damals Lady Elgin [1]) mit ihrer Tochter Lady Augusta Bruce, spätere Gemahlin des Dekans von Westminster und genaue Freundin der Königin Victoria, verweilte und es war verabredet, daß ich Sonntags Ranke, der damals für seine französische Geschichte in den Archiven des Auswärtigen Ministeriums arbeitete, nach den Bruyères geleiten solle. Aber als ich mit unserem berühmten Geschichtschreiber in der Hitze der Augustsonne die Höhe der Celle de St. Cloud erklommen hatte, fanden wir die Gräfin nicht. Am Abend zuvor hatte beim Auskleiden die Flamme einer Kerze eine Spitze in ihrem Haar ergriffen, die auf ihre Schulter fallend dort eine tiefe Wunde machte. Die unsäglichen Leiden, welche dieselbe ihr brachte, trug sie mit einer muthigen Ergebung, welche alle Aerzte erstaunte, aber welche nur die recht würdigen konnten, welche sie nahe kannten. Ferner Stehende ahnten nicht, welche Schmerzen sie erduldete, die sie ihren Gästen gegenüber unter immer gleicher Liebenswürdigkeit verbarg. Als sie mir 1858 ihr Bild sandte, schrieb sie dabei die Worte von Madame Swetchine: „Un mal avec lequel il faut vivre est tout autre chose qu'un mal dont il faut simplement mourir et celui-là me frappe dans toutes les habitudes de ma vie.“ Aber ihre Freunde ließ sie dabei nichts entbehren. Für alle Leiden des Körpers mußte sie der geistige Verkehr, mündlich wie schriftlich, entschädigen; ihre Handschrift ward undeutlicher, aber ihre Briefe wurden nicht seltener, Freunde und Gäste kamen wie zuvor, und sie fanden bei der Kranken dieselbe Empfänglichkeit und thätige Theilnahme wie zuvor bei der Frau, voll von Leben und Gesundheit. Endlich unterlag der vielgeprüfte Körper, der schon lange nur durch die Kraft des Geistes

[1]) Eine Frau von merkwürdiger Begabung, die mit achtzig Jahren noch im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte war und sich dabei nur beklagte, daß sie nicht mehr wie sonst schwierige mathematische Aufgaben lösen konnte.

zusammengehalten war; die Gräfin starb im März 1863, erst 53 Jahre alt. St. Beuve schrieb damals im „Constitutionnel“:

„Wir kommen so oft auf die Salons der alten französischen Gesellschaft zurück und bedauern, daß sie nicht mehr da sind; es ist nur gerecht, die ebenso schmerzlich zu beklagen, die wir besitzen und die ein unerwarteter Tod schließt. Frau Gräfin Circourt ist soeben der Pariser Gesellschaft und ihren Freunden aus allen Ländern genommen. Alle, die sie gekannt haben und an den Schätzen ihres Herzens und Geistes Theil nehmen durften, werden den Umfang dieses Verlustes und die Lücke, die sie läßt, zu würdigen wissen. In ihrem Salon gab die Intelligenz Bürgerrecht. Keine Voreingenommenheit, kein Vorurtheil hielt diese sonst so fromme und in ihrem Glauben feste Frau befangen, sobald sie fühlte, daß sie mit einem Geist von Werth und einem Manne von Talent zu thun hatte. Von welchem politischen Ufer man auch kam, welches philosophische Dogma man bekannte, man begegnete sich mit Freundschaft und Sympathie an dem Lehnstuhl, an den sie seit Jahren grausame Schmerzen fesselten, die sie mit der größten Liebenswürdigkeit und unveränderlicher Kunst der Geselligkeit verbarg.“

Nach dem Tode seiner Gattin gab Circourt seine Wohnung in Paris auf, er theilte sein Leben zwischen unermüdlicher Arbeit in den Bruyères und Reisen, die ihn in Berührung mit seinen auswärtigen Freunden hielten. Die Politik brachte ihm nur Kummer. Er war zu gerecht und zu geschichtlich gebildet, um die Vorurtheile so vieler seiner Landsleute zu theilen, als ob Frankreich ein Recht darauf hätte, seine Nachbarn schwach und getheilt zu erhalten; er beobachtete den Niedergang des Kaiserreichs seit dem mexicanischen Abenteuer und sah den Krieg von 1870 mit trauriger Resignation kommen. Nach dem Frieden schien ihm wie allen seinen Freunden die Möglichkeit der Restauration näher gerückt wie je zuvor; aber der Graf von Chambord bewährte auf's Neue sein Talent, die besten Aussichten zu verderben. Er erklärte, wie mir Circourt schon Ende 1871 schrieb, über zwei Dinge werde er nie mit sich handeln lassen: die weiße Fahne und die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes! Sein unglücklicher Brief vom 25. October 1872 vernichtete auch die Hoffnungen, die auf die Aussöhnung mit dem Grafen von Paris gebaut waren. Die Trauer über diese Wendung ließ Circourt's Feder nicht erlahmen; aus dieser Zeit stammt eine Uebersetzung der „Geschichte der Allianz Frankreich's und Amerika's für die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten“ von Bancroft in drei Bänden mit Anmerkungen, die Mignet für ein Originalwerk ersten Ranges erklärte. Am 19. Nov. 1879 ward er auf der Heimkehr von einem Besuche bei Freunden von einem Gehirnschlage getroffen und kam nicht wieder zu sich.

Sein Tod erregte wenig Aufsehen in dem lauten Treiben des modernen Babylons, aber um so mehr Leidwesen bei seinen Freunden. Er erlosch in der Stille, wie er nie den Lärm des Tages suchte; er war keiner der Männer, die ihrer Zeit den Stempel ihres Wesens aufdrücken; er gehörte zu jenen Nebensonnen, die geräuschlos ihren Kreislauf umschreiben, aber von allen Seiten das Licht sammeln, um es uneigennützig wieder nach allen Seiten auszustrahlen.

Aus dem Liebesleben des Siegwartdichters.

Von

Prof. **Erich Schmidt** in Wien.

Daß die Sprache der Liebe zu verschiedenen Zeiten verschieden klang, will vielen Leuten nicht ohne Weiteres in den Sinn, und die flinken Schreiber, die ein Liebespaar der grauen Vorzeit im Schatten der Pyramiden wie ein deutsches Pärchen von heute plaudern lassen, finden beifälligeren Glauben, als Freytag mit den stilgerechten Minnereden der Ahnen. Für uns handelt es sich gottlob nicht um einen altehrwürdigen Papyrus, sondern nur um vergilbte Briefe aus dem achtzehnten Säculum. Im vorigen Jahrhundert welcher Wechsel gleich der Art, wie der verliebte Sänger seine Schöne anruft. Erst erscheint sie in jenen galanten Kleinigkeiten, die an Zierlichkeit und Unbedeutendheit den Nippesfigürchen ähneln, als Daphne, Chloris, Phyllis und häufig in Attituden, die aus der lauschigen Trift arkadischen Schäferthums stammen. Die ehedem steifen und verschnörkelten Briefe streben jetzt, ein artiges Nichts, nach der tändelnden Bewegung des wortreichen kleinpariser Witzes. Dann fällt das Renaissancecostüm, ohne daß sogleich nach Verdrängung der Daphnemaskerade der ehrliche Vorname Marie in seine Rechte tritt, sondern entweder wird mit Bedacht ein anderer festlicherer, vielleicht ein englischer, ausgelesen oder, was uns heute furchtbar prosaisch dünkt, die Herzensdame heißt auch im Liede schlechtweg Radikin oder Schmidtin. Je siegreicher eine übersinnliche Poesie sich ausbreitet, um so mehr wird es in gewissen Kreisen Mode, eine schmachtende Verzückung zur Schau zu tragen und sich durch ein verhimmeltes ernstes Schwärmen interessant zu machen, wie ja schon ein mittelalterlicher Liebesscholastiker gesagt hat, ohne Sorge sei Niemand werth. Es ist ferner überraschend, wie um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts triviale Worte plötzlich dadurch geadelt werden, daß ein anerkannter Dichter sie emphatisch ausspricht. So sagt Klopstock mit all seinem Pathos und seinem ganzen Schmelz „mein Mädchen!“ und es entspinnt sich wol zwischen Kopenhagen und Zürich ein wunderlicher, erbitterter Streit, ob „Doris“ oder „Mädchen“ den Preis verdiene.

Die siebziger Jahre sahen neben echter Freigeisterei der Leidenschaft, Wertherschen Leiden und peinvollen Liebeswirren, der Stellaaufführung in Bürger's Amthause allerlei verwickelte Liebeshändel leichteren Kalibers, in denen Seraphenthum und Sinnlichkeit, Klopstockschwärmerei und platter Leichtsinn einander die Wage hielten und statt eines verzehrenden Scheiterhaufens nur ein Strohfeuer

loderte. Hier soll die Liebesodyssee eines jungen Schwaben erzählt werden, der ein schreibfertiger Dichtgenosse des Göttinger Hains, ein Sohn der empfindsamen Periode und zugleich der Erzeuger einer an Caricatur und Unsinn streifenden Sentimentalität war, die Liebesodyssee Johann Martin Miller's aus Ulm, wesentlich mit seinen eigenen Worten auf Grund seines größtentheils ungedruckten Briefwechsels [1]) mit Voß. Die Vorlage für die sentimentalsten Stellen des sentimentalsten aller Romane, „Siegwart, eine Klostergeschichte", erlebt und doch erlogen, thränenreich und doch so lächerlich, ist sie zugleich eine culturgeschichtliche Novelle und eine literarhistorische Urkunde.

Zeit: 1774 und weiter. Schauplatz: Göttingen, Münden, Leipzig, Ulm.

Im Entwurf eines Liedes, den elementare, wol aus Hölty's Schule stammende Notizen über italienische Aussprache (cielo: tschielo, giro: schiro!) durchkreuzen, bekennt Miller: „Von meiner ersten Jugend an war ich der Minne zugethan", und er hat wirklich viel geliebt. Seine Ulmer Flammen löste in Göttingen, wo Professorentöchter und Bürgermädchen den Studio nicht verschmachten ließen, eine Nichte Pütters ab, der er huldigte, ohne sie je zu sprechen, denn die Stockin „bebte an des erwähltern Freundes Busen", das heißt nüchtern: ein anderer Musensohn war glücklicher als Miller, der bald von den Töchtern des böotischen Göttingens weg in die Ferne schweifte. Da hauste in Münden, zwischen Göttingen und Cassel, der verwittwete Conrector von Einem, ein wohlhabender, gutmüthiger, etwas umständlicher Herr, dem weniger seine schwache Verselei, als seine reizende und kluge Tochter Lotte ein Plätzchen in der Literaturgeschichte erobert hat. Die Göttinger Poeten erkoren den Alten zum Helfer in Geldverlegenheiten und liebelten einer nach dem anderen mit dem „kleinen Entzücken", das 1775 achtzehn Jahre zählte. Ein Kuß in Ehren war damals nicht nur bei Pfänderspielen unverwehrt, überhaupt belebte den Verkehr der Jugend eine beneidenswerthe, zwanglose Unbefangenheit und kein verliebter, Mäulchen raubender Gast hatte zu fürchten, daß man ihm flugs als Heirathscandidaten die Pistole auf die Brust setzen werde.

Bald stiegen in dem gastlichen Quartier Voß, Hölty, Hahn ab, bald Miller und Leisewitz. Auch der Dichter des „Julius von Tarent", ein verschlossener Hypochonder, thaute in der Nähe des mit Verstand und Witz reich begabten Entzückens auf. Weder er noch Miller wußten, ob sie schon liebten, aber beide beichteten einander während einer dreistündigen Verhandlung im Mündener Wirthshaus, daß sie sich wol verlieben könnten, und beschlossen einen prüfenden Briefwechsel mit Lotte. „Stelle dir zwei Jünglinge vor, die zusammen ein Mädchen besuchen wollen, um sie auszuforschen, und sich dann, wo möglich, in sie zu verlieben. Jeder wünschte dem Andern, daß er möchte geliebt werden." Im Herbst 1774 reiste Miller, völlig unklar über seine Gefühle, nach Leipzig. Der aus härterem Holze geschnitzte, an Erneſtine Boie unerschütterlich hangende Voß blieb sein treuer Berichterstatter und Berather. Voß war im November zusammen mit Hölty, dem guten Jungen, der den

[1]) Er liegt in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek und ist mir durch die Güte der Herren von Halm und Laubmann zugänglich geworden.

Schattenbildern künftiger Geliebten nachlief und ungeliebt so früh der Schwindsucht erlag, zweimal der Gast der Einem's. „Um sieben standen wir gewöhnlich auf, das Entzücken brachte Thee und Koffee, und Pfeifen; wir schwazten und lachten; der Conrector ging nach der Schule, und Hölty schnäbelte, rauchte um den ersten Kuß eine ganze Pfeife Toback. Wir waren bis Mittag und wenns schlimm Wetter war, den ganzen Tag im Negligee, das heißt ich im Odencollet und mit des Conrectors rothen Pantoffeln cothurnt; Hölty von des Conrectors weitem Nachtcamisol umstrozt, die Haare um die Zähne, die Hacken aus den Strümpfen. — Ich spielte Clavier, sang auch etwas; bekam zuweilen einen Kuß zur Belohnung. Der Conrector trieb selbst an, wenn wir die Belohnung nicht eifrig genung betrieben. Wir sprachen vom schönen Wetter und der Conrector las uns von seinen sieben Sachen vor, bis ihn das Entzücken damit fortjagte. Hölty streichelte dem Mädchen Schultern, Kopf und Beine, nannte sie seine Schäferin und legte sich vor ihr auf die Kniee. Der Conrector und ich lächelten. Wir spielten Rathspiel, wo's auch allerley zu lächeln gab. Die Bettlerode [Hölty's] wurde auswendig gelernt. Bouts rimés wurden gemacht. Und wenns schön Wetter war so spazirten wir herum ... Im Ernst, die Einem ist ein braves Mädchen, und wohl werth, daß man ihrethalben ein Narr wird. Da ich dieß sage, muß das Lob glaubwürdig seyn." Weihnachten wollten sie wieder hin, doch das Reisegeld fehlte.

Diese Mittheilungen über die „gute deutsche Dirne" regten den schwankenden Miller gewaltig auf und ließen in den Briefen alle theatralischen und literarischen Neuigkeiten schwinden vor der Cardinalfrage: liebe ich „Minna", liebe ich sie nicht, werde ich sie lieben? Es ist ihm ganz sonderbar zu Muthe: ihre Neigung würde ihn beseligen, ihre Verlobung mit einem Anderen nicht niederschmettern. Trotzdem stellt sich ein wenig Eifersucht ein. Daß der Bräutigam Voß Küsse bekommen, schiert ihn nicht; aber der entzündliche Hölty! Dieser hatte ihm auch von dem artigen Mädchen, von Scherzen, Händedrücken, Küssen und Abschiedsthränen leichthin berichtet. „Hölty glaub ich wird doch noch in sie verliebt; es kann ihm gehen, wie es mir gewiß gehen würde, wenn ich sie genauer kennen lernte ... Gib auf ihr Betragen gegen Hölty acht, und auch auf seines! Schreib mir alles aufrichtig! Ich werde gewiß nicht unruhig darüber. Kannst du mir schreiben (welches du gewiß nicht können wirst), daß ich ihr nicht gleichgültig bin, daß sie mir ausschließend gut ist, dann glaub ich gewiß, daß es um mein Herz geschehen ist." Hölty selbst neckte ihn mit dem Scharfschützen Amor, nannte ihn einen neuen Werther, dessen Leiden er in Weygand's Verlag veröffentlichen wolle, gab Citate aus Briefen Lottens, betheuerte aber ehrlich, er liebe das Entzücken nicht und werde es nie lieben. Ein Weihnachtsgedicht an die Mündener mißlingt Miller. Dann hört er von einer kecken Behauptung Lottens, er könne sich überhaupt nicht ernstlich verlieben, und weiß nicht, ob er das für ein gutes oder böses Zeichen nehmen soll. Er sagt sich ganz vernünftig, wahre Liebe dürfe nicht so herausraisonnirt werden, sondern müsse sich unwillkürlich aufdrängen. Immer verwünschter wird sein Zustand, immer beängstigender die Leere seines Herzens, und mit einem wahren Horror Vacui beschwört er den Freund, zu entscheiden, ob er liebe oder nicht.

Voß, als Neuling gegenüber einem Ritter, der die Fülle der Minnefreuden schon geschmeckt hatte, in einiger Verlegenheit, wog behutsam ab. „Es ist vieler Anschein für die Liebe, aber nach den Symptomen, die du angiebst, kanns doch auch etwas anders gewesen seyn, etwas Aehnliches was Leisewiz, was Hölty (Cramern will ich nicht nennen) gefühlt hat, und was mir ehedem jedes erträgliche Mädchen einflößte. Ich glaube, daß ich die Einem so ziemlich kenne, und da hat sie bey mir den Vorzug vor allen Mädchen außer Erneſtinen." Ihre Fehler, Fehler der Erziehung wesentlich, seien Eigensinn, Unehrerbietigkeit gegen den Vater und „daß sie dem Lustigen den Vorzug gäbe, und höchstens bis zum Naiven nachempfände". Aber das könne schmelzen wie Eis vom Schilf an der Frühlingssonne der Liebe. Er mahnt zu sorglicher Ueberlegung und schließt rührend: „Mir ist die Liebe etwas sehr Ernsthaftes! Und wo zu einer Sache in der Welt Klugheit und Vorsicht von nöthen ist, so ists hier. Klugheit in der Wahl, versteh ich. Auf Nebendinge, Schwierigkeiten der Entfernung, der Amtlosigkeit, und dergleichen, noch achten, wenn man der Gleichheit der Herzen völlig versichert ist, das mögen die Thoren thun, die in ihrem Herzen sprechen, es ist kein Gott!"

Darauf eine mehrere Bogen füllende Epistel Miller's: so feurig wie die erste Liebe sei keine mehr. „Ich lieb jetzt gar nicht; dies kann ich mit völliger Gewißheit sagen. Aber doch ist mein Herz zur Liebe mehr disponirt als jemals." Der Briefwechsel mit Lotte steigert die Sympathie der Herzen. Er will sich zu Ostern entscheiden. Ihre Mängel erwecken seine Besorgniß; ihn selbst hat das Trotzköpfchen einmal so geärgert, daß er den ganzen Abend kein Wort sprach und die Küsse der reuigen Schönen nicht zurückgab, denn „es kommt alles auf den Ton an, den man gleich anfangs annimmt, und hierin werd ich künftig bei jedem Fall sehr vorsichtig seyn". Miller's Ideal ist kein nur lustiges Mädchen; „mein Mädchen muß weinen können, und Thränen lieben. Thränen der Freude, und der wehmüthigen Zärtlichkeit sind für mich das süßeste in der Natur." Wirklich strebte das schlaue Entzücken nun in Briefen nach elegischen Tönen, die dem Minnesinger einschmeichelnd in's Ohr klangen, obgleich er zu derselben Zeit einer Oschatzer Schönen hofirte.

Ostern 1775 finden wir Miller als Trabanten des Patriarchen Klopstock im Norden. In Hannover trat er Spaßes halber als Doctor Goethe auf und war erst nach ein paar Tagen „entgoethet". In Hamburg hatte er Liebesanfechtungen. Ende Juni ging es von Göttingen nach Münden, wo ihn, obwol die Mitternacht vorüber, der Conrector und Lotte freundlich empfingen und bis vier Uhr plaudernd wach hielten. Er wollte zunächst nur vier Tage bei ihnen bleiben. Die jungen Leute durchstreiften die Umgegend, besuchten einen Pfarrer, pflückten Erd- und Heidelbeeren, wälzten Steine vom Hügel in's Thal, bei welchem kindlichen Vergnügen Miller sich den rechten Zeigefinger tüchtig quetschte und viel „Bardenblut" verlor, tranken in der Glashütte Milch, beschenkten einander mit Vergißmeinnicht — „die ich aber nicht mit der Empfindung gab, oder von ihr annahm, wie ehemals bei der S." (in Ulm) — und eigneten sich einen Berg für ein künftiges Bardenleben an, doch ohne noch an ein Zusammenbleiben als Mann und Frau zu denken. Claudius und seine Rebekka,

die Stolberg, Voß und Miller's Schwester wurden zu Mitbürgern dieses Bardenstaates erkoren. Während intimer Gespräche rückten ihre Seelen immer näher. Lotte äußerte über Schriftsteller, über Stadt- und Landleben, über Physiognomik Gesinnungen, die Miller mit den seinen im schönsten Einklang fand, sie bedauerte ihr früheres leichtes Wesen und ließ sich nur einmal vor den befreundeten Bürgermeisterstöchtern allzu lustig gehen; sie wurde nicht müde nach Miller's Schwester zu fragen. Abends vor der Hausthür mußte Miller schwäbisch reden und sie sprach ihm alles gelehrig nach. „Es entstand unter uns eine genauere Verbindung, doch dieß war nur Freundschaft." Miller verschob die Abreise um einen Posttag. Sie wurden immer vertrauter. Bald wußte er, daß Lotte in ihrem vierzehnten Jahre von Bremenser Verwandten einem Hauptmann verlobt worden war. Ueberhaupt fehlten die Freier nicht, aber der Conrector wollte sein Töchterlein ganz nach der Neigung gewähren lassen. Miller, der vor der Hand nicht einmal einen Händedruck wagte, obwol er jede Nacht davon träumte, überzeugte sich immer mehr von ihrer Liebe zum Landleben, zur ländlichen Arbeit und ihren vielen Haushaltungskenntnissen. Gewiß schätzenswerthe Eigenschaften für eine künftige Frau Pastorin auf dem Lande. So kam der fünfte Tag, ein Donnerstag, heran. Sie saßen stundenlang allein, während der Alte Schule hielt. „Sie spielte das Clavier und sang; dann lasen wir aus Klopstock's Oden und dem Messias; bei Semida und Cidli," der elegischen Liebesepisode des vierten Gesanges, „weinte sie, und sah mich das erstemal mit einem Blick an, der mehr bedeutete, und mir durch die Seele ging (Laß doch Graun's Compos. von Semida und Cidli sobald als möglich abschreiben und schick' es mir, oder auch unmittelbar der E. in meinem Namen! ich hab's ihr gewiß versprochen. Vergiß es nicht, lieber Voß!). Ich glaubte noch nicht, daß sie mich liebte, aber doch, daß eine Liebe unter uns entstehen könnte. Sie gefiel mir schon sehr; aber ich that kälter, als ich war, und war sehr behutsam, weil mir immer die Geschichte mit der S. einfiel . . . Am Freitag Morgen waren wir wieder ein paar Stunden allein. Ich las vor; sie setzte sich nahe zu mir, ihre Hand lag in der meinigen. Ich that immer noch zurückhaltend, so wenig ich auch gleichgültig war. Die Aehnlichkeit unserer Gesinnungen zeigte sich immer mehr; wir kamen uns wechselsweise bei Stellen, die wir tief fühlten, mit unseren Aeußerungen zuvor; oft stunden uns bei rührenden Stellen die Thränen in den Augen, und wir sahen uns gerührt an. Den Nachmittag gingen wir wieder in einem schönen Thal an der Werra spazieren. Wir lagerten uns in's Gras und waren sehr vergnügt. Sie ward immer stiller, nachdenklicher und sanfter. Ich fühlte nun mit Ueberzeugung, daß ich das Leben mit ihr ganz glücklich würde zubringen können; ich wünschte es, aber weiter durft' ich auch nicht thun. Ich schien ihr nicht gleichgültig, aber deswegen mußte sie mich noch nicht lieben; am wenigsten so lieben, daß sie mir in ein fremdes Land nachziehen sollte. Ich hatte mich bei der S. schon betrogen, und wollte dieses nicht von Neuem erfahren. Meine Lage fing nun an, mir beschwerlich zu werden; ich liebte, zwar nicht mit Heftigkeit, aber mit der Ueberzeugung, daß meine Wahl vernünftig sei; ich mußte verbergen, was ich fühlte, um keine Neigung anzufachen, die, wo nicht dem Mädchen, doch dem Vater in der Folge unan-

genehm werden und traurig werden könnte. Ich war als Freund in's Haus gekommen, und sollte nun Kummer und Verdruß in die Familie bringen. Ich war mir zwar bewußt, daß ich keine Kunstgriffe gebraucht hatte, aber der Schein konnte doch wider mich sein. Dieses alles machte mich bald still, bald that ich wieder lustig, um keinen Argwohn zu erregen. Der Vater und die Tochter sprachen oft davon, ob ich wol wieder in diese Gegenden kommen werde? Ich wußte nicht, was ich antworten sollte, und machte die Sache immer ungewiß und zweifelhaft. Den Abend als wir zu Hause waren, wurde von der Liebe gesprochen; ich sprach so kalt und überlegt davon, wie ein Professor; die Grundsätze, die ich vortrug, kennst du; daß ich mehr von einer weisen, überlegten Wahl, und einer gemäßigten Leidenschaft halte, als von einer aufbrausenden u. s. w. Ich nahm eine außerordentliche Kälte an. Das Mädchen sprach nicht viel dazu, aber gab mir doch recht.

Am Sonnabend Morgen waren wir nur eine Stunde allein. Sie war still, ihr Blick und ihre Stimme hatten was sanftes melancholisches; sie ließ, auf meine Bitte, ihre Haare unaufgebunden, und gefiel mir unaussprechlich; wir lasen wenig, und sprachen desto mehr. Der Messias lag vor uns aufgeschlagen; im sprechen blickte sie zuweilen hinein, und wies mir die zärtlichsten Stellen; ich sah nun, daß sie mich liebte, und war in desto größerer Verlegenheit, denn ich konnte und durfte mich nichts merken lassen. . . . Nach Tische ließ uns der Vater (ich weiß nicht ob aus Absichten, oder wahrscheinlicher nur von ungefähr), ein paar Stunden allein. Wir sprachen nicht viel, aber waren doch beiderseits gerührt. Ich hatte fast immer ihre Hand in der meinigen, doch drückte ich sie nie, oder unwillkührlich. Wir gingen darauf auf einen Berg, von da wir die schönste Aussicht hatten, und saßen in einer Laube. Sie bedauerte, daß wir hier das letztemal beisammen wären; ich soll an diesen Berg denken, wenn ich in einer schönen Gegend sei; wir wollen diesen Berg wieder besuchen, wenn ich in diese Gegenden zurückkomme, u. s. w. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte? An ihrer Liebe zweifelte ich nun nicht mehr, aber sie mußte an der meinigen zweifeln, weil ich so zurückhaltend thun mußte. Wir gingen lang herum, sprachen von der Trennung und waren traurig. Ich mußte nehmlich künftigen Montag in der Frühe abreisen."

Am Sonntag ging das Paar erst gegen Abend auf jenen Berg, weil Miller seinen Göttinger Oheim in Münden wußte; „wir . . . waren trauriger als den Tag vorher, lagerten uns im Gras, wie Schäfer, drückten uns die Hand und waren über die nahe Trennung traurig. . . . Zu Hause packte ich dann ein, sie gab mir ein paar Manschetten, und ich sagte, daß ich ihr auch ein kleines Andenken geben müsse, nemlich unsere ritterlichen Handschuhe. Hierüber hatte ich lange nachgedacht, und gefunden, daß ich sie nach meiner Ueberzeugung keinem anderen Frauenzimmer geben könnte, denn ich schätzte sie unter allen auf der Welt am meisten hoch. Nun ging der Vater auf die Post, um mir einen Sitz zu bestellen. Ich saß mit ihr in der Dämmerung. Die ganze Traurigkeit des Gedankens, daß ich morgen früh sie verlassen müsse, lag auf mir, meine ganze Seele war versunken. Mein Herz war beklommen; ich konnte kein Wort sprechen, und nichts denken, als die Trennung. Wir seufzten nur,

und drückten uns die Hand. Sie bleiben noch, sagte sie. Es ist nicht möglich, war meine ganze Antwort, und nun versank ich wieder in ein tiefes Stillschweigen. So bang war mir nie. Ich gab ihr die Handschuhe. Wir sollen sie dem Frauenzimmer geben, das wir am meisten hochschätzen. Sie drückte mir mit Heftigkeit die Hand. Halb hatte sie den Sinn verstanden. Wird es Sie nicht gereuen? sagte sie. — Wie können Sie das glauben, war meine Antwort; und nun kam noch eine heftige Beklemmung und ein noch tieferes Stillschweigen. Ich war wie verloren, die ganze Welt um mich her verschwand mir." Da kommt der Conrector mit vielen Entschuldigungen: die Casseler Post ist einer Ladung frischer Häringe wegen eben abgegangen. So konnte Miller bis Dienstag Morgen verziehen und „dankte den Häringen, daß sie so zu rechter Zeit gekommen wären!"

„Eben sah ich" — aus dem Tagebuch offenbar — „daß ich mich wegen der Handschuhe geirrt habe, ich gab sie meinem Mädchen erst den folgenden Abend, aber am Sonntag hatte ich sie ihr versprochen. Den ganzen Montag blieb ich zu Hause. Die E. ging mit fliegenden Haaren und betrübt herum; sie sah mich oft wehmüthig an. Wir saßen viel beisammen und sie legte von freien Stücken ihre Hand in die meinige. Wenn ich sie lange ansah, standen ihr die Thränen in den Augen." Sie sprachen von Claudius und Voß, den Lotte gleich Miller allen übrigen Freunden vorzog. Voß soll ihr öfter schreiben! Miller sah immer noch ihre Fehler, wurde aber zugleich immer sicherer, kein Mädchen zu finden, „daß das Landleben, die Dichtkunst, die Ruhe und die stille Vertraulichkeit so liebt, als sie."

„Den andern Morgen gegen 3 Uhr sollte ich abreisen; der Vater sprach vom frühen Schlafen gehen; sie sagte aber, daß sie gar nicht schlafen wolle. Wir sprachen nicht viel, weil wir traurig waren. In der Dämmerung setzte sie sich zu mir in der Einen Ecke des Zimmers; der Vater saß in der andern. Wir hatten uns noch kein Wort von Liebe gesagt, und doch war es unter uns ausgemachte Sache, daß wir uns liebten. Das sagte jeder Blick, jeder Händedruck, jeder Seufzer. Ein paar Stunden saßen wir vor der Thür. Um 11 Uhr fieng es an, in der Ferne zu donnern; dies erweckte zuerst die Besorgniß, daß sie uns nicht würde begleiten können. Nach 12 kam das Gewitter näher und ein heftiger Platzregen fiel. Wir saßen ohne Licht im Zimmer, aber die häufigen und starken Blitze erhellten es beständig. Ich saß mit ihr am Tische, der Vater schlummerte etwas hinter dem Ofen. Ich sah, daß ihr Herz sehr beklommen war, ihr Busen bebte und athmete schwer. Mir gings eben so; Einmal sah sie mich beim blassen Mondenlicht so zärtlich an, daß ich ihr die Hände küßte, eh ich selbst es wußte. Dieß war der erste Händekuß. Sie lehnte ihren Kopf an meinen Arm, ich streichelte ihre Wangen, und gab ihr den ersten heiligen Kuß — Alles Glück des Himmels überströmte mich, als sie mich ansah, und ihr Aug von mir zum Himmel hub. Ich glaube, daß sie betete. Es ward wieder dunkler, das Gewitter und der Regen wurde heftiger, sie schwieg und seufzte. Es lag ein Buch aufgeschlagen vor uns; ich hörte Thränen drauf fallen: Ich nahm ihre andre Hand, sie legte die meinige aufs Buch, und es war naß. — Lieber Engel, sagte ich, und küßte sie zum 2tenmal. — Nun

stürzte sich auf einmal der Gedanke von der nahen Trennung auf mich herab. Meine Brust hob sich und zitterte; wir saßen eine halbe Stunde sprachlos — Sollten wir uns wiedersehen — sagte sie endlich — Ja gewiß, gewiß, antwortete ich 2mal mit Heftigkeit, drückte ihre Hand stärker und küßte sie auf den Mund — sie mich wieder — Nach einiger Zeit ermunterte sich der Vater wieder; wir blieben aber sitzen wie vorher: Hand in Hand, und ihren Kopf an meine Brust gelehnt. Der Regen hielt noch immer an; Es war also nicht daran zu denken, daß sie uns begleiten könnte. Ich schickte nach einem Pferde, konnte aber keins kriegen, denn es war bald 2 Uhr. Ich sagte, daß ich vor halb 4 Uhr nicht zu gehen brauchte, vielleicht daß indeß der Regen aufhöre. Während daß wir so beklommen und in Thränen saßen, plauderte der Vater immer mit mir vom Persischen Postwesen u. s. w. Ich spielte, da ich aufmerken und ihm antworten mußte, eine komische Rolle; meine Antworten waren oft verkehrt, denn ich saß in der tiefsten Traurigkeit bey einem Mädchen, das um mich weinte, mir die Hände drückte, und mich unaussprechlich traurig ansah. — Nach 2 Uhr wurde Coffee und Licht gebracht, ich blieb aber doch bey ihr sitzen und hielt ihre Hand. Der Vater erzählte von seinen Universit. Geschichten. Als der Coffee getrunken war, sezten wir das Licht wieder weg. Ich zog mich halb zur Reise an, und stand dann mit ihr am Fenster, das Gewitter war noch nicht ganz vorüber, es regnete noch stark, aber zuweilen blickte doch der Mond durch die Regenwolken. Was wir in den letzten Stunden fühlten, kann ich nicht beschreiben. So oft die Glocke wieder schlug, sahen wir uns wehmüthig an, und mit der Zeit nahm unser Muth ab." Während der Conrector sich zum Geleit rüstete, verabredeten sie einen noch vertrauteren Briefwechsel, doch ohne einander geradezu ihre Liebe zu gestehen. Miller fühlte wol, es sei seine Pflicht, offen mit dem Vater zu reden, theilte sich ihm aber nicht mit.

„Ich zog mich endlich mit schwerem Herzen vollends an, und stand da, wie ein armer Sünder, der nun eben aufs Schavot soll. Der Vater stand reisefertig, das Mädchen in der Ecke der Stube, ich am Fenster. Der Tag brach an, und der Regen ließ etwas nach. Nun, ich muß fort, sagte ich, und nahm meinen Stock, ich drückte ihr noch einmal fest und zitternd die Hand; sie sprach kein Wort und gieng voran die Treppe hinab. Unten stand sie, und umarmte und küßte mich. Mein ganzes Gesicht ward von ihren Thränen naß. Bleiben Sie mein Freund, sagte sie, und küßte mich noch Einmal. — Nun noch einen Kuß für Ihre Schwester, sagte der Conr. und nun küßten wir uns zum 3ten und letztenmal. Ich weiß nicht, wie mir war; ich lief eilends weg, und sah mich nur noch Einmal um; sie war aber nicht mehr da. Der Vater hatte sie auch küssen wollen, aber sie zog sich voller Wehmuth zurück und weinte heftiger. Nun eilte ich stumm, und wie es schien, gefühllos mit dem Vater zum Thor hinaus. . . . .

Liebster Voß, wenn ich das Mädchen kriegte, würd' ich wieder ganz glücklich leben können, denn ihr Aussehen und ihr Charakter gefallen mir unendlich. Sag' mir aufrichtig, was Du von meiner Wahl denkst? Ich bin überzeugt, daß die E. besser ist, als die S. Sie liebt das Land und haßt die Stadt, konnte ich das von der S. auch glauben? Sie kennt alle häusliche und ländliche

Arbeiten, auch sogar das Spinnen; auch das trifft die S. nicht. Ihr Alter paßt zum meinigen, sie wird im October 19 Jahr alt — was aber alles übertrifft, ist, daß sie mich, wie ich gewiß glaube, herzlich liebt, oder alles auf der Welt ist Wahn und Lüge, und die Weiber sind vom Satan!"

So erzählt Miller dem Busenfreund umständlich seine Krankheitsgeschichte in einem zu Wetzlar — der Wertherstadt! — bei Bruder Klinger begonnenen Sendschreiben, das auf dem genauen Tagebuch beruht. Auch mit Goethe traf er damals flüchtig zusammen. Bald sehen wir den Candidaten der Theologie in Ulm mit fliegender Eile jenen Roman „Siegwart, eine Klostergeschichte" auf's Papier werfen, den wir heute als eine Caricatur des Werther belächeln und der 1776 eine Thränenfluth hervorrief. Wie dies Machwerk gegen Goethe's jugendliche, aber für alle Zeiten herzbewegende Dichtung, so sticht der Mündener und Ulmer Miller gegen den Wetzlarer und Frankfurter Goethe ab. Eine Farce inmitten der Herzenskämpfe dieser Epoche. Das ganze keimende Liebesverhältniß zwischen Xaver Siegwart's Schwester Therese und seinem Freund Junker Kronhelm beruht bis in's Kleinste auf Miller's Liebelei mit dem Entzücken, ja, es ist ohne viel Federlesen aus dem Tagebuch, das wir annehmen müssen, abgeschrieben. Kronhelm lernt die muntere Therese bei einem Ferienbesuch kennen. Heiteres Landleben. Man speist in der Laube, er hilft ihr die Blumen begießen, sie sitzen Abends bis gegen Mitternacht vor der Thür. Therese ist dem verwittweten Vater eine treffliche Haushälterin. Sie singt ohne Ziererei, rein, natürlich, obwol nicht sehr kunstgerecht. Sie weiß lange Stellen aus dem Messias und Kleist's Frühling auswendig. „Den dritten Morgen lasen sie immer in Klopstock, besonders die Geschichte von Semida und Cidli. Kronhelm las sie mit solcher Rührung, daß Theresen die Thränen dabey in den Augen stunden. Die Gleichheit in ihren Gesinnungen entdeckte sich immer mehr und erstreckte sich auch auf die kleinsten Umstände." Sie kann nicht genug von Kronhelm's älterer Schwester hören. Sie liebt die „Vergißmeinnichtchen" sehr. Beim Pflücken verletzt Kronhelm sich die Hand; Therese verbindet die Wunde. Bei der Musik schaut sie den Junker lang an, mit bebendem Busen und schmelzendem Herzen, so daß er, doch nur ganz dunkel und im innersten Herzen wünscht: „Möchte mich der Engel lieben!" Wenn Therese eintritt, ist es ihm, als öffne sich das Paradies und ein Engel Gottes erscheine. Er vergißt über dem Anstarren das Essen. Beide erröthen oft und ahnen nun, einander nicht gleichgültig zu sein, ohne es zu wissen, „denn beyden war die Liebe noch ganz neu". Kronhelm nimmt auf dem Spaziergang ein Tannenwäldchen für seine künftige Eremitage in Besitz, Therese will in nächster Nähe Einsiedlerin werden, Xaver und Kronhelm's Schwester dürfen gleichfalls in den Zellen hausen. Das gibt ein langes Geschwätz. Auf dem Berg soll dann eine Laube errichtet werden. Sie sprechen bei einem Pfarrer vor. Der erste Händedruck; „oft schwiegen sie lange still; dann stieg ein Seufzer bebend ihre Brust herauf, sie suchten ihn zu verbergen, husteten, und ihre Hände drückten einander", aber kein Wort von Liebe. Kronhelm träumt von Therese. Diese trägt auf seinen Wunsch ihr Haar aufgelöst. Er liest auf ihre Bitte von neuem die Semida-Cidliepisode, sie weint und bekennt ihre Vorliebe für das rührende, verstimmt aber den ernsten Kronhelm

durch ihr ausgelassenes Spaßen mit zwei Amtmannstöchtern. In einem Officier taucht ein scheinbarer Nebenbuhler auf. Sie versichert, der Lieutenant sei ihr zuwider und sie schätze Kronhelm am höchsten. Nun küßt er ihr die Hand, ruft „Lieber Engel" — Pause — dann „drückt er ihrem Mund den ersten, heiligen, keuschen Kuß der Liebe auf", bald einen zweiten, sie weinen auf der Rasenbank im Mondenlicht, schauen gen Himmel, beschließen immer im Anblick des guten Monds an einander zu denken und werden vom Trennungsgedanken überwältigt. Kronhelm fühlt zum ersten Mal das volle Glück geliebt zu sein. Dann bedauert er die Schwierigkeiten dieser Verbindung, bis er endlich „völlig gefühllos" entschlummert. Therese betet vor dem Crucifix um Kraft. Kronhelm redet mit dem alten Siegwart, der einen vertraulichen Briefwechsel erlaubt; er wird gleich Papa Einem alle Episteln lesen. Die nahe Trennung wirft ihre Schatten. „Sie lagerten sich auf einem schönen Platz in's Gras, wie Schäfer, pflückten Gänseblümchen." Kronhelm läßt sich Thereſens rosenrothe Armschleife schenken. Der Scheidetag ist da. „Kronhelm hatte seine Hand in Thereſens Hand gelegt, und sprach nichts. Es ward immer dunkler um ihn her, sein Blick ward trüber und sein Herz schwerer. Er dachte viel und dachte nichts. Weinen konnte er nicht; sein Herz war gespannt und wollte bersten. Zuweilen kam ein Seufzer aus dem Innersten, hub die Brust hoch auf, zitterte herauf und brach mit Gewalt hervor. Dann drückte ihm Therese mit Heftigkeit die Hand. Ihr war die Wohlthat der Thränen nicht versagt, sie rieselten häufig über ihre blassen Wangen." Da kommt der alte Siegwart mit der Entschuldigung, er habe seine Kutsche einem Bauer, der seine kranke Frau abholen wolle, nicht abschlagen können. Alles freut sich des Aufschubs. Wie Miller den frischen Häringen, so ist Kronhelm der kranken Bäuerin dankbar. Sie beschließen die letzte Nacht nicht zu Bett zu gehen. Kronhelm begrüßt den Berg zum letzten Mal. Ein Gewitter zieht herauf. Der Vater geht schlafen, dafür sitzt im Roman der junge Siegwart am Ofen und nickt ein. Die Liebenden entfernen das Licht und betrachten in der Dämmerung die häufigen Blitze. „Kronhelm schlang seinen Arm um Thereſen; Vor ihnen lag der Messias, und zwar die Stelle von Semida und Cidli aufgeschlagen, die sie vorher noch einmal gelesen hatten. Das Gewitter zog immer näher und man hörte schon von fern her donnern. . . . . Er sah sie an; Ein Blitz erleuchtete ihr Gesicht; Es sah blaß aus und das Aug' war naß und glänzte. Er streichelte ihre Wangen; Sie waren von den Thränen ganz benetzt und kalt. — Sollten wir uns wieder sehen? sagte sie. — Ja, gewiß! antwortete er mit Heftigkeit, drückte ihr die Hand und gab ihr einen Kuß. Es fing nun auch an zu regnen, und sie wurden sehr besorgt, daß Therese nicht würde mitfahren können. . . . Sie setzten sich wieder an den Tisch; Therese stützte ihr Gesicht auf ihre Hand und neigte sich über den Messias her. Ihre Seele ward nun auf Einmal heftiger bestürmt; Der Gedanke an die immer näher rückende Trennung faßte sie ganz; Ihr Busen schlug heftiger; Ein Seufzer folgte dem andern, und Kronhelm hörte die Thränentropfen auf das Buch fallen. Er ergriff ihre Hand; Sie führte die seinige auf das Buch, und er fühlte, daß es naß war. Da that er in seinem Herzen einen Schwur ihr treu zu seyn! Der Schwur war ihm so heilig, als ob er ihn über dem Evangelio geschworen hätte."

Um drei Uhr entfernt sich Therese, um Kaffee zu kochen. Um halb vier Uhr wird gefrühstückt. Der Alte ist auch wieder da und gibt Frist bis halb fünf. „Als der Kaffee getrunken war," heißt es in dem frauenzimmerlichen Stile Miller's weiter, „stellte sich Kronhelm mit Theresen wieder ans Fenster. . . Sie hörten alle Viertelstunden auf dem nahen Kirchthurm schlagen; jeder Glockenschlag war ihnen ein Donnerton; Mit jedem sank ihr Muth mehr. — Der alte Siegwart suchte sie durch sein Gespräch etwas aufzuheitern; Sie lächelten zuweilen: Aber wie der Mond, der durch Regenwolken schien. Der Tag brach an und röthete in etwas die Gewitterwolken; Endlich ward der Himmel blutroth. Es schlug vier Uhr. Kronhelm bebte, als ers hörte. Er stand unbeweglich vor Theresen. Endlich gieng er in die Kammer, um sich vollends anzuziehen. Er kam wieder auf das Zimmer. Es schlug ein Viertel. Herr Gott! wie die Zeit eilt! sagte Therese. Kronhelm holte seinen Stock. Er stand wie ein Verurtheilter da, der nun alle Augenblicke zum Tode geführt werden soll. Endlich schlugs halb. — Nun, wir müssen fort! sagte er. Er nahm vom alten Siegwart mit vieler Zärtlichkeit und Rührung Abschied. Therese konnte sich nicht länger halten und ging vor die Thür hinaus . . . Als Kronhelm vor die Thür kam, stand Therese da und schluchzte. Er drückte ihr die Hand und ging schweigend die Treppe hinunter. Xaver nahm von seiner Schwester Abschied; Kronhelm vom alten Siegwart. — Nun Therese! — sagte dieser. Sie gieng zu Kronhelm, umarmte ihn, gab ihm drey Küsse, sprach kein Wort, und gieng weinend ins Haus zurück. Die beyden stiegen in den Wagen und fuhren fort. Kronhelm war noch lange wie betäubt."

Kronhelm und Therese werden nach stürmischen Zwischenfällen und Kämpfen ein glückliches Paar, denn der Junker hält den feierlichen Schwur über der nassen Messiade ernster, als sein Schöpfer Miller. Mochte von Verlobung und Heirath kein Wörtchen gesprochen worden sein, auch nach der freieren Auffassung der damaligen Zeit hatte er sich gebunden. So beglückwünschte ihn denn der wackere Voß, der selbst unbeirrt durch Liebeleien sein Schifflein mit starker Hand in den Hafen der Ehe steuerte, als den Bräutigam Lottens. Miller erklärte sich noch im September nach ein paar Briefen des Mädchens für überzeugt, sie allein könne ihm alles sein und er strebe nach der ehelichen Liebe wie nach dem Himmel, aber obwol der Conrector von der Bewerbung eines hessischen Predigers schrieb und aufmunternd beifügte, er werde der Neigung seiner Tochter nie Zwang anthun, obwol Miller's Mutter gern ihren Segen gab, obwol er an das Verhältniß zur S. nur noch dachte wie an einen Traum, der zum Glück nicht Wirklichkeit geworden, zögerte er fort und fort unter nichtigen Vorwänden, wie daß er Lottens nicht sicher genug sei und mit keinem Korb abziehen wolle, das entscheidende Wort zu sprechen. Er war als rationalistischer Theolog, als Belletrist und als Liebhaber ein gleich oberflächlicher Gesell, hastig zufahrend und doch wieder zaudernd, wenn es eine kurze ehrenfeste Mannesrede galt, des Gängelbandes bedürftig, kritiklos, ein unreifer Empfindungskleinkrämer. Ungefähr am 20. August sah er seine alte Ulmer Liebste wieder, die erst vor einem halben Jahr einem Vertrauten Miller's, Bachmeier, rundweg erklärt hatte, Miller's Freund könne nicht der ihrige sein. Es war im Donauhain, wo das Pärchen

einst manche Götterstunde verbracht. Die Leute, besonders die Mädchen, steckten zischelnd die Köpfe zusammen bei dieser Begegnung. „Wie eine Göttin kam sie langsam und majestätisch näher", aber mit viel Haltung gönnte sie dem ehemals geliebten keinen Blick. „Sie ist das beste und schönste Mädchen in Ulm; und doch kann ich, und will ich sie nicht haben. Sie hat sehr wider mich gesprochen, und alle die Ursachen, warum ich sie verlassen mußte, sind noch da. Ich liebe die E. lange nicht, wie ich sie liebte, aber mit desto mehr Festigkeit. Ich weiß, daß sie mich ganz glücklich machen wird, und darum bleibt meine Wahl ewig unerschüttert, wenn sie anders mich auch gewählt hat; und wenn das nicht ist — nun so bekümmert mich, jetzt wenigstens, das ganze weibliche Geschlecht nichts. In Ulm ist für mich kein Mädchen, wenigstens von denen keins, die ich kenne."

Ueber diese Miller'sche „Festigkeit" und diese schönen „wenigstens"! Von der unbekannten stolzen Ulmerin ist nicht weiter die Rede, wol aber findet sich in einem von der Liebe zu Lotte vollen Briefe des folgenden Monats eine Nachschrift, morgen, am 19. September halte sein Freund Colbach Hochzeit, er lasse ein Carmen drucken und müsse nach Ulmer Sitte ein Mädchen bedienen: „Dieses Mädchen ist meine allererste und heißeste Liebe, ob ich sie wol noch in meinem Leben nicht gesprochen habe. Wie's doch wunderlich in der Welt hergeht! Das M. ist des Seniors Tochter. Ehemals hätt ich diese Gelegenheit mit meinem Leben bezahlt; jetzt bin ich kalt dabey, wie Eis . . . ."

Plötzlich sehen wir Miller nach seiner Schweizer Reise schon im December 1775 in aller Form mit einer Jungfer Spranger verlobt! Er schreibt dem Freund am 10.: „Mit der Einem ists nichts. Ich erhielt den Brief in der Schweitz. Der Vater hat Bedenklichkeiten, seine Tochter so weit von sich zu lassen, in ein fremdes Land, wo alles anders ist, als in M. Er schlägt deswegen nicht rund ab. Er will meinetwegen den Antrag des Hessischen Predigers ablehnen. Ich soll nur nach Niedersachsen reisen und ein Amt annehmen, und dann — u. s. w. Ich schrieb alles rund ab. Wenn mich das Mädchen nicht über alles liebt und mir zu Liebe 1000 Meilen reist, so will ichs nicht. Hab ich Recht gethan? — Nun hat mich Gott mit der Liebe eines Schwäbischen Mädchens gesegnet, die mich über alles liebt. Ihre Seele war schon lange mein, aber ich durfte nicht auf sie achten, weil ich der Einem Liebe schuldig zu seyn glaubte. Nachher hat sichs bald entwickelt. Das Mädchen ist ganz Natur und Unschuld, hat Verstand und noch mehr tiefe Empfindung, wie ichs noch bei keinem Mädchen fand. Sie ist offenhertzig, und gestand mir gleich, als ich sie fragte, mit Thränen in den Augen: sie liebe mich über alles und wolle ewig mein seyn. Ihr Gefühl kann nie versiegen, und wird für mich eine ewige Quelle von Wollust seyn. Am Ende dieses Monats wird sie 17 Jahr alt. Sie ist sehr schön, und blüht gesund und frisch, wie der Frühling. Ihre Augen sind außerordentlich schön Himmelblau, wie der dunkelblaue Himmel nehmlich. Ihr Haar ist gelblich und ihr Gesicht rund. Wenn sie mich anblickt, vergeß ich der gantzen Welt, ob ich gleich nicht mehr verliebt bin, wie ein Anfänger. Sie hat weder in Absicht auf Stand, noch Vermögen große Vorzüge, desto mehr in Absicht auf das Hertz, das ist rein, stark, fromm und zärtlich. Ihr Vater war ein Gastwirth, aber er ist todt und ihre Mutter . . . . Mein Leben ist nun ganz wolckenfrey."

Dieser neue Bund kam gleichfalls dem Roman zu Gute, denn die Sprangerin wurde das Modell für Siegwart's Geliebte, die schlanke Hofrathstochter Marianne und all die Schlittenfahrten und Tanzvergnügen fanden, mit unendlichen Sentimentalitäten verbrämt ihren Platz in dem weitschweifigen Geschreibsel, so wie die Figur der armen Sophie unstreitig auf jene unglückliche Ulmerin zurückweist, die sich in den hübschen Candidaten vergafft hatte. Komisch genug wurde Voß, der sich noch über das Verhältniß zur Einem freundschaftlich ausließ, während Miller nur an sein Schwabenmädchen dachte, jetzt wieder um Graun's Composition Semida und Cidli angegangen. Miller fiel ihm mit schlechten Gedichten und verzückten Briefen lästig. So heißt es am 7. September 1776: „Ich leb immer noch im Paradies, durch die Liebe meiner Heiligen und Holden. Jeden Tag wächst sie mir näher ans Herz. O ich bin gewiß einer der glücklichsten Jungen. Seys wie ich und bleibs Bruder, Liebe ist ja doch Alles, Alles, Alles! O ich möchte rasend werden, daß ich dir nie, auch nur einen ganz kleinen Strich meines Ueberglücks hinmalen kann, du würdest staunen, wenn du nicht selbst so im Glückshimmel schwebtest! Da hängt mein Engel vor mir. Ich hab sie und mich in Wachs poussiren lassen, und dann coloriren; halb so groß wie Klopstocks Portrait." Seine Braut, „der Engel, der so ganz in seiner Einfalt wandelt, wie ein Lamm durchs Blumenfeld", sei so treu, daß sie augenblicklich mit ihm nach Amerika schiffen würde! Kurz, er lebte im Rausch des Minneglücks, zu dem sich übrigens gelegentlich ein fideler Weinrausch gesellte, so daß er einmal ein Blatt vom Brief wegschnitt, weil er am Abend in Folge eines starken Hiebs zu scandalöses Zeug geschrieben hatte. Nur der Name der Braut ist ihm nicht poetisch genug: Anna Magdalena; „soll ich sie Magdale nennen?" — nach Klopstock's Messias — „ich brauche aber keinen Namen". Dazwischen schickt er alte Gedichte für den Musenalmanach ein, in denen noch Lotte von Einem als Daphne figurirt und schilt den guten Conrector einen „Flegel", weil derselbe ihm seinen Schuldschein über acht bei der Abreise von Münden entliehene Dukaten nicht pünktlich zurücksandte. Gegen Voß sucht er sich zu rechtfertigen, er habe eigentlich keinen Korb gegeben, sondern einen erhalten.

Voß aber sah den verliebten Irrwisch so scheel an, als er das wässrige Geschwätz und die leidige Nutzenstifterei des Romanschreibers verdammte. Als es im November 1776 galt den Haingenossen Esmarch einem gefährlichen Verhältniß zu entreißen, mahnte er eindringlich: „Du weißt, wie Miller sich allenthalben verbrannt hat. Ich möchte das Mädchen nicht sein, dem ein solches versengtes Herz am Ende zu Theil wird; denn ich glaube doch, es kommen Tage, wo die Erinnerung jener Liebeleien martert."

Indessen hatte Miller ausgeliebelt und hielt seiner Verlobten während des langen Brautstandes trotz den Einreden seiner Familie die Treue. Noch im September 1779 versichert er: „Mein Mädchen wird mir täglich, ja fast stündlich theurer ... ich bin alle Stunden bereit, einen körperlichen Eyd abzulegen, daß unter den Millionen von Liebenden kein halbes Hundert glücklicher, oder nur so glücklich ist, als ich."

Und die Mündener Lotte? Nun, sie wird sich über den Verlust eines so windigen Galans bald getröstet haben. Der westfälische Dichter Sprickmann,

ein begabter, aber unsteter, durch Liebeswirren aller Art aus dem Gleichgewicht gehobener Mensch ist auch an dem „Entzücken" nicht unverletzt vorbeigeeilt. Ihre Hannoveraner Freundin, Frau Kestner, Werther's Lotte, wollte sie mit Boie verheirathen. Endlich finden wir sie als Madame Emminghaus in Erfurt, und 1785, in demselben Jahre, wo Miller's Briefwechsel mit Voß wieder in Fluß kam, zehn Jahre nach jenen süß vertändelten Mündener Sommertagen schrieb sie an den Ulmer Pfarrer einen langen Brief und sagte ihm, um alle Mißverständnisse und alten Verstimmungen zu beseitigen, ein Uebelwollender habe ihn damals bei ihrem Vater in ein falsches Licht gestellt. Sie blieben fortan befreundet und haben noch 1804 Briefe gewechselt.

Miller's Jugendwünsche wurden nicht erfüllt. Für ihn fand sich keine trauliche Landpfarre; ihm wuchsen keine Söhne heran, die einst hätten die Universitätsgenossen der Vossischen werden und eine Erbfreundschaft fortpflanzen können. In kinderloser Ehe versauerte und verphilisterte er in der verhaßten Stadt dem ohne Freude geübten Beruf und erging sich in endlosen Klagen über sein dunkles leeres Leben. Er hatte keine Freunde in Ulm, drum schloß er sich fester und fester an den alten Bundesbruder und hoffte auf ein besseres Jenseits. „Doch droben werden auch Seen und Rebengebürge und Lauben für ein paar Freunde und Freundinnen seyn", oder im Juni 1788: „Ach, da wird der Bund, nach vorhergegangner Sichtung, wieder erneuert werden; da wird uns eine ewig grünende Eiche umschatten, Rosen werden uns bekränzen . . . den Kreis, den wir um die Eiche her schließen, wird kein trennendes Schicksal mehr zerreißen. O, und wie groß und weit wird dann der Kreis sein! Sokrates und Plato, Homer und Ossian, Eschilbach und Walther, Shakespear, Virgil und Petrarca — und wer will die Edeln alle nennen? — werden an Hölty's und Hahn's Hand kommen und ihre Hand in die unsere brüderlich legen, und unsre Weiber — und deine und Fritzens [Stolberg] Kinder werden einander begrüßen, und einen Bund gleich dem unsrigen schließen. — Ach, Voß! mir schwindelt vor Wonne".

Aber bevor der alte Minnesinger zu dieser erlauchten Geisterversammlung einging, sollte er auf Erden noch einer niederen Minne verfallen und die letzte liebende Gefährtin seiner irdischen Wallfahrt war nicht eben würdig in den Gefilden der Seligen als Seraph die Gräfin Agnes Stolberg zu umfangen. Im März 1805 starb ihm die Gattin, im Sommer führte der Herr Münsterprediger — sein Dienstmädchen an den Altar und schon im December genoß er Vaterfreuden. Ne sit ancillae tibi amor pudori. Ob Miller sich der Hölty'schen Nachahmung dieser horazischen Ode erinnerte „An einen Freund, der sich in ein schönes Dienstmädchen verliebte":

„Was schämst du dich, daß du die Hanne liebest,
Die dir dein Genius beschert?"

So jämmerlich endete das Liebesleben des Siegwartdichters.

Frankreich vor den Wahlen.

Mit der gegenwärtigen Legislaturperiode schließt ein bewegter Abschnitt der neuesten Geschichte Frankreichs; versuchen wir kurz uns die wesentlichsten Momente desselben zu vergegenwärtigen. Die legitimistische Mehrheit der alten Nationalversammlung benutzte eine Schwäche von Thiers, indem er den Radicalen zu sehr nachgab, um ihn zu stürzen. Mac Mahon sollte der Monk Frankreichs werden und war bereit dazu; der Graf von Paris huldigte dem Haupt der Bourbonen, Alles war im Herbste 1873 für eine neue Restauration vorbereitet. Der Graf von Chambord hätte nur zu schweigen brauchen, um den Thron seiner Ahnen zu besteigen. Aber er bewährte das Wort, das bereits 1848 Lord Normanby von ihm an Palmerston schrieb: „Es scheint, daß S. K. H. es stets an der Zeit findet, Etwas zu thun, was ihn unmöglich macht"; er entfaltete die weiße Fahne und seine Krone verschwand für immer in den Wolken. Wäre Mac Mahon ein politischer Kopf gewesen, so hätte er nunmehr die Führer der liberalen Partei zu Ministern genommen, und wäre auch vor einem Cabinet Gambetta nicht zurückgeschreckt. Je radicaler damals ein solches vorgegangen wäre, desto rascher hätte es sich abgenützt; statt dessen folgte eine lange Periode des Schwankens und inzwischen ließ sich Mac Mahon von den Bonapartisten für einen großen Streich bearbeiten. Denn diese, Fleury, Calley St. Paul, Fourtou, selbst Rouher waren die Urheber des 16. Mai, nicht Broglie, der denselben lebhaft mißbilligte und nur den Marschall nicht im Stich lassen wollte. Aber es zeigte sich bald, daß letzterer, wie treffend bemerkt wurde, „avait récité sa leçon à contretemps"; die Allgewalt der Bureaukratie war unzureichend, die Stimme des Landes zum Schweigen zu bringen, in dem Kampfe erwuchs Gambetta auf's Neue zu einer Macht, er schleuderte dem Marschall das „se soumettre on se démettre" entgegen und nach den Wahlen mußte sich der Präsident nach dem einen, auch zu dem anderen verstehen. Daß er lieber seine Entlassung gab, als sich dazu hergab, tüchtige Generale abzusetzen, welche politisch seinen neuen Ministern nicht genehm waren, gereicht ihm nur zur Ehre; aber als Politiker war er vollkommen gescheitert. Wichtiger vielleicht als sein Rücktritt war der gleichzeitige des ersten Ministers Dufaure, des einzigen liberalen Staatsmannes, der nach dem Tode Thiers' Charakter gezeigt und ebenso fest dem 16. Mai, als später den Radicalen entgegengetreten war.

Der neue Präsident war ein tadelloser Republikaner, der nie in seinen Ueberzeugungen gewankt und die Debatten der Nationalversammlung mit Geschick und Autorität geleitet; weiten politischen Blick und Thatkraft hat er nicht gezeigt, seit er ins Elysée eingezogen. Er hat sich wesentlich begnügt, seine vorgeschriebene constitutionelle Rolle gewissenhaft durchzuführen und seinen alleinigen Ehrgeiz darein gesetzt, keinen persönlichen Willen zu haben, sondern nur der Wächter der Verfassung, der Vollstrecker der parlamentarischen Majorität zu sein. Sein erster Premierminister ward Waddington, die letzte Karte der gemäßigten Republikaner, ein liebenswürdiger feiner Mann, der sich als Unterrichtsminister Anerkennung erworben und dafür durch

seine gelehrten hellenistischen Studien auch vielleicht geeignet war, aber keine besondere Fähigkeit gezeigt hat, das heiße Blei der großen Politik nach seinem Willen zu formen. Allerdings muß man sich die Schwierigkeiten vergegenwärtigen, mit denen er zu kämpfen hatte. Die französischen Republikaner waren von vornherein in zwei Theile gespalten: solche, die es aus Ueberzeugung sind und solche, welche die Republik als eine dermalen unvermeidliche Nothwendigkeit hinnehmen, weil die Monarchie, die sie eigentlich wünschen, nicht möglich ist. Die Letzteren sind die bei Weitem zahlreicheren, die Ersteren die bei Weitem thätigeren, die durch rührige Agitation das ersetzen, was ihnen an Zahl abgeht; sie sind politisch geschult, alle ihre Anhänger sind von lebendigem Eifer beseelt und sie hatten von Anfang an den Vortheil, den einzigen Mann, der sich über das gewöhnliche Niveau erhoben, Gambetta, mit seinem großen Nimbus bei den Massen als Führer zu haben. Die conservativeren Vernunftrepublikaner dagegen verhielten sich indolent, weil eben ihr Herz nicht warm für die Republik schlägt; aber das wäre nur zu rechtfertigen, wenn die Frage so gestanden hätte, ob die Republik fortdauern oder durch eine constitutionelle Monarchie ersetzt werden sollte, während sie thatsächlich war, ob die Republik gemäßigt bleiben oder radical werden sollte. Thatsächlich ließen sie so den entschlossenen Fortschrittsmännern immer mehr freie Hand, so daß die republikanische Partei sich allmälig mit Grundsätzen solidarisch machte, welche eigentlich nur der Ueberzeugung einer entschiedenen Minderheit derselben entsprachen. Waddington's Hauptbestreben war, die gesammte republikanische Partei zusammenzuhalten; aber er that dies durch fortwährende Zugeständnisse an die Linke, so daß die Erhaltung der Parteieinheit schließlich zur vollkommenen Schwächung der größeren und zugleich conservativeren Fraction ward. Hätte er von Anfang an eine feste Stellung genommen, so hätte er sich in derselben sehr wohl behaupten können, weil seine Gegner außerordentlich unter sich gespalten waren und kein einheitliches Ministerium hätten bilden können. Indem er diesen entschlossenen Weg nicht einschlug, sondern Impulsen gehorchte, die er offenbar innerlich selbst nicht billigte, verlor er den festen Boden unter den Füßen und spielte das Spiel Gambetta's, der sich anscheinend in der Reserve hielt, aber das Ministerium nicht nach eigener Meinung handeln ließ, sondern es fortwährend nach links drängte. Die Freunde des Premiers konnten sich nicht wohl Maßregeln widersetzen, die von einem Ministerium vorgeschlagen wurden, in dem ihre eigenen Leute saßen; sie waren also ohnmächtig in der Kammer, grade weil man sie für stark im Cabinet hielt, und doch machten die Minister eine Politik nach den Forderungen der Radicalen. Die conservativen Republikaner waren somit unter einer Regierung von nominellen Freunden und thatsächlichen Gegnern nicht in der Lage, sie zu bekämpfen und zu ersetzen, und doch verloren sie durch die gezwungene Unterstützung derselben immer mehr an innerem Halt.

Waddington blieb, weil er der einzig mögliche gemäßigte Minister schien, und weil Europa in ihm eine Bürgschaft friedlicher Politik nach Außen sah. Letzteres war an sich richtig, aber es wurde dabei übersehen, daß die europäischen Cabinette einen Minister nicht blos nach seiner persönlichen Ansicht beurtheilen können, sondern in Betracht ziehen müssen, auf welche Kräfte er sich im Innern stützt. Für sie hatte Waddington als wirklicher Vertreter der gemäßigten Republikaner ein reales Interesse, aber nicht insofern er sich zum Werkzeug der Radicalen hergab; je mehr er dies that, je mehr er von einem furchtsamen Conservatismus zu einem furchtsamen Radicalismus hinabglitt, desto schwächer ward seine Stellung. Dazu war das Cabinet nicht einig, wie sich dies bei der Amnestiefrage zeigte. Waddington verlangte zuerst ein einfaches Vertrauensvotum, aber er hatte mit einigen seiner mehr nach links gehenden Collegen nicht gerechnet. In der Debatte verstand er sich zu dem, was er vorher als unannehmbar erklärt hatte; er nahm ein Amendement an, welches im Princip zugestand, was die Radicalen verlangten, indem es das Vertrauen der Majorität auf die Energie der Regierung ausdrückte, alle Beamten abzusetzen, welche sich den republikanischen Institutionen feindlich zeigten. Weit ver-

hängnißvoller ward seine Nachgiebigkeit in Bezug auf den vielberufenen Art. 7 der Ferry'schen Unterrichtsgesetze, aus dem vornämlich die gegenwärtige Situation sich entwickelt hat. Waddington hatte früher als Unterrichtsminister gesucht die exorbitanten Privilegien, welche die Geistlichkeit sich auf diesem Felde gesichert, zu beschränken; er hatte dabei nur wenig Erfolg gehabt und konnte nicht einmal die Ertheilung der Grade dem Staate sichern, obwol er ausdrücklich betonte, daß die Unterrichtsfreiheit nicht angetastet werden sollte. Nichts wäre gerechtfertigter gewesen, als daß man nun die veränderte parlamentarische Lage benutzt hätte, um jene Privilegien zu brechen, vor allem dasjenige, wonach man bei den von den Mitgliedern der Congregationen geleiteten Schulen von den Fähigkeitszeugnissen für die Lehrer absah und statt dessen den Obedienzbrief ihres Obern annahm.

Diese Bestimmung war es, durch welche die Congregationen den Elementarunterricht in ihre Hand bekommen hatten, da eine Gemeinde sich von der Verpflichtung eine öffentliche Schule zu halten, durch den Nachweis befreien konnte, daß eine ausreichende Privatschule in ihr bestehe und für solche die Orden stets die annehmbarsten Bedingungen boten; auch an den Mittelschulen waren von 1400 Stellen allmälig 1100 in die Hand der Geistlichkeit gekommen. Aber mit solchen Maßregeln begnügte man sich nicht, sondern ging aus ganz heterogenen politischen Gründen sehr viel weiter. Die Linke verlangte, daß das Ministerium vom 16. Mai in Anklagestand versetzt werde; Grévy und Waddington wollten dies um jeden Preis vermeiden. Der Unterrichtsminister Ferry entsann sich vielleicht, daß unter der Restauration das Ministerium Martignac, um den Proceß gegen Villèle zu vermeiden, Karl X. die Ausschließung der Jesuiten aus Frankreich abgerungen, und schlug vor, um die Radicalen von ihrem Verlangen abzubringen, das Zugeständniß zu machen, daß allen Mitgliedern nicht autorisirter Corporationen das Lehren überhaupt verboten werden solle. Waddington ließ sich durch Ueberraschung seine Zustimmung entreißen, obwol dies ganz den Grundsätzen widersprach, die er als Unterrichtsminister vertheidigt hatte und obwol Ferry selbst noch 1875 in der Kammer Lehrfreiheit nicht nur für die Individuen, sondern auch für die Vereine gefordert hatte. In einem kurzen Ministerrath wurde die Sache beschlossen, ohne daß man sich über die Tragweite dieser Maßregel klar war, mit der man einen Feldzug eröffnete, für den man nicht vorbereitet war: 71,000 männliche und über 200,000 weibliche Zöglinge sollten durch den Art. 7 dem geistlichen Unterricht entzogen werden und nichts war geschehen, um seitens des Staates Ersatz für die dergestalt ausfallenden Lehranstalten zu schaffen!

So schwach die Vertheidigung der Regierung sachlich war, so wurde in der Kammer der Artikel 7 am 9. Juli 1879 mit erheblicher Mehrheit angenommen; aber der Senat, in dem das Gesetz erst im neuen Jahre zur Erörterung kam, lehnte am 15. März den Artikel mit 149 gegen 132 Stimmen ab. Das Ministerium Waddington war inzwischen an Entkräftung gestorben und an seine Stelle Freycinet getreten, der — um im Senat die Niederlage noch im letzten Augenblicke abzuwenden — drohte, daß eventuell die Regierung die Gesetze gegen die nicht autorisirten Orden anwenden werde und um nicht Frankreich unter dem Eindruck zu lassen, daß das Ministerium seinen Feldzug verloren habe, erließ man in überstürzender Eile die Märzdecrete. Ernst gemeint waren sie nur gegen die Jesuiten; man hoffte, daß die andern Orden die Autorisation nachsuchen würden, die ohne Schwierigkeit ertheilt wäre, aber dieselben erklärten sich solidarisch mit den Jesuiten. — Andererseits erhoben sich ernste rechtliche Bedenken, in wie weit die Decrete wirklich den bestehenden Gesetzen entsprachen, namentlich ob die älteren Bestimmungen aus der Zeit der Restauration nicht durch das Unterrichtsgesetz von 1850 beseitigt seien, dessen Abschaffung man dem Senat nicht vorzuschlagen wagte. Zahlreiche angesehene Juristen behaupteten dies, Gerichte erkannten vielfach in diesem Sinne, eine Reihe von Staatsanwalten gaben, trotz des durchgreifenden Personenwechsels, den der Justizminister sofort hatte eintreten lassen, ihre Entlassung. Alles dies, sowie die

Erregung, welche die Ausführung der Decrete gegen die Jesuiten trotz ihrer Unbeliebtheit hervorrief, machten Freycinet bedenklich, gegen die anderen Congregationen vorzugehen, für deren Auflösung keine bestimmte Frist vorgesehen war. So kam er, da die Curie sich versöhnlich zeigte, auf den Ausweg, die Oberen der Orden zu der Erklärung zu veranlassen, daß sie der Republik nicht entgegen seien. Grévy billigte diesen Gedanken, auch Gambetta war ihm nicht entgegen, der Text einer solchen Declaration ward in Rom festgestellt und den Bischöfen mit dem Befehl zugesandt, die Oberen zur Unterzeichnung und Einreichung anzuhalten, was geschah.

Inzwischen aber hatte Gambetta in Cherbourg seine bekannte Rede über die „revendications" gehalten, nicht sowol in kriegerischer Absicht, sondern weil, wie er hernach privatim äußerte, er dem Vorherrschen der materiellen Interessen gegenüber, einmal die patriotische Fiber wieder anregen wollte. Freycinet aber beschloß der Welt zu zeigen, daß der Kammerpräsident nicht das officielle Frankreich sei; er hatte gesehen, wie groß das Friedensbedürfniß des französischen Volkes ist, da die ziemlich unschuldige Sendung des Generals Thomassin, nach Athen, die Gambetta dem König Georg zur Reorganisation der griechischen Armee versprochen hatte, solchen Unwillen hervorrief, daß die Regierung sich genöthigt sah, dieselbe aufzugeben. Er hatte deshalb alle Vorschläge Sir Charles Dilke's, sich in orientalische Abenteuer zu begeben, abgelehnt und erklärte nun in seiner Rede von Montauban, Frankreich wolle unbedingt Frieden; außerdem stellte er in der Ordensfrage als Lösung ein Vereinsgesetz in Aussicht, eine Maßregel, die bereits Dufaure befürwortet, die aber das Ministerium damals im Verdruß über die Verwerfung des Art. 7 zurückgewiesen. Dieses Schach wollte sich indeß der Dauphin der Republik nicht bieten lassen; seine eigentlichen Minister Cazot, Constans, Farre erhoben Beschwerde über die Rede Freycinet's und zugleich fand Ferry die Erklärung der Ordensoberen ganz ungenügend. Trotz angestrengter Versuche Grévy's zu vermitteln, gaben Jene schließlich ihre Entlassung und Freycinet, der einsah, daß er sich nicht gegen den bösen Willen des Kammerpräsidenten halten konnte, machte Ferry Platz; Grévy erreichte nur, daß dem Ausland und dem Friedensverlangen des Landes eine Befriedigung durch die Ernennung Barthélemy St. Hilaire's zum Minister des Auswärtigen gegeben wurde. Denn obwol ohne besonderes Talent für diesen Posten gab der neue Minister doch durch seinen Charakter eine Gewähr dafür, daß er sich nicht von Gambetta würde leiten lassen.

Die Session dieses Jahres war bereits vollständig von der Aussicht auf die allgemeinen Wahlen beherrscht; das einzige parlamentarische Ereigniß von Bedeutung war der Kampf um das Listenscrutinium. Es ist unnütz, dessen sachliche Vorzüge und Nachtheile zu erörtern; in der Art wie es von Gambetta auf die Tagesordnung gebracht wurde, war es eine hochpersönliche Frage, die Einleitung zu einem Plebiscit für seine Präsidentschaft. Unstreitig wollte die Mehrzahl der Abgeordneten, die schon an sich Gambetta's Joch ungeduldig trägt, Nichts davon wissen; aber sie sagten sich, daß sie nur unter seiner Gunst wiedergewählt werden können, weil die Präfecten ihn als eigentlichen Herrn betrachten. Gleichwol ward nur mit Hilfe der Bonapartisten und Legitimisten eine winzige Majorität erzielt. Gambetta aber ging, umgeben von einem großen Stabe, nach Cahors und geberdete sich dort wie ein Souverän, der die entscheidende Schlacht gewonnen; er triumphirte zu früh. Der Senat ließ sich nicht durch die Drohung der „République française" einschüchtern, daß die Verwerfung der Maßregel eine Kammer herbeiführen müsse, welche seine Abschaffung fordern werde; Waddington's Bericht stellte offen die Personenfrage in den Vordergrund und zeigte das Plebiscit als Ruin aller freien Institutionen. Die demgemäß erfolgte Ablehnung des Listenscrutiniums war eine schwere Niederlage für Gambetta; zerstörte seine langer Hand vorbereiteten Pläne und die Drohungen seiner Organe gegen den Senat fielen zu Boden, da offenbar das Land sich gar nicht für die Frage interessirte. Ferry, dem er diesen Stoß nächst Grévy verdankte, benutzte diese Lage, um in einer Rede in Epinal für sich selbst die Führung der republi-

kanischen Partei in Anspruch zu nehmen und verhieß mit einem deutlichen avis au lecteur an die Präfecten, welche zu gefällig für Gambetta sein möchten, daß die Wahlen rein und unbeeinflußt sein würden.

Inzwischen ist Frankreich in eine äußere Verwickelung gerathen, die es länger vollauf beschäftigen dürfte. Auf dem Berliner Congreß zeigte Waddington sich auffallend lebhaft bestrebt, den Pariser Vertrag von 1856, der schließlich doch ein großer französischer Erfolg war, mit zu zerstückeln; fand aber doch, daß die Lorbeeren, die er durch seine griechischen und rumänischen Bestrebungen geerntet, etwas mager waren und brachte vertraulich die tunesische Frage in Anregung. Deutschland und England hatten nichts gegen eine Ausdehnung der Machtsphäre Frankreichs nach dieser Seite einzuwenden; aber Gambetta war seltsamer Weise der Ansicht, Frankreich müsse mit reinen Händen vom Congresse kommen und versprach Cairoli, man werde nichts in Tunis thun, ohne sich mit Italien zu verständigen. Als dann Waddington sich anschickte, die Streitigkeiten mit dem Bey zu einem thätlichen Einschreiten zu entwickeln, bewog der Kammerpräsident den Bey durch directe Einwirkung, plötzlich nachzugeben und so fiel die Sache damals zu Boden. Hierdurch ermuthigt erneuerten die Italiener ihre Intriguen, bis dann schließlich Barthélemy St. Hilaire die Geduld riß. Dem Einmarsch der Franzosen beugte sich der Bey als echter Orientale, indem er das Protectorat Frankreichs anerkannte. Aber jetzt zeigte es sich, daß man mit ganz unzureichenden Mitteln eine große Sache angefangen; rasch erhob sich in ganz Tunis und Algerien ein furchtbarer, von muselmännischem Fanatismus getragener Aufstand, der die französische Herrschaft in Nordafrika tief erschütterte, und um der Wahlen willen wagte man nicht, demselben sofort durch die Mobilisirung eines Armeecorps entschlossen entgegenzutreten, so daß man bis zum Herbst in der Defensive bleiben muß. Ein Land von Frankreichs Hilfsquellen wird dieses Aufstandes schließlich Herr werden; aber sicher nicht rasch und nur mit großen Opfern. Dazu hat es sich durch sein Vorgehen Italien, England und die Pforte gründlich entfremdet und ist isolirter denn je; ja wie die Oppositionspresse höhnt, auf Bismarck's Freundschaft angewiesen.

Unter solchen Umständen geht die Republik den Wahlen entgegen. Materiell ist die Lage sicher befriedigend, Handel und Wandel blühen, der Reichthum steigt, die Steuern geben trotz ihrer Herabsetzung fortwährend große Ueberschüsse, Paris ist glänzender als unter dem Kaiserreich. Schwerlich aber wird man behaupten, daß der moralische Zustand befriedigend ist. Frankreich amerikanisirt sich reißend, das Jagen nach Gewinn, der Zudrang zur Staatskrippe ist allgemeiner als je. Armee und Beamtenthum sind durch die Republikanisirung nach dem Grundsatz, „dem Sieger gehört die Beute", erschüttert, will man doch zu dem Zwecke wenigstens zeitweise die Unabsetzbarkeit der Richter aufheben, was Laboulaye witzig mit einer „suspension temporaire de la virginité" verglich; und einen Staatsmann im wahren Sinne hat die dritte Republik bis jetzt nicht hervorgebracht. Denn Gambetta hat bei aller Beredsamkeit und Tactik seit 1871 noch keine positive Leistung aufzuweisen. Es muß sich nach den Wahlen zeigen, ob der geistreiche Dramatiker Recht hatte, der auf die Frage, wie er erkläre, daß der Kammerpräsident eine solche Stellung einnehme und das Land dies dulde, erwiderte: „Il n'y a qu'une explication, c'est la médiocrité des autres".

Kunst und Kunstgeschichte.

Raphaeliana.

1. Eine angezweifelte Handzeichnung Raphael's.

Die große Rubensaffaire hat den Verlauf genommen, den solche Angelegenheiten meist bei uns nehmen, an denen das gebildete große Publicum erst leidenschaftlichen Antheil nimmt und die nach einiger Zeit den Reiz der Neuheit einbüßen. Das Gemälde sollte unecht sein, die Verwaltung der Museen nichts taugen, die Akademie der Künste vielmehr mit der Leitung der öffentlichen Sammlungen in's Künftige zu betrauen sein. Herausgestellt hat sich, daß das Gemälde gerade so echt ist, wie viele andere von Rubens, die für decorative Zwecke gemalt sind und in brillanter Weise seinen erfinderischen Geist und die Raschheit bekunden, mit der er seine Werke entstehen ließ. Man zählt 3000 Gemälde von Rubens auf. Die 21 großen Wanddecorationsstücke für den Luxembourg in Paris stellte er in vier Jahren fertig, und als bei der Ablieferung noch einige fehlten, malte er sie gleich an Ort und Stelle nach. Hier herauserkennen sollen, was er selber und was unter seinen Augen Andre malten, würde vergebliche Arbeit sein. Dieses Eingreifen fremder Hände, alle unter dem Einflusse des Meisters und zu Hervorbringung großer Gesammtwirkungen von ihm geschult, ist eine Eigenthümlichkeit der Rubens'schen Thätigkeit. Herausgestellt hat sich ferner, daß die Museumsverwaltung beim Ankaufe des Gemäldes mit Umsicht und Inbetrachtziehung alles nur irgend in Betracht zu Ziehenden vorgegangen ist ꝛc. Und herausgestellt hat sich drittens, daß die Commission, von welcher der Ankauf speciell empfohlen und auf deren Urtheil hin er ausgeführt worden ist, zur Hälfte aus Professoren an der Berliner Kunstakademie besteht, von denen einer sogar als Sachverständiger besonders nach Wien gesandt worden war, worauf in Folge seiner Berichterstattung zumeist das Gemälde erstanden wurde.

Mit der Ueberzeugung, daß diese drei Punkte sich genau so verhielten, wie wir sie eben dargestellt haben, verbreitete sich im Publicum diejenige Ruhe wieder, deren es bedarf, um die Schönheiten eines Rubens'schen Werkes auf sich wirken zu lassen, und man hat heute die Genugthuung, vor dem Gemälde nicht mehr der wechselnden und bewegten Menge kopfschüttelnder Kunstfreunde zu begegnen, die hier ihrer Trauer um das fortgeworfene Geld und über die Unwissenheit der betreffenden Beamten Ausdruck gaben oder von denen solche, deren eigenes Urtheil der Nachhülfe bedurfte, durch Belehrung in den Stand gesetzt wurden, sich dieser Trauer gleichfalls hinzugeben. Endlich ist die Angelegenheit Ursache gewesen, daß man sich die Organisation unseres amtlichen Kunstkörpers näher angesehen hat. Da zeigte sich denn, daß die „große Landescommission", welche über Verwendung der unserer Kunstpflege gewidmeten beträchtlichen Fonds jährlich zu berathen hat, innerhalb ihrer sechzehn Mitglieder nur einen einzigen sogenannten Kunstgelehrten und zwei Ministerialbeamte zählt, während die übrigen lauter Künstler, Mitglieder oder Directoren preußischer Kunstakademien sind. Ueber die Organisation der gesammten preußischen Kunstverwaltung gibt das von R. Springer redigierte statistische Handbuch für Kunst und Kunstgewerbe im deutschen Reich (Berlin, Weidmann) detaillierte und namentliche Auskunft, während über die Ankäufe der Museen in dem viermal jährlich erscheinenden Jahrbuche der preußischen Kunstsammlungen ausführlicher Bericht erstattet wird. Aus dem bloßen Einblicke in diese beiden Publicationen wird ersichtlich, wieviel Per-

sonen überall mitzusprechen haben, wo es sich um Ankäufe oder um Verwaltungsmaßregeln handelt; man wird überall an der passendsten Stelle die besten Namen finden.

Während die Museumsverwaltung von dieser Seite her sich endlich so wieder der Ruhe erfreut, werden von einer anderen dagegen Angriffe fortgesetzt, die gleichfalls den Beweis liefern wollen, daß für viel Geld ein Werk gekauft sei, das den vornehmen Namen mit Unrecht trage, den man ihm beilegt. Diesmal soll von der Direction des K. Kupferstichcabinets der Fehler begangen worden sein, eine Zeichnung von Perugino für einen Raphael angekauft zu haben.

Es findet sich im XXVI. Band S. 130 ff. (Januarheft, 1881) dieser Zeitschrift eine Besprechung des Buches von Lermolieff, eines Pseudonymen, welcher die deutschen Museen einer Musterung unterzieht, insoweit sich italienische Gemälde und Zeichnungen darauf finden. Verfasser dieses Buches ist, wie jetzt Jedermann weiß, ein italienischer Kunstfreund, der, wahrscheinlich in der gerechten Erkenntniß, daß das immer tiefer sinkende gebildete Publicum seines Vaterlandes für dergleichen Dinge wenig Sinn mehr habe, Deutsch zu schreiben begonnen und weil er sich dieses Zurückgehens der Italiener möglicherweise selbst ein wenig schämt, seinen italienischen Namen russificiert hat. Lermolieff will nicht als Mitglied des italienischen Herrenhauses, sondern als Tatare in Deutschland sein Glück versuchen.

Haupteigenschaften der italienischen Gelehrsamkeit im Allgemeinen sind gelegentliche Feinheit im Urtheil und gelegentliche eben so große Unbelesenheit. Es ist eine wahre Freude, italienische Schriftsteller hier und da mit Eleganz das Richtige erkennen zu sehen, wo es sich eben nur um Instinct und um rein persönliche Erfahrung handelt, und es ist wiederum ein wahres Bedauern, sie an anderen ohne die einfachsten literarischen Rücksichten flottweg urtheilen zu hören. Man lese in Lermolieff's Buche, wie unbefangen er erklärt, daß aus Büchern für Beurtheilung von Kunstwerken nichts zu lernen sei. Ohne Zweifel ist dies insoweit richtig, als Jemand, dem die angeborene Gabe fehlt, diese durch Bücherstudium nicht ersetzen könne. Ebenso richtig aber ist, daß Jemand, der über Kunst schreibt, gut thut, sich vor Abgabe eines definitiven Urtheils mit den Ansichten Anderer über denselben Gegenstand bekannt zu machen. Auch hat Lermolieff dies Verfahren zuweilen innegehalten, aber in sehr beschränktem Maße und ohne gutes Gedächtniß. Sein Buch zeigt, wie redlich er eine Anzahl Kunstschriftsteller nicht nur studiert, sondern auch benutzt habe.

Während Lermolieff nun, da wo er in den Dingen völlig zu Hause ist, erfreuliche, zum Theil überraschende Dinge sagt, urtheilt er, wo dies nicht der Fall ist, mit Oberflächlichkeit. Hier kommen wir auf unser Thema zurück. Er besteht darauf, daß eine von dem K. Kupferstichcabinet angekaufte Handzeichnung Raphael's nicht von diesem sei. Wir hatten in dem oben genannten Hefte der D. R. unsere Ueberzeugung ausgesprochen, daß Lermolieff irre. Der Director des Kupferstichcabinets hatte sodann in Heft I des 2. Bandes des Jahrb. der preußischen Kunstanstalten seinerseits die Echtheit des Blattes begründet. Jetzt bringt Seemann's Kunstzeitschrift einen Artikel, worin Lermolieff auf seine Behauptung zurückkommt. Es handelt sich hier um ein Blatt, für das ein hoher Preis bezahlt worden ist und es ist deshalb auch für das größere Publicum wol der Mühe werth, sich über diesen Fall ein Urtheil zu bilden.

Die Berliner Gallerie besitzt bekanntlich in der sogenannten Madonna die Ternuova eines der besterhaltenen Werke Raphael's aus seiner früheren Zeit. Kurz ehe er Perugia verließ, wo er sich zuerst als Meister etabliert hatte, und von wo er dann, ehe er nach Rom ging, auf kurze Zeit nach Florenz übersiedelte, malte er diese bewunderungswürdige Madonna, die, früher in Neapel, von Friedrich Wilhelm IV. angekauft worden ist. Ein schöner Zufall wollte, daß sich die Gelegenheit bot, auch Raphael's eigenhändige erste Skizze für das Gemälde zu kaufen, die sich im Besitz des Malers Madrazo zu Madrid befand. Sie entspricht (wie die dem Aufsatze des Dir. Lippmann beigegebenen Holzschnitte zeigen) dem Gemälde nicht ganz. Sie scheint ein erster Entwurf zu sein. Die Meinung wurde bisher überall getheilt,

daß sie einige Jahre früher zu setzen sei als das Gemälde selbst, und daß eine im Museum zu Lille befindliche Zeichnung, welche der Madrider in vielen Punkten gleicht, eine schlechte Copie dieser letzteren sei.

Lermolieff, der weder das Berliner (oder Madrider) Blatt, noch das zu Lille befindliche selbst gesehen hat[1]), bleibt dabei, daß dieses letztere das Original von Raphael, das Berliner Blatt dagegen eine Zeichnung von der Hand Perugino's sei, die Raphael copiert habe. Die auf dem Liller Blatte sichtbaren Abweichungen von dem Berliner Blatte erklärt Lermolieff für geistreiche Verbesserungen Raphael's.

Hätte Lermolieff das Berliner Blatt selbst gesehen und nicht blos, wie er eingesteht, danach angefertigte Photographien vor Augen gehabt, so würde auch er vielleicht ruhig darüber sein, daß es nur von Raphael herstamme; und hätte er das Liller Blatt selbst gesehen, so würde er bemerkt haben, daß dessen scheinbare Abweichungen nicht in Verbesserungen Raphael's, sondern in etwas ganz anderem zu suchen seien. Dem Liller Blatt, einer älteren Fälschung, war die untere Ecke rechts abhanden gekommen und man hatte hier ein Stück Papier anflicken müssen, auf dem, wahrscheinlich weil das Madrider, jetzt Berliner Original nicht mehr vorlag, das Fehlende aus der Phantasie ergänzt worden ist. Mit durchaus anders gearteten Federstrichen sind hier ein Theil des Kindes, des Gewandes der Maria und deren linke Hand nach Gutdünken ergänzt. Lermolieff hat das nicht bemerkt! Er hält die Zeichnung, wie sie ist, für intakt und die Abweichungen von der Hand dessen, der sie ausgeflickt hat, für Verbesserungen, die Raphael selbst erfunden habe! Die Liller Zeichnung ist und bleibt eine geflickte Copie des Madrider Blattes, dieses selbst eine echte Arbeit Raphael's und eine werthvolle und schöne Bereicherung des Berliner Kupferstichcabinets, und Lermolieff der geistreiche Italiener, der an der einen Stelle durch die Schärfe seiner Beobachtung überrascht und an der andern durch sein oberflächliches Urtheil in Staunen setzt. Lermolieff ist, was Raphael anlangt, überhaupt nicht glücklich, wie sein Urtheil über Raphael's venetianisches Skizzenbuch beweist, über das, als ältestes Document der zeichnenden Hand des jungen Raphael, im diesjährigen Augusthefte der Preußischen Jahrbücher ebenso überzeugende als überraschende Bemerkungen zu finden sind. Bemerkt sei noch, daß auf dem dem Aufsatze Lermolieff's in Seemann's Zeitschrift beigegebenen Holzschnitte der Liller Zeitung der Defect des Blattes in keiner Weise angedeutet wurde, so daß der Betrachtende keinen Begriff von dessen wahrer Beschaffenheit empfängt. Was das Madrid-Berliner Blatt dagegen anlangt, so hatte dasselbe in Berlin selbst zum Theil Bedenken erregt, solange es nur in einer Photographie vorlag; sobald es jedoch in natura eingesandt wurde, mußten sie schwinden. Ein Umstand, der es über jeden Zweifel stellt, ist, daß es auf der Rückseite eine zweite Zeichnung trägt, welche, gleichfalls von Raphael herrührend, sich als die Skizze zu der jetzt in Petersburg befindlichen Madonna Connestabile zeigt. Nur ein Unterschied zwischen dem Gemälde und der Zeichnung: auf jenem hat die Madonna ein Buch, auf dieser eine Granate in der Hand. Und nun, was dies anlangt, eine überraschende Entdeckung, auf die schon von Dr. Lippmann im obenangeführten Aufsatze hingewiesen wurde. Man hat in Petersburg das Gemälde von Holz auf Leinwand übertragen. Zu diesem Zwecke wird das Holz mit feinen Hobeln von der Rückseite her so völlig entfernt, bis nichts mehr von dem Gemälde übrigbleibt als der Grund, auf den es gemalt worden ist, mit den aufgelegten Farben. Als man bei dieser Procedur mit unserer Madonna nun endlich soweit war, kam die ursprüngliche erste Aufzeichnung Raphael's von der Rückseite her deutlich zum Vorschein, und es zeigte sich, daß die Madonna Anfangs eine Granate in der Hand tragen sollte. Eine Bestätigung der Authenticität des Berliner Blattes, wenn es dieser noch bedürfte.

[1]) Er erklärt dasselbe (S. 375, Note) für eine Kreidezeichnung, während es mit der Feder gezeichnet ist.

2. Die Libreria Piccolomini zu Siena.

The life of pope Pius II as illustrated by Pinturicchio's Frescoes in the Piccolomini library at Siena by the Rev. C. W. Kitchen, M. A., Christ Church, Oxford. With ten Engravings by Prof. Gruner. Printed for the Arundel-Society. 1881.

Die Arundel-Society, deren langjährigen Bemühungen soviel Schönes und Nützliches verdankt wird und die ihren Leistungen nach einen so hohen Rang einnimmt, veröffentlicht als ‚first publication für 1881' die Reihe der von Pinturicchio in der Libreria Piccolomini zu Siena gemalten Fresken in Cartonstichen. Diese Stiche (oder Radierungen?) sind offenbar nach Photographien reinlich angefertigt. Die Umrahmungen oder Einfassungen der Gemälde, die unserer Ansicht nach unentbehrlich sind, sind fortgelassen. Das vom Rev. C. W. Kitchin dazu verfaßte Leben Pius des Zweiten, zu dem diese Stiche, wie sonderbarer Weise der Titel der Publication besagt, die Beilage bilden (während in Wahrheit das umgekehrte Verhältniß stattfindet), ist eine dürftige Arbeit. Wir wollen dem Verfasser nicht zum Vorwurfe machen, daß ihm Dr. Schmarsow's Untersuchungen über die Libreria von Siena nicht bekannt waren, denn es ist seine Arbeit vielleicht schon gedruckt gewesen, ehe ihm Dr. Schmarsow's Heft zu Gesichte kam (wenn er es überhaupt gesehen), aber wenn Rev. Kitchin von Vasari behauptet (S. 16), dieser habe, with his usual dislike of Pinturicchio das erste Gemälde in der Libreria ganz und gar der Hand Raphael's zugeschrieben, so würde es ihm schwer fallen, die betreffende Stelle Vasari's anzugeben. Vasari hat nur von Zeichnungen gesprochen, welche Raphael zu einigen, oder wie er an anderer Stelle sagt, zu allen Fresken der Libreria angefertigt hätte, nirgends aber schreibt er von der Arbeit an den Gemälden irgend welchen Antheil Raphael zu. Ueber diese Zeichnungen (über die doch oft genug gestritten worden ist) sagt der Verfasser nichts. Dagegen wiederholt er bei dem die Zusammenkunft Kaiser Friedrich's und Leonoren's darstellenden Gemälde das von dem ersten Gesagte: auch dies Gemälde sei, als zu hoch über dem Niveau Pinturicchio's stehend, von Vasari für eine Arbeit Raphael's ausgegeben worden. Das ist mehr als sogar die Sieneser Localciceroni zu behaupten wagen. Schließlich wird uns mitgetheilt, auf dem die Canonisation der hl. Catharina darstellenden Fresco seien außer Raphael und Pinturicchio (die allerdings auch Passavant darauf erkennt) sogar Andrea und Fra Bartolommeo portraitirt worden!

Offenbar hat der Verfasser nicht einmal Crowe und Cavalcaselle's Buch vor Augen gehabt, als er diesen Text zu Gruner's Stichen verfaßte.

3. Sodoma's Hochzeit der Roxane.

Allgemeines Künstler-Lexikon von Dr. Julius Meyer und Dr. Hermann Lücke. 20 Lieferungen.

Die Lieferung wird fast ganz eingenommen von der Biographie Bazzi's, oder, um den bekannteren Namen zu wählen, Sodoma's, aus der Feder des ersten der beiden Herausgeber. Es wird hier eine umfassende Arbeit geliefert, welche, wie der demselben Lexikon und dem gleichen Verfasser angehörige Artikel „Correggio", auch als Buch erscheinen könnte. Dies soll kein Tadel sein; diese behaglicheren breiteren Artikel, welche nicht blos, wofür Lexika doch eigentlich da sind, Daten geben, sondern historische Erzählung liefern, haben den Charakter erfreulicher Oasen, und es sollte bei allen bedeutenderen Meistern so gehalten werden. Eins läuft dabei allerdings mitunter, was die Natur des Lexikons unweigerlich mit sich bringt: es kann nun nicht genügend von denen die Rede sein, die neben dem Helden des Artikels ebenfalls auf breitere Behandlung Anspruch hätten, wenn eben kein bloßer „Artikel", sondern ein Buch beabsichtigt worden wäre. Von Peruzzi z. B., dem Siena doch auch einen Theil seiner künstlerischen Umgestaltung im Beginne des Cinquecento verdankte, hätte dann ausführlicher gesprochen werden müssen.

Möglich wäre, daß Meyer dem Meister, den er behandelt und dessen Charakter

als second rate er in der Einleitung so scharf und richtig festhält, im Verlaufe des Artikels größere Ehren zu Theil werden läßt, als demselben gebühren. Es wird manchmal zu etwas sehr blühenden Adjectiven gegriffen und der Lorbeer windet sich zu dick um das Haupt des Mannes, dessen Hauptwerk, die Hochzeit der Roxane, in der Farnesina in Rom überschätzt zu werden pflegt. Denn es besteht ein Unterschied zwischen dem Empfangen eines anmuthigen Eindruckes aus einem Gemälde heraus und dessen Betrachtung bei ruhiger Kritik. Was dieses Werk Sodoma's anlangt, dissentieren wir mit dem Verfasser ernstlich.

Erstens die Entstehungszeit. Es wird uns 1514 aufgedrängt, als bleibe nur diese Zeit dafür frei. Man betrachte die Figur am Rande rechts: die abgehende, uns den Rücken zuwendende Frau, die mit hochaufgestrecktem Arme ein urnenartiges Gefäß hält, das sie auf dem Kopfe trägt. Die Gewänder umwallen sie und lassen ihre Figur durchscheinen, der Haltung und Gewandung nach die vielleicht beste Figur auf dem Gemälde. Sollte diese Gestalt gezeichnet worden sein, ohne daß die ganz ähnliche auf Raphael's „Burgbrand" ihr zum Muster gedient hätte? Das Zimmer des Burgbrandes aber wurde vollendet 1517! Oder sollte Raphael etwa Sodoma's Figur aus dessen Gemälde heraus benutzt haben? Niemand wird das für möglich halten, wenn wir Sodoma's übrige Figuren gerade mit dieser vergleichen.

Indessen vielleicht würde der Verfasser unseres Artikels soweit gehen, dies für nicht unmöglich zu erklären, denn er geht allerdings sehr weit. Man besitzt in Wien eine herrliche Zeichnung in Rothstift, welche die ersten Elemente der Hochzeit der Roxane in nackten Figuren zeigt, und die bisher Raphael zugeschrieben worden ist, ohne daß Jemand jemals diese Provenienz bezweifelt hätte: dieses Blatt soll — der Verfasser beruft sich auf Gustav Frizzoni — von Sodoma sein! Auch die Amoren rechts, fragen wir, die mit Alexander's Waffen spielen? Diese Kindergruppe, die nur ein Meister allerersten Ranges so durchführen konnte? Es wäre ein seltsames Spiel der Natur, wenn Sodoma, der, wo er nackte Körpertheile zeichnet, nie an ein Modell erinnert, plötzlich in diesem einen herrlichen Blatte soviel Modellstudium und plastische Anschauung entwickelt hätte. Diese nackten Gestalten, die durchaus den anderen Acten Raphael's entsprechen, welche in den letzten Jahren seiner Thätigkeit zur Entstehung kamen, sind so sehr seiner Hand entsprungen, daß, wenn wir sie ihm abdisputieren wollten, nur gleich auch alles Uebrige Sodoma zugerechnet werden könnte.

Die anfängliche, hoch über der des Gemäldes stehende Erfindung der Hochzeit der Roxane also bewahren wir in dieser Zeichnung Raphael. Was von anderer Seite gelegentlich über den Zusammenhang der Composition mit antiken Darstellungen gesagt worden ist, scheint der Verfasser als unerheblich übergangen zu haben. Wir bemerken nachträglich dazu, daß, wenn für die Gestalt der Roxane die der Peitho in Frage kommt, welche auf dem neapolitaner Basrelief: Alexandros, Aphrodite, Helena und Eros, oben auf dem Gesims sitzt (wie denn dieses Basrelief für die ganze Composition, wie Raphael sie wollte, wol maßgebend gewesen ist), für die Gestalt des Alexandros neben der dieses Basreliefs auch noch der Perseus genannt werden muß, wie er auf dem Basrelief des Capitolinischen Museums (Parkers Photographs nro. 2746) vor Andromeda steht. Die Uebereinstimmung beider Gestalten auf Raphael's Composition und auf diesem Basrelief ist, den linken Arm ausgenommen, eine fast absolute.

Dergleichen Studien nach der Antike müßten bei Sodoma erst nachgewiesen werden. Keine Spur davon aber ist bei ihm sichtbar.

Wir fühlen uns, indem wir eine Frage zu näherer Behandlung herausnehmen, in der wir des Verfassers Meinung nicht theilen, umsomehr aufgefordert, ihm noch einmal für das Ganze zu danken, das wir von ihm empfingen.

Erfreulich ist zu gleicher Zeit, daß überhaupt wieder eine neue Lieferung des Werkes vorliegt. Möge bald die 27ste folgen.

4. Die Galatea in der Farnesina.

Wir haben im XXVI. Bande, S. 464 ff. der Deutschen Rundschau (Juni, 1880) darzulegen gesucht, daß Raphael bei der in der Farnesina zu Rom gemalten Composition, die unter dem Namen ‚Galatea' bekannt ist, keine bestimmte Scene, und in der Hauptfigur nicht Galatea, sondern Venus als Beherrscherin der Wasserwelt habe darstellen wollen. Der Eingang des Psychemärchens von Apulejus lieferte die Hauptgestalt, die im Muschelwagen einherfahrende Mutter Amor's; die Nymphe links im Vordergrunde dagegen, die ein Triton mit den Armen umschlingt und der ein aufgeblasener Schleier über dem Haupte fliegt, wurde von uns für Galatea erklärt, welche nach Philostrat, nach antiken Darstellungen und nach dem, was gleichzeitige Dichtungen darboten, in die Composition hineingebracht worden war, ohne mit Venus hier in bestimmtem Zusammenhange zu stehen.

Daß diese Nymphe nun wirklich Galatea sein solle und daß ihr nicht blos etwa jener der antiken Galatea eigenthümliche, empor sich bauschende Schleier zufällig verliehen sei, scheint ein lateinisches Gedicht zu bestätigen, von dem sich wol annehmen läßt, daß es Agostino Chigi bekannt war, als er Raphael den Auftrag ertheilte, seinen Gartenpalast auszumalen.

Bekannt ist, daß der Galateamythus in der späteren römischen Zeit eine Wendung empfing, die ihm früher fremd war. Der Nymphe wird eine starke Zuthat herausfordernder Coquetterie zugelegt. Ihr Loos ist, von ungestümen wilden Liebhabern verfolgt zu werden, sie flieht, aber sie reizt sie zugleich, auf sie Jagd zu machen. In einem seiner Hochzeitsgedichte (Nr. 11) beschreibt Sidonius Apollinaris das Innere eines Tempels, den Vulcan selbst mit Bildwerken ausgeschmückt habe. Ein Triton wird geschildert, der auf seinem gewölbten Rücken heißen Herzens Dione durch die kühlen Wellen trägt. Aber Galatea drängt sich auf ihrem Muschelwagen heran, fährt dem Triton mit festem Daumen in die Schuppen und nickt ihm Gewährung aller Wünsche zu. Das Ungethüm fängt Feuer. Hellauflachend schlägt er mit dem fischigen Schweife nach ihr, als ob sie schon die Seine sei, und hinterher stürmt die Schar der Amoren, einer auf einem Delphine reitend, den er mit Rosenketten zügelt, der andere auf einem grünen Seekalbe hängend, das er an beiden Hörnern gepackt hat, der dritte mit den nassen ausglitschenden Sohlen stehend auf dem Rücken eines anderen Seethieres, während er freilich Flügel an den Füßen hat. Es scheint, daß aus solchen Anschauungen heraus die Ode des Pontanus entsprungen sei, die wir in ganz freier Uebertragung, auch was das Versmaß anlangt, folgen lassen.

Pontanus war ein Neapolitaner: Gelehrter, Dichter, Staatsmann, liebenswürdig, fein, unverwüstlich in Laune und Lebenskraft, einer von denen, für die antikes Dasein und Latein zur zweiten Natur geworden war, als sei er mit Catull und Properz Arm in Arm gegangen. Zu seinen geistreichsten Sachen gehören die ‚Dialoge', von denen der ‚Antonio' betitelte 1491 gedruckt worden ist. Pontanus läßt einen Dichter auftreten, welcher eine Ode zum Besten giebt.

Spielerisch neckt Galatea sich mit dem Meere,
Wirft ihre nackten Glieder hinüber, herüber,
Und es strömen die Wellen von fern dem sanften
Busen entgegen.

Da in der weiten Höhle regt Polyphem sich,
Hebt sich empor und schaut! Und die Ziegenheerde
Läßt er allein: zum Ufer springend stürzt er
Sich in die Brandung.

Schlägt in die Fluthen ein die nervigen Arme,
Bricht mit dem struppigen Haupt quer durch die Wogen,
Vorwärts strebend wälzt er sich wie eine Schlange
Ueber das Gras hin.

Doch Galatea, ihm vor, fühlt, daß er ihr nach will,
Pfeilschnell eilt sie dahin, doch nicht zu flüchtig!
Zögernd manchmal lockt sie ihn, aber zugleich doch
Schreit sie um Hilfe.

Und nun! Alle die Götter, hierher, dorther,
Eilen herbei, sie zu retten, doch Polyphem weicht,
Wenn auch müde und durch der Götter Stimme
Rückwärtsgetrieben,

Nicht so leicht von der Nymphe, faßt sie, küßt ihr
Von den rosigen Lippen den Preis des Sieges
Und dann fort! Doch sie mit finsterer Stirne
Taucht in die Tiefe[1]).

Dies Gedicht erklärt die Gruppe des Tritons und der Nymphe völlig. Daß Raphael Polyphem in einen Triton verwandelte, darf nicht auffallen. Wir haben ihn vor uns, wie er Galatea umarmt und ihr eben den Kuß rauben will, während sie coquett zwischen Gewähren und Verweigern sich in seinen Armen windet. —

Zu den Gedichten, welche Raphael zu dieser Composition mit angeregt haben könnten, pflegt man auch die Strophen des Polizian zu rechnen, auf welche von Eitelberger (Dolce, 80) neuerdings zuerst wieder hingewiesen worden ist. Sie scheinen jedoch nichts damit zu thun gehabt zu haben. Dagegen glauben wir, daß die Stelle des Sidonius Cornelius bekannt gewesen sei, als dieser, in Rom noch, den ersten Entwurf für die in der Pinakothek gemalte ‚Wasserwelt' zeichnete. Dieser Entwurf, bei weitem frischer und geistreicher als die später ausgeführte Composition, befindet sich in Händen des Professors von Cornelius in München und ist gestochen worden, leider aber nicht im Handel zu haben. Es spricht sich ein entzückendes Zurückgehen auf antike Anschauungen darin aus, das ja auch den Hauptreiz des Raphaelischen Gemäldes ausmacht und die kurze Epoche kennzeichnet, wo Cornelius sich den Vorbildern der alten Kunst, ihren Dichtern und Raphael völlig hingegeben hatte. Besonders Pontanus' Gedichte sind geeignet, uns ahnen zu lassen, wie weit diese künstliche Atmosphäre des Alterthums den Zeiten Raphael's fast zu einem Theile der natürlichen Lebensluft geworden war. Pontanus' kleine lateinische Kinderlieder, mit denen er sein eben geborenes Söhnchen anfingt, sind reizend und bei weitem frischer noch als sie in den italienischen Uebersetzungen klingen, die Tallarigo seiner Biographie des Pontanus (Neapel 1874, 2 Bde.) beigegeben hat.

---

[1]) Dulce dum ludit Galatea in nuda
Et movet nudos agilis lacertos,
Dum latus versat, fluitantque nudae
Aequore mammae,
Surgit e vasto Polyphemus antro
Linquit et solas volucer capellas,
Nec mora, et litus petit, et sub altos
Desilit aestus.
Impiger latis secat aequor ulnis
Frangit attollens caput, et per undas
Labitur, qualis viridi sub umbra
Lubricus anguis.
Illa velocis movet acris artus
Dum peti sentit, simul et sequentem
Incitat latens simul et deorum
Numina clamat.
Illicet divûm chorus hinc et illinc
Fert opem fessae. At Polyphemus ante
Non abit, lassus quidem, et deorum
Voce repulsus.
Quam ferox nymphae tumidis papillis
Injicit dextram, roseoque ab ore
Osculum victor rapit, illa moesta
Delitet amne.

B. K. F.

Literarische Rundschau.

Neue Bücher über Rußland und den Orient.

Zur Geschichte des Orientalischen Krieges. Von F. Heinrich Geffcken. Berlin 1881, bei Gebr. Paetel.

Aus dem Nachlaß des Grafen Prokesch-Osten. Briefwechsel mit Herrn v. Gentz und dem Fürsten Metternich. 2 Bde. Wien, bei Karl Gerold, Sohn.

L'Empire des Tsars et les Russes. Par Anatole Beaulieu-Leroy. Paris, Hachette u. Co.

Rußlands Werden und Wollen. Von Franz v. Löher. 3 Bde. München, bei Theodor Ackermann.

Rußland und England von E. v. Ugény. Leipzig, bei Wilhelm Friedrich.

Durch F. H. Geffcken's (des Straßburger Professors und Verfassers des bekannten Buches „Staat und Kirche") neuestes Werk ist die deutsche politisch-historische Literatur um einen Beitrag von sehr erheblichem Werth und bleibender Bedeutung bereichert worden. Im Besitz eines Acten- und Quellenmaterials, wie es keinem der Historiker zu Gebote gestanden, welche sich bisher an die politische Geschichte des ersten großen Krieges neuerer Zeit gewagt hatten, ist der Verfasser in den Stand gesetzt gewesen, dieses die Neuzeit einleitende Capitel aus der Historie des 19. Jahrhunderts vollständig zu erzählen und über viele Partien derselben ein durchaus neues Licht zu verbreiten. Ganz besonders gilt das von der zweiten Hälfte des inhaltreichen Buches, von dem Abschnitt desselben, der die officielle und die geheime Geschichte des Pariser Vertrages vom März 1856 erzählt und die nächsten Wirkungen jenes Congresses erörtert, der das zweite Kaiserreich auf den Gipfel seiner Macht gehoben hatte. Wenn wir anführen, daß dem Verfasser die während der drei ersten Monate des Jahres 1856 zwischen Lord Palmerston und dem Congreß-Botschafter Lord Clarendon geführte Correspondenz zu Gebote gestanden und daß er dieselbe mit einem Geschick zu benutzen gewußt hat, das seine Herrschaft über die bezüglichen Materien in allen Stücken bestätigt, so ist für Sachkenner eigentlich Alles gesagt. — Die Darstellung ist von einer Einfachheit und Durchsichtigkeit, welche wegen der großen Masse des hineingearbeiteten Materials besonders bemerkenswerth erscheint, — der Standpunkt des Verfassers ein unbefangener und streng sachlicher. Trotz der zahlreichen Einzelheiten, in welche das Geffcken'sche Buch geht, ist dasselbe keineswegs blos für Fachleute bestimmt; dem Verständniß und der Theilnahme weiterer Kreise wird durch lichtvolle Excurse auf die gleichzeitigen Ereignisse in ausgiebiger Weise Rechnung getragen und durch ein übersichtliches Schlußcapitel dafür gesorgt, daß der Leser die ihm dargebotenen Aufschlüsse über die orientalischen Ereignisse der 50er Jahre zugleich für die Geschichte der neueren Zeit (die Vorgänge vom Herbst 1870 und die Verwickelungen der Jahre 1875—78) verwerthen kann. Der Erfolg, dessen die s. Z. in der „Deutschen Rundschau" abgedruckten Abschnitte des Werkes sich zu erfreuen gehabt haben, läßt unzweifelhaft erscheinen, daß dasselbe in seiner gegenwärtigen Gestalt

die gehörige Würdigung erfahren werde. In's Besondere werden englische, französische und russische Historiker sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen dürfen, mit Herrn Geffcken's Hilfe die Lücken der bisherigen Darstellungen dieses Geschichtsabschnittes zu ergänzen. Daß der Verfasser sich ausschließlich auf die politische Seite der Sache beschränkt und von einer Recapitulation und Kritik der militärischen Ereignisse abgesehen hat, rechnen wir ihm als besonderes Verdienst und seinem Buch als Vorzug an. Die militärische Literatur über den orientalischen Krieg der Jahre 1853—1856 läßt an Vollständigkeit nur wenig zu wünschen übrig und hat so hervorragende Theilnehmer gefunden, daß dem Nichtmilitär bloße Arbeit „zweiter Hand" möglich gewesen wäre: auf eine solche hat aber der Verfasser zweckmäßiger Weise verzichtet.

Die letzten Blätter des an zweiter Stelle genannten Buchs sind während des nämlichen Zeitabschnittes geschrieben worden, von welchem das Geffcken'sche Werk handelt und gelten zum größten Theil der nämlichen Materie. Nichts desto weniger wird es den Leser, der diese beiden Bände der Prokesch-Osten'schen Hinterlassenschaft mit einiger Aufmerksamkeit studirt, anmuthen, als werde aus einer längst vergangenen, unsern Tagen kaum mehr verständlichen Welt zu ihm geredet. — Herman Grimm hat ein Mal die kühne Behauptung gewagt, die Männer, welche die Zeit des Uebergangs vom 18. zum 19. Jahrhundert bestimmten, seien — im Grunde genommen — nur als Soldaten, Revolutionärs, Staatsmänner ꝛc. verkleidete Humanisten gewesen und selbst „Napoleon, der rohe, rücksichtslose Soldat stehe heute als durch und durch von vorklassischer Bildung getränkt da." Niemals früher hat mir das Zutreffende dieses Ausspruchs so überzeugend eingeleuchtet, wie bei der Lectüre des Briefwechsels, den Prokesch-Osten während der Jahre 1826—1855 mit Gentz und dem Fürsten Metternich gepflogen und den Graf Prokesch der Sohn in den beiden vorliegenden Bänden veröffentlicht hat. — Ein vollständigerer Gegensatz ist kaum denkbar, als derjenige zwischen der bei Gentz und Metternich üblichen Art der Behandlung öffentlicher Angelegenheiten und der staatsmännischen Methode unserer realistischen Tage. Die Geschäfte, deren Förderung es in den vorliegenden Briefen gilt, werden mit einem Aufwande von Geistes- und Bildungsreichthum behandelt, der zu der Bescheidenheit der erzielten Resultate auf das Merkwürdigste contrastirt. Die *Interessen*, um welche es sich handelt, verstecken sich regelmäßig hinter allgemeine Principien, deren glänzende Formulirung den betheiligten Staatsmännern ungleich wichtiger gewesen zu sein scheint, als die praktische Anwendung. Was geschieht oder geschehen soll, wird nicht sowol nach seiner concreten, augenblicklichen Wirkung als nach seiner allgemeinen und typischen Bedeutung abgeschätzt, — fast ausnahmslos auf die Ermittelung des culturgeschichtlichen Gehalts eines Ereignisses größere Sorge verwendet als auf die Feststellung darüber, was man selbst bei der Sache zu thun habe. Jeder Zwischenfall droht die briefwechselnden Staatsmänner aus dem Concept zu bringen, weil er sie mit einer Fülle geistreicher Erwägungen überschüttet, deren gehörige Einordnung in das, was die Herren ihr „System" nennen, viel zu zeitraubend ist, um für eine energische Entschließung über das „quid faciamus nos" Muße übrig zu lassen. Man verfolgt die Dinge bis in ihre letzten möglichen Consequenzen und versäumt darüber, ihnen in die Zügel zu fallen, so lange das noch möglich wäre; Perspectiven in Zeit und Ewigkeit verwirren den Blick und das Urtheil über die momentane Lage, und bringen die Beurtheilenden um jenen sichern Tact des Handelns, auf welchen es für den praktischen Staatsmann allein ankommt. Dabei spielt die Theilnahme an den *literarischen* Zeitereignissen, insbesondere bei Gentz eine Rolle, die sich in unsern banausischen Tagen beinahe rührend ausnimmt. Inmitten der schwersten Sorgen um die Juli-Revolution und deren Folgen, gesteht des Fürsten Metternich erster Berather, daß die Hälfte seiner Nachtstunden der Beschäftigung mit Heine's „Buch der Lieder" gewidmet sei, daß er einzelne Stücke dieses Buches zum zwanzigsten und zum fünfundzwanzigsten Male gelesen habe und daß ihm außerordentlich viel daran gelegen sei, diejenigen Gedichte des „satanischen Poeten" in Erfahrung zu bringen, die dem gleichgestimmten Freunde den größten Eindruck gemacht hätten. Prokesch ist während dieser

sturmbewegten Zeit mit der Werbung um seine spätere Frau beschäftigt und berichtet dem Freunde über die einzelnen Phasen dieses Verhältnisses mit einer Zartheit und Innigkeit der Empfindung, die eines Werther würdig gewesen wären. Seine Mittheilungen über die Weltlage, über die Stimmung in Süddeutschland und über die voraussichtlichen Wirkungen der französischen Umwälzung werden durch lyrische Stoßseufzer unterbrochen, deren romantischer Zauber sich auch dem Leser von heute unwillkürlich in das Herz schleicht. Das eine Mal zählt er die Tage seiner Bekanntschaft mit der Geliebten, das andere Mal berichtet er über den Eindruck, den die Schubert'sche Composition des „Ich stand in dunkeln Träumen" auf ihn gemacht, ein drittes Mal sendet er dem Vertrauten neue Uebersetzungen Sapphischer Odenfragmente und als Gentz ihm Eröffnungen über sein werdendes Verhältniß zu „Fanny" macht, antwortet Prokesch mit einem kleinen Gedicht, das den Stolz manches gefeierten Lyrikers von heute ausmachen würde.

Der Briefwechsel zwischen Prokesch und Gentz setzt sich bis zum Ableben des letzteren (9. Juni 1832) fort. Die Kunde von dem Tode des 68jährigen Mannes, „mit dem ein seltener Umfang des ausgezeichnetsten Talents, ein wahrer Genius zu Grabe gegangen ist", wird Herrn von Prokesch von keinem Geringeren als dem Fürsten Metternich übermittelt, der von diesem Zeitpunkte an mit Gentz' vertrautestem Freunde selbst in Correspondenz tritt und diese Correspondenz länger als zwanzig Jahre (bis zum Februar des Jahres 1855) fortsetzt. Eingeleitet wird der diesen zweiten Briefwechsel umfassende Theil des vorliegenden Buches durch eine Charakteristik Metternich's, welche Graf Prokesch als hochbetagter Mann (im J. 1872) geschrieben hat und die den Charakter einer durch die Dankbarkeit dictirten Reminiscenz zu ausgesprochen trägt, als daß mit ihr gerechnet werden dürfte. Den „großen Staatsmann", für welchen Fürst Metternich bis über das Grab hinaus seinem Freunde gegolten, verrathen die ziemlich zahlreichen, Herrn von Prokesch geschriebenen Briefe M.'s nirgend, sondern immer nur den liebenswürdigen und geistreichen Privatmann. Die politischen Urtheile, welche der alternde k. k. Staats-, Haus- und Erzkanzler in den vorliegenden Briefschaften niedergelegt hat, machen allesammt den nämlichen Eindruck und zwar den einer altbacken gewordenen Art von unfruchtbarer Geistreichheit. Einerlei ob von laufenden Ereignissen oder von großen, überraschenden Zwischenfällen gehandelt wird, — es wird immer nur *um die Dinge herumgeredet*, nirgend auch nur der Versuch gemacht, denselben direct zu Leibe zu gehen. Der berühmte „Altmeister" der conservativen Staatskunst macht es genau so wie es die von ihm unaufhörlich gescholtenen liberalen Doctrinärs seiner Zeit machten: er verliert sich in allgemeine Raisonnements, bei denen sich nichts Bestimmtes denken läßt und die wesentlich dazu bestimmt scheinen, den Raisonnirenden das Handeln zu ersparen. Dabei wird — namentlich seit den Ereignissen von 1848 und 1849 — in einem Tone der Unfehlbarkeit geredet, der mitunter hart an das Komische streift. Dem Fürsten geht es genau so wie dem alten Kammerdiener, von welchem in einem Briefe berichtet wird, derselbe habe sich den stereotypen Ausruf angewöhnt „c'est ce que je vous disais". Alles, was geschieht und nicht geschieht, will der Nestor der österreichischen Staatskunst vorausgewußt und vorausgesagt haben, und nie kommt ihm dabei in den Sinn, daß das Vorauswissen von Dingen, auf die man sich nicht einzurichten gewußt hat, die denkbar härteste Anklage gegen ihn und sein System bildet. Tags nach dem totalen Zusammenbruch dessen, was er seine „Schule" und sein System genannt, fordert der alte Herr seinen Freund Prokesch auf, diesem System treu und sein „guter Schüler" zu bleiben, — inmitten von Umwälzungen, welche die Arbeit seines Lebens zerstören, verkündet er selbstgefällig „alles Neue sei für ihn ein Altes", zu Allem könne er nur „connu" sagen, „das Pfuschen habe niemals in seiner Natur gelegen und er sei von je ein Freund des Lichts und ein Feind der Finsterniß gewesen". Die Feierlichkeit der Formeln, in welche er seine Meinung niederlegt, wird nur durch deren Dunkelheit und Unbestimmtheit übertroffen. Inmitten der großen Ueberraschungen von 1849 versichert er, „ich werde nicht als Politiker, son-

dern als Socialist sterben, wie ich als solcher gelebt habe" — während der Tage seines Londoner Exils glaubt er in die Lage versetzt zu sein, „dem Uebel, welches aller Orten besteht, der Unkenntniß darüber, wie die Dinge *sind*, in den Weg zu treten" und in den Zeiten lebhaftester Parteinahme Englands für die Sache der italienischen und der ungarischen Revolution gibt er sein „Wort" darauf, daß „ohne *seine* Einwirkung die Presse dieses Landes auf Abwege mancher Art gerathen wäre". Den Höhepunkt erreicht Metternich's Talent, die Dinge mit anderen als den richtigen Namen zu nennen und an ihrem Kern vorüberzugehen, im Herbst 1850, wo über den preußisch-österreichischen Conflict in Sachen Hessens und über die durch denselben erzeugte Kriegsgefahr in einer schier endlosen Reihe von Briefen gehandelt, von allem Möglichen geredet und nur das Ausschlag gebende Moment, nämlich die dominirende Stellung Rußlands und das Veto des Kaisers Nikolaus, unerörtert gelassen wird! — Aehnlich ist es um die Urtheile bestellt, mit welchem der weiland gründlichste Kenner der orientalischen Frage die Ereignisse der Jahre 1853—55 begleitet. Noch am Vorabend des Krieges, der der österreichischen Monarchie unvergleichlich günstig gestaltete und unverantwortlich unbenutzt gelassene Chancen zur Wiederherstellung ihrer orientalischen Stellung bot, ist Fürst Metternich keinen Augenblick darüber im Zweifel, „daß die Regeln, welche *er* vorgesteckt hatte, die ‚auf den laufenden Tag, wie auf die vergangenen Tage' allein anwendbar seien" und daß *sein* dem britischen Botschafter Lord Stratfort mitgetheiltes Recept „die Mächte möchten die Kanonen zu Hause lassen und statt derselben die Feuerspritze in Anwendung bringen", das einzige zum Ziele führende sei. Als die Ereignisse dann den entgegengesetzten Gang nehmen, ist er, „dessen Geist ruhig und dessen Gemüth erregbar ist", und „der die Beschuldigung Nichts vergessen, aber auch Nichts gelernt zu haben" als „ein Lob annimmt", sofort mit der Versicherung bei der Hand, „daß neue Elemente in der Lage nicht vorhanden seien, daß dieselbe sich allein aus abgedroschenen Sätzen und bankerott gewordenen Ideen zusammensetze und daß das einzige Neue die Rolle sei, welche die Unwissenheit und die Geringschätzung jeder ruhigen Prüfung des moralischen Werths der Unternehmer und der Mittel spielen". Und auf diesen Orakelspruch folgt das unverblümte Eingeständniß, „verstehe wer es vermag den Feldzug der Westmächte im Jahre 1854 . . . . nicht begreiflich ist *mir* das Eingehen in solche Unternehmen!" . . . . . Lesern, die diesem letzten Theil des Prokesch-Metternich'schen Briefwechsels die Lectüre des Gefficken'schen Buchs folgen lassen, wird Vieles, was in der Geschichte des Oesterreich der Jahre 1853 bis 1855 unbegreiflich erscheint, nur *allzu* begreiflich werden!

Wären die Zeiten nicht ohnehin längst vorüber, in welchen die Phrasen von deutscher Gründlichkeit und französischer Oberflächlichkeit unter gebildeten Leuten Kurs hatten, — die Ueberlebtheit dieser Gegenüberstellung ließe sich treffender kaum illustriren, als durch eine Parallele zwischen Herrn von Löher's neulich erschienenem Buch über „Rußlands Werden und Wollen" und dem vorliegenden ersten Bande von Anatole Beaulieu-Leroy's „l'Empire des Tsars". Ein abschließendes Urtheil über das letztgenannte auf drei starke Bände angelegte Werk wird sich erst gewinnen lassen, wenn mindestens der (für den Spätsommer d. J. angekündigte) *zweite* Band mit seinen Ausführungen über die russischen Staatseinrichtungen vor die Oeffentlichkeit getreten ist. Daß das Beaulieu'sche Buch ein Werk stupenden Fleißes und ausgebreiteter Gelehrsamkeit ist, kann freilich schon jetzt bezeugt werden. Der Verf. hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die sog. wissenschaftliche Literatur über Rußlands Ethnographie und Agrarverfassung *einschließlich der in russischer Sprache geschriebenen Erzeugnisse derselben* durchzuarbeiten und insbesondere den ländlichen Verhältnissen Großrußlands eine bis in das Detail eindringende Untersuchung zu widmen. Ob der Verf. das vorgesteckte Ziel erreichen wird, seinen Landsleuten ein wirklich lebensvolles Bild des heutigen Rußlands aufzurollen, lassen wir Nichts desto weniger dahingestellt. Herr Beaulieu-Leroy ist mehr Gelehrter als Beobachter und als solcher vornehmlich von dem gedruckten Material abhängig, das er sich während

seiner wiederholten Reisen nach Rußland zu verschaffen gewußt hat und das ihm wichtiger gewesen sein dürfte, als die eigene Beobachtung. Trotz der gründlichen Sprach- und Literaturkenntniß, welche er erworben, scheint der Verfasser es zu einer lebendigen Anschauung der russischen Dinge nicht gebracht und das Schicksal unseres verdienten Landsmannes Haxthausen getheilt zu haben, dem s. Z. von Russen und sachkundigen Nichtrussen nachgesagt wurde, er sei ein eben so gründlicher wie unkritischer Kenner des Landes geworden, das er wissenschaftlich entdeckt zu haben glaubt. Möglich, daß der zweite Band ausgleicht, was den Darstellungen des ersten an Schärfe des Aperçus und Deutlichkeit des Umrisses abgeht, — die Wegweiser, denen Herr Beaulieu in's Besondere bei seiner Erforschung der russischen Agrarzustände gefolgt ist, dürften ihn in einer nicht geringen Anzahl von Fällen in die Irre geführt haben. Immerhin handelt es sich um eine solide, in jeder Rücksicht achtungswerthe Leistung, aus welcher sich außerordentlich viel lernen läßt, und die ihren Zweck, den Gesichtskreis französischer Leser zu erweitern, in vielen wichtigen Punkten erreichen wird. — Einen Mangel in der Anlage seines Werks wird der Verf. (wie wir schon jetzt feststellen müssen) freilich kaum mehr ausgleichen können. In dem an und für sich löblichen Bestreben, allenthalben auf die Quellen zurückzugehen, hat Herr Beaulieu die zahlreiche blos raisonnirende und kritisirende Literatur über Rußland allzu geringschätzig behandelt, — in der Absicht, vor Allem der russischen Eigenart gerecht zu werden, den Verhältnissen der nicht autochthonen Stämme der großen Monarchie des Ostens eine nur secundäre Stelle angewiesen. Statistisch kommen die von Nichtrussen bewohnten westlichen Provinzen Rußlands natürlich erst in zweiter Reihe in Betracht — in moralischer und politischer Rücksicht haben diese anscheinend „verschwindenden" Minderheiten dagegen einen so bestimmenden Einfluß auf den Gang der russischen Entwickelung geübt, daß eine auch nur annähernd richtige Vorstellung von dem Wesen des russischen Staatsorganismus, allein unter der Voraussetzung eingehender Bekanntschaft mit den sog. „Grenzmarken", den von Deutschen, Polen, Litthauern, Finnen und Letten bewohnten Westprovinzen gewonnen werden kann. Diese Kenntniß geht Herrn Beaulieu ebenso ab, wie sie Wallace-Mackenzie gefehlt hat. Die Methode der Untersuchung russischer Dinge ist von einem Extrem in das andere gefallen. Während die Forschungsreisenden älterer Zeit Rußland kennen gelernt zu haben glaubten, wenn sie die beiden Hauptstädte und außerdem Warschau und Riga aufgesucht hatten, ist es unter den Reisenden der Neuzeit Mode geworden, diese angeblich genugsam exploitirten und in Wahrheit doch nur wenig erforschten Punkte bei Seite zu lassen und die „Lösung des Räthsels" tief im Innern des Reichs, in den von der östlichen modernen Cultur unberührt gebliebenen Regionen der großen Monarchie des Ostens zu suchen. Daß in dieser neuen Methode der Forschung ein Fortschritt liegt, ist nicht zu verkennen; vor Uebertreibungen derselben muß indessen gewarnt werden. Da das russische Staats- und Geistesleben einmal von den beiden Hauptstädten bestimmt wird, kann ein richtiges Aperçu für die Beurtheilung des Ganzen nur an diesen Punkten gewonnen werden und ist jede Kritik, die sich andere Ausgangspunkte wählt, der Gefahr ausgesetzt, das blos Zufällige und Einzelne mit dem Bleibenden und Maßgebenden zu verwechseln. Auf die Lebensgestaltung und Physiognomie der russischen Hauptstädte, namentlich St. Petersburg, haben die nichtrussischen Grenzländer sehr viel nachhaltigeren Einfluß gewonnen, als die Massenlandschaften des Ostens. — Endlich haben die Forscher vom Schlage der Beaulieu und Wallace durchaus Unrecht, wenn sie die russische Oppositions- und Emigrations-Literatur in majorem gloriam der Erzeugnisse officieller und officiöser Wissenschaft vornehm bei Seite lassen und nur mit „statistisch" festgestellten Daten rechnen. In einem Lande, „dessen Cultur wesentlich ein Bühnenspiel ist, darauf berechnet, europäischen Anschauungen zu imponiren", sind die Leute, die hinter die Coulissen gesehen und aus eigener Erfahrung gelernt haben, „daß das eigentliche russische Leben und Treiben erst beginnt, wenn die officielle Comödie beendet ist", unentbehrliche Rathgeber für den Fremden. So viel sich auch in Rußland seit den Tagen des Kaisers Nikolaus verändert hat,

— bis auf Weiteres wird auf die Kenntniß dieses Landes doch nur Anspruch erheben können, wer Gribojedow's „Gore ot umà", Herzen's „Byloje i dumy", den „Oblomow", die „Todten Seelen" und Iwan Turgenjew's ältere Erzählungen gelesen — und ihrem Hauptinhalte nach verstanden hat.

Ob Herr von Löher, der Verf. des Buchs „Rußlands Werden und Wollen" diese Vorstudien gemacht hat, wissen wir nicht. Ernsthaft hat er es mit denselben ebensowenig genommen, wie mit seinen übrigen Versuchen, hinter das Wesen der russischen Dinge zu kommen. Den Anspruch, mit Männern wie Beaulieu und Wallace in einem Athem genannt zu werden, hat er, — „der einen sechswöchentlichen Aufenthalt in Rußland" für zum Verständniß dieses Landes genügend erklärte, — wahrscheinlich selbst nicht erhoben: enthält das gesammte dreibändige Werk, welches er der deutschen Leserwelt übergeben hat, doch nur zwei mit sachverständigem Ernst geschriebene Abschnitte, diejenigen nämlich über das Archivwesen und die officielle Geschichtsforschung in Moskau und Petersburg. Der gesammte Rest (und es handelt sich um 21 Kapitel „Russischer Bilder und Fragen", 26 „Russischer Eigenart und Entwickelung" gewidmete Abschnitte und 27 Betrachtungen über „Russische Möglichkeiten") setzt sich aus im leichtesten Stile gehaltenen, mitunter recht ergötzlichen, im Durchschnitt aber höchst oberflächlichen „Plaudereien" zusammen. Die Entstehung dieses Buchs vermag ich mir nur aus der manchen Leuten innewohnenden Neigung zu erklären, was sie wirklich können, bei Seite zu lassen und sich Dingen zuzuwenden, für die sie gar kein oder ein nur untergeordnetes Geschick besitzen. Statt innerhalb seiner Sphäre zu bleiben, seine auf Rußland bezüglichen Studien an der Hand der auf der Reise gewonnenen Erfahrungen zu vertiefen und sodann in ein solides deutsches Buch zusammen zu fassen, hat Herr von Löher sich zu dem Versuch verführen lassen, „impressions de voyage" im Stile Dumas' des Vaters (das bezügliche Werk des bekannten Romanschreibers ist — mit gutem Grunde — in weiteren Kreisen niemals bekannt geworden) zu schreiben, die dem Charakter ihres Verfassers ebenso wenig entsprechen, wie dem Geschmack des in Betracht kommenden Theiles der deutschen Leserwelt. Wenn ein leichtsinniger Tourist sich zu Urtheilen verführen läßt, die auf Schritt und Tritt Unfertigkeit, Unselbständigkeit und unvollständige sachliche Information verrathen, so zuckt man einfach die Achsel; handelt es sich dagegen um Leichtfertigkeiten eines Gelehrten von Ruf und Verdienst, eines Mannes, dem man allenthalben anmerkt, daß er Besseres hätte leisten können, so wird derselbe ernstem Tadel nicht entgehen dürfen. Noch schlimmer wird die Sache vorliegenden Falls dadurch, daß der Verfasser sich nur in der Wahl der behandelten Gegenstände zu beschränken nöthig gehabt hätte, um dem Leser von wenigstens relativem Nutzen zu sein. Mehr als die meisten übrigen Leute weiß Herr von Löher immerhin von Rußland; und von seinem Beobachtungstalent und seiner Belesenheit legt er auch da Zeugniß ab, wo er statt den Nagel auf den Kopf zu treffen, tappend an der Wand hämmert und wo er die Autoren, deren Kälber vor seinen Pflug gespannt werden, nicht namhaft macht. Desto unverantwortlicher erscheint es, daß dieser sonst so tüchtige Reiseschriftsteller de rebus cunctis ac universis et quibus aliis zu handeln und in oberflächlichster Feuilleton-Manier über Dinge von weittragendster Bedeutung zu judiciren unternommen hat. Ueber die russische Sprache, die er nach eigenem Geständniß nicht zu erlernen vermocht, urtheilt der Mann, der sechs Wochen auf russischen Eisenbahnen zugebracht, ebenso zuversichtlich, wie über die russische Literatur, die er lediglich an der Hand eines halben Dutzends fragwürdiger Uebersetzungen studirt hat und wie über diejenigen Theile des ausgedehntesten Reichs der Erde, in welche seine flüchtige Fahrt gar nicht gerichtet gewesen war. Kein Kapitel russischen staatlichen, kirchlichen, gesellschaftlichen, wissenschaftlichen oder künstlerischen Lebens, für welches er nicht ein Urtheil bei der Hand hätte, — kein Problem russischer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, dessen Lösung er nicht fertig aus der Tasche zu ziehen vermöchte! Dinge, auf deren Feststellung Landeskundige und Forscher von Beruf ein halbes Leben verwendet haben, ohne zu definitivem Abschluß

gelangen zu können, machen Herrn v. Löher nicht die geringste Schwierigkeit. Er weiß nicht nur, daß die Russen eine constitutionelle Verfassung brauchen, — er gibt sofort an, wie diese Verfassung beschaffen sein muß; die Aufgabe, die Lethargie der griechisch-orthodoxen Kirche zu überwinden, däucht ihm ebenso einfach, wie die Bekämpfung des Sectenwesens; mit dem modernen Nihilismus vermag er eben so rasch fertig zu werden, wie mit den nationalen und slavistischen Bestrebungen ältesten, neueren und neuesten Datums. Und wo er um das Geständniß einmal *nicht* herum kann, von einer Sache so gut wie Nichts zu wissen, hat Herr v. Löher zum Mindesten einen Gewährsmann bei der Hand, für dessen Zuverlässigkeit er sich eben so muthig verbürgt, wie für die Richtigkeit der eigenen, gewöhnlich aus dem Wagenfenster gemachten Beobachtung; wenn er aber einmal das Concept oder den Zusammenhang vollständig verliert, so schlägt er einen ergötzlichen alten Scribenten auf, dessen längst gegenstandslos gewordene Meinungsäußerungen über Moskovien ihrer naiven Form wegen auch da eine gewisse Wirkung thun, wo sie mit der behandelten Sache selbst nicht das Geringste gemein haben. — Entbehrliche und leichtfertige Bücher werden heut zu Tage in zu großer Anzahl in die Welt gesendet, als daß von einem einzelnen Erzeugniß dieser Art besonderes Aufheben gemacht werden dürfte. Von dem vorliegenden Buche eines Breiteren zu handeln, war indessen wegen des geachteten Namens nothwendig, der unter dasselbe gesetzt ist. Nirgend mehr wie in der Literatur gilt das Wort, daß böse Beispiele gute Sitten verderben und unsere deutschen literarischen Sitten sind den guten ohnehin nicht mehr zuzuzählen. Dazu kommt noch, daß Bücher, in denen Oberflächlichkeit und Schnellfertigkeit sich auf Unkosten *fremder* Nationen breit machen, dem politischen Credit des unsrigen wenig ersprießlich sind, weil sie peinliche Rückschlüsse auf den Grund *unserer* Reife nahe legen. Ganz direct aber werden Zweifel an unserer politischen Reife wachgerufen, wenn dergleichen Ausgeburten einer leichtgeschürzten Muse den — auch von Herrn v. Löher erhobenen — Anspruch auf den Dank (!) und die Berücksichtigung der Abgeurtheilten erheben. Es ist nur in der Ordnung, wenn in solchen Fällen dem Schaden auch noch der Spott zugefügt wird.

Die an letzter Stelle genannte Ugény'sche Schrift „*Rußland und England*“ ist dem Unnützesten zuzuzählen, was im Verlauf des letzten Jahres auf den deutschen Büchermarkt gebracht worden ist. Wem in der Welt kann an Beweisen dafür gelegen sein, daß Russen und Engländer grundverschiedene Völker, die russische und die großbritannische Monarchie Staaten sind, zwischen denen so gut wie gar keine Aehnlichkeit besteht und die in gewissem Sinne Gegensätze repräsentiren? Und versteht es sich bei solcher Verschiedenheit nicht von selbst, daß diese beiden Nationen einander vielfach falsch beurtheilen, daß ihre literarischen Repräsentanten einander mit unzutreffenden Urtheilen überschütten, und daß, wo die Interessen differiren, keine Sympathien bestehen? Vollends überflüssig erscheinen die von dem Verfasser beigebrachten Nachweise dafür, daß Hepworth Dixon, der Autor von „Free Russia“, und Grenville-Murray, der Urheber des Buches „The Russians of to-day“, außerordentlich mittelmäßige, schlecht unterrichtete und dabei leichtfertige Scribenten sind, und daß die Welt nichts verloren hätte, wenn diese Herren statt russische Forschungsreisen zu unternehmen, zu Hause geblieben wären: gibt es in Deutschland doch nicht zehn ernsthafte Leute, welche diesen dilettantischen Erzeugnissen Beachtung geschenkt hätten. Russische oder englische Versuche, die Mißverständnisse zwischen beiden Ländern zurechtzustellen und vor vorschnellen Aburtheilungen ihrer Angehörigen zu warnen, hätten allenfalls einen Sinn gehabt, — was mit einer in deutscher Sprache geschriebenen, im trivialsten Salonstil gehaltenen Auseinandersetzung über dieses Thema und mit des Verfassers fragmentarischen, vornehmlich mit Anekdoten gewürzten Bemerkungen über Englands innere und auswärtige Politik der letzten Menschenalter beabsichtigt worden, das ist durchaus unerfindlich. L.

Zur historisch-politischen Literatur.

1. Die Reden des Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen in den Parlamenten von 1847—1851. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Th. Riedel, Redacteur des Reichs- und Staatsanzeigers. Berlin, Karl Heymann's Verlag. 1881.

Jedermann wird begierig sein, diese Reden zu lesen; sie bilden ein höchst erwünschtes Supplement zu dem großen Quellenwerk „Fürst Bismarck" von Ludwig Hahn (Berlin, Wilhelm Hertz, 1878—1881, 3 Bde.), welches — wenn es in der Einleitung wol auch die früheren Jahre berührt — im Wesentlichen doch die Zeit von 1862—1879 umfaßt. Daß diese Sammlungen zu den wichtigsten Staatsschriften des Jahrhunderts gehören, leuchtet ohne Weiteres ein; aber in ihrem Zusammenhange besitzen sie noch ein anderes, intimeres Interesse, indem sie das Werden des großen Mannes zeigen. Wenn wir den Inhalt der vorliegenden Reden resumiren, so haben wir nicht den Eindruck von irgend etwas Unvereinbarem zwischen dem, was der Abgeordnete von Bismarck-Schönhausen gesprochen und dem, was der Minister, der Graf und der Fürst-Reichskanzler gethan hat: vielmehr drängt sich uns, indem wir diese Reden unter dem Lichte der nachfolgenden Ereignisse studiren, eine zeitweise, durch meisterhafte Benutzung dargebotener Gelegenheiten wol abgelenkte, in Wahrheit aber niemals unterbrochene Continuität auf, welche die mächtige Erscheinung, trotz aller scheinbaren Widersprüche, dennoch zu einer ganz einheitlichen macht. Manches, was der Abgeordnete vor den beiden Vereinigten Landtagen von 1847 und 1848, in der zweiten Kammer von 1849—50 und im Erfurter Parlament geredet, hätte der Reichskanzler nicht präciser und deutlicher auf einem der jüngsten Reichstage sagen können. Freilich liegt eine Periode dazwischen, in welcher Manches auch anders lautete: diejenige, welche die Mitwelt nicht in Parteien, in „Classen-, Rassen- und Massenhaß" zerklüftet, sondern um eine Fahne geeint sah und bei welcher daher auch Nachwelt und Geschichte wol am Liebsten verweilen werden. Doch überall — selbst da, wo man noch weit davon entfernt war, es allgemein anzuerkennen — ist der kühne Blick, das schneidige Wort, die rasche That und die Macht der Persönlichkeit; jener Persönlichkeit, die Bismarck ganz und voll eingesetzt hat, als es sich um die Erreichung des höchsten Zieles, die Neubegründung des Reiches handelte, mit welchem sein Name leben wird, wenn spätere, zweifelhaftere Versuche vielleicht längst durch die lebenskräftigern Gestaltungen einer folgenden unbefangeneren Generation überwunden sein werden. In diesem Betracht bieten die Reden des Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen nicht nur der zukünftigen Geschichtschreibung, sondern auch dem gegenwärtigen Leser ein unschätzbares Material, um dessen Anordnung und Uebersichtlichkeit der Herausgeber sich in hohem Maße verdient gemacht hat.

2. Eduard von Moeller, Oberpräsident von Elsaß-Lothringen. Ein Lebensbild von Dr. A. Schricker. Cassel, 1881. Verlag von Theodor Kay.

Eine kleine Schrift, welche man nicht ohne Bewegung lesen wird, und welche zu lesen, unter den heutigen Zeitläuften, nicht genug empfohlen werden kann. In schlichter, eindringlicher Weise wird hier das Leben eines Mannes, eines preußischen Beamten erzählt, welcher wol als das Muster seines Standes gepriesen und — wie bei feierlicher Gelegenheit die Universität Straßburg durch den Mund ihres derzeitigen Rectors aussprach — „in die Reihe jener Statthalter, Minister und Oberpräsidenten" gestellt zu werden verdient, „denen seit zwei Jahrhunderten die schwere Aufgabe zufiel, widerstrebende neue Provinzen dem Staate einzuverleiben und mit ihm zu versöhnen." Eine ernste und starke, zugleich aber auch tief humane Natur, welche die Gemüther

der Menschen mit dem Gebote der Pflicht, der Nothwendigkeit auszusöhnen verstand, frei von Eigennutz, bescheiden in ihren Ansprüchen an das Leben, von einer feinen und allgemeinen Bildung, einem weiten Interesse für die Wissenschaft, die Kunst, einer großen Selbständigkeit des Charakters — kein Büreaukrat; ein Mann, der in seinen Kreisen schöpferisch gewirkt, und dessen Loos es war, bei der unausbleiblichen Berührung mit einer härteren und rücksichtsloseren Kraft, von dieser zerdrückt zu werden. Zerdrückt, aber nicht ausgelöscht; was er vollbracht, das segensreiche Werk eines mühevollen und äußerlich nicht sehr glänzenden Lebens, ist damit nicht fortgewischt, noch wird es jemals sein Andenken werden. Er versuchte der von ihm vertretenen Sache die Herzen und die gute Meinung Derer zu gewinnen, die durch Annection oder Eroberung nur äußerlich gewonnen waren. Er zeigte, durch sein Beispiel, daß wenn in einigen Fällen Gewalt vor Recht gehen mag, in andern Liebenswürdigkeit doch noch vor Gewalt geht. Ein Correspondent des Pariser „Siècle" schildert ihn: „Abordable à tous, poli envers tous, serviable, toujours homme du monde, jamais grossier — il s'est concilié beaucoup de ceux, qui ont eu affaire à lui". Nicht viel mehr als ein Jahr, nachdem er — zur Disposition gestellt — aus der Verwaltung von Elsaß-Lothringen geschieden war, starb er am 2. November 1880 als Ehrenbürger von Cassel, in Cassel, dessen Bewohner, zur Zeit, da Moeller im Jahre 1866 Administrator des Kurfürstenthums war, von sich sagten: „Wir sind noch nicht gut preußisch, aber wir sind gut moellerisch." — Alles dies ruft das Schriftchen Dr. A. Schricker's uns in Erinnerung; ursprünglich als Nachruf in der „National-Zeitung" erschienen, haben wir es dankend anzuerkennen, daß uns die vorzügliche Biographie in dieser Form gegeben, würdig ausgestattet und geschmückt mit dem sympathischen Porträt Eduard von Moeller's.

ρ. Von **Baedeker's Reisehandbüchern** erhalten wir in neuen Auflagen:

1. Die Rheinlande von der Schweizer bis zur Holländischen Grenze. Einundzwanzigste Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1881.

Dies ist eigentlich der Baedeker: der Grundstock gewissermaßen aller der weitverbreiteten Reisehandbücher, welche die Namen ihrer Verleger, die zum Theil auch die Verfasser und immer die Mitarbeiter derselben waren, berühmt gemacht haben. Die hier zum einundzwanzigstenmal erscheinenden „Rheinlande" gingen aus einem anspruchslosen Bändchen vom Ende der zwanziger Jahre hervor, welches Karl Baedeker erwarb und das erst von ihm (1836) ungefähr die Gestalt erhielt, in welcher wir es heute kennen. Als der verdienstvolle Mann im Jahre 1859 starb, führten seine Söhne das Werk im Geiste des Vaters weiter und hielten es, unablässig daran schaffend, so sehr auf der Höhe der Zeit und der Bedürfnisse, daß Baedeker den „Murray" fast geschlagen und sogar in dessen eignem Land überflügelt hat. Ein Theil dieses Erfolges — abgesehen von ihren sonstigen trefflichen Eigenschaften — verdanken Baedeker's Reisehandbücher dem guten Judiz, sowie der strengen Gerechtigkeit in der Vertheilung von Lob und Tadel in Bezug auf die Gasthöfe. Wer Baedeker's „Stern" folgt, wird schwerlich fehlgehen und was eine solche Sicherheit auf Reisen werth ist, wird Jeder an sich selbst erfahren haben.

2. Paris und seine Umgebungen. Nebst Eisenbahnbauten durch das nördliche Frankreich. Zehnte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1881.

Eine der trefflichsten Leistungen der Baedeker-Literatur: ein zuverlässiger Führer in den Straßen, zu den Bauwerken, durch die Kunstsammlungen und in die landschaftlich, wie historisch so ausgezeichnete Umgegend von Paris. Die kartographischen Beilagen sind für die vorliegende Auflage neu revidirt und abermals vermehrt; die großen Uebersichts-, Special- und Omnibuspläne in einem besonderen Hefte vereinigt, welches sich leicht aus dem Buch ablösen läßt, und der Hauptplan in drei verschiedenfarbig gedruckte Abschnitte zerlegt: ein sinnreiches Verfahren, durch welches die Benutzung außerordentlich bequem gemacht wird.

3. Die Schweiz nebst den angrenzenden Theilen von Oberitalien, Savoyen und Tirol. Neunzehnte neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1881.

Daß die „Neubearbeitung" hier nicht nur auf dem Titel verzeichnet, sondern in der That geschehen ist, ergibt sich aus einer Vergleichung dieser 19. Auflage mit der vor zwei Jahren erschienenen 18. Aufl. Letztere enthielt 460 Seiten Text, erstere dagegen 480 Seiten; auch die Zahl der Karten ist in ihr um zwei vermehrt worden. In dieser bereicherten Gestalt wird das bewährte Buch einer neuen Schar von Reisenden das Geleite geben zu den lieblichen Thälern und traulichen Städten, zu den Seen und Alpeneinsamkeiten des gesegneten Schweizerlandes.

μλ. *Ἔσπερος. Σύγγραμμα περιωδικὸν μετὰ εἰκόνων, δὶς τοῦ μηνὸς ἐκδιδόμενον ἐν Λειψίᾳ. Ἔτος Α'.* 1881.

Die illustrirte griechische Zeitschrift „Hesperos", welche nach dem Muster deutscher u. a. Familienblätter redigirt in würdiger Ausstattung und correctem Druck bei Drugulin in Leipzig zu erscheinen beginnt, darf mit Recht in seinem Prospekte den Verdacht „Eulen nach Athen zu tragen" von sich abweisen. Was in Athen neben einer unglaublichen Menge politischer Zeitungen und Winkelblätter an Bilderjournalen erscheint, gehört wahrlich mit Druck und Holzschnitt zu den Incunablen der vervielfältigenden Künste. Die wenigen auf dem Boden Griechenlands erwachsenen Publicationen nach „europäischem" Schnitt erinnern zunächst noch allzusehr an das Treibhaus. So druckt das deutsche Reich, welches mit erheblichen Kosten eine wissenschaftliche Zeitschrift in Athen unterhält, mit deutschen Lettern auf Papier aus Dalmatien, während die lithographischen Tafeln, die Stiche, Lichtdrucke u. s. w. in Berlin hergestellt werden.

Wenn somit die Fremde vorläufig die geeignetere Pflanzstätte für griechische Privatunternehmungen der genannten Art ist, so dürfen wir es als ein gutes Zeichen begrüßen, daß die Herausgeber Deutschland zum Mittelpunkt derselben gemacht haben. Die erste Lieferung, welche uns vorliegt, bringt Uebersetzungen aus dem Deutschen („byzantinische Bilder"), Abbildungen aus Werken deutscher Künstler (Wünnenberg) oder Gelehrten (den Paß von Montenegro, nach Haase) und verziert ihren Text mit Citaten aus Schiller. Die werthvollste Gabe ist unzweifelhaft Goethe's „Iphigenie auf Tauris" in griechischer Uebersetzung von Alexander Rhangabé, gegenwärtig griechischem Gesandten in Berlin.

Vor Allem durfte Jung-Griechenland nicht verzichten auf sein eigenstes Gebiet, den Boden und die Schätze des Alterthums. Die neugefundene Athena Parthenos, eine Copie nach dem Goldelfenbeinbilde des Phidias, nimmt denn auch mit Nachdruck die erste Stelle ein. Auch die ägyptische und selbst die mexikanische Archäologie finden wir (mit einer Biographie und dem Portrait Mariettes und einer Schilderung der Ruinenstätte von Uxmal „des amerikanischen Pompeji") berücksichtigt. Wenn es daneben unwillkürlich befremdet, ein Salonbild neuesten Genres mit der Unterschrift: „*Κυρία καὶ παίζουσα γαλῇ*" (Wünnenbergs „Mädchen mit einer Katze spielend") nach Größe und Ausführung sogar den künstlerischen Löwenantheil davontragen zu sehen, so besinnen wir uns doch bald, wie Unrecht es wäre, ein modernes Volk um seiner Vorfahren willen zu ewiger „Classicität" zu verurtheilen. Noch eine Bemerkung. Der eigenthümliche landschaftliche Charakter des inneren Griechenlands ist noch wenig durch allgemein zugängliche Abbildungen erschlossen, auch den griechischen Landsleuten nicht, an die sich das Blatt in erster Linie wendet. Der Grieche ist im Allgemeinen kein Freund des zwecklosen Herumstreifens im Lande. In „Europa" aber wird Griechenland immer beliebteres Reiseziel. Warum also nach Montenegro schweifen?

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 10. August zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ariost's Rasender Roland. Illustrirt von Gustav Doré. Mit 81 großen Bildern und 525 in den Text gedruckten Holzschnitten. Metrisch übersetzt von Hermann Kurz. Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Paul Heyse. Lfg. 17—20. Breslau, S. Schottlaender.

Bäder und Sommerfrischen. Lebens- und Landschaftsbilder von den beliebtesten Kurorten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. In Schilderungen von B. Blüthgen, L. Herbert, E. Hocker, L. v. Hormann, Wold. Kaden, Rud. Kleinpaul, R. Pohl, P. K. Rosegger, A. Silberstein, Fr. Wernick. Illustrirt von den ersten Landschafts- und Genremalern. Lfg. 2. Leipzig, Edw. Schloemp. 1881.

Beiträge zur Entdeckungsgeschichte Afrika's. — 4. Heft. Reisen im südwestlichen Becken des Congo von Otto H. Schütt. Nach den Tagebüchern und Aufzeichnungen des Reisenden bearbeitet und herausgegeben von Paul Lindenberg. Mit 3 Karten von Dr. Richard Kiepert. Berlin, Dietr. Reimer. 1881.

Berger. — Katechismus des Girowesens. Von Carl Berger, Oberbeamter der Steiermärkischen Escompte-Bank. Mit 13 in den Text und 8 besonders gedruckten Formularen. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

Bluntschli. — Gesammelte kleine Schriften von J. C. Bluntschli. Zweiter (Schluss-) Band. Aufsätze über Politik und Völkerrecht. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhdlg. 1881.

Brockhaus. — Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken nach Briefen und andern Aufzeichnungen geschildert von seinem Enkel Heinrich Eduard Brockhaus. 3. Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1881.

Buchner. — Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Von Wilhelm Buchner. 2. Lfg. Lahr, M. Schauenburg. 1881.

Collection Spemann. Deutsche Haus- und Hausbibliothek. Band 5. Auf Waldwegen von August Becker. Mit einer Einleitung von Joseph Kürschner. Band 6. Russische Novellen von Nikolas Gogol. Mit einer Einleitung von Friedrich Bodenstedt. Stuttgart, W. Spemann. 1881.

Darwinistische Schriften. Nr. 11. Die Grundgedanken des Materialismus und die Kritik derselben. Ein Vortrag von Professor Dr. Fritz Schultze. Leipzig, E. Günther's Verlag. 1881.

Drechsler. — Illustrirtes Lexikon der Astronomie und der Chronologie nebst den astrognostischen und astrologischen Benennungen und den zugehörigen Bezeichnungen aus anderen Wissenschaftszweigen. Von Adolph Drechsler, Director des Königl. math.-phys. Salons zu Dresden. Mit 180 in den Text gedruckten Figuren und Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

Elcho. — Der Wandervogel und andere Geschichten von Rudolf Elcho. Berlin, A. Hofmann & Co. 1881.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Schulrath Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. Wittstein, Prof. Dr. von Zech. I. Abthlg., 22. Lfg. Enthält: Handbuch der Mathematik. 9. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1881.

Erholungsstunden. Neue deutsche Romanzeitung. 1881. Heft 9. 10. Breslau, S. Schottlaender.

Esselborn. — Des Pfalzgrafen Tochter. Ein episches Gedicht von Karl Esselborn. 8. Aufl. Darmstadt, K. Esselborn's Selbstverlag. 1881.

Esselborn. — Bleifederskizzen von Karl Esselborn. Darmstadt, K. Esselborn's Selbstverlag. 1881.

Falke. — Die Kunst im Hause. Geschichtliche und kritisch-ästhetische Studien über die Decoration und Ausstattung der Wohnung von Jacob von Falke. 4. verm. Aufl. Mit circa 6 Farbendruckbildern, 50 Lichtbildern und Tondruckplatten und mehr als 220 Holzschnitt-Illustrationen im Texte. Heft 5. 6. Wien, C. Gerold's Sohn. 1881.

Farina. — Nonno! Novella di Salvatore Farina. Torino, Roux e Favale. 1881.

Ferschke. — Im Rock des Königs. Erinnerungen und Geschichten aus dem Soldatenleben von Hermann Ferschke. Hamburg, G. E. Nolte. 1881.

Filet-Guipure-Album. Eine Sammlung stilvoller praktisch ausgeführter Original-Muster. Nebst illustrirter Anleitung von Erna von Manteuffel. Heft 1. Harburg, G. Elkan.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie, unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Ludwig Eisenlohr und Carl Weigle, Architekten in Stuttgart. 19. Jahrg. Heft 8. Stuttgart, J. Engelhorn. 1881.

Grassmann. — Das Weltleben oder die Metaphysik. Von Robert Grassmann. Stettin, R. Grassmann. 1881.

Guttzeit. — Worin besteht unsere Unsterblichkeit? Ein Beitrag zur Versöhnung des Gefühls mit der Einsicht. Von Hans Guttzeit. Berlin, H. Th. Mrose. 1881.

Hartner. — Severa. Eine Familiengeschichte von E. Hartner. 2. Bde. Leipzig, C. Reißner. 1881.

Hausner, Otto, Budgetrede vom 29. April 1881. Wien, L. Rosner. 1881.

Heimgarten. Eine Monatsschrift, gegründet und geleitet von P. K. Rosegger. V. Jahrg. Heft 11. August 1881. Graz, Leykam-Josefsthal.

Heldt. — Ewige Liebe. Novelle in Versen von E. Heldt. Mit einem Titelbild in Stahlstich. Stuttgart, D. Gundert. 1881.

Henzen. — Bettina de Monk. Ein modernes Schauspiel in vier Acten von Wilhelm Henzen. Berlin, Friedr. Luckhardt. 1881.

Hesse-Wartegg. — Mississippi-Fahrten. Reisebilder aus dem amerikanischen Süden (1879—1881) von Ernst von Hesse-Wartegg. Mit vielen Abbildungen. Leipzig, C. Reissner. 1881.

Hillern. — Jugendträume von Hermine von Hillern. Stuttgart, C. Krabbe. 1881.

Hirschfeld. — Ophelia. Ein poetisches Lebensbild von Shakespeare, zum ersten Male im Lichte ärztlicher Wissenschaft zugleich als Beitrag zur ästhetischen Kritik der Tragödie „Hamlet". Eine Monographie für gebildete Leser aller Stände von Dr. Hirschfeld, prakt. Arzt zu Danzig. Danzig, E. Gruhin. 1881.

Hohenzollern, Die, und das **Deutsche Vaterland,** von Dr. R. Graf Stillfried-Alcantara und Professor Dr. Bernhard Kugler. Illustrirt von den ersten deutschen Künstlern. Lfg. 7. 8. München, Friedr. Bruckmann's Verlag. 1881.

Hübner. — Ein Spaziergang um die Welt von Alexander Freiherrn von Hübner. Mit ca. 350 Abbildungen. Lfg. 20—22. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1881.

Kant. — Nachträge zu Kant's Kritik der reinen Vernunft. Aus Kant's Nachlass herausgegeben von Benno Erdmann. Kiel, Lipsius & Tischer. 1881.

Kirchner. — Katechismus der Logik. Von Friedrich Kirchner. Mit 36 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

Klassiker, Militärische, des In- und Auslandes. Mit Einleitungen und Erläuterungen von W. v. Scherff, v. Taysen, v. Boguslawski, Frh. v. d. Goltz und Anderen herausgegeben von G. v. Marées. — 9. Heft: Napoleon I. Militärische Schriften (Schluss). Erläutert und mit Anmerkungen versehen durch Boie. — Scharnhorst. Militärische Schriften I. Erläutert und mit Anmerkungen versehen durch Frh. v. d. Goltz. — 10. Heft Jomini: „Abriss der Kriegskunst" II., übersetzt, erläutert und mit Anmerkungen versehen durch v. Boguslawski. — Heft 11. Scharnhorst. Militärische Schriften II. (Schluss). Erläutert und mit Anmerkungen versehen durch Frh. v. d. Goltz. Berlin, F. Schneider & Co. 1881.

Klein & Thomé. — Die Erde und ihr organisches Leben. Ein geographisches Hausbuch von Dr. Klein und Dr. Thomé; Seitenstück zu v. Hellwald's Erde und ihre Völker. Lfg. 45—48. Stuttgart, W. Spemann.

Koch. — Recensenten-Ungebühr. Ein kleiner Beitrag zur Beleuchtung der liter. Corruption. Von B. M. W. Koch. Berlin. H. Th. Mrose. 1881.

Konversations-Lexikon, Illustrirtes, der Gegenwart. Nachschlagebuch für Haus und Familie zum täglichen Gebrauch. Mit etwa 1500 Textabbildungen, 20—25 Extrabeigaben, Karten, Plänen ꝛc. Lfg. 8—10. Leipzig, O. Spamer. 1881.

Kreiss. — Theophilosophie. Vereinigung der Theologie und Philosophie. Von Kreiss, evang. Prediger z. Z. pastor emeritus. Berlin, H. Th. Mrose. 1881.

Kretschmer. — Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum 19. Jahrhundert von Albert Kretschmer und Dr. Carl Rohrbach in Gotha. 2. Aufl. 16. u. 17. Lfg. Leipzig, J. G. Bach's Verlag

Laban. — Auf der Haimburg. Eine Dichtung von Ferdinand Laban. Wien, C. Konegen. 1881.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Erwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING LIST APR 1 1935

AP
30
D4
Bd.28

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY